This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00037088 6

(Sprenger)
KBD
650 7 8
[illegible]

Bibliothek
der
neueſten und wichtigſten
Reiſebeſchreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten geſammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgeſetzt
von
T. F. Ehrmann.

Drei und dreißigſter Band.

Mit Kupfern und Charten.

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1807.

Jakob Grant's
Königl. Großbritannischen Schiffs-Lieutenant's

Bericht
von einer Entdeckungs-Reiſe
nach
Neu-Süd-Wallis.

Gethan in dem Schiffe Lady Nelſon, in den Jahren 1800, 1801 und 1802.

Aus dem Engliſchen.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK.

Mit einer Charte.

Weimar
im Verlage des F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1807.

Vorrede.

Dem Zwecke der Bibliothek der neueſten und intereſſanteſten Reiſebeſchreibungen gemäß, alle, neuere wirkliche Erweiterungen der Erdkunde und ihrer Hülfswiſſenſchaften und Künſte zu umfaſſen, konnte Lieutn. Grant's Reiſebericht über die mit einem ſchwachbemannten Schiffchen (nach der von Capt. Schank vorgeſchlagenen Bauart) vollendete Reiſe von England um das Kap nach Neu-Süd-Wallis, in derſelben nicht fehlen, wenn er auch zum Theil Manches nur wenig Belehrende zu enthalten ſcheinen ſollte.

Das Original, welches zu London 1803 bei T. Egerton herausgekommen iſt, führt folgenden

weitläuftigen Titel, der zugleich als Inhaltsverzeichniß dienen kann:

The Narrative of a Voyage of Discovery performed in His Majeſty's Veſſel the Lady Nelſon of ſixty tons burthen, with ſliding keels in the years 1800, 1801 and 1802 to New-South-Wales. By *Jam. Grant* Lieutn. in the Royal Navy. — Including Remarks on the Cape de Verd Islands, Cape of Good Hope, the hitherto unknown parts of New-Holland diſcovered by him in his paſſage (the firſt ever attempted from Europe) through the ſtrait ſeparating that Island from the Land diſcovered by Van Diemen, together with various details of his interviews with the Natives of New-South-Wales; obſervations on the soil, natural productions, etc. not known or very ſlightly treated of by former Navigators; with his Voyage home in the brig Anna Joſepha round Cape Horn and an Account of the preſent ſtate of Falkland-Islands. — To which is prefixed: an account of the origin of ſliding keels and the advantages reſulting from their uſe; with an appen-

dix of orders, certificates and examinations, relative to the trial-cutter. XXVI. und 195 S. 4. Mit Kupfern und einer Charte.

Die Kupfer ſind nach dem Plane dieſer Sammlung weggeblieben, die Charte hingegen verkleinert, ohne daß jedoch etwas Weſentliches auf ihr vermißt würde, beigefügt worden.

Die Einleitung, die Geſchichte der Sliding Keels betreffend, iſt ſo wie der Anhang weggelaſſen, (letzterer enthält einige Zeugenverhöre über die Güte der Erfindung des Capt. Schank ſtatt eines feſtſtehenden Kieles am Schiffe ein oder mehr auf- und ab- bewegliche Kielhölzer anzuwenden), da eines Theils dieſe intereſſante Erfindung dem Liebhaber der Erdkunde und dem Kenner der Schiffahrt aus öffentlichen Blättern ſchon hinreichend bekannt iſt, und andern Theils mancher unſerer Leſer ſolche vielleicht entbehrlich finden würde.

Auch iſt Hrn. Grant's Schrift nur auszugsweiſe überſetzt worden. Der Ueberſetzer hat ſich übrigens, wie man aus der Vergleichung mit dem Originale ſehen kann, möglichſt treu an daſſelbe ge-

halten, und der Herausgeber glaubt hier nur noch bemerken zu müſſen, daß Hr. Grant mit ſehr kleinen Hülfsmitteln für die Bekanntſchaft mit einem bis dahin noch immer unbekannten Continente mehr gethan hat, als eine neuerlich mit reichen Hülfsmitteln aller Art trefflich ausgeſtattete Expedition durch die Schuld ihres Führers, wie man ſagt, thun konnte. Weimar, d. 25. April 1807.

Inhalt
des drei und dreißigsten Bandes.

I. Jakob Grant's Bericht von einer Entdeckungs-Reiſe nach Neu-Süd-Wallis. Aus dem Engliſchen. Mit einer Charte.

II. Beſchreibung der Inſel St. Helena. Aus dem Engliſchen. Mit einem Kupfer.

III. J. P. Bellaire's Beſchreibung der vormals venetianiſchen Inſeln und Beſitzungen im joniſchen Meere oder der jetzigen Republik der ſieben vereinigten Inſeln. Aus dem Franzöſiſchen. Mit einer Charte.

Jakob Grant's
Bericht
von einer Entdeckungsreiſe
nach
Neu = Süd = Wallis.

Am 13ten Januar, 1800, legte das Schiff Lady Nelſon aus der Deadmanns = Docke auf die Themſe aus, nachdem es zuvörderſt ſeine ſämmtliche Mannſchaft, nebſt den benöthigten Schiffs = und Mund-Vorräthen, an Bord genommen hatte, zugleich auch mit allen zur Erbauung und Ausrüſtung eines eben ſo großen Fahrzeugs erforderlichen Materialien, verſehen worden; nur allein das Holz ausgenommen, welches man in Neu = Süd = Wallis, oder, im Fall eines Schiffbruchs, auch ſonſt wo, bekommen konnte. Die Mundvorräthe waren für funfzehn Mann auf neun Monate berechnet, und das Waſſer auf ſechs Monate. Erſtere waren ſammt und ſonders von der beſten Beſchaffenheit; auch waren wir reichlich mit antiſcorbutiſchen Mitteln verſorgt.

Den 16ten Jenner kamen wir zu Graveſend an. Als wir die Themſe hinabfuhren, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Vergnügen, daß unſer Schiff ungemein gut ſegelte; wiewohl es übrigens faſt alle, die uns vorbei fahren ſahen, als etwas Neues anſtaunten, und Jeder eines oder das andere dagegen einzuwenden hatte, daß ein ſo kleines Fahrzeug dazu beſtimmt ſey, eine ſo weite Reiſe zu machen. Man nannte es nicht anders, als Seiner Majeſtät Zunderbüchſe (Tinder-box).

Den 17ten erhielt die Mannſchaft ihre auf der Themſe gewöhnliche Löhnung, und die, welche Bürgſchaft ſtellen konnten, bekamen ſie auf zwei Monate voraus. Ueberhaupt äußerte die Regierung gegen die Mannſchaft der Lady Nelſon ſehr liberale Geſinnungen.

Den 20ſten kamen wir in den Dünen an. Als wir den Strom hinabfuhren, war derſelbe mit einem dicken Nebel bedeckt, welches die Folge hatte, daß wir dem Brake (einer unter dem Waſſer verborgenen Klippe) zu nahe kamen, und zuverläſſig geſtrandet wären, wenn wir die Gefahr nicht zu rechter Zeit an dem Umſtande bemerkt hätten, daß ſich das hinterſte Kielholz in die Höhe ſchob *). Wir giengen in den Dünen in fünf Klaftern

*) Das Schiff Lady Nelſon war, anſtatt des gewöhnlichen Kiels, mit drei beweglichen Kielhölzern (Sliding Keels) verſehen, welche ſich auf und nieder ſchieben laſſen, und

Waſſer vor Anker, und zwar ſo, daß uns das ſüdliche Vorland ſüdweſtlich gegen Weſten halb ſüdlich, und Sanddown Caſtle gegen Norden nordweſtlich lag. Der Wind gieng ſehr ſtark, und nach dem Wetter zu urtheilen, konnten wir voraus ſehen, daß er an Heftigkeit zunehmen werde, welches denn auch wirklich mit dem Eintritte der Ebbe geſchah. Wir rafften daher, ehe es völlig Nacht wurde, alle Segel ein, und verſchafften unſerem Schiffe, durch Verlängerung des Ankertaues, einen freiern Spielraum. Die Kielhölzer thaten bei dieſer Gelegenheit überaus große Dienſte; denn ſie verhinderten, daß das Schiff nicht zu ſtark von den Wellen herumgeſchleudert wurde, und folglich das Takelwerk keine Noth litt. Es lag eben damals eine ſtarke nach Weſten beſtimmte Convoy in den Dünen, deren Abfahrt ſich ſeit beinahe vier Wochen, wegen widriger Winde, die immer aus Weſten wehten, verzögert hatte. Den 23ſten des Abends, als die Fluth eintrat, wehte der Wind heftig aus Süden ſüdweſtlich und die See gieng ſehr hohl. Nachts um eilf Uhr geſchahen in offener See mehrere Nothſchüſſe, und verſchiedene Schiffe trieben bei uns vorüber. Als wir bemerkten, daß ſich die Lady

die Schiffe dadurch in den Stand ſetzen, mit voller Ladung, über Klippen und Untiefen wegzufahren. Die engliſche Marine hat dieſe wichtige Erfindung dem Schiffskapitän Schank zu danken, der im Jahr 1774, zur Zeit des amerikaniſchen Krieges, und zwar zu Boſton, für Rechnung des Lord Percy, nachherigem Herzogs von Northumberland, das erſte Fahrzeug dieſer Art bauete.

Anm. d. Ueb.

Nelſon ebenfalls losgemacht hatte, ließen wir ſogleich noch einen Anker fallen, der das Schiff wieder feſt hielt, ſo daß es, ſo lange der Sturm dauerte, nicht von der Stelle wich. Des andern Morgens ſahen wir ſechs Schiffe am Ufer, die ihre Maſten verloren hatten, und auf offener See erblickten wir noch zwei andere, ohne Maſten und Bugſpriete. Ich muß offenherzig geſtehen, daß mir dieſer Vorfall, ſo ſehr er jenen Schiffen zum Nachtheil gereichte, überaus viel Vergnügen machte, in ſo fern nämlich meine Leute dadurch von der trefflichen Beſchaffenheit des Schiffs überzeugt werden mußten, in welchem ſie eine ſo weite Reiſe zurücklegen ſollten; beſonders da man ihnen gegen daſſelbe allerlei Vorurtheile beigebracht, und unter andern die Sage verbreitet hatte, daß es ſchwerlich im Stande ſeyn werde, dieſe langwierige Fahrt auszuhalten. Je mehr der Tag zunahm, deſto mehr ließ die Heftigkeit des Windes nach, und gegen Abend wehte ein ſanftes Lüftchen in gerader Richtung aus Weſten. Den 26ſten ſtürmte der Wind abermals ſehr heftig aus Weſten gegen Süden; da wir uns aber durch dieſelben Anſtalten, wie vor einigen Tagen, dagegen in Sicherheit ſetzten, ſo bemerkte ich mit vielem Vergnügen, daß unſer Schiffchen feſt vor Anker lag und kein Waſſer ſchöpfte. Da jedoch der Wind unausgeſetzt anhielt, und immer aus Südweſten kam, ſo fand ich es der Klugheit gemäß, meine Ladung ſo viel wie möglich in Sicherheit zu bringen; zumal da mehrere Schiffe, in eben dieſer Abſicht nach Ramsgate ſegelten. Als ich hierzu Erlaubniß erhalten und einen Lootſen an Bord genommen hatte, liefen wir ebenfalls in

den daſigen Haven ein, mußten hier aber, da wir immer den nämlichen Wind hatten, bis zum 7ten Februar liegen bleiben, wo er ſich endlich gegen Norden umſetzte. Am Abend des gedachten Tages ſegelten wir ab, und des andern Morgens befanden wir uns zu Spithead. Die Lady Nelſon ließ bei dieſer Gelegenheit alle andern Schiffe, welche ſie auf dieſer Fahrt antraf, und die mit ihr von gleicher Größe waren, im Segeln weit hinter ſich.

Den 9ten Februar giengen wir im Haven von Portsmouth vor Anker, und ſteuerten von da nach Gosport, um hier die nach den weſtlichen Gegenden beſtimmte Convoy zu erwarten, zugleich auch an unſern Booten noch eines und das andere zu verändern, u. dgl. Da wir bis jetzt nicht mehr als zwei meſſingene Kanonen an Bord hatten, ſo gab man uns hier deren noch vier, die drei bis vier Pfund ſchoſſen. Mit kleinem Gewehr und dazu gehöriger Ammunition wurden wir ebenfalls verſehen; auch ergänzten wir unſern Mundvorrath, und nahmen noch überdies eine Partie eichene Planken an Bord, um nöthigenfalls unſere Kielhölzer (sliding Keels) ausbeſſern zu können. Hierdurch ward unſer Schiff ſo ſehr belaſtet, daß es neben dem Gange nur noch zwei Fuß und drei Zoll hoch aus dem Waſſer ſtand. Es gab Leute, die, als ſie unſer Schiff in dieſem Zuſtande ſahen, geradezu erklärten, daß es ſchlechterdings nicht dazu tauge, eine ſo weite Reiſe zu unternehmen. Es koſtete mir daher unendlich viel Mühe, meine Mannſchaft beiſammen zu halten, zumal da der Tag unſerer Abfahrt

immer näher herbeikam. Die Leute wurden äußerſt miß-vergnügt, und wenn mir einer oder der andere davon lief, ſo war ich nicht im Stande ſeine Stelle zu erſetzen, weil die Agenten, welche die oſtindiſche Flotte und andere Schiffe, die zur Abfahrt bereit lagen, mit Mannſchaft verſahen, Alles auffiſchten, was ſie nur irgend erreichen konnten. Sie ließen ſich äußerſt angelegen ſeyn, einige junge Leute abſpenſtig zu machen, die ſich bey mir an Bord befanden, und um ſo leichter zu verführen waren, da man ihnen vorſtellte, daß mein Unternehmen nicht nur mit den größten Gefahren verbunden, ſondern völlig unausführbar ſey.

Den 15ten März erhielt ich einen Beſuch von meinem Freunde, dem Capitain Schank und Herrn Bayley, Mitgliede der königl. Akademie zu Portsmouth. Beide machten die Bemerkung, mein Schiff gehe zu tief im Waſſer, ob ich gleich weiter nichts an Bord hätte, als was unumgänglich nöthig ſey. Ich gab ihnen zur Antwort, wenn wir eine Zeitlang in See wären, und einen Theil unſers Brennholzes und unſerer Lebensmittel conſumirt hätten, ſo würde das Schiff ſchon ins Gleichgewicht kommen.

Den 16ten des Abends war Alles auf unſerm Schiffe in Bereitſchaft, um mit dem erſten günſtigen Winde in See zu gehen. In dieſer Woche hatte ſich mein Schiffsvolk um zwei Mann vermindert. Den einen hatte ich wegen Krankheit ans Land ſchicken müſſen; der andere war davon gelaufen, nachdem er mir zuvörderſt einige

Kleidungsſtücke entwendet hatte. Da ſich in der Nacht vom 16ten zum 17ten ein günſtiger Wind erhob, ſo ließ Capitän Durham, als Befehlshaber des Anſon, des andern Morgens der Convoy das Signal geben, ſogleich unter Segel zu gehen. Wir lichteten die Anker, und nahmen einen Lootſen an Bord, der uns auf ausdrücklichen Befehl des Capitän Patton, Agenten der Transportſchiffe zu Portsmouth, zugeſchickt wurde. Mit wahrem Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit, dieſem wackern Manne für alle Sorgfalt und Güte, die er, ſo lange ich unter ſein Departement gehörte, gegen mich an den Tag legte, hier öffentlich meinen pflichtſchuldigen Dank abzuſtatten. Während der Zeit, daß das Ankertau aufgewunden ward, war mein Schiffszimmermann, der hiebei hülfreiche Hand leiſtete, und an dieſem Tage zu Ehren ſeines Schutzpatrons (des heiligen Patrizius) ein Glas zu viel getrunken hatte, im Dunkeln davon gelaufen. Die Entweichung dieſes Mannes ſetzte mich weit mehr in Verlegenheit, als wenn ich ſtatt ſeiner drei andere von meinen Leuten eingebüßt hätte. Da mir jedoch Alles daran gelegen war, unter Segel zu gehen, ſo mußte ich meinen Verluſt, obgleich wider Willen, verſchmerzen. Was mich jedoch wieder beruhigte, und mich hauptſächlich veranlaßte, ohne Zimmermann abzureiſen, war dies, daß ich mich auf die Stärke der Lady Nelſon verlaſſen konnte. Sie war ganz neu gebaut, und ich hatte mich überzeugt, daß ſie ein tüchtiges Seeſchiff ſey. Da ich mit Reiſepäſſen an alle, zur damaligen Zeit mit meinem Souverän im Kriege begriffenen, Mächte verſehen war, ſo hatte ich feſt beſchloſſen,

wenn mir ein Unglück widerführe, in den erſten beſten Haven einzulaufen: aber nichts auf der Welt, als nur die dringendſte Nothwendigkeit würde mich dazu bewogen haben, dieſen Verſuch zu wagen. Gegen eilf Uhr Vormittags kamen wir aus St. Helen's, und nun ließ Capitän Durham den Schiffen den Befehl zugehen, ſo nahe als möglich bei einander zu bleiben. Des Mittags wehte der Wind ziemlich ſtark aus Norden. Den 18ten Abends ſechs Uhr entfernten wir uns von Dunnoſe, auf der Inſel Wight, welche oſtwärts nach Norden zu fünf Meilen weit von uns lag. Da die Luft ſehr neblicht und dick war, ſo verloren wir bald nachher das Land aus den Augen, und nahmen nun Abſchied von England. Mit Einbruch der Nacht war faſt kein Wind mehr zu ſpüren, ſo daß manche Oſtindienfahrer die Wellen viel ſchneller durchſchnitten, als wir.

Den 19ten ſchickte der Commodore einen Officier zu uns an Bord, und ließ uns ſagen, wir würden am beſten thun, wenn wir nach Falmouth ſteuerten, und hier die Gelegenheit abwarteten, unſere Fahrt in Geſellſchaft der Flotte, die nach Weſtindien beſtimmt ſey, weiter fortzuſetzen, weil wir viel zu ſchwer ſegelten, als daß wir den Oſtindienfahrern folgen könnten. Da ich jedoch freie Wahl hatte, ſo hielt ich es für rathſamer, meine Fahrt fortzuſetzen, da ich, wenn der Wind nicht zu ſtark wehte, allerdings im Stande war, den übrigen Schiffen zu folgen.

Als ſich aber den 20ſten ein heftiger Wind erhob,

und ſich die See in ziemlich hohen Wogen aufthürmte, ſah ich, daß die Flotte immer weiter von uns abkam. Da nun der Wind immer ſtärker wurde, und die See ärger zu toben anfieng, ſo war ich genöthigt, unſere kleinen Segel einreffen zu laſſen, da hingegen die großen Schiffe ihre Steuerſegel aufſetzten, die nicht viel kleiner waren, als die unſrigen zuſammen genommen. Hieraus erſieht man, daß große Schiffe bei ſtürmiſchem Wetter viel ſchneller ſegeln, als kleinere, beſonders wenn ſie nicht tief im Waſſer gehen; und der Grund hievon liegt bloß darin, daß erſtere viel größere (wenn gleich eben ſolche) Segel aufſetzen, als letztere.

Wenn ein Schiff, das tief im Waſſer geht, zwiſchen zwei Wellen geräth, ſo wird dadurch ſein Lauf ganz außerordentlich erſchwert, und dieſer Umſtand wirkt auf kurzgebaute Fahrzeuge weit ſtärker, als auf lange. Nachmittags rief uns Capitain Grant, Befehlshaber des Oſtindienfahrers Brunswick, durch's Sprachrohr zu, er habe vom Commodore Befehl erhalten, die Lady Nelſon ins Schlepptau zu nehmen. Dieſer Antrag war mir nun freilich ſehr unangenehm; doch mußte ich zugleich erwägen, daß ich mich vielleicht einiger Verantwortlichkeit ausſetzte, wenn ich ihn ausſchlüge. Nach einer Beobachtung, die wir an demſelben Nachmittage veranſtalteten, befanden wir uns in 49° 3′ nördlicher Breite, und die Länge ſchätzten wir auf 9° 47′ 26″ weſtlich von Greenwich. Sonach ſchifften wir gerade auf demſelben Striche, den die feindlichen Kreuzer hielten. Indeß hatte ich (da die Jahreszeit ſchon ziemlich weit

vorgerückt war, und die mit einer Winterreiſe nach dem Kap vereinbarten Unbequemlichkeiten hiebei auch mit in Anſchlag gebracht werden mußten) weit mehr Urſache, mich vor dem Anhalten zu fürchten, als zu beſorgen, daß die mit uns in Krieg verwickelten Seemächte gegen Treue und Glauben handeln und meine Reiſepäſſe nicht reſpectiren würden; wiewohl übrigens der Umſtand allerdings auch berückſichtigt zu werden verdiente, daß vielleicht einige auf meinem Schiffe befindliche Effecten in Beſchlag genommen, und ſodann meine mathematiſchen Inſtrumente, an deren Erhaltung mir vorzüglich gelegen ſeyn mußte, leichtlich verdorben werden, oder wohl gar verloren gehen könnten. Demnächſt war ich überzeugt, daß unſer Schiff, wenn es gehörig bugſiert würde, nicht nur keinen Schaden nehmen, ſondern auch dem Feinde deſto leichter entgehen könne. Hiezu kam noch der Umſtand, daß ich weder einen Zimmermann, noch ſonſt einen Handwerker an Bord hatte, der im Stande war, ſeine Stelle zu vertreten. Alle dieſe Gründe trugen vereint dazu bei, mir den gethanen Vorſchlag gefallen zu laſſen, zumal da Capitain Grant ihn mit der Verſicherung begleitete, daß unſer Schiff freien Spielraum behalten ſolle. Demzufolge nahmen wir das eine Ende des Schlepptaues an Bord, und machten ſogleich die Bemerkung, daß das Schiff ungemein gut bugſiert wurde.

Seit der Zeit, daß wir in See gegangen waren, hatten wir faſt immer ſchlechtes Wetter, trüben Himmel, und mehr oder weniger Regen, ſo daß ich verhin-

dert ward, verſchiedene äußerſt nothwendige Veranſtaltungen zu treffen. Unter anderen hatte ich in den Verdecken und an den oberen Theilen des Schiffs verſchiedene kleine Oeffnungen bemerkt, worüber wir uns um ſo mehr ärgerten, da ſie bloß von der Fahrläſſigkeit und Unachtſamkeit der Werkleute herrührten, die das Schiff gebaut und den gemeſſenſten Befehl hatten, hierauf alle nur erdenkliche Mühe und Sorgfalt zu verwenden. Unter den Schalhölzern und längs der Kanonenlage drang an mehreren Stellen das Waſſer durch, ſo daß ich von der einen Schlafſtätte in der Cajüte keinen Gebrauch machen konnte, und daß zugleich verſchiedene Sachen, die, da ich ſie immer bei der Hand haben mußte, an der Wand befeſtigt waren, gänzlich verdorben wurden. Hiezu kam noch, daß die Pumpen, da man das Schiff aus einem Kutter zu einer Brig umgeformt hatte, viel zu weit hinterwärts ſtanden, und, da ſie nicht gut verwahrt waren, eine Menge Waſſer eindringen ließen, bis uns endlich das Wetter erlaubte, die Oeffnungen zu verſtopfen.

Den 21ſten ward der Wind ſtärker, und die Atmoſphäre war mit dunkeln und ſchweren Wolken angefüllt, wie wir es, wegen der Nähe des Aequinoctiums, nicht anders erwarten konnten. Die See war ſehr unruhig und wogte ſtark, unſer Schiff aber flog mit Leichtigkeit über die Wellen hinweg; da es jedoch im Schlepptau gieng, ſo war es nicht anders möglich, als daß es zuweilen zwiſchen hohe Wogen gerieth. Die Paſſagiere am Bord des Brunswiks fanden dieſe Scene ſo in-

tereſſant, daß ſie ſich auf die Gallerie des Hinterdecks ſtellten und zuſahen, wie unſer Schiffchen im Schlepptau fortgezogen wurde.

Bis zum 23ſten war weiter nichts Merkwürdiges vorgefallen. Jetzt aber fieng der Wind an ſo heftig zu wehen, daß unſer Schiff offenbar Noth leiden mußte, wenn es, wie ſchon einigemal geſchehen war, vom Brunswick wieder zwiſchen die Wellen geführt wurde. Da nun die Nacht heranrückte, und aller Anſchein vorhanden war, daß der Wind immer heftiger ſtürmen werde, ſo gab ich Abends um fünf Uhr Befehl, das Schlepptau fahren zu laſſen, und wünſchte meinem Namensvetter eine glückliche Reiſe. Nach der Hand habe ich in Erfahrung gebracht, daß man allgemein glaubte, ich hätte die Abſicht, wieder nach Spithead zurückzuſegeln, weil es ſich Niemand als möglich vorſtellte, daß ich meine Fahrt fortſetzen könne. Mit Tagesanbruch trat ziemlich gutes Wetter ein, und nach einer ſehr genauen Meſſung, welche wir gegen Mittag veranſtalteten, ergab ſich, daß wir uns in der nördlichen Breite von 43° 55′ und in der weſtlichen Länge von 14° 17′ befanden. Seit der verwichenen Nacht hatten wir die Flotte ganz aus dem Geſichte verloren. Da dies, ſeitdem wir uns in offener See befanden, der erſte heitere Tag war, ſo ließ ich die ſämmtlichen Betten und Kleidungsſtücke der Seeleute auf das Verdeck ſchaffen, und an die Luft legen. Ueberhaupt hielt ich ſtreng darauf, daß dieſes regelmäßig geſchehen mußte, ſo oft es die Witterung geſtattete, und ich ſchreibe es dieſer Veranſtaltung haupt-

ſächlich zu, daß meine Leute auf dieſer langwierigen Reiſe immer friſch und geſund blieben, und bei unſerer Ankunft zu Sidney, in Neu-Süd-Wallis, eben ſo munter ans Land ſtiegen, als ſie ſich eingeſchifft hatten. Wir benutzten den heutigen Tag, die Löcher in den oberen Theilen des Schiffs zu verſtopfen, und fanden, daß man dieſelben, anſtatt ſie mit Werg auszufüllen, bloß mit dünnem Kitt überzogen hatte.

Den 25ſten Nachmittags um drei Uhr kam uns ein fremdes Schiff zu Geſicht. Als man den Maſtkorb beſtieg, erblickte man eine große Flotte, die ihren Lauf nordoſtwärts gegen Norden richtete, und konnte zugleich deutlich wahrnehmen, daß das fremde Schiff Jagd auf uns machte. Es hatte ſeine ſämmtlichen Segel aufgeſetzt, und ſchien überhaupt ein trefflicher Segler zu ſeyn. Bei ſo bewandten Umſtänden blieb uns nichts weiter übrig, als den Ausgang der Sache in Geduld abzuwarten. Als es uns näher kam, ſahen wir, daß es eine engliſche Fregatte war. Abends ſechs Uhr feuerte ſie eine ihrer Kanonen gegen uns ab, worauf wir beilegten, und unſere Flagge aufſteckten. Ein zweiter Schuß überzeugte uns aber, daß ſie uns für einen feindlichen Kreuzer hielt. Jetzt fiengen wir an zu laviren, und ſteuerten gerade auf die Fregatte los. Bei genauerer Unterſuchung fand ſich, daß es der Huſar, eine königliche Fregatte war, welche die weſtindiſche Flotte convoyren half, die wir vom Maſtkorbe wahrgenommen hatten. Der Capitain ſagte, er habe unſer Schiff für ein ſpaniſches gehalten, und entſchul-

Nelſon ebenfalls losgemacht hatte, ließen wir ſogleich noch einen Anker fallen, der das Schiff wieder feſt hielt, ſo daß es, ſo lange der Sturm dauerte, nicht von der Stelle wich. Des andern Morgens ſahen wir ſechs Schiffe am Ufer, die ihre Maſten verloren hatten, und auf offener See erblickten wir noch zwei andere, ohne Maſten und Bugſpriete. Ich muß offenherzig geſtehen, daß mir dieſer Vorfall, ſo ſehr er jenen Schiffen zum Nachtheil gereichte, überaus viel Vergnügen machte, in ſo fern nämlich meine Leute dadurch von der trefflichen Beſchaffenheit des Schiffs überzeugt werden mußten, in welchem ſie eine ſo weite Reiſe zurücklegen ſollten; beſonders da man ihnen gegen daſſelbe allerlei Vorurtheile beigebracht, und unter andern die Sage verbreitet hatte, daß es ſchwerlich im Stande ſeyn werde, dieſe langwierige Fahrt auszuhalten. Je mehr der Tag zunahm, deſto mehr ließ die Heftigkeit des Windes nach, und gegen Abend wehte ein ſanftes Lüftchen in gerader Richtung aus Weſten. Den 26ſten ſtürmte der Wind abermals ſehr heftig aus Weſten gegen Süden; da wir uns aber durch dieſelben Anſtalten, wie vor einigen Tagen, dagegen in Sicherheit ſetzten, ſo bemerkte ich mit vielem Vergnügen, daß unſer Schiffchen feſt vor Anker lag und kein Waſſer ſchöpfte. Da jedoch der Wind unausgeſetzt anhielt, und immer aus Südweſten kam, ſo fand ich es der Klugheit gemäß, meine Ladung ſo viel wie möglich in Sicherheit zu bringen; zumal da mehrere Schiffe, in eben dieſer Abſicht nach Ramsgate ſegelten. Als ich hierzu Erlaubniß erhalten und einen Lootſen an Bord genommen hatte, liefen wir ebenfalls in

den daſigen Haven ein, mußten hier aber, da wir immer den nämlichen Wind hatten, bis zum 7ten Februar liegen bleiben, wo er ſich endlich gegen Norden umſetzte. Am Abend des gedachten Tages ſegelten wir ab, und des andern Morgens befanden wir uns zu Spithead. Die Lady Nelſon ließ bei dieſer Gelegenheit alle andern Schiffe, welche ſie auf dieſer Fahrt antraf, und die mit ihr von gleicher Größe waren, im Segeln weit hinter ſich.

Den 9ten Februar giengen wir im Haven von Portsmouth vor Anker, und ſteuerten von da nach Gosport, um hier die nach den weſtlichen Gegenden beſtimmte Convoy zu erwarten, zugleich auch an unſern Booten noch eines und das andere zu verändern, u. dgl. Da wir bis jetzt nicht mehr als zwei meſſingene Kanonen an Bord hatten, ſo gab man uns hier deren noch vier, die drei bis vier Pfund ſchoſſen. Mit kleinem Gewehr und dazu gehöriger Ammunition wurden wir ebenfalls verſehen; auch ergänzten wir unſern Mundvorrath, und nahmen noch überdies eine Partie eichene Planken an Bord, um nöthigenfalls unſere Kielhölzer (sliding Keels) ausbeſſern zu können. Hierdurch ward unſer Schiff ſo ſehr belaſtet, daß es neben dem Gange nur noch zwei Fuß und drei Zoll hoch aus dem Waſſer ſtand. Es gab Leute, die, als ſie unſer Schiff in dieſem Zuſtande ſahen, geradezu erklärten, daß es ſchlechterdings nicht dazu tauge, eine ſo weite Reiſe zu unternehmen. Es koſtete mir daher unendlich viel Mühe, meine Mannſchaft beiſammen zu halten, zumal da der Tag unſerer Abfahrt

immer näher herbeikam. Die Leute wurden äuſſerſt miß-vergnügt, und wenn mir einer oder der andere davon lief, ſo war ich nicht im Stande ſeine Stelle zu erſetzen, weil die Agenten, welche die oſtindiſche Flotte und andere Schiffe, die zur Abfahrt bereit lagen, mit Mannſchaft verſahen, Alles auffiſchten, was ſie nur irgend erwiſchen konnten. Sie ließen ſich äuſſerſt angelegen ſeyn, einige junge Leute abſpenſtig zu machen, die ſich bei mir an Bord befanden, und um ſo leichter zu verführen waren, da man ihnen vorſtellte, daß mein Unternehmen nicht nur mit den gröſten Gefahren verbunden, ſondern völlig unausführbar ſey.

Den 15ten März erhielt ich einen Beſuch von meinem Freunde, dem Capitän Schank und Herrn Bayley, Mitgliede der königl. Akademie zu Portsmouth. Beide machten die Bemerkung, mein Schiff gehe zu tief im Waſſer, ob ich gleich weiter nichts an Bord hätte, als was unumgänglich nöthig ſey. Ich gab ihnen zur Antwort, wenn wir eine Zeitlang in See wären, und einen Theil unſers Brennholzes und unſerer Lebensmittel conſumirt hätten, ſo würde das Schiff ſchon ins Gleichgewicht kommen.

Den 16ten des Abends war Alles auf unſerm Schiffe in Bereitſchaft, um mit dem erſten günſtigen Winde in See zu gehen. In dieſer Woche hatte ſich mein Schiffsvolk um zwei Mann vermindert. Den einen hatte ich wegen Krankheit ans Land ſchicken müſſen; der andere war davon gelaufen, nachdem er mir zuvörderſt einige

Kleidungsſtücke entwendet hatte. Da ſich in der Nacht vom 16ten zum 17ten ein günſtiger Wind erhob, ſo ließ Capitän Durham, als Befehlshaber des Anſon, des andern Morgens der Convoy das Signal geben, ſogleich unter Segel zu gehen. Wir lichteten die Anker, und nahmen einen Lootſen an Bord, der uns auf ausdrücklichen Befehl des Capitän Patton, Agenten der Transportſchiffe zu Portsmouth, zugeſchickt wurde. Mit wahrem Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit, dieſem wackern Manne für alle Sorgfalt und Güte, die er, ſo lange ich unter ſein Departement gehörte, gegen mich an den Tag legte, hier öffentlich meinen pflichtſchuldigen Dank abzuſtatten. Während der Zeit, daß das Ankertau aufgewunden ward, war mein Schiffszimmermann, der hiebei hülfreiche Hand leiſtete, und an dieſem Tage zu Ehren ſeines Schutzpatrons (des heiligen Patrizius) ein Glas zu viel getrunken hatte, im Dunkeln davon gelaufen. Die Entweichung dieſes Mannes ſetzte mich weit mehr in Verlegenheit, als wenn ich ſtatt ſeiner drei andere von meinen Leuten eingebüßt hätte. Da mir jedoch Alles daran gelegen war, unter Segel zu gehen, ſo mußte ich meinen Verluſt, obgleich wider Willen, verſchmerzen. Was mich jedoch wieder beruhigte, und mich hauptſächlich veranlaßte, ohne Zimmermann abzureiſen, war dies, daß ich mich auf die Stärke der Lady Nelſon verlaſſen konnte. Sie war ganz neu gebaut, und ich hatte mich überzeugt, daß ſie ein tüchtiges Seeſchiff ſey. Da ich mit Reiſepäſſen an alle, zur damaligen Zeit mit meinem Souverän im Kriege begriffenen, Mächte verſehen war, ſo hatte ich feſt beſchloſſen,

wenn mir ein Unglück widerführe, in den erſten beſten Haven einzulaufen: aber nichts auf der Welt, als nur die dringendſte Nothwendigkeit würde mich dazu bewogen haben, dieſen Verſuch zu wagen. Gegen eilf Uhr Vormittags kamen wir aus St. Helen's, und nun ließ Capitän Durham den Schiffen den Befehl zugehen, ſo nahe als möglich bei einander zu bleiben. Des Mittags wehte der Wind ziemlich ſtark aus Norden. Den 18ten Abends ſechs Uhr entfernten wir uns von Dunnoſe, auf der Inſel Wight, welche oſtwärts nach Norden zu fünf Meilen weit von uns lag. Da die Luft ſehr neblicht und dick war, ſo verloren wir bald nachher das Land aus den Augen, und nahmen nun Abſchied von England. Mit Einbruch der Nacht war faſt kein Wind mehr zu ſpüren, ſo daß manche Oſtindienfahrer die Wellen viel ſchneller durchſchnitten, als wir.

Den 19ten ſchickte der Commodore einen Officier zu uns an Bord, und ließ uns ſagen, wir würden am beſten thun, wenn wir nach Falmouth ſteuerten, und hier die Gelegenheit abwarteten, unſere Fahrt in Geſellſchaft der Flotte, die nach Weſtindien beſtimmt ſey, weiter fortzuſetzen, weil wir viel zu ſchwer ſegelten, als daß wir den Oſtindienfahrern folgen könnten. Da ich jedoch freie Wahl hatte, ſo hielt ich es für rathſamer, meine Fahrt fortzuſetzen, da ich, wenn der Wind nicht zu ſtark wehte, allerdings im Stande war, den übrigen Schiffen zu folgen.

Als ſich aber den 20ſten ein heftiger Wind erhob,

und ſich die See in ziemlich hohen Wogen aufthürmte, ſah ich, daß die Flotte immer weiter von uns abkam. Da nun der Wind immer ſtärker wurde, und die See ärger zu toben anfieng, ſo war ich genöthigt, unſere kleinen Segel einreffen zu laſſen, da hingegen die groſſen Schiffe ihre Steuerſegel aufſetzten, die nicht viel kleiner waren, als die unſrigen zuſammen genommen. Hieraus erſieht man, daß große Schiffe bei ſtürmiſchem Wetter viel ſchneller ſegeln, als kleinere, beſonders wenn ſie nicht tief im Waſſer gehen; und der Grund hievon liegt bloß darin, daß erſtere viel größere (wenn gleich eben ſolche) Segel aufſetzen, als letztere.

Wenn ein Schiff, das tief im Waſſer geht, zwiſchen zwei Wellen geräth, ſo wird dadurch ſein Lauf ganz auſſerordentlich erſchwert, und dieſer Umſtand wirkt auf kurzgebaute Fahrzeuge weit ſtärker, als auf lange. Nachmittags rief uns Capitain Grant, Befehlshaber des Oſtindienfahrers Brunswick, durch's Sprachrohr zu, er habe vom Commodore Befehl erhalten, die Lady Nelſon ins Schlepptau zu nehmen. Dieſer Antrag war mir nun freilich ſehr unangenehm; doch mußte ich zugleich erwägen, daß ich mich vielleicht einiger Verantwortlichkeit ausſetzte, wenn ich ihn ausſchlüge. Nach einer Beobachtung, die wir an demſelben Nachmittage veranſtalteten, befanden wir uns in 49° 3' nördlicher Breite, und die Länge ſchätzten wir auf 9° 47' 26'' weſtlich von Greenwich. Sonach ſchifften wir gerade auf demſelben Striche, den die feindlichen Kreuzer hielten. Indeß hatte ich (da die Jahreszeit ſchon ziemlich weit

vorgerückt war, und die mit einer Winterreiſe nach dem Kap vereinbarten Unbequemlichkeiten hiebei auch mit in Anſchlag gebracht werden mußten) weit mehr Urſache, mich vor dem Anhalten zu fürchten, als zu beſorgen, daß die mit uns in Krieg verwickelten Seemächte gegen Treue und Glauben handeln und meine Reiſepäſſe nicht reſpectiren würden; wiewohl übrigens der Umſtand allerdings auch berückſichtigt zu werden verdiente, daß vielleicht einige auf meinem Schiffe befindliche Effecten in Beſchlag genommen, und ſodann meine mathematiſchen Inſtrumente, an deren Erhaltung mir vorzüglich gelegen ſeyn mußte, leichtlich verdorben werden, oder wohl gar verloren gehen könnten. Demnächſt war ich überzeugt, daß unſer Schiff, wenn es gehörig bugſiert würde, nicht nur keinen Schaden nehmen, ſondern auch dem Feinde deſto leichter entgehen könne. Hiezu kam noch der Umſtand, daß ich weder einen Zimmermann, noch ſonſt einen Handwerker an Bord hatte, der im Stande war, ſeine Stelle zu vertreten. Alle dieſe Gründe trugen vereint dazu bei, mir den gethanen Vorſchlag gefallen zu laſſen, zumal da Capitain Grant ihn mit der Verſicherung begleitete, daß unſer Schiff freien Spielraum behalten ſolle. Demzufolge nahmen wir das eine Ende des Schlepptaues an Bord, und machten ſogleich die Bemerkung, daß das Schiff ungemein gut bugſiert wurde.

Seit der Zeit, daß wir in See gegangen waren, hatten wir faſt immer ſchlechtes Wetter, trüben Himmel, und mehr oder weniger Regen, ſo daß ich verhin-

dert ward, verſchiedene äußerſt nothwendige Veranſtaltungen zu treffen. Unter anderen hatte ich in den Verdecken und an den oberen Theilen des Schiffs verſchiedene kleine Oeffnungen bemerkt, worüber wir uns um ſo mehr ärgerten, da ſie bloß von der Fahrläſſigkeit und Unachtſamkeit der Werkleute herrührten, die das Schiff gebaut und den gemeſſenſten Befehl hatten, hierauf alle nur erdenkliche Mühe und Sorgfalt zu verwenden. Unter den Schalhölzern und längs der Kanonenlage drang an mehreren Stellen das Waſſer durch, ſo daß ich von der einen Schlafſtätte in der Cajüte keinen Gebrauch machen konnte, und daß zugleich verſchiedene Sachen, die, da ich ſie immer bei der Hand haben mußte, an der Wand befeſtigt waren, gänzlich verdorben wurden. Hiezu kam noch, daß die Pumpen, da man das Schiff aus einem Kutter zu einer Brig umgeformt hatte, viel zu weit hinterwärts ſtanden, und, da ſie nicht gut verwahrt waren, eine Menge Waſſer eindringen ließen, bis uns endlich das Wetter erlaubte, die Oeffnungen zu verſtopfen.

Den 21ſten ward der Wind ſtärker, und die Atmoſphäre war mit dunkeln und ſchweren Wolken angefüllt, wie wir es, wegen der Nähe des Aequinoctiums, nicht anders erwarten konnten. Die See war ſehr unruhig und wogte ſtark, unſer Schiff aber flog mit Leichtigkeit über die Wellen hinweg; da es jedoch im Schlepptau gieng, ſo war es nicht anders möglich, als daß es zuweilen zwiſchen hohe Wogen gerieth. Die Paſſagiere am Bord des Brunswiks fanden dieſe Scene ſo in-

tereſſant, daß ſie ſich auf die Gallerie des Hinterdecks ſtellten und zuſahen, wie unſer Schiffchen im Schlepptau fortgezogen wurde.

Bis zum 23ſten war weiter nichts Merkwürdiges vorgefallen. Jetzt aber fieng der Wind an ſo heftig zu wehen, daß unſer Schiff offenbar Noth leiden mußte, wenn es, wie ſchon einigemal geſchehen war, vom Brunswick wieder zwiſchen die Wellen geführt wurde. Da nun die Nacht heranrückte, und aller Anſchein vorhanden war, daß der Wind immer heftiger ſtürmen werde, ſo gab ich Abends um fünf Uhr Befehl, das Schlepptau fahren zu laſſen, und wünſchte meinem Namensvetter eine glückliche Reiſe. Nach der Hand habe ich in Erfahrung gebracht, daß man allgemein glaubte, ich hätte die Abſicht, wieder nach Spithead zurückzuſegeln, weil es ſich Niemand als möglich vorſtellte, daß ich meine Fahrt fortſetzen könne. Mit Tagesanbruch trat ziemlich gutes Wetter ein, und nach einer ſehr genauen Meſſung, welche wir gegen Mittag veranſtalteten, ergab ſich, daß wir uns in der nördlichen Breite von 43° 55′ und in der weſtlichen Länge von 14° 17′ befanden. Seit der verwichenen Nacht hatten wir die Flotte ganz aus dem Geſichte verloren. Da dies, ſeitdem wir uns in offener See befanden, der erſte heitere Tag war, ſo ließ ich die ſämmtlichen Betten und Kleidungsſtücke der Seeleute auf das Verdeck ſchaffen, und an die Luft legen. Ueberhaupt hielt ich ſtreng darauf, daß dieſes regelmäßig geſchehen mußte, ſo oft es die Witterung geſtattete, und ich ſchreibe es dieſer Veranſtaltung haupt-

ſächlich zu, daß meine Leute auf dieſer langwierigen Reiſe immer friſch und geſund blieben, und bei unſerer Ankunft zu Sidney, in Neu-Süd-Wallis, eben ſo munter ans Land ſtiegen, als ſie ſich eingeſchifft hatten. Wir benutzten den heutigen Tag, die Löcher in den oberen Theilen des Schiffs zu verſtopfen, und fanden, daß man dieſelben, anſtatt ſie mit Werg auszufüllen, bloß mit dünnem Kitt überzogen hatte.

Den 25ſten Nachmittags um drei Uhr kam uns ein fremdes Schiff zu Geſicht. Als man den Maſtkorb beſtieg, erblickte man eine große Flotte, die ihren Lauf nordoſtwärts gegen Norden richtete, und konnte zugleich deutlich wahrnehmen, daß das fremde Schiff Jagd auf uns machte. Es hatte ſeine ſämmtlichen Segel aufgeſetzt, und ſchien überhaupt ein trefflicher Segler zu ſeyn. Bei ſo bewandten Umſtänden blieb uns nichts weiter übrig, als den Ausgang der Sache in Geduld abzuwarten. Als es uns näher kam, ſahen wir, daß es eine engliſche Fregatte war. Abends ſechs Uhr feuerte ſie eine ihrer Kanonen gegen uns ab, worauf wir beilegten, und unſere Flagge aufſteckten. Ein zweiter Schuß überzeugte uns aber, daß ſie uns für einen feindlichen Kreuzer hielt. Jetzt fiengen wir an zu laviren, und ſteuerten gerade auf die Fregatte los. Bei genauerer Unterſuchung fand ſich, daß es der Huſar, eine königliche Fregatte war, welche die weſtindiſche Flotte convoyren half, die wir vom Maſtkorbe wahrgenommen hatten. Der Capitain ſagte, er habe unſer Schiff für ein ſpaniſches gehalten, und entſchul-

digte ſich ſehr, daß er uns beunruhigt habe. Er gab ſeine Breite zu 13° 30′ bis 14° weſtlich an, welches bis auf ein Paar Meilen mit der unſrigen übereinſtimmte. Nach den gewöhnlichen Complimenten ſchieden wir in Frieden von einander.

Den 26ſten mit Tagesanbruch hatten wir uns einem Theile der oberwähnten, nach Weſtindien beſtimmten Flotte genähert. Einige von den dazu gehörigen Schiffen wußten nicht, was ſie aus uns machen ſollten, und eilten mit vollen Segeln davon. Eines derſelben kam jedoch, zu ſeiner Ehre ſey es geſagt! auf uns los, und ſchickte uns eine Kugel zu, die ganz nahe bei unſerem Schiffe ins Waſſer plumpte. Nachdem es ſeine Flagge aufgeſteckt hatte, ließ ich die unſerige ebenfalls aufſtecken, worauf es von uns abließ. Ein anderes Schiff, die Hoffnung von Liverpool, konnten wir beinahe nicht los werden; denn je mehr wir uns angelegen ſeyn ließen, uns von ihm zu entfernen, deſto mehr beſtrebte ſich daſſelbe, ſich uns zu nähern, ſo daß wir beinahe an einander rennten. Der Capitain fragte mich in einem trotzigen Tone, wer ich ſey, und wo ich herkäme. Ich beantwortete dieſe Fragen dadurch, daß ich meine Flagge und Wimpel aufſtecken ließ. Dies genügte ihm aber nicht; und da er uns weiter nichts anhaben konnte, ſo ſchien es, als wenn er mit dem Vorhaben umgienge, uns in den Grund zu ſegeln, bis endlich die Convoy mit eingerefften Topſegeln gegen Weſten ſteuerte.

Den

Den 3ten April fand ſich, daß wir mit einem hefti- gen Winde, welcher ſeit dem 31ſten März faſt ununter- brochen angehalten hatte, des Nachts auf der ſüdlichen Seite der Inſel Madera vorüber gekommen waren.

Den 5ten nach halb drei Uhr, entdeckten wir die Salvages, an welchen wir in einer Entfernung von etwa drei Meilen vorbei ſchifften. Von da richteten wir unſeren Lauf nach Palma, einer von den Canariſchen Inſeln, die wir Nachmittags um halb Vier, in einer Entfernung von vierzehn bis funfzehn Meilen gegen Weſten ſüdweſtwärts erblickten.

Den 8ten durchſchnitten wir den Wendekreis des Krebſes, und ſahen nun rings um uns her eine Menge fliegender Fiſche, die, da unſer Schiffchen ſehr niedrig war, häufig auf das Verdeck fielen, und uns manche köſt- liche Mahlzeit gewährten.

Den 11ten waren wir damit beſchäftigt, unſere ſchadhaften Segel auszubeſſern, und die Betten an die Luft zu ſchaffen. Ich ließ unter das Schiffsvolk Zucker und Citronenſaft austheilen. Wir ſahen einen tropi- ſchen Vogel, und befanden uns des Nachmittags in der Breite von 16° 46′ nördlich.

Den 12ten Nachmittags um halb Eins, erblickten wir die Inſel Salt, eine der grünen Vorgebirgsinſeln, welche ſiebzehn bis achtzehn Meilen nach Weſten zu von uns lag. Wir fuhren ganz nahe am ſüdöſtlichen Ende

derſelben vorüber und ſegelten nach der ſüdlichen Seite, um hier einen Haven aufzuſuchen, der unweit einer kleinen Inſel vorhanden ſeyn ſoll; da wir aber denſelben nicht ausmitteln konnten, ſo ſteuerten wir Abends ſechs Uhr nach St. Jago.

Da man die Anſicht der Inſel Salt auf ſo mancherlei Art geſchildert hat, ſo muß ich doch auch den Geſichtspunct angeben, unter welchem ſie mir ins Auge fiel. Es verhielt ſich damit auf folgende Art: Als ich zu der Zeit, die gut mit meiner Berechnung übereinſtimmte, an derſelben vorbei fuhr, wunderte ich mich ſehr, daß ſie faſt eben ſo ausſah, wie die Inſel Bonaviſta, nach der Beſchreibung, welche von dieſer letzteren in dem oſtindiſchen Wegweiſer (East India Directory) gegeben wird, wo es heißt: „Die Inſel Salt iſt ein hohes hervorragendes Stück Land nebſt einem darauf befindlichen Pik.“ Ferner: „Bonaviſta iſt irregulär und ſandig, bis herab an die Meeresfläche. Die ſüdöſtliche Spitze von Bonaviſta beſteht aus einer niedrigen Erdzunge, deren Umfang nicht eher wahrzunehmen iſt, als bis man ſich ganz nahe dabei befindet.“ Dieſe Beſchreibung paßt ſo ganz auf das ſüdöſtliche Ende der Inſel Salt, daß ich noch immer nicht wußte, welche von dieſen beiden Inſeln ich vor mir ſähe, bis ich jenes Ende der Inſel umſchifft und das kleinere ſo gefunden hatte, wie es angegeben iſt. Das Land auf der Inſel Salt, nach Nordweſten zu, iſt hoch und irregulär; auch giebt es hier Sandſtrecken und Thäler, welche ſich ſowohl auf der öſtlichen, als weſtlichen Seite

bis herab an den Rand des Waſſers ziehen; hauptſächlich zeichnet ſich aber dieſe Inſel dadurch aus, daß ſich, da ſie eben ſo lang als ſchmal iſt, das ſüdöſtliche Ende derſelben in eine lange ſandige Spitze verliert, die man, wegen ihrer Fläche und niedrigen Lage, nicht eher von dem hohen Lande unterſcheiden kann, bis man ſie ganz nahe vor Augen hat. Dieſe Spitze iſt wenigſtens drei bis vier Meilen lang, und an der nördlichen Seite derſelben iſt ein Riff nebſt mehreren Klippen, welche ſich beinahe eine Meile weit in die See erſtrecken. Wenn man das Land aus Nordweſten betrachtet, ſo hat es ein ziemlich reguläres Anſehen, bis auf den Umſtand, daß es am ſüdöſtlichen Ende hie und da ausgezackt und zerbrochen iſt. Es giebt auf dieſer Inſel drei Berge; nämlich zwei am nordweſtlichen Ende, und einen neben dem kleinen Eylande auf der Weſtſeite. Sie erſtreckt ſich ziemlich genau in der Richtung von N. N. W. gegen O. S. O. und iſt ſo ſchmal, daß man auf der Weſtſeite, bei dem gedachten kleinen Eylande das gegenüber liegende Land, welches man alsdann linker Hand hat, leicht überſehen kann. Nicht ſo verhält es ſich mit der Inſel Bona-viſta, da dieſe viel breiter iſt. Ich bemerkte auf der Inſel Salt nicht ein einziges Stück Land, das den Namen eines Pik verdiente. Da ſie in der Gegend der, am ſüdöſtlichen, Ende befindlichen flachen und ſandigen Spitze überall ausgezackt iſt, und die verſchiedenen Theile des ſteilen Landes in mehreren Abſtufungen über einander hervorſtehen, ſo hat man ſich vielleicht hierdurch verführen laſſen, den oberſten Theil für einen Pik zu halten, der aber eigentlich weder mehr, noch weniger

iſt, als die ſcharfe Ecke einer abgeplatteten Anhöhe (Table land).

Wir richteten unſeren Lauf, wie ich bereits weiter oben erwähnte, Abends ſechs Uhr nach Sanct Jago, und ſetzten ſodann, als wir dieſe Inſel um eilf Uhr zu Geſicht bekommen hatten, unſere Fahrt nach Porto-Praya fort, in der Abſicht, uns hier mit friſchen Lebensmitteln zu verſehen, und unſere leeren Fäſſer mit Waſſer zu füllen. Wenn man an der ſüdöſtlichen Spitze von Sanct Jago herum gefahren iſt, (die, der Angabe nach, nur ſechs bis ſieben Meilen von Porto-Praya entfernt ſeyn ſoll, aber wohl bei zehn Meilen von dort abliegt,) ſo kömmt man, ungefähr vier Meilen nach Oſten zu, an eine kleine Bucht, genannt die Sanct Franziscus-Bai. Von dieſer Bai wird in dem oſtindiſchen Wegweiſer ausdrücklich geſagt, daß ſich die Seefahrer in Hinſicht derſelben leicht irren könnten, und dies iſt, nach der Art und Weiſe, wie ſie zur See in's Auge fällt, allerdings gegründet. Man erkennet die Bay Porto-Praya an den Cocosnußbäumen, die im Hintergrunde derſelben ſehr deutlich wahrzunehmen ſind, und an einem kleinen Hauſe. An der Sanct Franziscus-Bai ſtehen ebenfalls Cocosnußbäume. Auch ſtimmt die Weite, in welcher die erſtgenannte Bucht von dem ſüdöſtlichen Ende der Inſel entfernt iſt, weit eher mit jener der Sanct Franziscus-Bai überein, als mit der von Porto-Praya. Da ſie nun noch überdies mit derſelben viele Aehnlichkeit hat, ſo befremdete es mich eben nicht, daß beide zuweilen

mit einander verwechſelt werden. Wirklich ließ ich mich von meinem Unterbootsmanne, der, ehe er ſich mit mir einſchiffte, zu Porto-Praya geweſen war, überreden, daß dies die Sanct Franziscus-Bai ſey; und da ich den Zeitverluſt fürchtete, der für mich daraus entſtehen würde, wenn ich an derſelben vorbei ſegelte, und nachher, wie ich mir feſt vorgenommen hatte, zu Braſilien nicht anlegte, ſo entſchloß ich mich, in dieſen gefährlichen Platz einzulaufen; doch legte ich mich an einem Orte vor Anker, wo ich im Fall der Noth gedeckt zu ſeyn hoffte. Ich ließ mich ſogleich nebſt dem Unterbootsmanne ans Land ſetzen, der noch immer glaubte, daß er Recht habe; kaum waren wir aber ausgeſtiegen, als er, zu ſeiner nicht geringen Beſchämung, inne ward, daß er ſich geirrt hatte. Ich eilte daher augenblicklich an Bord zurück und machte, daß ich wieder aus dieſer Bai hinauskam. Die Sanct Franziscus-Bai iſt am ſicherſten daran zu erkennen, daß im Hintergrunde derſelben ein hohes abgeplattetes Stück Land hervorragt, das zwiſchen zwei Bergen liegt, und ſich beinahe bis an die See erſtreckt, ſo daß man ſich nicht leicht irren kann. Porto-Praya hingegen, iſt nicht nur an dem oberwähnten Hauſe kennbar, das im Hintergrunde derſelben ſteht, ſondern auch an einem langen tiefen Thale, das ſich auf eine beträchtliche Strecke landeinwärts zieht, und hinter welchem ſich hohe und ſchroffe Berge emporthürmen. An der Oſtſeite des Landungsplatzes ſtehen zwei beträchtliche Forts, zwiſchen welchen man hindurch fahren muß, ehe man vor Anker gehen kann; und auf der Weſtſeite liegt die

Wachtelinſel (Quail Island), die, wenn man hier einläuft, ſogleich in's Auge fällt. Das ſicherſte Kennzeichen aber iſt dies, daß das Geſtade, vom ſüdöſtlichen Ende der Inſel Sanct Jago an, bis zur Sanct Franziscus-Bai, faſt überall flach und felſicht iſt. Von dort an, bis nach Porto-Praya hingegen, beſteht es aus hohen Kalkklippen, welche rund zulaufen und den Haven bilden, woraus die öſtliche Seite desſelben beſteht. Porto-Praya hat bekanntlich einen überaus großen Umfang, und kann eine ſehr zahlreiche Schiffsflotte faſſen. Die Sondirungen trafen mit jenen, die im oſtindiſchen Wegweiſer angegeben ſind, genau überein.

Sonntags den 13ten April, kam ich vor Anker, und begrüßte das Fort mit ſieben Kanonenſchüſſen, die auf der Stelle erwiedert wurden. Ich hatte dieſen erſten Theil meiner Reiſe, von Portsmouth aus, in Zeit von ſechs und zwanzig Tagen zurückgelegt, wovon an dem eben genannten Orte nicht weniger als vier verfloſſen waren. Der Gouverneur Antonio Marcellino de Baſto erzeigte mir viele Höflichkeit, und bot mir allen möglichen Beiſtand an, deſſen ich etwa benöthigt ſeyn könnte.

Von der Stadt, ſo wie von der Wohnung des Gouverneurs, iſt nicht viel zu ſagen. Sie iſt von Natur ſtark befeſtigt, und während des letzteren Krieges hat der Gouverneur noch überdies zwei Forts erbauet, wovon das eine mit vierzehn und das andere mit eilf Ka-

nonen beſetzt iſt. Beide ſind mit einer Mauer umgeben, die gehörig in Bau und Beſſerung erhalten wird, und mit Kalk beworfen iſt, ſo daß ſie ein hübſches Anſehen haben. Außerdem ſind hier auch noch einige mit Kanonen beſetzte Redouten, die ſich aber in einem ſehr ſchadhaften Zuſtande befinden. Die Einwohner ſind meiſtens Schwarze, bis auf eine kleine Anzahl Officiere, die der Gouverneur um ſich hat. Die Truppen ſchienen größtentheils aus Leuten zu beſtehen, die auf dieſer Inſel geboren ſind. Sie waren ſehr elend montirt. Von der Anhöhe, auf welcher die Stadt und die Forts ſtehen, würde man nach der See zu, einen ziemlich hartnäckigen Widerſtand leiſten können; wenn aber der Feind landen ſollte, würde ſich die Inſel ſogleich ergeben müſſen; zumal da ſie in ihrem Innern wenig oder gar keine Hülfsmittel hat, und ſogar das Waſſer aus einem Brunnen in einem gewiſſen Thale hinter der Stadt (dem einzigen Orte, wo während der trockenen Jahreszeit welches zu bekommen iſt) herbei geholt werden muß, und man es ihr folglich leicht abſchneiden könnte.

Es giebt hier, wie überhaupt an allen zwiſchen den Wendekreiſen befindlichen Plätzen, nur zwei Jahreszeiten, nämlich die naſſe und die trockene. Während der letzteren, in welcher wir uns hier befanden, war der Erdboden geborſten, und glich überall einer unfruchtbaren Wüſte, die mit Bimsſtein und anderen dergleichen vulkaniſchen Producten bedeckt war. Das Gras ſah ganz verwelkt und verdorrt aus. Nirgends erblickte man die mindeſte Spur von Vegetation. Demunge-

achtet merkte man es den Einwohnern an, daß ſie ſich mit ſichtbarem Wohlgefallen an dieſen kärglichen Lebensgenuß labten.

Den 14ten hatten wir alle Hände voll zu thun, um unſere leeren Fäſſer mit Waſſer zu füllen, und das Schiff auszubeſſern. Es fand ſich, daß daſſelbe verſchiedene Spalten und Riſſe hatte, die bloß mit Theer zugeſtrichen waren. Zu eben der Zeit machte ich die Entdeckung, daß mein Unterbootsmann mit allem Fleiße das Schiffsvolk verhetzt hatte, ſo daß die Halbſcheid meiner Leute kein Wort mehr mit einander ſprachen. Um dieſem Uebel abzuhelfen, ließ ich den Rädelsführer dem Gouvernement übergeben, damit er auf dem nächſten hier ankommenden engliſchen Schiffe nach Hauſe gebracht würde. Auf einem ſo kleinen Fahrzeuge, wie das meinige, das noch überdies zu einer ſo wichtigen Sendung beſtimmt war, die ſchlechterdings Willfährigkeit und gutes Einverſtändniß vorausſetzte, war es zu Wiederherſtellung der Ruhe unumgänglich nöthig, mir dieſen Menſchen vom Halſe zu ſchaffen. Daß er ſeine boshafte Abſicht bei den jungen Leuten, die zu meiner Mannſchaft gehörten, nur allzu gut erreicht hatte, ergab ſich unter andern auch daraus, daß in der Nacht auf den 23ſten zwei derſelben in einem meiner Boote entflohen. Wiewohl nun daſſelbe viel kleiner war, als ein gewöhnliches Themſenboot, und es unter einem ſtarken Regenguß donnerte und blitzte, ſo waren ſie dennoch in See gegangen, hatten ſich anſtatt des Se-

gels einer Hangmatte bedient, und weiter nichts mitgenommen, als etwas Schiffszwieback, Waſſer und eine Streitart. Als ich hievon benachrichtigt wurde, gieng ich ſogleich ans Land, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, ſie wieder habhaft zu werden. Der Gouverneur zeigte ſich hiezu ſehr bereitwillig, und ſchickte ſogleich mehrere Parteien aus, welche die umliegende Gegend in allen Richtungen durchſtreiften. Er war der Meinung, ſie würden bei ſo ungünſtiger Witterung unfehlbar entdeckt werden, wenn ſie auf irgend einem Puncte der Inſel gelandet hätten, und das Boot würde hiezu um ſo mehr Veranlaſſung geben, da ſie es nicht fortbringen könnten. Eigentlich war mir an dieſem weit mehr gelegen, als an den beiden Kerls. Des folgenden Tages wurden die Verbrecher von einigen Eingebornen, die eine der oberwähnten Streifparteien ausmachten, in die Stadt gebracht. Man hatte ſie beide auf einen Eſel geſetzt, und in dieſem Aufzuge zu erſcheinen, war ihnen weit empfindlicher, als die härteſte Strafe; denn ſie wurden ſowohl von den Einwohnern der Stadt, als auch von den Matroſen, die zu einigen portugieſiſchen Schiffen gehörten, die hier eben vor Anker lagen, allgemein verſpottet und ausgelacht. Man benachrichtigte mich ſogleich von ihrer Ankunft, mit dem Beifügen, daß das Boot ungefähr ſieben Meilen von da in ſicherer Verwahrung ſey, worauf ich es abholen ließ. Als ich nun zu Verhütung ähnlicher Deſertionen zweckdienliche Mittel angewandt und den Hauptunruheſtifter fortgeſchafft hatte, gieng unter meinen Leuten eine gänzliche Veränderung vor, ſo daß ſie ſich

nicht nur völlig ausſöhnten, ſondern auch von nun an immer in Friede und Eintracht mit einander lebten.

Während meines Aufenthalts zu Sanct Jago, machte ich verſchiedene Excurſionen in's Innere des Landes, das aber von dem bei Porto-Praya nicht ſonderlich verſchieden war. Die vulkaniſchen Producte, welche überall auf dem Boden liegen, und die ſchroffe Geſtalt der Berge, zeugen deutlich genug von den ehemaligen Eruptionen unterirdiſchen Feuers.

Es giebt wenig Geflügel auf dieſer Inſel, und unter dieſem nur wenige Spielarten. Was mir zu Geſicht kam, das waren meiſtens Trappen, einige Arten Geier, ein kleiner Falke, Fiſchreiher, Guineavögel und Haushühner. Eines Tages machte ich eine Tour von zwanzig Meilen in das Innere des Landes, in der Abſicht, mir einige Guineavögel zu verſchaffen. Ob wir nun gleich einige über dem Brüten antrafen, denen wir uns, auf Händen und Füßen kriechend, zu nähern ſuchten, ſo waren ſie dennoch ſo wachſam und ſchlau, daß ſie uns nie weiter, als bis auf ein Paar Flintenſchüſſe, herankommen ließen. Sie ſtellen, wie die Haſelhühner, Vorpoſten aus, die, ſobald ſie merken, daß ihnen Gefahr drohet, gleich zu gackeln anfangen, und dadurch dem Kütt, das eine Strecke davon ſein Futter ſucht, ein Zeichen geben, bei Zeiten davon zu eilen. Mein Wegweiſer ſagte, die beſte Zeit, ſie zu ſchießen, ſey die, wenn ſie zur Tränke kämen; denn,

da es während der trockenen Jahreszeit wenig Plätze giebt, wo ſie Waſſer antreffen, ſo finden ſie ſich an denſelben deſto zahlreicher ein. Wir machten uns daher auf den Weg nach einem dieſer Plätze, der ungefähr ſieben Meilen von der Stadt entfernt war. Dieſer ſogenannte Tränkplatz enthielt zwar weiter nichts, als eine kleine kothige Lache, aber bei dem Allen war dies der erſte Tropfen Waſſer, der mir wieder zu Geſicht kam, seitdem ich mich von dem Brunnen bei Porto-Praya entfernt hatte. Wir verſteckten uns zwar in einer Felſenkluft, ſeitwärts der Quelle; als wir hier aber eine ganze Stunde vergebens gewartet hatten, ſo gab ich die Hoffnung auf, das Verſprechen meines Wegweiſers erfüllt zu ſehen. Während der Zeit, daß wir an dem gedachten Orte verweilten, ſah ich, daß eine Menge Ziegen und Hornvieh zur Tränke kamen, ohne daß ſie Jemand herzu trieb, oder nur gezeichnet hatte. Ich ſchloß hieraus, daß es herrenloſes, in der Irre herum gehendes Vieh ſey. Als ſie uns erblickten, ſtutzten ſie, und liefen eilig davon. Ich fragte meinen Wegweiſer, ob dieſe Thiere wild umherliefen; er ſtellte ſich aber, als ob er mich nicht verſtünde. Bei meiner Zurückkunft nach Porto-Praya, erkundigte ich mich dieſerhalb bei verſchiedenen Perſonen, die ein wenig Engliſch verſtanden, und mehrere Fragen, die ich an ſie that, beantworten konnten; zu meiner nicht geringen Verwunderung ſchützten ſie aber ihre Unwiſſenheit vor. Ich konnte daher nichts anderes vermuthen, als daß ſie entweder von ſelbſt wünſchten, oder wohl gar Befehl hätten, in Betreff dieſes Punctes verſchwiegen zu ſeyn.

Die Gründe, worauf dieſe Vermuthung ſich ſtützte, werden ſich in der Folge noch deutlicher entwickeln.

Es war mir ärgerlich, daß ich nicht einen einzigen Guineavogel anſichtig wurde, und ich konnte mich nicht enthalten, gegen den Wegweiſer meinen Unwillen zu äußern. Dieſer verſicherte mich hierauf, er glaube ganz gewiß, daß wir dergleichen noch an einem andern Platze, bis wohin wir aber eine beträchtliche Strecke zu gehen hätten, antreffen würden. Er ſetzte hinzu, dieſe Vögel kämen gewöhnlich nicht eher zur Tränke, als am frühesten Morgen, und des Abends ſehr ſpät. Da mir überaus viel daran gelegen war, mich auf dieſer Inſel noch beſſer umzuſehen, ſo nahm ich keinen Anſtand, mich an den gedachten Ort bringen zu laſſen. Der Weg führte uns an einigen kleinen Meierhöfen vorbei, deren Bewohner den afrikaniſchen Negern ſehr ähnlich ſahen. Dieſe Meierhöfe liegen meiſtens in Thälern, und ihre Beſitzer ſcheinen viel Fleiß und Mühe darauf verwendet zu haben. Die Wohnungen ſind freilich weiter nichts, als elende Hütten; ſo erbärmlich ſie aber ausſahen, kamen uns dennoch, ſobald wir nur den Fuß über die Schwelle ſetzten, die darin befindlichen Frauensperſonen mit vieler Höflichkeit entgegen, und boten uns Milch an. Die Mannsperſonen, ſagten ſie, wären bei ihrer Feldarbeit. Die Weiber und Mädchen waren ſehr emſig damit beſchäftigt, Baumwolle zu ſpinnen. Sie bedienten ſich hiezu mit vieler Geſchicklichkeit des Rockens und der Spindel. Von Zeit zu Zeit färbten ſie den Daumen und Zeigefinger, zwiſchen welchen ſie den Faden durch-

laufen ließen, mit einem Pulver, das wie Kalk ausſah, wiewohl mir auf der ganzen Inſel noch zur Zeit nirgends weder Kalk, noch Kreide zu Geſichte gekommen war. Einige verfertigten auf kleinen Handlömmen eine Art Zeuch, das man ſonſt nirgends, als auf dieſer Inſel antrifft. Nachdem wir uns hier genau erkundigt hatten, wo allenfalls Guineavögel zu finden ſeyn möchten, machten wir uns wieder auf den Weg, dergleichen aufzuſuchen. Endlich ſtellten wir uns in einem Thale, an einem kleinen Bache, auf den Anſtand, und blieben ſo lange hier ſtehen, bis wir die Geduld verloren. Von da begaben wir uns an einen anderen Platz, den man uns ebenfalls bezeichnet hatte. Hier gelang es uns zwar, ein ganzes Kütt von mehr als dreißig Stück aufzuſtöbern; leider kam aber kein einziges zum Schuß, ob wir gleich das Kütt einige Meilen weit verfolgten. Da es mir an Zeit fehlte, noch tiefer in das Land hineinzugehen, ſo gab ich die Jagd auf, und kehrte wieder nach den oberwähnten Hütten zurück, deren gaſtfreundliche Bewohner uns Eier nebſt einer Art getrockneter Nudeln (Macaroni) vorſetzten, deren ſie ſich anſtatt des Brodes bedienten. Da wir nun noch überdies etwas Schiffszwieback bei uns hatten, und man uns Milch dazu gab, ſo waren wir mit einer ziemlich guten Mahlzeit verſorgt. Mittlerweile kamen einige Mannsperſonen von der Arbeit nach Hauſe. Im Ganzen betrachtet, ſind dieſe Leute viel ſtärker und kraftvoller, als die Portugieſen. Da ſie wolliges Haar und platte Naſen haben, ſo läßt ſich leicht ihre Abkunft errathen. Sie ſind ſehr eifrige Katholiken. So wie wir in eine Hütte traten, nahmen wir ſogleich ein Kru-

tiſir wahr, welches immer auf eine ſolche Art angebracht war, daß es Jedem auf den erſten Blick ins Auge fallen mußte. Die Gaſtfreundſchaft dieſer Leute überzeugte mich ſattſam, daß ſie ganz anderer Art waren, als ich es nach den Berichten einiger Reiſebeſchreiber vermuthet hatte. Mit dieſer Erfahrung bereichert, kehrte ich nach Porto-Praya zurück, wo ich äußerſt ermüdet ankam, und zwar um ſo mehr, da wir zeither ungewöhnlich heiſſes Wetter gehabt hatten. Ueberhaupt hat man bei den Spaziergängen auf dieſer Inſel mancherlei Unannehmlichkeiten zu erdulden; beſonders von den ſchweflichten Dünſten, die aus der Erde aufſteigen.

Salz iſt der vorzüglichſte Handelsartikel der Inſeln des grünen Vorgebirgs; es ſcheint aber, als wenn ſolches zu Sanct Jago eben nicht in großer Quantität vorhanden wäre. Es kam mir vor, als wenn Schwefel und andere metalliſche Beſtandtheile in dem Salze, das an letztgenanntem Orte erzeugt wird, bei weitem das Uebergewicht hätten. Der Gouverneur war der erſte, der mir erzählte, daß die Salztheilchen, wenn es geregnet habe, an den Spitzen der Felſen zum Vorſcheine kämen, und einen Glanz von ſich ſtrahlten, wie der Roſt, welcher ſich am Kupfer anſetzt. Da es jedoch, ſo lange ich mich auf dieſer Inſel befand, nicht ein einziges Mal regnete, ſo hatte ich freilich keine Gelegenheit, mich hievon durch den Augenſchein zu überzeugen. Eben dieſer Herr zeigte mir etwas Salpeter, den er auf dieſer Inſel gefunden hatte, und war über dieſe Entdeckung, ſo wie über den Gewinn, welchen ſie ſeiner Nation verſchaffen

würde, vor Freude ganz außer ſich. Wir probierten ihn, und fanden, daß er allerdings einigen Gewinn abwerfen könne, ob er gleich bei weitem nicht ſo ſtark war, wie der, welchen wir an Bord hatten.

Ich habe bereits des Umſtandes erwähnt, daß die Frauensperſonen Baumwolle ſpannen. Jetzt muß ich noch beifügen, daß die Bäume, auf welchen dieſes Naturerzeugniß wächſt, auf dieſer Inſel eine ganz ungewöhnliche Größe erreichen. Zwei derſelben ſtehen bei Porto-Praya und werden, ihrer Seltenheit wegen, von allen Reiſenden in Augenſchein genommen. Der eine hat zwölf und drei Viertel Ellen im Umfange. Ich ſah, daß verſchiedene engliſche Schiffsoffiziere in die Rinde dieſes Baums ihre Namen eingeſchnitten hatten, nebſt den Benennungen der Fahrzeuge, auf welchen ſie hier angelangt waren. Unter anderen merkte ich mir den des Lord Makartney, nebſt jenem des Sir Erasmus Gower. Dieſe Bäume waren die einzige Merkwürdigkeit, die mir der Gouverneur zeigte.

Außer den wilden Ziegen und Kühen, deren ich weiter oben erwähnte, ſah ich hier weiter keine von jenen Thieren, die in der Wildniß herumlaufen, als Affen und Katzen.

Fiſche giebt es in der Bai genug und ſatt, und zuweilen werden auch Schildkröten gefangen, die aber Niemand ißt, als nur ſolche Leute, die in Europa ſich aufgehalten haben. Die Mannſchaft der Lady Nelſon

warf einmal das Netz aus, und fieng eine ungewöhnlich ſchöne grüne Schildkröte, die hundert und funfzig Pfund wog. Die Einwohner der Inſel, welche dies am Geſtade mitanſahen, meinten, es ſey nicht gut, dieſes Thier zu verzehren.

Da wir nun unſere leeren Waſſerfäſſer ſammt und ſonders wieder gefüllt und das Takelwerk in guten Stand geſetzt hatten, ſo wünſchte ich doch auch zu erforſchen, in welchem Zuſtande ſich meine Kielhölzer befänden. Ich ließ daher eines nach dem anderen herausnehmen, und da fand ſich, daß das hinterſte in dem Striche eines Riegels abgebrochen war, und daß ſich dieſer Nagel, der in den Schiffsboden eingeſenkt war, beinahe doppelt umgebogen hatte. Die dringendſte Nothwendigkeit erforderte es daher, den abgebrochenen Kiel durch einen andern zu erſetzen. Dieß war nun freylich ein ſchweres Stück Arbeit, da ich keinen Zimmermann an Bord hatte; indeß gelang es einem meiner Leute, in Zeit von zwey Tagen damit fertig zu werden. Der Gouverneur war ſo gefällig, mir alle Beyhülfe anbieten zu laſſen, die er mir nur irgend verſchaffen könne.

Kurz vor meiner Abreiſe kaufte ich einen Delphin, der zweyhundert und fünf und ſiebzig Pfund wog. Als ich ihn bezahlte, hatte ich Gelegenheit, die Urſache ausfindig zu machen, weshalb ich von den Einwohnern auf meine weiter oben erwähnten Fragen keine Antwort erhielt. Es wunderte mich nämlich, daß man die Hälfte des Kaufgeldes an den Gouverneur ſchickte. Als ich mich nach

nach der Urſache erkundigte, erfuhr ich, daß dieſes eine Abgabe ſey, welche der Krone gebühre. Ich vermuthe daher, daß alle jene Heerden, die ich ohne Hirten und ohne Merkzeichen herumlaufen ſah, dem Landesherrn gehören, und daß die Unterthanen, welche dieſelben einfangen und ſchlachten, etwas Gewiſſes dafür bekommen, und daß ihnen vielleicht noch außerdem für den Schaden, welche dieſe Thiere an ihren Feldfrüchten verurſachen, Etwas gut gethan wird. Wenn dies wirklich der Fall iſt, ſo erfordert es die Klugheit, daß ſie den Fremden keine Auskunft darüber geben, ob dieſe Thiere wild oder zahm ſind, damit ſie dieſelben nicht tödten; denn widrigenfalls würden ſowohl die, welche ſie einfangen, als auch die Krone das Kaufgeld einbüßen. Ganz anders verhält es ſich hingegen mit ihren Schweinen, von welchen ſie, meines Wiſſens, eine ganz unbedeutende Abgabe an das Gouvernement zahlen.

Den 27ſten April fuhren wir von Sanct Jago ab. Mit Bewilligung des Gouverneurs hatte ich zwei junge Leute in unſer Schiffsbuch einſchreiben laſſen, ſo daß nunmehro unſere Mannſchaft in Allem aus zwölf Perſonen beſtand. Als wir über die Inſeln hinaus waren, verſpürte ich eine ſtarke Strömung nach Süden zu, ſo daß unſere beobachtete Breite von der wirklichen Ortsentfernung bei dreißig Meilen ſüdwärts verſchieden war. Anfänglich glaubte ich, daß vielleicht unſere Lockleine oder unſere Sehröhre einen Fehler hätten; bei genauerer Unterſuchung fand ſich aber, daß beide correct waren. Das Thermometer ſtand jetzt gewöhnlich auf 80

warf einmal das Netz aus, u…
ſchöne grüne Schildkröte, die h…
wog. Die Einwohner der …
ſtade mitanſahen, meinten, …
zu verzehren.

Da wir nun unſer…
ſondert; wieder gefüll…
Stand geſezt hatten …
ſchen, in welchem …
den. Ich ließ dar…
men, und da fan…
eines Riegels ab…
gel, der in de…
doppelt ungeh…
keit erforderte…
nen andere…
res Stück …
hatte; un…
zwei Tag…
war ſo …
er nur …

… fiengen an, über…

…ch einer um Mit…
…ung, in der nörd…
…r weſtlichen Länge von…
Leuten klagte über heftige…
…d hatte zugleich ein ſtarkes…
Brechmittel eingab, warme…
und ihm Opiatmittel nebſt ab…
…rdnete, ward er in Zeit von…
…ellt. Damit andere nicht ange…
…n Bett unter ein Zelt ſtellen,
…aufgeſchlagen ward. Als dies ge…
…ometer auf 94°. Alles Bett…
…ſtücke mußten gewaſchen, die…
…, von allem Unrathe geſäubert,
…urchſtrichen werden. Dies und die…
…ch auf die Vertheilung der Lebensmit…
…hielt meine Leute ſammt und ſonders…
… Da ich aus Erfahrung wußte,
…, welches auf den Schiffen, die dem…
…roßbritannien gehören, zum Früh…
… ward, viele Hitze verurſacht, und das…
… dem Genuſſe der ſalzichten Speiſen, die…
… bekömmt, ohnehin großen Durſt…
… rieth ich ihm das Theetrinken an. Die…
Folgen dieſer veränderten Diät waren nicht…
denn von dieſer Zeit an tranken meine…
des Vormittags Waſſer. Anſtatt…

...n Wein geben, und harte ...mmelsſtrich auf. Da ...geneſſenz an Bord ...s Bier brauen, und ...en. Meine Mannſchaft ...s jungen Leuten, die noch ... waren: demungeachtet ward ...o ich dieſe Diät unter ihnen ein... ...iger krank. Die anderweitige Be... ...ßregeln würde nach aller Wahrſchein... ...rs unter heißen Himmelsſtrichen, von aus... ...Nutzen ſeyn; auch würde man, wenn es an... an Waſſer zu mangeln, auf dieſe Art eine be... ...liche Erſparniß machen. *)

Da wir uns nunmehro der Linie näherten, ſo geriethen wir in mancherlei Strömungen, würden von heftigen Windſtößen überfallen, und hatten von Zeit zu Zeit Regen.

Den 7ten ſahen wir eine Menge Meerſchweine, wovon wir eins fiengen. Es war achthalb Fuß lang, und gab über anderthalb Gallonen Oel, womit wir unſre Maſten beſtrichen.

Den 10ten fiengen wir einige Boniten, deren je-

*) Mit vielem Vergnügen füge ich die Bemerkung hinzu, daß man dieſe Verfahrungsart ſpäterhin auf den Oſtindienſah...rern eingeführt hat.

den in Sicherheit zu ſetzen, und vor den ungeheuern Wogen, welche die See vom erſten Mai an, bis zur Hälfte des Septembermonats, in die erſtgenannte Bai wälzt. Uebrigens würde uns die Bauart der Lady Nelſon, und der Umſtand, daß ſie, wenn wir die Kielhölzer in die Höhe gezogen hatten, nur vier Schuh tief im Waſſer gieng, allerdings verſtattet haben, ganz unbedenklich in der Tafelbai liegen zu bleiben, wie ſolches zur nämlichen Zeit von einigen kleinen Fahrzeugen wirklich geſchah; denn die Kielhölzer an unſerm Schiffe waren auf eine ſolche Art eingerichtet, daß wir es ganz nahe an den Strand legen und im Nothfalle ſogar ans Land ſchaffen konnten.

Man hatte mir gemeſſenen Befehl ertheilt, ſo lange am Vorgebirge der guten Hoffnung liegen zu bleiben, bis der Sommer eintreten würde. Dies war nun freilich eine ziemlich lange Pauſe für einen Weltumſegler. Ich ergriff daher jede Gelegenheit, mich von dem Zuſtande der daſigen Colonie zu unterrichten. Wenn ich die Bücher bei der Hand gehabt hätte, worin man denſelben beſchrieben findet, ſo würde ich ſie bei meinen Erkundigungen unfehlbar zum Grunde gelegt haben; da dieſes aber keineswegs der Fall war, ſo wird mir der geneigte Leſer hoffentlich verzeihen, wenn ſeine Wünſche durch die Nachrichten, die ich theils ſelbſt eingezogen, theils von einigen meiner Freunde erhalten habe, nicht ganz befriedigt werden.

Das Erſte, was das Auge des Reiſenden, ſobald

er in die Tafelbai einläuft, an sich ziehet, iſt die majeſtätiſche Anblick des Tafelberges, der ſein Haupt bis an die Wolken erhebt. Die Reiſebeſchreiber, welche die verſchiedenen Höhen dieſes Berges gemeſſen haben, ſtimmen in ihren Angaben nicht überein. Ich habe jedoch alle Urſache, zu hoffen, daß nachſtehende, die ich mir während meiner Anweſenheit auf dem Kap glücklicherweiſe zu verſchaffen wußte, genau zutreffen werden.

Höhe des Löwenrumpfs	382	Yards.
— — Zuckerhutes	720	—
— — weſtlichen Endes des Tafellandes	1174	—
— — öſtlichen Endes deſſelben	1195	—
Länge des Tafelbergs	1760	—
Höhe der höchſten Spitze des Teufelsbergs	1105	—
Höhe des Bugs (Shoulder) dieſes nämlichen Bergs.	474	—

Dies ſind die ſenkrechten Höhen der hervorſtechendſten Theile dieſes majeſtätiſchen Naturpfeilers, an deſſen Fuße, der Bai gegenüber, die Kapſtadt ſteht. Der Landungsplatz iſt nicht eben dazu geeignet, auf die Fremden einen günſtigen Eindruck zu machen, denn die daſigen Fiſcher und Seeleute ſehen ſehr unſauber aus; deſto angenehmer wird er aber überraſcht, wenn er in die Stadt kömmt, die ſowohl wegen ihrer Reinlichkeit, als gleichförmigen Bauart und regelmäßigen Anlage, alle

Lobſprüche verdient. Wenn gleich die Hauptſtadt des ſüdlichen Afrika's keine ſo prächtigen Palläſte aufzuzeigen hat, wie ſo manche andere Städte, ſo enthält ſie doch auch keine ſo elenden Neſter, die den armen Leuten überlaſſen bleiben. Jeder Einwohner der Kapſtadt iſt über ſeine Hausthür Herr, und nie wird man auf der Straße einen Bettler ſehen; denn die wenigen Europäer, welche ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, hieher zu reiſen, haben nie nöthig, über Mangel an Beſchäftigung zu klagen. Auch werden die Coloniſten vom Gouvernement dazu angehalten, für den Unterhalt ihrer alten und hinfälligen Sklaven zu ſorgen. Ueberhaupt behandeln die Holländer ſowohl jene Afrikaner (wie ſie alle auf dem Kap geborne Sklaven zu nennen pflegen), als auch die Malaien, welche ihre häuslichen Geſchäfte beſorgen, ſehr glimpflich; wiewohl es ſich übrigens mit denen, welche die Weinberge bearbeiten, ingleichen auch mit den halbnackten Sklaven aus Mozambique, welche Holz herbeiſchaffen müſſen, ganz anders verhält. Man berechnet hier den Reichthum eines Mannes nach der Größe ſeines Hauſes und nach der Anzahl ſeiner Sklaven.

Wenn die Engländer das Kap behalten hätten; ſo würde die Arbeit der Holzträger, allem Vermuthen nach, aufgehört haben; denn, entweder hätte man, wie ich weiter unten zeigen werde, Steinkohlen aus Neu-Holland hieher ſchaffen laſſen, oder man würde die in der Colonie vorhandenen Steinkohlengruben bearbeitet haben, die höchſt wahrſcheinlich eine Menge dieſes ſo nütz-

lichen Brennmaterials enthalten, das vorzüglich in ſolchen Gegenden von der äußerſten Wichtigkeit iſt, wo entweder gar kein Holz wächſt, oder ſelbiges aus weiter Ferne und mit unbeſchreiblicher Mühe, durch Sklaven herbeigeholt werden muß.

Auf meinen Wanderungen konnte mir es, wie leicht zu erachten, nicht an Gelegenheit fehlen, auf den Anhöhen von Wineberg, von welchen man die beiden Baien deutlich überſehen kann, die Bemerkung zu machen, daß einſt die See den Strich Landes bedeckte, der heut zu Tage ein Iſthmus iſt, und daß ſie eben dadurch die Halbinſel bei dem Tafelberge bildete, welche man die Kapſpitze zu nennen pflegt. Wenn man ins Innere des Landes reiſet, ſo führt der Weg bei zwanzig Meilen weit über dieſen unfruchtbaren Iſthmus hin, der aus Sandſtreifen beſteht, worin man Muſcheln findet. Es giebt hier ſehr große Lachen, von welchen einige ſalzichtes, andere trinkbares Waſſer enthalten. Auf der gegenüber befindlichen Seite wird das Land wieder höher, und eine hohe Bergreihe, welche ſich gegen Südoſten und Nordweſten zieht, bildet nach dem Innern zu eine Art Scheidewand. Auf dieſen Bergen entſpringen hie und da Geſundbrunnen. Die Holländer haben hier, zur Bequemlichkeit der Kranken, Badhäuſer und Hütten erbauet; beſonders am Elephantenfluſſe, in Brandts-Valley und auf dem Swaart-Berge. Das erſtgenannte Bad wird als ein ſolches gerühmt, das Geſchwüre und Hautkrankheiten heilen ſoll; da es aber weit entlegen und ſchwer zugänglich

iſt, ſo wird es unter allen am wenigſten beſucht. Man wird folglich hier ſchlecht bewirthet und findet überhaupt wenig Bequemlichkeit, zumal da die wenigen in der Nähe befindlichen Meierhöfe am jenſeitigen Ufer des Fluſſes liegen, welcher oft ſo ſtark anſchwillt, daß man nicht hinüber kann. Es liegt in einem langen engen Thale, das kaum anderthalb Meilen breit, und von beinahe ſenkrechten Felſen umgeben iſt. Die Ufer des Fluſſes ſind mit Gebüſch bewachſen, worin ſich viel wildes Geflügel aufhält, vorzüglich eine Menge Faſane.

Die Quellen in Brandts-Valley ſollen vorzüglich jenen Kranken ſehr zuträglich ſeyn, die an Steinſchmerzen leiden. Sie ſprudeln als ein kleiner Bach hervor, der ſiedendheißes Waſſer enthält. Ich kann mich zwar nicht mehr ſo ganz genau auf den Grad ſeiner Temperatur beſinnen; ſo viel aber weiß ich, daß er unter dem Siedpuncte ſtand. Wir warfen ein Ey hinein, und als wir es nach Verlauf von zehn Minuten wieder herausholten, war es zwar nicht ganz hart geſotten, doch hatte das Weiße eine ziemlich feſte Conſiſtenz. Dieſes Quellwaſſer erſpart den Leuten, die nicht weit davon wohnen, nicht wenig Mühe, denn ſie brühen ihr Geflügel und ihre Schweine darin ab; eine Gewohnheit, die dem Geſchmacke derer, welche den Brunnen trinken, gar nicht behagt. Jagdliebhaber, die dieſe Gegend beſuchen, müſſen ſorgfältig auf ihre Hunde Acht geben, damit ſie nicht in den Bach gehen; denn ſonſt verbrennen ſie ſich die Pfoten, und können nachher nicht wieder heraus.

Dieſe Quellwäſſer ſprudeln über ein Sandbett am Fuße eines ſteilen Felſen, bilden einen Weiher, ergießen ſich aus dieſem in Geſtalt eines Stromes, der wenigſtens acht Schuh breit und zwei bis drei Schuh tief iſt, und rinnen alsdann noch über hundert Yards weit, ehe ſich das Waſſer bis auf einen ſolchen Grad abkühlt, daß man es in die Badewannen leiten kann.

Das ſchmale und abgelegene Brandts-Valley enthält zwar nur einen einzigen Meierhof, aber in dem dazu gehörigen Wohnhauſe, welches ganz nahe bei den Badehütten ſteht, werden Leute von Stande bequeme Unterkunft finden. Dieſes Thal iſt von ſehr hohen Bergen eingeengt, deren rauhe oben überhangende Wände zu den kühnſten Geſtaltungen gehören, die die Natur irgendwo dargeſtellt hat. Es wird einem ganz ſonderbar zu Muthe, wenn man von dieſen Höhen herabblickt und den dampfenden Strom durch das öde todtenſtille Thal ſchleichen ſieht. Im Gemüthe entſtehen ſodann tauſenderlei romantiſche Vorſtellungen, und ich dachte unter anderen ganz unwillkührlich an Oſſians Berge auf Morven, und an den See Lago.

Die Bäder zu Swaart-Berg ſind ſtark mit Stahl imprägnirt. Sie werden häufig beſucht, und die Bewirthung iſt hier weit beſſer, als man ſie in den zwei anderen antrifft. Zu gewiſſen Jahreszeiten finden ſich Leute aus allen Claſſen und Ständen hier ein; theils zum Vergnügen, theils der Geſundheit wegen; ſowohl

aus der Kapſtadt, als aus den anmuthigen Dörfern Stellenbosch und die Paarl.

An eben dieſem Orte traf mein Verwandter, Doctor Grant, der auf dem Kap als Stabschirurg angeſtellt war, den Doctor Brandt an, der mich nachher auf dem Schiffe Lady Nelſon nach Neu-Süd-Wallis begleitete. Dieſer eccentriſche Gelehrte, hatte am Bord des Löwen, eines Oſtindienfahrers, auf welchem er als Schiffsarzt diente, in der Delgoa-Bai Schiffbruch gelitten. Von da reiſete er zu Lande nach der Kapſtadt, und als er hier ankam, erzählte er allerlei abentheuerliche Dinge, die ihm unterwegs begegnet wären, und flocht zugleich einige Umſtände mit ein, die das Einhorn betrafen, und manche Leute in dem Glauben beſtärkten, daß es mit der Exiſtenz dieſes Thieres ſeine Richtigkeit habe. Ohne mich hier auf eine weitläuftige Unterſuchung der ungereimten Vorſtellungen einzulaſſen, welche dieſe literariſche Streitigkeit veranlaßt hat, will ich nur ganz kurz anmerken, daß ſelbſt ſolche Leute, welchen man die genaueſte Kenntniß des Landes zutrauen kann, und mit welchen ich hierüber zu ſprechen Gelegenheit hatte, die Exiſtenz dieſes Thieres mit Recht bezweifelten. Das Elennthier (der Bounde-Bock, oder Coddo), deſſen Hörner mit dem, welches man an den abgebildeten Einhörnern wahrnimmt, eine auffallende Aehnlichkeit haben, weil ſie ganz nahe bei einander ſtehen und faſt gar nicht divergiren, gleicht offenbar, wenn es von der Hand eines ungeſchickten Künſtlers im Profil abgemalt wird, dem Einhorn. Dies bemerkt man zum öfteren

den Stöcken, welche die Hottentotten verfertigen, und worauf ſie dergleichen Thiere kritzeln. Auf dieſe Art laſſen ſich die Figuren, welche man in den Höhlen der Buſchmänner entdeckt, und als eben ſo viele Beweiſe für die Exiſtenz des Einhorns aufgeſtellt hat, ſattſam erklären.

Da die Mannſchaft der Lady Nelſon durch den Doctor Brandt und ſeine beiden Reiſegefährten (nämlich einen Hund und einen Affen) einen beträchtlichen Zuwachs erhielt, ſo muß ich doch kürzlich erzählen, unter was für Umſtänden ich dieſen Sonderling an Bord nahm, der immer hunderterlei anfieng und nie etwas ausführte. Was für wichtige Dienſte hätte er mir nicht leiſten können, das Innere von Neu-Süd-Wallis zu erforſchen, wenn er nicht ſo unſteten Geiſtes geweſen wäre! Doctor Grant und der Proviantcommiſſär auf dem Kap, Hr. Farquhar, hatten zuſammen eine Reiſe gemacht, welche ſich bis an den Elephantenfluß in Oſten, und von da quer durch das Land bis nach Swellendam in Weſten erſtreckte. Auf dem Rückwege verweilten ſie einige Tage in den Bädern bei Swaart-Berg, und lernten bei dieſer Gelegenheit den Doctor Brandt kennen, der es ſich zum Geſchäft machte, die daſigen Kranken zu kuriren. Als dieſer hörte, daß einer ſeiner Profeſſionsverwandten angelangt ſey, ſtattete er den beiden Reiſenden ſogleich ſeinen Beſuch ab, und führte die bitterſten Klagen über die Holländer, daß ſie äußerſt undankbare Leute wären, von welchen er für ſeine Mühe nichts belohnt würde. Er

der nicht weniger als vierzehn Pfund wog. Auch ſa- hen wir eine Menge jener Vögel, dergleichen Capitain Cook auf ſeiner Fahrt von Sanct Jago nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ebenfalls geſe- hen und in ſeinen Reiſen beſchrieben hat.

Den 16ten hatten wir zwar helles Wetter, aber die See gieng ſehr hohl. In der nächſtfolgenden Nacht nahmen wir in der See eine Menge phosphorescirenden Stoffs wahr. Wann wir die Hände ins Waſſer tauch- ten, konnten wir deutlich ſehen, daß ſich dieſe Subſtanz an ſie angehangen hatte, ſo bald wir ſie aber an die Luft brachten, verſchwand ſie. Sie iſt gallertartig. An der afrikaniſchen Küſte iſt die See vorzüglich ſtark mit dieſer leuchtenden Subſtanz imprägnirt. Bei trübem regnich- tem Wetter ſieht man ſie nicht, wohl aber im Mond- ſchein und beim Sternenlicht.

Den 7ten Julius Morgens um fünf Uhr erblickten wir zwar das Vorgebirge der guten Hoffnung, konn- ten uns aber demſelben, da wir den Wind gegen uns hat- ten, nicht nähern. Den 8ten, um fünf Uhr des Abends, giengen wir endlich in der Tafelbai vor Anker, nachdem wir, unſern Aufenthalt zu Sanct Jago nicht mit- gerechnet, fünf und neunzig Tage in See geweſen wa- ren. Da ich mir vorgenommen hatte, bei dieſer Jah- reszeit nicht länger hier liegen zu bleiben, bis meine Kiel- hölzer wieder hergeſtellt wären, ſo ſegelte ich, als dies geſchehen war, den 16ten nach der Simons-Bai, wo wir uns Morgens um neun Uhr vor Anker legten.

hier traf ich das Schiff Purpoiſe an, welches nach Neu-Holland beſtimmt, und von Spithead zu gleicher Zeit mit uns abgeſegelt war. Der Befehlshaber deſſelben hatte geglaubt, wir wären wieder nach Portsmouth zurückgeſegelt, als wir uns am 23ſten März von der Flotte, die nach Oſtindien ſegelte, getrennt hatten. Er erzählte, daß in derſelben Nacht ein Oſtindienfahrer ſeine Topmaſtſegel eingebüßt habe, und daß nachher das Purpoiſe eines ſeiner Boote, das am Hinterdeck befeſtigt war, abhauen müſſen, zugleich auch am Fockmaſte beſchädigt worden ſey. Ich dankte dem Himmel, daß die Lady Nelſon, welcher man nicht einmal zugetraut hatte, daß ſie See halten könne, ihre Reiſe bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung vollendet hatte, ohne nur das kleinſte Stückchen Segeltuch verloren zu haben, oder an ihrem Takelwerke nur im mindeſten beſchädigt zu ſeyn, ſo daß unſere drei Boote noch immer wohlbehalten auf dem Verdeck ſtanden. Daß wir dies keinesweges dem Zufalle, ſondern bloß der guten Beſchaffenheit unſers Schiffs zu verdanken hatten, dies werden doch hoffentlich nunmehro ſelbſt diejenigen einſehen, die demſelben, ſeiner Bauart wegen, nichts zutrauten.

Die Urſache, warum ich die Tafelbai verließ und in der Simonsbai vor Anker gieng, war keine andere, als die, weil ich mir vorgenommen hatte, nicht eher als mit dem Eintritte der günſtigern Jahrszeit nach Neu-Holland zu ſegeln; denn dieſes war das ſicherſte Mittel, mich vor den ſtürmiſchen Nordweſtwin-

den in Sicherheit zu ſetzen, und vor den ungeheuern Wogen, welche die See vom erſten Mai an, bis zur Hälfte des Septembermonats, in die erſtgenannte Bucht wälzt. Uebrigens würde uns die Bauart der Lady Nelſon, und der Umſtand, daß ſie, wenn wir die Kielhölzer in die Höhe gezogen hatten, nur vier Schuh tief im Waſſer gieng, allerdings verſtattet haben, ganz unbedenklich in der Tafelbai liegen zu bleiben, wie ſolches zur nämlichen Zeit von einigen kleinen Fahrzeugen wirklich geſchah; denn die Kielhölzer an unſerm Schiffe waren auf eine ſolche Art eingerichtet, daß wir es ganz nahe an den Strand legen und im Nothfalle ſogar ans Land ſchaffen konnten.

Man hatte mir gemeſſenen Befehl ertheilt, ſo lange am Vorgebirge der guten Hoffnung liegen zu bleiben, bis der Sommer eintreten würde. Dies war nun freilich eine ziemlich lange Pauſe für einen Weltumſegler. Ich ergriff daher jede Gelegenheit, mich von dem Zuſtande der daſigen Colonie zu unterrichten. Wenn ich die Bücher bei der Hand gehabt hätte, worin man denſelben beſchrieben findet, ſo würde ich ſie bei meinen Erkundigungen unfehlbar zum Grunde gelegt haben; da dieſes aber keinesweges der Fall war, ſo wird mir der geneigte Leſer hoffentlich verzeihen, wenn ſeine Wünſche durch die Nachrichten, die ich theils ſelbſt eingezogen, theils von einigen meiner Freunde erhalten habe, nicht ganz befriedigt werden.

Das Erſte, was das Auge des Reiſenden, ſobald

er in die Tafelbai einläuft, an sich ziehet, ist die majeſtätische Anblick des Tafelberges, der sein Haupt bis an die Wolken erhebt. Die Reiſebeſchreiber, welche die verſchiedenen Höhen dieſes Berges gemeſſen haben, ſtimmen in ihren Angaben nicht überein. Ich habe jedoch alle Urſache, zu hoffen, daß nachſtehende, die ich mir während meiner Anweſenheit auf dem Kap glücklicherweiſe zu verſchaffen wußte, genau zutreffen werden.

Höhe des Löwenrumpfs	382	Yards.
— — Zuckerhutes	720	—
— — weſtlichen Endes des Tafellandes	1174	—
— — öſtlichen Endes deſſelben	1195	—
Länge des Tafelbergs	1760	—
Höhe der höchſten Spitze des Teufelsbergs	1105	—
Höhe des Bugs (Shoulder) dieſes nämlichen Bergs	474	—

Dies ſind die ſenkrechten Höhen der hervorſtechendſten Theile dieſes majeſtätiſchen Naturpfeilers, an deſſen Fuße, der Bai gegenüber, die Kapſtadt ſteht. Der Landungsplatz iſt nicht eben dazu geeignet, auf die Fremden einen günſtigen Eindruck zu machen, denn die daſigen Fiſcher und Seeleute ſehen ſehr unſauber aus; deſto angenehmer wird er aber überraſcht, wenn er in die Stadt kömmt, die ſowohl wegen ihrer Reinlichkeit, als gleichförmigen Bauart und regelmäßigen Anlage, alle

Lobſprüche verdient. Wenn gleich die Hauptſtadt des ſüdlichen Afrika's keine ſo prächtigen Paläſte aufzuzeigen hat, wie ſo manche andere Städte, ſo enthält ſie doch auch keine ſo elenden Neſter, die den armen Leuten überlaſſen bleiben. Jeder Einwohner der Kapſtadt iſt über ſeine Hausthür Herr, und nie wird man auf der Straße einen Bettler ſehen; denn die wenigen Europäer, welche ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, hierher zu reiſen, haben nie nöthig, über Mangel an Beſchäftigung zu klagen. Auch werden die Coloniſten vom Gouvernement dazu angehalten, für den Unterhalt ihrer alten und hinfälligen Sklaven zu ſorgen. Ueberhaupt behandeln die Holländer ſowohl jene Afrikaner (wie ſie alle auf dem Kap geborne Sklaven zu nennen pflegen), als auch die Malaien, welche ihre häuslichen Geſchäfte beſorgen, ſehr glimpflich; wiewohl es ſich übrigens mit denen, welche die Weinberge bearbeiten, ingleichen auch mit den halbnackten Sklaven aus Mozambique, welche Holz herbeiſchaffen müſſen, ganz anders verhält. Man berechnet hier den Reichthum eines Mannes nach der Größe ſeines Hauſes und nach der Anzahl ſeiner Sklaven.

Wenn die Engländer das Kap behalten hätten, ſo würde die Arbeit der Holzträger, allem Vermuthen nach, aufgehört haben; denn, entweder hätte man, wie ich weiter unten zeigen werde, Steinkohlen aus Neu-Holland hieher ſchaffen laſſen, oder man würde die in der Colonie vorhandenen Steinkohlengruben bearbeitet haben, die höchſt wahrſcheinlich eine Menge dieſes ſo nütz-

lichen Brennmaterials enthalten, das vorzüglich in ſolchen Gegenden von der äußerſten Wichtigkeit iſt, wo entweder gar kein Holz wächſt, oder ſelbiges aus weiter Ferne und mit unbeſchreiblicher Mühe, durch Sklaven herbeigeholt werden muß.

Auf meinen Wanderungen konnte mir es, wie leicht zu erachten, nicht an Gelegenheit fehlen, auf den Anhöhen von Wineberg, von welchen man die beiden Baien deutlich überſehen kann, die Bemerkung zu machen, daß einſt die See den Strich Landes bedeckte, der heut zu Tage ein Iſthmus iſt, und daß ſie eben dadurch die Halbinſel bei dem Tafelberge bildete, welche man die Kapſpitze zu nennen pflegt. Wenn man ins Innere des Landes reiſet, ſo führt der Weg bei zwanzig Meilen weit über dieſen unfruchtbaren Iſthmus hin, der aus Sandſtreifen beſteht, worin man Muſcheln findet. Es giebt hier ſehr große Lachen, von welchen einige ſalzichtes, andere trinkbares Waſſer enthalten. Auf der gegenüber befindlichen Seite wird das Land wieder höher, und eine hohe Bergreihe, welche ſich gegen Südoſten und Nordweſten zieht, bildet nach dem Innern zu eine Art Scheidewand. Auf dieſen Bergen entſpringen hie und da Geſundbrunnen. Die Holländer haben hier, zur Bequemlichkeit der Kranken, Badhäuſer und Hütten erbauet; beſonders am Elephantenfluſſe, in Brandts-Valley und auf dem Swaart-Berge. Das erſtgenannte Bad wird als ein ſolches gerühmt, das Geſchwüre und Hautkrankheiten heilen ſoll; da es aber weit entlegen und ſchwer zugänglich

aus der Kapſtadt, als aus den anmuthigen Dörfern Stellenboſch und die Paarl.

An eben dieſem Orte traf mein Verwandter, Doctor Grant, der auf dem Kap als Stabschirurg angeſtellt war, den Doctor Brandt an, der mich nachher auf dem Schiffe Lady Nelſon nach Neu-Süd-Wallis begleitete. Dieſer eccentriſche Gelehrte, hatte an Bord des Löwen, eines Oſtindienfahrers, auf welchem er als Schiffsarzt diente, in der Delgoa-Bai Schiffbruch gelitten. Von da reiſete er zu Lande nach der Kapſtadt, und als er hier ankam, erzählte er allerlei abentheuerliche Dinge, die ihm unterwegs begegnet wären, und flocht zugleich einige Umſtände mit ein, die das Einhorn betrafen, und manche Leute in dem Glauben beſtärkten, daß es mit der Exiſtenz dieſes Thieres ſeine Richtigkeit habe. Ohne mich hier auf eine weitläuftige Unterſuchung der ungereimten Vorſtellungen einzulaſſen, welche dieſe literariſche Streitigkeit veranlaßt hat, will ich nur ganz kurz anmerken, daß ſelbſt ſolche Leute, welchen man die genaueſte Kenntniß des Landes zutrauen kann, und mit welchen ich hierüber zu ſprechen Gelegenheit hatte, die Exiſtenz dieſes Thieres mit Recht bezweifelten. Das Elennthier (der Bounde-Bock, oder Coddo), deſſen Hörner mit dem, welches man an den abgebildeten Einhörnern wahrnimmt, eine auffallende Aehnlichkeit haben, weil ſie ganz nahe bei einander ſtehen und faſt gar nicht divergiren, gleicht offenbar, wenn es von der Hand eines ungeſchickten Künſtlers im Profil abgemalt wird, dem Einhorn. Dies bemerkt man zum öfteren

zu den Stöcken, welche die Hottentotten verfertigen, und worauf ſie dergleichen Thiere kritzeln. Auf dieſe Art laſſen ſich die Figuren, welche man in den Höhlen der Buſchmänner entdeckt, und als eben ſo viele Beweiſe für die Exiſtenz des Einhorns aufgeſtellt hat, ſattſam erklären.

Da die Mannſchaft der Lady Nelſon durch den Doctor Brandt und ſeine beiden Reiſegefährten (nämlich einen Hund und einen Affen) einen beträchtlichen Zuwachs erhielt, ſo muß ich doch kürzlich erzählen, in was für Umſtänden ich dieſen Sonderling an Bord nahm, der immer hunderterlei anfieng und nie etwas ausführte. Was für wichtige Dienſte hätte er mir nicht leiſten können, das Innere von Neu-Süd-Wallis zu erforſchen, wenn er nicht ſo unſteten Geiſtes geweſen wäre! Doctor Grant und der Proviantcommiſſär auf dem Kap, Hr. Farquhar, hatten zuſammen eine Reiſe gemacht, welche ſich bis an den Elephantenfluß in Oſten, und von da quer durch das Land bis nach Swellendam in Weſten erſtreckte. Auf dem Rückwege verweilten ſie einige Tage in den Bädern bei Swaart-Berg, und lernten bei dieſer Gelegenheit den Doctor Brandt kennen, der es ſich zum Geſchäft machte, die daſigen Kranken zu kuriren. Als dieſer hörte, daß einer ſeiner Profeſſionsverwandten angelangt ſey, ſtattete er den beiden Reiſenden ſogleich ſeinen Beſuch ab, und führte die bitterſten Klagen über die Holländer, daß ſie äußerſt undankbare Leute wären, von welchen er für ſeine Mühe nichts belohnt würde. Er

verſicherte, ſie hätten beinahe ſeinen ganzen Vorrath an Arzneimitteln verbraucht, und ihm nicht einmal ſo viel dafür gegeben, daß er ihn durch andere erſetzen könne. Es ſey ihm daher außerordentlich viel daran gelegen, ſeinen Aufenthalt zu verändern, um ſo mehr, da ſich die Frows (Frauenzimmer) in ihren Speeclactries*) zu viele Freiheiten gegen ihn erlaubten. Als man ſich dieſer Umſtände wegen bei dem Gaſtwirth erkundigte, konnte man leicht den Schluß machen, daß der Doctor, wenn er gleich ſelbſt nichts durch ſeine Geſchicklichkeit gewann, doch wenigſtens dem Wirthe großen Nutzen verſchaffte, weil er viele Gäſte herbei zog. Er lachte daher über die Klagen des Doctors, und ſagte, es ſey ſeine eigene Schuld, wenn er mit ſeinem Verdienſte nicht auskomme, denn er habe ihm oft genug freie Wohnung und freien Tiſch angeboten; er ſey aber ein Grillenfänger, der ſich lieber in einer elenden Hütte, nicht weit vom Badehauſe aufhalte, und ſich mit Waſſer und Brod begnüge. Anſtatt von ſeiner Einladung Gebrauch zu machen, und ſeine Kranken abzuwarten, klettere er, in Geſellſchaft ſeines Hundes und ſeines Affen, auf den benachbarten Bergen umher. Es ſey nichts Ungewöhnliches, daß er oft mehrere Tage lang vermißt werde. Wenn er dann wieder nach Hauſe komme, ſey er halb verhungert, und von den erlittenen Strapazen äußerſt entkräftet, und gleichwohl bringe er doch weiter nichts

*) So nennen die Holländer jede Art von Beluſtigung, wobei es fein bunt durch einander geht, wobei Spaß gemacht und allerhand dummes Zeug getrieben wird.

[illegible], als einen Ranzen voll Kräuter, Wurzeln und Steine.

Dieſe Charakterſchilderung, welche der holländiſche Bauer von dem Doctor entwarf, that gerade die entgegengeſetzte Wirkung, die er ſich davon verſprochen hatte. Sie bewog den Doctor Grank, ſich des armen Mannes anzunehmen. Hätte derſelbe die Vorſicht gebraucht, ſeine Wundergeſchichten nicht allzu ſehr aufzuputzen, ſo würde ſeine ausgebreitete Kenntniß der ältern und neueſten Sprachen ein Beweis für die Wahrheit ſeines Vorgebens geweſen ſeyn, daß er am Rheinſtrome ein anſehnliches Landeigenthum beſeſſen, und ſolches bei Annäherung der Franzoſen, aus Haß gegen die demokratiſchen Grundſätze, im Stich gelaſſen habe. Was ſeine Wiſſenſchaft als Arzt betrifft, ſo hatte er dieſelbe ſyſtematiſch ſtudirt. Die Beſchreibung ſeiner Lebensweiſe und ſein elendes Anſehen bewogen Herrn Farquhar, ihm mit zuvorkommender Güte einen Zufluchtsort in dem Hauſe anzubieten, das er nicht weit von der Kapſtadt beſaß, und wo der Doctor ſeinen Lieblingshang, von Zeit zu Zeit das Land zu durchſtöbern, nach Wunſch und Willen befriedigen konnte. Leider hatte er nur ein einziges Mal von dieſer Vergünſtigung Gebrauch gemacht, als ſein ihm ſo theurer Gönner mit Tod abgieng. Die Ankunft der Lady Nelſon war daher ein ſehr erwünſchtes Ereigniß für den Doctor, deſſen ſich zeither der Doctor Grant freundſchaftlich angenommen hatte. Da ich mich nach einem Manne umſah, der nicht nur Arzt, ſondern auch in der Naturgeſchichte nicht fremd

wäre, ſo ward er mir empfohlen. Bei Abſchließung des Contracts war Doctor Brandt weit weniger für ſich ſelbſt beſorgt, als für ſeinen Hund und ſeinen Affen, die ihm, wie er mir erzählte, auf ſeinen Wanderungen eben ſo treue als nützliche Dienſte leiſteten. Von letzterem machte er beſonders viel Rühmens. Er habe ihm, ſagte er, ſchon oftmals die Erhaltung ſeines Lebens zu danken gehabt; denn wenn es ihm an Brod fehle, und er genöthigt ſey Wurzeln zu eſſen, ſo zeige er ſie zuvörderſt ſeinem Jacko; dieſer unterſuche ſie genau, koſte dieſelben, und werfe ſie, wenn ſie ſchädlich wären, mit Abſcheu weg; wenn es ſich aber anders damit verhalte, laſſe er ſich ſelbige gut ſchmecken, und alsdann äße er, der Doctor, ebenfalls davon. Was ſeinen Hund anlange, ſo vertheidige ihn dieſer gegen die Wölfe und Hyänen. Dieſe drei Weſen machten nun freilich eine Geſellſchaft aus, die verhältnißmäßig für mein kleines Schiffchen zu groß war; doch gieng mir das Schickſal des armen Mannes ſo ſehr zu Herzen, daß ich Befehl gab, ſie alle drei an Bord zu nehmen.

Während meines Aufenthalts in der Simons-Bai, machte ich verſchiedene Excurſionen auf die Berge, unter deren herabhängenden Gipfeln Simonsſtadt liegt, und erſtaunte nicht wenig, als ich hier eine große Erdfläche anſichtig wurde, durch die ein Bach fließt. Nach der Beſchaffenheit des Bodens und Umfangs zu urtheilen, könnten hier eine Menge Vegetabilien gebaut werden; auch würde ſie Mittel darbieten, Geflügel zu ziehen u. ſ. w. Es iſt daher auffallend, daß

daß dieſes ſchöne Stück Land gar nicht benutzt wird, da doch die eben genannten Conſumptibilien hier eben ſo theuer als ſelten ſind. In dem engen Umkreiſe, wo Simons-Stadt liegt, können die Einwohner, eben ſo wenig wie die Leute auf den Schiffen, dergleichen Lebensmittel auftreiben, ſondern ſie müſſen dieſelben aus der Gegend, jenſeits der Tafel-Bai kommen laſſen, wo eine kleine Bucht iſt, welche die Gordons-Bai genannt wird, und ſich bis in den Diſtrict Hottentotten-Holland erſtreckt.

Da ich eben dieſer Bucht erwähne, ſo kann ich nicht umhin, die Bemerkung beizufügen, daß ſelbige wegen Nähe der Kloof (einer Anhöhe dieſes Namens) und anderer Umſtände, ein ſchicklicher Platz ſeyn würde, wo man, wenn je wieder ein Angriff gegen das Kap unternommen werden ſollte, einen Theil der Truppen ans Land ſetzen könnte, wenn auch wirklich die eigentliche Landung in der Tafel-Bai bewerkſtelligt würde; ein Unternehmen, das meines Erachtens nichts weniger als unausführbar wäre, da die natürliche Beſchaffenheit des Landes dem Vordringen einer Armee ohnehin gar viele und mancherlei Hinderniſſe entgegen ſtellt.

Es ziemt mir nicht, über die vortheilhaften oder nachtheiligen Folgen, welche für Großbritannien aus der Beibehaltung dieſer Colonie entſpringen würden, ein abſprechendes Urtheil zu fällen. Die Producte derſelben, in ihrem dermaligen Zuſtande, ſind freilich für dieſes Reich ſehr unbedeutend; da aber der Boden,

vermöge des ungeheuer groſſen Raums, welchen das Land einnimmt, und wegen ſeiner ungleichen Oberfläche, von ganz verſchiedener Beſchaffenheit iſt, und auch unter verſchiedenen Himmelsſtrichen liegt, ſo würde man hier gar mancherlei eben ſo nützliche als einträgliche Producte pflanzen und anbauen können. So iſt unter andern der Weinbau noch groſſer Verbeſſerungen fähig, vermöge welcher man mehrere Sorten Wein machen könnte, die zugleich auch an der Qualität gewinnen würden. Man könnte die Einrichtung treffen, daß zwiſchen der Falſchen-Bai und der Tafel-Bai eine Schiffahrt nach dem Innern ſtatt fände, wodurch die Schiffleute groſſentheils der Mühe überhoben wären, zu gewiſſen Jahreszeiten rings um das Vorgebirge herumfahren zu müſſen. Auch würde man dadurch die Landfracht erſparen, die der Transport gewiſſer Waarenartikel nothwendig macht.

Ferner würden die Buchten, die unlängſt vom Capitän Callender unterſucht worden ſind, und ſich bis in die unermeßlichen Waldungen auf der öſtlichen Küſte erſtrecken, unfehlbar Mittel darbieten, den Küſtenhandel zu erweitern, der um ſo ſicherer von Statten gehen würde, wenn man die Schiffe mit beweglichen Kielhölzern (sliding keels) verſähe.

Dieſer und anderer dergleichen Verbeſſerungen ungeachtet, glaube ich dennoch, daß die Einkünfte dieſes Landes kaum ſo viel abwerfen werden, als die Ausgaben betragen, ſo lange daſſelbe in den Händen der Englän-

ben bleibt; wiewohl ich übrigens gar nicht in Abrede stellen will, daß uns eine Seemacht, die eben ſo unternehmend wie die unſrige wäre, und ſich in deſſen Beſitz befände, von dortaus immerfort necken und auf mancherlei Art benachtheiligen könnte.

Es iſt zu hoffen, daß die zeitherige eben ſo milde als gerechte Regierung, auf die Gemüther der verſtändigen Einwohner des Kap einen bleibenden Eindruck gemacht, und ihnen von dem Character der Engländer eine vortheilhafte Meinung beigebracht habe; zugleich aber iſt leider zu beſorgen, daß die demokratiſchen Grundſätze, die den Holländern in ihrer Heimath von ihren Nachbarn, den Franzoſen, beigebracht worden, noch immer, ſowohl in der Kapſtadt, als in der umliegenden Gegend, ihre eifrigen Anhänger haben. Schwerlich würden wir damit zu Stande kommen, uns von dem Character des afrikaniſchen Holländers zu vergewiſſern, wenn wir ihn für das nehmen wollten, was er unter Leuten aus allerlei Volk, das ſich ſowohl in der Kapſtadt, als in den benachbarten Gegenden aufhält, zu ſeyn ſcheint, nachdem er bereits im Verkehr mit den Kaffern, Buſchmännern und Hottentotten allerlei Gewohnheiten und Neigungen angenommen hat, die ihm, ſeiner Natur nach, ganz fremd ſind. Weit eher würde dieſe Abſicht, nach aller Wahrſcheinlichkeit, in jenen Diſtricten erreicht werden, die mitten im Lande liegen, wie z. B. an den vier und zwanzig Flüſſen, in Roodtland, und an dem Breedefluß (Broad River). Hier ſehen wir den natürlichen afrikaniſchen Bauer, deſſen Simplicität noch zur

Zeit durch nichts verwiſcht worden iſt, weder auf der einen Seite durch feindſelige Behandlung, noch auf der andern durch Mißbrauch des Lebensgenuſſes. Er beſitzt Alles im Ueberfluſſe, was er zur Leibes-Nahrung und Nothdurſt bedarf, und hat folglich wenig oder gar keine Veranlaſſung, dem Geize oder der Sinnlichkeit zu fröhnen. Der Verkauf einiger Stücke Vieh und ein paar Reiſen, die er jährlich nach der Kapſtadt macht, um Butter und andere dergleichen Conſumptibilien, welche ſich leicht verpacken laſſen, auf den Markt zu bringen, ſetzen ihn in Stand, ſich Kleider, Kaffee, Thee und Zucker zu verſchaffen. Wein, Branntwein und Taback ſind die Producte ſeines Meierhofs, und die Wartung derſelben, zugleich auch die Ortsentfernung, hindern ihn, ſie auf den Markt zu bringen; auch hat er keine Veranlaſſung dazu, da er weder die Bedürfniſſe des Luxus kennt, noch ſich in der Nothwendigkeit befindet, auf die Entrichtung des Pachtgeldes, der Zehnten und Steuern Rückſicht zu nehmen. Dies, und der Mangel an Wirthshäuſern, folglich an öffentlichen Zuſammenkünften, mag vielleicht die Urſache ſeyn, daß in jenen Gegenden die Gaſtfreundſchaft allgemein eingeführt iſt. Auch läßt ſich hieraus das giganteske und zugleich phlegmatiſche Anſehen der daſigen Einwohner erklären, wiewohl ich übrigens dem Klima ſeinen Antheil nicht abſprechen will.

Die Beſchaffenheit des Landes iſt von der Art, daß die Bewohner deſſelben gaſtfrei ſeyn müſſen, ohne es übrigens für ihre Schuldigkeit zu halten, oder von Ei-

keit dazu angetrieben zu werden. Wenn ein Fremder hier ankömmt, wird er weder mit Kratzfüßen und Geſichtsmienen bekomplimentirt, noch ſtürmt eine ganze Familie auf ihn los, die es ſich zum Geſchäft macht, ihn in die größte Verlegenheit zu ſetzen. Wenn ſich der Bauer von ſeinem Sitz erhebt, und ſeine Tabakspfeife bei Seite legt, um ihm entgegen zu gehen, ſo iſt dies mehr eine Aeußerung von außerordentlichem Reſpect, als daß er dadurch zu verſtehen geben will, er ſey ihm willkommen. Wenn er aber ſagt: Span uit und Koom binnen (Spannt aus, Kommt herein), ſo kann ſich ſein Gaſt beſtimmt darauf verlaſſen, daß er ihn gern ſieht. Leute, die viel auf Ceremoniel halten und erwarten, daß man viel Weſens mit ihnen machen ſoll, finden hier ihre Rechnung nicht. Jene hingegen, die gern mit dem vorlieb nehmen, was das Haus vermag, bringen hier ihre Zeit ganz angenehm zu.

Ich kann mir leicht vorſtellen, daß dieſe Schilderung nicht mit den Erfahrungen derer übereinſtimmen wird, die während ihres Aufenthaltes am Kap ſonſt nirgends hingekommen ſind, als nach Stellenboſch, die Paarl und andere ſolche Orte, deren Einwohner, wegen des häufigen Verkehrs mit der Stadt, ganz andere Sitten und Gebräuche angenommen haben. Wären ſie tiefer ins Land gekommen, ſo würden ſie überzeugt worden ſeyn, daß meine Bemerkung gegründet iſt.

Noch muß ich anmerken, daß es den Reiſenden zu großer Empfehlung gereicht, wenn ſie einige Kenntniß

der holländiſchen Sprache beſitzen; denn obgleich der Bauer wenig Weſens macht, und nicht viel ſpricht, ſo hat er es doch gern, wenn man ſich in einem traulichen Tone nach dieſem und jenem bei ihm erkundigt. Unterläßt man die gewöhnlichen Fragen: Wie alt? und Seyd Ihr verheirathet? ſo kann man leicht in den Fall kommen, daß er ſolches für Stolz hält.

Am Schluſſe meiner Bemerkungen, über die Forſchungen, welche das Innere dieſer intereſſanten Colonie veranlaßt, will ich die, welche die Varietäten des Menſchengeſchlechts dem Einfluſſe des Klima's zuſchreiben, nur noch auf den frappanten Contraſt aufmerkſam machen, den man zwiſchen den Hottentotten, Buſchmännern und Kaffern wahrnimmt, die doch unter einerlei Breite wohnen. Erſtere ſind blaßgelb von Farbe, haben häßliche zuſammengeſchrumpfte Geſichtszüge, und ſo kleine Naſen, daß man ſie faſt nicht wahrnimmt. Ich glaube kaum, daß es irgendwo kleinere Menſchen giebt. Die Kaffern hingegen ſehen ſchwarz aus, haben offene Geſichter, und ſind durchgehends ſchlanke handfeſte Leute. Eben ſo groß iſt die Verſchiedenheit der Geiſtesfähigkeiten und körperlichen Kräfte, welche zwiſchen dieſen Völkerſchaften ſtatt findet.

Dies ergiebt ſich ſogar aus der Verſchiedenheit ihrer Waffen, und aus der Art und Weiſe, wie ſie ſich derſelben bedienen. Der Buſchmann verſteckt ſich im Dickicht, und ſchießt von dortaus mit vergifteten Pfeilen nach dem Gegenſtande, den er erlegen will. Der Kaffer

hingegen vergiftet ſeine Aſſagaye nicht, ſondern tritt ſeinem Feinde muthig unter die Augen, und ſchleudert ſie mit eben ſo viel Stärke als Geſchicklichkeit auf ihn ab. Der Kaffer muß doch gewiß mit dieſer ſo einfachen Waffe viel ausrichten können, da ſeine Thaten nicht nur die Aufmerkſamkeit der zeither beſtandenen Regierung, ſondern zugleich auch der brittiſchen Kriegsmacht erregten, die doch in jedem Betrachte ſehr reſpectabel war. Ohne eine ſolche Macht würden die Holländer vollauf zu thun haben, bis ſie es ſo weit brächten, daß die Kaffern, welche überall truppweiſe umherſtreiften, in ihren Gränzen blieben. Wie weit ſich dieſe ſogenannte Gränze am großen Fiſchfluſſe erſtreckt, davon bin ich weiter nicht unterrichtet.

Ich begab mich nun wieder nach Simonsſtadt, wo die Lady Nelſon in Bereitſchaft lag, ihre Reiſe weiter fortzuſetzen. Zu eben der Zeit kamen mehrere Extraſchiffe, die der oſtindiſchen Compagnie gehörten, auf dem Kap an. Einige derſelben, und namentlich der Phönix, waren auf ihrer Fahrt ſehr beſchädigt worden. Letzteres hatte viel an den Maſten und am Tauwerke gelitten, und da es nur ſchwach bemannt war, demnächſt auch noch andere zufällige Umſtände eintraten, ſo hatte ſich der Capitain nebſt einigen Paſſagieren genöthigt geſehen, am Fockmaſte den gewöhnlichen Matroſendienſt zu verrichten. Ein junger Herr, der ſich am Bord dieſes Schiffs befand, und mit deſſen Aeltern ich Bekanntſchaft hatte, beſtätigte die Ausſage einiger anderen Paſſagiere, daß ſie es lediglich der Ausdauer

der holländiſchen Sprache beſitzen; de
Bauer wenig Weſens macht, und nicht
hat er es doch gern; wenn man ſich in
Tone nach dieſem und jenem bei ihm e
läßt man die gewöhnlichen Fragen:
Seyd Ihr verheirathet? ſo k
den Fall kommen, daß er ſolches fü

Am Schluſſe meiner Bemerkun
ſchungen, welche das Innere dieſ
nie veranlaßt, will ich die, welche
Menſchengeſchlechts dem Einfluſſe
hen, nur noch auf den frappant
machen, den man zwiſchen de
männern und Kaffern wahrnim
verlei Breite wohnen. Erſter
haben häßliche zuſammengeſchr
ſo kleine Naſen, daß man ſie
glaube kaum, daß es irgendn
Die Kaffern hingegen ſehen
Geſichter, und ſind durchgeh
Eben ſo groß iſt die Verſch
ten und körperlichen Kräfte
herſchaften ſtatt findet.

Dies ergiebt ſich ſo
ren Waffen, und aus
derſelben
Dieſich
nach de

un
, da
n Be
arauf
nwand
er gefun
Jordan
. Das feindl
Lage im Geſicht
ffen zu erneuern
übel zugerichtet war.
wäre für das Kap
da ſeine Ladung bloß

Mit dem

ier,

, wel

n wird,

näher her

ndiger Leute,

so kleinen und

as meinige, auf

land, bevorstän

chten. Da wir je

ckgelegt hatten, und

on eine so gute Mei

hterdings nicht von mir

ich von den Schiffen, die

eine Menge Volontairs bei

äußerten, mich begleiten zu

Schiffsmannschaft, mit Ein

ndt und eines Zimmermanns

in Dienst genommen hatte) voll

te ich alle Anträge ab, worüber

gnügt schienen. Indeß konnte ich

einen Mann an Bord zu nehmen,

abgewiesen hätte. Es war ein

ne, der als Bootsmann auf eine

nt hatte, das auf dem Kap in eine

Stande der Meuterei ankam. Es war verhört und ve-
urtheilt worden, nach Neu-Süd-Wallis transpor-
tirt zu werden. Da mich der Admiral Sir Roger
Curtis hatte erſuchen laſſen, dieſen Menſchen an Bord
zu nehmen, ſo konnte ich ihm die Erfüllung ſeines Wun-
ſches um ſo weniger verweigern, da er nicht nur mir
ſelbſt viele Gefälligkeiten erzeigt, ſondern ſich noch über-
dies ſehr dafür intereſſiret hatte, daß die Lady Nelſon
mit allem Nöthigen verſehen würde. Der Arreſtant war
in Ketten an Bord gebracht, die ich ihm aber gleich ab-
nehmen ließ. In der Folge fand ich, daß er ein treff-
licher Seemann war, der ſich weder Mühe, noch Arbeit
verdrießen ließ, nie die mindeſte Widerſpenſtigkeit äuſ-
ſerte, noch einige Unruhe erregte. Dies bewog mich,
bei dem Gouverneur von Neu-Süd-Wallis eine
Vorbitte für ihn einzulegen, und bald nach meiner An-
kunft ward er in Freiheit geſetzt.

Den 7ten October, Mittags eilf Uhr, gieng ich mit
einem günſtigen Nordweſtwinde in See, und ſchied von
der zahlreichen Menge Zuſchauer, die an das Geſtade
kamen, das kleine Schiff abfahren zu ſehen, und von
welchen die meiſten zuverläſſig der Meinung waren, daß
es ſchlechterdings nicht im Stande ſey, die Küſte von Neu-
Süd-Wallis zu erreichen. Nachmittags um vier Uhr
fuhren wir zur Falſchen-Bai hinaus, und Abends
gegen ſieben Uhr ſegelten wir gegen Oſten nordoſtwärts
bei dem Kap Hanglip vorbei, ſo daß das Vorgebir-
ge der guten Hoffnung nordweſtlich halb weſtwärts
fünf Meilen weit von uns lag. In der Nacht hatten wir

ziemlich ſtarken Wind; es regnete, und die See gieng ſehr hohl. Jetzt fand ich, daß mein Schiffchen nicht das mindeſte von ſeinen guten Eigenſchaften verloren hatte. Da nun bereits der ſüdöſtliche Paſſatwind eingetreten war, der bei dieſer Jahreszeit oft fürchterliche Stürme verurſacht, ſo nahm ich mir vor, ſo ſchnell als möglich, eine höhere ſüdliche Breite zu gewinnen, damit ich aus jenem Windſtriche käme.

Den 12ten befanden wir uns in 38° 17′ ſüdlicher Breite und 27° 18′ öſtlicher Länge. An dieſem Tage ſahen wir rund um uns her eine beträchtliche Anzahl Pintados und Petrellen. Ein ungemein ſchöner Vogel der erſteren Gattung, der vielleicht zu viel gefreſſen haben mochte, fiel, als der Wind eben am ſtärkſten wehte, auf das Verdeck, und ſpie im Herabfallen eine grünlichte Maſſe von ſich. Ein Matroſe, der ihn aufgehoben hatte, brachte ihn zu mir; ich ließ ihn aber wieder aufs Verdeck legen, wo er eine Weile herumkrabbelte und ſich endlich hinter einen Hühnerkorb verſteckte, wo er ſtill lag. Ich vermuthe, daß dieſe Waſſervögel, die ihre Nahrung gewöhnlich in der See ſuchen, und ſich äußerſt ſelten auf dem Lande ſehen laſſen, nicht gehen können, ſondern ſich mit den Füßen und Flügeln zu gleicher Zeit forthelfen; wenigſtens thaten dies alle, die mir zu Geſichte kamen. Als der gedachte Vogel ſich hinter dem Hühnerkorbe ungefähr eine Viertelſtunde ganz ruhig verhalten hatte, krabbelte er an die Seite des Schiffs und platſchte ins Waſſer. Gleich darauf ſahen wir, daß er wieder eben ſo gut ſchwimmen und fliegen konnte, wie

die anderen; denn es waren deren, wie geſagt, mehrere beiſammen. Es giebt einen gewiſſen Vogel, welcher ſchwarz ausſieht, und von den Matroſen der Donnervogel (Haglet) genannt wird. Dieſer ſucht ſich ſeine Nahrung bloß dadurch zu verſchaffen, daß er andere Vögel, beſonders eine Art Mewen, welche die Matroſen den Fiſcher nennen, überall verfolgt und ſich ſo lange mit ihnen herumbeißt, bis ſie Alles, was ſie im Magen haben, von ſich geben, welches er im Augenblicke verſchlingt. Vermuthlich war dies die Urſache, weshalb jener Pintado auf unſerem Schiffe Schutz und Sicherheit ſuchte. In der Folge werde ich Gelegenheit finden, dieſer Art Vögel noch öfter zu erwähnen.

Den 1ſten November erblickten wir die Inſel Amſterdam. Der Theil der daſigen Seeküſte, an welchem wir vorbeiſegelten, war ziemlich hoch, und ſchwer zugänglich, bis wir das Becken entdeckten, deſſen alle Seefahrer erwähnen, und das man an einem ganz nahe dabei befindlichen Felſen erkennet, der wie ein Zuckerhut geſtaltet iſt. Die Anſicht der Inſel iſt eben nicht ganz anmuthig, da nicht ein einziger Baum darauf wächſt. Sie iſt jedoch ſtark mit Gras bewachſen. In der See giebt es hier eine Menge Fiſche und Seekälber. Vögel ſahen wir nur wenige; vermuthlich, weil ſie bei dieſer Jahreszeit auf den Felſen am Seegeſtade ihre Eier ausbrüten; doch kam uns eine Anzahl kleiner weißer Vögel zu Geſichte, die eben ſo gabelförmige Schwänze hatten, wie die Schwalben, ingleichen auch einige Petrellen und Pinguins, und ein Vogel, der beinahe wie eine Krähe

ausſah, nur daß er größer war, auf dem Rücken ſchwarze, an der Bruſt aber weiße Federn hatte. Allem Vermuthen nach war das ſtürmiſche Wetter daran Schuld, daß ſich keine Seekälber ſehen ließen, wiewohl übrigens eine Menge derſelben, ſowohl bei dieſer, als auch unweit der benachbarten Sanct-Pauls-Inſel, vorhanden ſeyn ſollen. Von dieſen beiden Inſeln läßt ſich nicht viel Neues ſagen. Herr Coxe hat ſie in ſeiner Reiſe ſehr richtig, und mit möglichſter Genauigkeit beſchrieben. Als wir an denſelben vorüber fuhren, hatte ich immer ſein Buch in der Hand, und ich muß offenherzig geſtehen, daß er ſeinen Nachfolgern wenig übrig gelaſſen hat, das erſt der Berichtigung bedarf. Gern hätte ich die warmen Quellen, die, nach den einſtimmigen Berichten aller Seefahrer, auf dieſer Inſel vorhanden ſeyn ſollen, in Augenſchein genommen, um zu unterſuchen, ob ihr Waſſer ſalzicht, oder trinkbar iſt. Mein ſchätzbarer Freund, der Capitän Schank, hatte mir ſolches ausdrücklich aufgetragen; aber der Wind und die Strömung waren mir zuwider, und ohne beträchtlichen Zeitverluſt konnte ich meinen Aufenthalt unmöglich verlängern.

Den 23ſten November befanden wir uns in der Länge von 130° öſtlich und in der Breite von 38° 31′ ſüdlich. Da wir nun den Strich durchſchnitten, welchen Capitän Vancouver gehalten hatte, und der ſich viel weiter gegen Oſten erſtreckt, als jeder andere, den man in dieſer Parallele der Breite auf den Charten angezeigt findet, ſo hielt ich für nöthig, alle mögliche Sorgfalt und Wachſamkeit anzuwenden, um irgendwo, es ſey nun bei Tage,

gelegt hatten, wie das Log zeigte. Da wir ſeit einigen Tagen Oſtwind hatten, ſo könnte man vielleicht einwenden, daß dieſer das gedachte Inſect herbeigeführt habe; allein die Entfernung war zu beträchtlich, als daß dieſe Vermuthung einige Wahrſcheinlichkeit hätte.

Bemerkungen

am Bord der Lady Nelſon bei Erblickung von Neu-Holland.

Den 3ten December mit Tagesanbruch ließ ich ſo viele Segel aufſetzen, als nur möglich war, da ich mich, meines Dafürhaltens, in der Breite von 38° ſüdlich befand. *) Morgens acht Uhr ſahen wir Land, welches ſich von Norden gegen Oſten nordoſtwärts erſtreckte. Der vordere Theil, rechter Hand, ſchien aus unzuſammenhängenden Inſeln zu beſtehen, und es waren deren vier. Als wir näher kamen, zeigte ſich's, daß es zwei Vorgebirge waren, und zwei hohe Berge, welche ſich ziemlich weit am Seeufer hinziehen. Der eine hat viel Aehnlichkeit mit dem Tafelberge auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; der andere liegt tiefer im Lande.

Auf

*) Die zurückgelegte Länge betrug 141° 20′ öſtlich.

auf beiden ſtehen eine Menge großer Bäume, und eben ſo verhält es ſich mit dem Lande, das, ſo weit das Auge reicht, niedrig und flach iſt. Den einen nannte ich den Shank-Berg und den andern den Gambier's-Berg. Dem erſteren Vorgebirge legte ich den Namen Northumberland bei, und das andere, welches kleiner und an einer vorſpringenden Landſpitze kenntlich iſt, die man, dem Kap Northumberland gegenüber, ſehr deutlich wahrnimmt, nannte ich das Kap Banks. Wenn man das erſtgenannte Vorgebirge nordweſtwärts nach Weſten zu, in einer Entfernung von acht bis neun Meilen liegen läßt, ſo daß der Shank-Berg nordwärts und der Gambier's-Berg von Norden gegen Oſten liegt, ſo verliert der Shank-Berg ſein tafelförmiges Anſehen und ſieht beinahe wie ein Sattel aus. Es ſcheint zwar nicht, als ob hier ein Haven ſey, aber unterhalb des Vorgebirges Northumberland ſind die Schiffe von der Nordſeite her gegen die nördlichen Nordweſtwinde geſichert, ſo wie zwiſchen dieſem und dem Vorgebirge Banks, gegen die Oſtwinde. Das Seeufer beſteht faſt durchgehends aus einem flachen ſandigen Strande, und die See verurſacht dermalen hier keine Brandung.

Den 4ten. Als wir entlang am Geſtade hinfuhren und nach Oſten zu ſteuerten, ſahen wir das Land, ſo weit wir nur ſehen konnten, ſüdoſtwärts liegen, und ſegelten gerade darauf los. Da es hier ein beträchtliches Vorgebirge bildet, ſo nannte ich daſſelbe Bridgewater, zu Ehren des Herzogs, der dieſen Namen führt.

Das Geſtade beſteht, in der Gegend, wo wir nach dem ebenerwähnten Vorgebirge zu ſteuerten, aus einem ſandigen Strande und aus flachem, mit Buſchwerk bewachſenem Lande. Weiter landeinwärts erblickt man große Waldungen. Des andern Morgens mit Tagesanbruch ſchifften wir, in einer Entfernung von etwa ſechs bis ſieben Meilen (60 = 1° d. Br.), um das Vorgebirge herum; und hierauf kam uns abermals ein Vorgebirge zu Geſichte, welches ſich ungefähr funfzehn bis ſechzehn Meilen weit von Oſten gegen Norden zieht, und nebſt dem Kap Bridgewater eine ſehr tiefe Bai bildet. Das Land, welches ſich in verſchiedenen Abſtufungen erhebt, und mit Wald bewachſen iſt, hat ein ſchönes Anſehen. Da mir äußerſt viel daran gelegen war, einen Verſuch zu machen, ob wir nicht in die gedachte Bai einlaufen könnten, ſo ließ ich ein Boot ausſetzen, nahm zwei bewaffnete Leute mit, und fuhr ungefähr fünf Meilen weit am Ufer hin. Hier fand ich, daß das Schiff nicht gegen die Südwinde gedeckt war, und daß die Bai überall ſehr tiefes Waſſer hatte. Während der Zeit, daß wir uns am Ufer aufhielten, nahmen wir ſehr deutlich einige Feuer wahr. Unſere Breite war 38° 21′ ſüdlich. Kap Bridgewater lag zwölf bis dreizehn Meilen nordweſtwärts nach Weſten zu. Ich nannte das andere Kap, nach unſerem Schiffe, Kap Nelſon. Gegen Ein Uhr erhob ſich ein gelinder Wind, der unſer Boot wieder an das Schiff führte.

Den 5ten. Die See verurſachte eine heftige Brandung, obgleich kein ſtarker Wind gieng. Wir ſahen

verſchiedene Feuer. Da wir eine beträchtliche Strecke in die Bai hinein gelaufen waren, und ſelbige ſehr tief iſt, ſo war ich ſchon halb und halb Willens, mehrerer Sicherheit wegen, die Anker fallen zu laſſen, als ſich ein gelinder Wind erhob, wodurch ich in Stand geſetzt wurde, unſer Schiff mit Beihülfe des Bootes gegen Süden bugſieren zu laſſen. Ich nannte, wie ich bereits weiter oben erwähnte, das weſtliche Kap Bridgewater und das öſtliche Nelſon. Wenn der Wind aus Süden wehet, muß man alle mögliche Sorgfalt anwenden, dieſe Bai zu vermeiden. Das Kap Nelſon iſt gegen Oſten nordoſtwärts funfzehn bis ſechszehn Meilen vom Kap Bridgewater entfernt. Das Land hat ein hübſches Anſehen, einen fruchtbaren Boden, ſtark bewachſene Grasplätze und ſchöne Wälder. Gegen Abend ſahen wir wieder, nicht weit landeinwärts, verſchiedene Feuer. Auch ließen ſich mehrere Seekälber und Meerſchweine ſehen. Des andern Morgens um fünf, kam uns wieder ein Vorgebirge zu Geſichte, das mit dem Dedman, im engliſchen Canal, viele Aehnlichkeit hat. Es zieht ſich eine beträchtliche Strecke in die See hinein. Nach Weſten zu gleicht es einer langen Scheuer mit einem gewölbten Gipfel und einem hohen Aufſatze (high bluff), unweit der See aber ſieht es beinahe wie ein Hausgiebel aus. Ich gab ihm den Namen das William Grant's Kap. Weiter hinwärts von dieſem Kap liegen zwei kleine Inſeln, von welchen die größte wie zwei ausſieht, weil ſie aus zwei Hügeln beſteht, die vermittelſt einer Erdzunge zuſammenhängen, die man nicht eher wahrnimmt, als bis man ganz nahe dabei iſt.

ſtände der Meuterei ankam. Es war verhört und verurtheilt worden, nach Neu-Süd-Wallis transportirt zu werden. Da mich der Admiral Sir Roger Curtis hatte erſuchen laſſen, dieſen Menſchen an Bord zu nehmen, ſo konnte ich ihm die Erfüllung ſeines Wunſches um ſo weniger verweigern, da er nicht nur mir ſelbſt viele Gefälligkeiten erzeigt, ſondern ſich noch überdies ſehr dafür intereſſiret hatte, daß die Lady Nelſon mit allem Nöthigen verſehen würde. Der Arreſtant ward in Ketten an Bord gebracht, die ich ihm aber gleich abnehmen ließ. In der Folge fand ich, daß er ein trefflicher Seemann war, der ſich weder Mühe, noch Arbeit verdrießen ließ, nie die mindeſte Widerſpenſtigkeit äuſſerte, noch einige Unruhe erregte. Dies bewog mich, bei dem Gouverneur von Neu-Süd-Wallis eine Vorbitte für ihn einzulegen, und bald nach meiner Ankunft ward er in Freiheit geſetzt.

Den 7ten October, Mittags eilf Uhr, gieng ich mit einem günſtigen Nordweſtwinde in See, und ſchied von der zahlreichen Menge Zuſchauer, die an das Geſtade kamen, das kleine Schiff abfahren zu ſehen, und von welchen die meiſten zuverläſſig der Meinung waren, daß es ſchlechterdings nicht im Stande ſey, die Küſte von Neu-Süd-Wallis zu erreichen. Nachmittags um vier Uhr fuhren wir zur Falſchen-Bai hinaus, und Abends gegen ſieben Uhr ſegelten wir gegen Oſten nordoſtwärts bei dem Kap Hanglip vorbei, ſo daß das Vorgebirge der guten Hoffnung nordweſtlich halb weſtwärts fünf Meilen weit von uns lag. In der Nacht hatten wir

ziemlich ſtarken Wind; es regnete, und die See gieng ſehr hohl. Jetzt fand ich, daß mein Schiffchen nicht das mindeſte von ſeinen guten Eigenſchaften verloren hatte. Da nun bereits der ſüdöſtliche Paſſatwind eingetreten war, der bei dieſer Jahreszeit oft fürchterliche Stürme verurſacht, ſo nahm ich mir vor, ſo ſchnell als möglich, eine höhere ſüdliche Breite zu gewinnen, damit ich aus jenem Windſtriche käme.

Den 12ten befanden wir uns in 38° 17′ ſüdlicher Breite und 27° 18′ öſtlicher Länge. An dieſem Tage ſahen wir rund um uns her eine beträchtliche Anzahl Pintados und Petrellen. Ein ungemein ſchöner Vogel der erſteren Gattung, der vielleicht zu viel gefreſſen haben mochte, fiel, als der Wind eben am ſtärkſten wehte, auf das Verdeck, und ſpie im Herabfallen eine grünlichte Maſſe von ſich. Ein Matroſe, der ihn aufgehoben hatte, brachte ihn zu mir; ich ließ ihn aber wieder aufs Verdeck legen, wo er eine Weile herumkrabbelte und ſich endlich hinter einen Hühnerkorb verſteckte, wo er ſtill lag. Ich vermuthe, daß dieſe Waſſervögel, die ihre Nahrung gewöhnlich in der See ſuchen, und ſich äußerſt ſelten auf dem Lande ſehen laſſen, nicht gehen können, ſondern ſich mit den Füßen und Flügeln zu gleicher Zeit forthelfen; wenigſtens thaten dies alle, die mir zu Geſichte kamen. Als der gedachte Vogel ſich hinter dem Hühnerkorbe ungefähr eine Viertelſtunde ganz ruhig verhalten hatte, krabbelte er an die Seite des Schiffs und plätſchte ins Waſſer. Gleich darauf ſahen wir, daß er wieder eben ſo gut ſchwimmen und fliegen konnte, wie

die anderen; denn es waren deren, wie geſagt, mehrere beiſammen. Es giebt einen gewiſſen Vogel, welcher ſchwarz ausſieht, und von den Matroſen der Q u ä l v o g e l (Hagler) genannt wird. Dieſer ſucht ſich ſeine Nahrung bloß dadurch zu verſchaffen, daß er andere Vögel, beſonders eine Art Mewen, welche die Matroſen den Fiſcher nennen, überall verfolgt und ſich ſo lange mit ihnen herumbeißt, bis ſie Alles, was ſie im Magen haben, von ſich geben, welches er im Augenblicke verſchlingt. Vermuthlich war dies die Urſache, weshalb jener Pintado auf unſerem Schiffe Schutz und Sicherheit ſuchte. In der Folge werde ich Gelegenheit finden, dieſer Art Vögel noch öfter zu erwähnen.

Den 1ſten November erblickten wir die Inſel Amſterdam. Der Theil der daſigen Seeküſte, an welchem wir vorbeiſegelten, war ziemlich hoch, und ſchwer zugänglich, bis wir das Becken entdeckten, deſſen alle Seefahrer erwähnen, und das man an einem ganz nahe dabei befindlichen Felſen erkennet, der wie ein Zuckerhut geſtaltet iſt. Die Anſicht der Inſel iſt eben nicht gar anmuthig, da nicht ein einziger Baum darauf wächſt. Sie iſt jedoch ſtark mit Gras bewachſen. In der See giebt es hier eine Menge Fiſche und Seekälber. Vögel ſahen wir nur wenige; vermuthlich, weil ſie bei dieſer Jahreszeit auf den Felſen am Seegeſtade ihre Eier ausbrüten; doch kam uns eine Anzahl kleiner weißer Vögel zu Geſichte, die eben ſo gabelförmige Schwänze hatten, wie die Schwalben, ingleichen auch einige Petrellen und Pinguins, und ein Vogel, der beinahe wie eine Krähe

ausſah, nur daß er größer war, auf dem Rücken ſchwarze, an der Bruſt aber weiße Federn hatte. Allem Vermuthen nach war das ſtürmiſche Wetter daran Schuld, daß ſich keine Seekälber ſehen ließen, wiewohl übrigens eine Menge derſelben, ſowohl bei dieſer, als auch unweit der benachbarten Sanct-Pauls-Inſel, vorhanden ſeyn ſollen. Von dieſen beiden Inſeln läßt ſich nicht viel Neues ſagen. Herr Core hat ſie in ſeiner Reiſe ſehr richtig, und mit möglichſter Genauigkeit beſchrieben. Als wir an denſelben vorüber fuhren, hatte ich immer ſein Buch in der Hand, und ich muß offenherzig geſtehen, daß er ſeinen Nachfolgern wenig übrig gelaſſen hat, das einer Berichtigung bedarf. Gern hätte ich die warmen Quellen, die, nach den einſtimmigen Berichten aller Seefahrer, auf dieſer Inſel vorhanden ſeyn ſollen, in Augenſchein genommen, um zu unterſuchen, ob ihr Waſſer ſalzicht, oder trinkbar iſt. Mein ſchätzbarer Freund, der Capitän Schank, hatte mir ſolches ausdrücklich aufgetragen; aber der Wind und die Strömung waren mir zuwider, und ohne beträchtlichen Zeitverluſt konnte ich meinen Aufenthalt unmöglich verlängern.

Den 23ſten November befanden wir uns in der Länge von 130° öſtlich und in der Breite von 38° 31′ ſüdlich. Da wir nun den Strich durchſchnitten, welchen Capitän Vancouver gehalten hatte, und der ſich viel weiter gegen Oſten erſtreckt, als jeder andere, den man in dieſer Parallele der Breite auf den Charten angezeigt findet, ſo hielt ich für nöthig, alle mögliche Sorgfalt und Wachſamkeit anzuwenden, um irgendwo, es ſey nun bei Tage,

oder bei Nacht, Land zu entdecken. Ich befahl daher meinen Leuten, immer auf der Huth zu ſeyn, ob ſie nicht Etwas dieſer Art wahrnähmen, verſprach denen, die mich zuerſt davon benachrichtigen würden, eine Belohnung, zeigte ihnen die Gefahren, welche wir alle, und ſie ſelbſt im entgegengeſetzten Fall zu befürchten hätten, und drohte ihnen, wenn ſie meinen Befehl nicht pünctlich befolgen würden, mit unausbleiblicher Strafe. Mit wahrem Vergnügen füge ich die Verſicherung bei, daß ſie Alles, was ich ihnen anbefahl, auf das Genaueſte vollbrachten, und ſich während der ganzen Zeit, als ich die Ehre hatte, am Bord der Lady Nelſon das Commando zu führen, nie den kleinſten Fehler zu Schulden kommen ließen.

Den 2ten December war unſere beobachtete Breite 38° 19′ ſüdlich, und unſere berechnete Länge 139° 44′ öſtlich. Der Wind wehte ſo gelind, als wenn eine gänzliche Windſtille eintreten würde. Alle jene Vögel, die uns zeither nachgeflogen waren, hatten ſich verloren. In Oſten hatten wir tief herabhängende Wolken vor uns, und am Ende des Horizontes ſahen ſie beinahe wie Land aus. Gegen Abend kam eine jener langen Fliegen auf unſer Schiff, die man Pferdebremſen (Horse-stingers) nennt, und ſetzte ſich an das Schönfahrſegel, wo ſie eine gute Weile blieb. Da dieſes Inſect auf der See nicht lange ausdauern kann, ſo betrachteten wir deſſen Erſcheinung als den ſtärkſten Beweis, daß Land in der Nähe ſeyn müſſe. Wir verdoppelten daher unſere Aufmerkſamkeit, bekamen aber keins zu ſehen. Des andern

Morgens acht Uhr erblickten wir Land, welches ſich ſo weit von Norden nach Oſten zu erſtreckte, daß es gegen Oſten nordoſtwärts lag. Der vordere Theil, rechter Hand, ſchien aus unzuſammenhängenden Inſeln zu beſtehen, deren vier ſeyn mochten, die ſechs bis ſieben Meilen von einander entfernt waren. Des Mittags, als wir uns dem Lande gegenüber befanden, war unſere beobachtete Breite 38° 10′′ ſüdlich, und die berechnete Länge 142° 30′ öſtlich, ſo daß ich die weſtliche Spitze in 142° öſtlich beſtimmte.

Hier iſt meines Erachtens der ſchicklichſte Ort, wo ſich nachſtehende Abſchrift des Tagebuchs einrücken läßt, das ich dem Gouverneur King übergab, und worin alle die Vorfälle verzeichnet ſind, welche ſich von dem Tage an ereigneten, wo ich das Land zuerſt anſichtig wurde, bis zu jenem, an welchem ich Kap Wilſon erreichte. Ich werde demſelben zugleich die Anmerkungen beifügen, welche Gouverneur King mit eigener Hand an den Rand geſchrieben hat.

Indeß erlaube man mir, nur noch die Bemerkung voran zu ſchicken, daß ich die ſtärkſten Gründe zu der Vermuthung habe, daß gegen Weſten von Neu-Holland irgendwo Land liegt, weil wir in dieſer Gegend nicht nur eine Menge Seekälber wahrnahmen, ſondern auch die oberwähnte Pferdebremſe zu uns an Bord kam. Dieſer Umſtand war allerdings merkwürdig, da wir ſ von der Zeit an, wo er ſich ereignete, bis zu jener, wo wir Land ſahen, nicht weniger als 126 Meilen zurück-

gelegt hatten, wie das Log zeigte. Da wir ſeit einigen Tagen Oſtwind hatten, ſo könnte man vielleicht einwenden, daß dieſer das gedachte Inſect herbeigeführt habe; allein die Entfernung war zu beträchtlich, als daß dieſe Vermuthung einige Wahrſcheinlichkeit hätte.

Bemerkungen
am Bord der Lady Nelſon
bei
Erblickung von Neu-Holland.

Den 3ten December mit Tagesanbruch ließ ich ſo viele Segel aufſetzen, als nur möglich war, da ich mich, meines Dafürhaltens, in der Breite von 38° ſüdlich befand. *) Morgens acht Uhr ſahen wir Land, welches ſich von Norden gegen Oſten nordoſtwärts erſtreckte. Der vordere Theil, rechter Hand, ſchien aus unzuſammenhängenden Inſeln zu beſtehen, und es waren deren vier. Als wir näher kamen, zeigte ſich's, daß es zwei Vorgebirge waren, und zwei hohe Berge, welche ſich ziemlich weit am Seeufer hinziehen. Der eine hat viel Aehnlichkeit mit dem Tafelberge auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; der andere liegt tiefer im Lande.

Auf

*) Die zurückgelegte Länge betrug 141° 20′ öſtlich.

Auf beiden ſtehen eine Menge großer Bäume, und eben ſo verhält es ſich mit dem Lande, das, ſo weit das Auge reicht, niedrig und flach iſt. Den einen nannte ich den Shank-Berg und den andern den Gambier's-Berg. Dem erſteren Vorgebirge legte ich den Namen Northumberland bei, und das andere, welches kleiner und an einer vorſpringenden Landſpitze kenntlich iſt, die man, dem Kap Northumberland gegenüber, ſehr deutlich wahrnimmt, nannte ich das Kap Banks. Wenn man das erſtgenannte Vorgebirge nordweſtwärts nach Weſten zu, in einer Entfernung von acht bis neun Meilen liegen läßt, ſo daß der Shank-Berg nordwärts und der Gambier's-Berg von Norden gegen Oſten liegt, ſo verliert der Shank-Berg ſein tafelförmiges Anſehen und ſieht beinahe wie ein Sattel aus. Es ſcheint zwar nicht, als ob hier ein Haven ſey, aber unterhalb des Vorgebirges Northumberland ſind die Schiffe von der Nordſeite her gegen die nördlichen Nordweſtwinde geſichert, ſo wie zwiſchen dieſem und dem Vorgebirge Banks, gegen die Oſtwinde. Das Seeufer beſteht faſt durchgehends aus einem flachen ſandigen Strande, und die See verurſacht dermalen hier keine Brandung.

Den 4ten. Als wir entlang am Geſtade hinfuhren und nach Oſten zu ſteuerten, ſahen wir das Land, ſo weit wir nur ſehen konnten, ſüdoſtwärts liegen, und ſegelten gerade darauf los. Da es hier ein beträchtliches Vorgebirge bildet, ſo nannte ich daſſelbe Bridgewater, zu Ehren des Herzogs, der dieſen Namen führt.

Das Geſtade beſteht, in der Gegend, wo wir nach dem ebenerwähnten Vorgebirge zu ſteuerten, aus einem ſandi-gen Strande und aus flachem, mit Buſchwerk bewachſenem Lande. Weiter landeinwärts erblickt man groſse Wal-dungen. Des andern Morgens mit Tagesanbruch ſchiff-ten wir, in einer Entfernung von etwa ſechs bis ſieben Meilen (60 = 1° d. Br.), um das Vorgebirge herum, und hierauf kam uns abermals ein Vorgebirge zu Ge-ſichte, welches ſich ungefähr funfzehn bis ſechzehn Meilen weit von Oſten gegen Norden zieht, und nebſt dem Kap Bridgewater eine ſehr tiefe Bai bildet. Das Land, welches ſich in verſchiedenen Abſtufungen erhebt, und mit Wald bewachſen iſt, hat ein ſchönes Anſehen. Da mir äuſſerſt viel daran gelegen war, einen Verſuch zu machen, ob wir nicht in die gedachte Bai einlaufen könnten, ſo ließ ich ein Boot ausſetzen, nahm zwei be-waffnete Leute mit, und fuhr ungefähr fünf Meilen weit am Ufer hin. Hier fand ich, daß das Schiff nicht gegen die Südwinde gedeckt war, und daß die Bai überall ſehr tiefes Waſſer hatte. Während der Zeit, daß wir uns am Ufer aufhielten, nahmen wir ſehr deutlich einige Feuer wahr. Unſere Breite war 38° 21′ ſüdlich. Kap Bridgewater lag zwölf bis dreizehn Meilen nord-weſtwärts nach Weſten zu. Ich nannte das andere Kap, nach unſerem Schiffe, Kap Nelſon. Gegen Ein Uhr erhob ſich ein gelinder Wind, der unſer Boot wieder an das Schiff führte.

Den 5ten. Die See verurſachte eine heftige Bran-dung, obgleich kein ſtarker Wind gieng. Wir ſahen

verſchiedene Feuer. Da wir eine beträchtliche Strecke in die Bai hinein gelaufen waren, und ſelbige ſehr tief iſt, ſo war ich ſchon halb und halb Willens, mehrerer Sicherheit wegen, die Anker fallen zu laſſen, als ſich ein gelinder Wind erhob, wodurch ich in Stand geſetzt wurde, unſer Schiff mit Beihülfe des Bootes gegen Süden bugſieren zu laſſen. Ich nannte, wie ich bereits weiter oben erwähnte, das weſtliche Kap Bridgewater und das öſtliche Nelſon. Wenn der Wind aus Süden wehet, muß man alle mögliche Sorgfalt anwenden, dieſe Bai zu vermeiden. Das Kap Nelſon iſt gegen Oſten nordoſtwärts funfzehn bis ſechszehn Meilen vom Kap Bridgewater entfernt. Das Land hat ein hübſches Anſehen, einen fruchtbaren Boden, ſtark bewachſene Grasplätze und ſchöne Wälder. Gegen Abend ſahen wir wieder, nicht weit landeinwärts, verſchiedene Feuer. Auch ließen ſich mehrere Seekälber und Meerſchweine ſehen. Des andern Morgens um fünf, kam uns wieder ein Vorgebirge zu Geſichte, das mit dem Dedman, im engliſchen Canal, viele Aehnlichkeit hat. Es zieht ſich eine beträchtliche Strecke in die See hinein. Nach Weſten zu gleicht es einer langen Scheuer mit einem gewölbten Gipfel und einem hohen Aufſatze (high bluff), unweit der See aber ſieht es beinahe wie ein Hausgiebel aus. Ich gab ihm den Namen das William Grant's Kap. Weiter hinwärts von dieſem Kap liegen zwei kleine Inſeln, von welchen die größte wie zwei ausſieht, weil ſie aus zwei Hügeln beſteht, die vermittelſt einer Erdzunge zuſammenhängen, die man nicht eher wahrnimmt, als bis man ganz nahe dabei iſt.

Wenn man ſich dieſen Inſeln nähert, bemerkt man erſt, daß die kleinere etwas weiter vorwärts nach dem Geſtade zu liegt. Ich nannte ſie die Lawrence's = Inſeln. Wenn man die größte nach Süden zu, vor ſich ſieht, ſo gleicht das äußere Ende derſelben einem hohen viereckichten Thurm, mit einem weißen Fleck in der Mitte, das vermuthlich vom Unrath der Vögel herrührt. Das andere Ende iſt ebenfalls ſehr hoch. Die Lawrence's-Inſeln liegen vom Kap William Grant zwölf Meilen ſüdoſtwärts, oder ſüdoſtwärts nach Süden zu, und ich glaube, daß man ohne Gefahr zwiſchen ihnen und dem Geſtade durchfahren kann. Je weiter das Schiff gegen Oſten ſegelt, deſto mehr verliert das Kap nach und nach ſeine länglichte Geſtalt und das ſonderbare Anſehen, woran man es erkannte, bis es ſich endlich nach Weſten zu als eine hohe, ſteile und unzugängliche Spitze darſtellt. Das Land ringsum dieſelbe, iſt nicht gar hoch, und ſtark mit Holz bewachſen. Wir bemerkten in der Nähe dieſes Kaps mehrere Feuer. Das Land zieht ſich von demſelben, ſo weit das Auge reicht, oder man es vom Maſtkorbe wahrnehmen kann, gegen Norden. Ich wartete ſehnlich, daß der Wind aus Norden wehen möchte, um das Land in Augenſchein nehmen zu können, weil ich ganz gewiß glaube, daß hier ein oder der andere Haven vorhanden ſeyn muß; da er aber ganz gelinde aus Süden ſüdöſtlich wehte, und ſich jeden Augenblick umſetzte, ſo konnte ich mich, um Zeit zu erſparen, nicht länger aufhalten. Das Ende der Bai war vom Maſtkorbe kaum bemerkbar.

Den 6ten, gegen drei Uhr Nachmittags, fuhren wir an einer großen Inſel vorbei, die ſehr hoch und auf allen Seiten unzugänglich iſt. Sie war zwar mit Gras, aber nicht mit Bäumen bewachſen. Dieſe Inſel liegt vom Kap William Grant gegen Oſten ſüdoſtwärts. Ich beſtimmte die beobachtete Breite derſelben zu 38° 29′ ſüdlich, und ſchätzte die Länge auf 144° 40′ öſtlich. Der Lady Julia Percy zu Ehren nannte ich ſie die Julia's-Inſel.

Den 7ten erblickten wir ein Kap, nebſt einer nicht gar großen See, welches, nach dem Log, ſiebenzig Meilen weit gegen Oſten ſüdoſtwärts vom Kap William Grant abliegt. Es iſt das öſtliche Vorgebirge dieſer tiefen, überaus großen Bai. Ich nannte daſſelbe Kap Albany Otway und einem andern ſehr hohen und beträchtlichen Vorgebirge, das von letzterm gegen Oſten ſüdöſtlich liegt, gab ich den Namen Patton's Kap. Letzteres liegt vom Kap Albany Otway acht bis zehn Meilen gegen Oſten nordoſtwärts halb öſtlich. Die Bai nannte ich, dem Herzoge von Portland zu Ehren, die Portlands-Bai. Das Land hat hier ein wirklich romantiſches Anſehen, das zum Malen ſchön iſt. Es giebt hier düſtere Wälder voll großer und hoher Bäume. Es iſt zwar etwas hoch, aber nicht bergig. Wir bemerkten auf demſelben keine Feuer, vermuthlich, weil das Geſtade unzugänglich iſt, und die See eine ſtarke Brandung verurſacht. Zehn bis zwölf Meilen weit gegen Oſten nordoſtwärts vom Kap Albany Otway, liegt noch eine andere Landſpitze,

die ich wegen der vielen Klippen, die ſich daſelbſt über ſechs Meilen weit in die See erſtrecken, das Gefahr-Kap (Cape Danger) nannte. Von demſelben nördlich giebt es hie und da kleine vorſpringende Winkel und tiefliegende Landſpitzen. Dieſes Stück Land war über alle Beſchreibung ſchön, und durch die Thäler ſchlängelten ſich eine Menge Bäche in mäandriſchen Krümmungen. Ich ließ daher die Boote ausſetzen und ſie mit bewaffneten Leuten bemannen, um einen Platz zu ſuchen, wo wir landen, oder vor Anker gehen könnten. Schon hatten wir uns bis auf die Länge von anderthalb Kabeltauen dem Ufer genähert; als ich aber ſah, daß die Brandung zu ſtark war, ſo hielt ich es für rathſam, den Verſuch einer Landung aufzugeben. Es verdroß mich nicht wenig, daß ich dieſem anmuthigen Erdfleck ſo nahe war, und ohne ihn betreten zu haben, wieder abſegeln mußte. Er hat die auffallendſte Aehnlichkeit mit der Inſel Wight, ſo wie ſie zu Waſſer in's Auge fällt. Ich nannte daher dieſen Theil der Küſte (welcher an den Hintergrund der kleinen Bai gränzt, die ſich vom Gefahr-Kap bis an das niedrige Land erſtreckt, das an einer langen Reihe Klippen kennbar iſt) Wight's Land, und zwar zu Ehren des Capitäns Wight, Schwiegerſohns vom Commiſſarius Shank. Ich beſtimmte die Breite, ungefähr acht Meilen weit vom Seeufer, zu 38° 52′ ſüdlich, und das Gefahr-Kap war gegen Norden nordweſtwärts zehn bis zwölf Meilen weit von uns entfernt.

Den 8ten. Abends acht Uhr, als das Kap Albe-

ay Otway nach Weſten zu achtzehn bis zwanzig Meilen von uns ablag, ſegelten wir an einem ſehr hohen Vorgebirge vorbei, das, wie das ganze umliegende Land, bis an die See mit Bäumen bewachſen war. Von dieſem Vorgebirge an bricht das Land gegen Norden zu auf einmal kurz ab, ſo daß ich es aus den Augen verlor. Wir hatten jetzt günſtigen Wind und hätten in der Nacht ein groſſes Stück Weges zurücklegen können; ich war aber zweifelhaft, ob es nicht beſſer gethan ſey, wenn ich längs dem Lande hinſteuerte, um ſolches, da wo es nach Norden zu abfiel, näher in Augenſchein zu nehmen. Ich hatte nämlich aus einer kleinen von Herrn Banks erhaltenen Charte erſehen, daß das Land, ſo weit man die daſige Küſte erkannt hatte, ſich faſt auf eben die Art gegen Norden zog, wie hier bei dem Kap Patton; nur mit dem Unterſchiede, daß bei einem ähnlichen Kap, welches auf der gedachten Charte angegeben war, verſchiedene Inſeln lagen. Auch traf die Breite nicht zu, und das Land, welches ſich, nach Angabe dieſer nämlichen Charte, gegen Norden zog, war niedrig und mit Buſchwerk bewachſen, da hingegen jenes, welches ich vor mir ſah, mit ganzen Wäldern voll hoher Bäume bedeckt war, und keine Inſeln dabei lagen. Ich wählte daher den Mittelweg, ließ die Segel einreffen, und ſteuerte ſechzig Meilen weit oſtwärts an der Küſte hin, in der Vorausſetzung, daß, wenn in daſiger Gegend eine Bai wäre, mir das ſüdliche Ende derſelben zu Geſichte kommen müſſe. Als aber der Tag anbrach, war auf dem Maſtkorbe weit und breit nicht das Mindeſte wahrzunehmen, als die Kante des Landes,

wachſen. Zwei andere Inſeln, die wie Heuſchober ausſehen, nur daß ſie höher und mehr perpendikulär ſind, liegen ziemlich weit von einander ab. Die größte war ſechzehn bis ſiebzehn Meilen ſüdöſtlich, ein Viertel ſüdlich von uns entfernt, und die andere ungefähr zehn Meilen ſüdöſtlich nach Oſten zu. Leztere iſt faſt ganz vom ſüdöſtlichen Ende der Curtis-Inſel eingeſchloſſen. Die vierte iſt ein Felſen, der ziemlich hoch aus dem Waſſer hervorragt, und zwiſchen jenen zwei Inſeln, die faſt wie Heuſchober, oder vielmehr wie Zuckerhüte, ausſehen, ſo ziemlich in der Mitte ſteht. Die fünfte iſt eine ſenkrechte kahle Klippe, die, ſo wie wir ſie vor uns liegen ſahen, gleichſam zwei Inſeln bildete, die im Hintergrunde an einander hiengen, und in Geſtalt eines ſcharfen Randes empor ſtanden, der oben ausgezackt war, und wie ein großer Thurm, oder ein altes Schloß ausſah. Dieſe Inſel nannt' ich den Teufelsthurm. Gegen Weſten nordweſtwärts, lag, in einer Entfernung von etwa zehn Meilen, noch eine andere Inſel vor uns, und dieſe nannt' ich die Moncur's Inſel. Weiter hin ſahen wir noch eine, welche ſechzehn bis ſiebzehn Meilen in Norden nach Oſten zu von uns entfernt war. Südwärts und oſtwärts erblicken wir ſo eben vom Maſtkorbe Land, wahrſcheinlich eine Inſel, jedoch in ſo weiter Entfernung, daß es dem Auge kaum ſichtbar iſt. Ich darf nicht unbemerkt laſſen, daß alle dieſe Lagen des Nachmittags aufgenommen wurden, und zwar zu einer Zeit, wo eine Windſtille eingetreten war, und unſer Schiff wie unbeweglich auf einem Fleck lag. Unſere Breite war 39° 30′ und die Länge 147° öſtlich.

Da wir nun an dem Kap vorbeigefahren ſind, welches ich für daſſelbe halte, das man auf der Charte angegeben findet, die ich von Herrn Banks bekam, und welches auch Herr Flinders geſehen hat *), ſo halte ich jede anderweitige Bemerkung für unnöthig, um ſo mehr, da ſich das Land genau in eben der Richtung nordwärts zieht, die er in der Beſchreibung deſſelben angiebt.

Das Vorgebirge Wilſon erhielt ſeine Benennung von Herrn Baß, der auf dem Schiffe Reliance das Commando führte, und unter allen Seefahrern der erſte war, der, als er in einem Wallfiſchboote von Sydney nach Weſtern-Port ſegelte, die Exiſtenz einer Straße, welche Van Diemens-Land von Neu-Holland abſondert, außer Zweifel ſetzte. Als wir uns demſelben näherten, ließ ich den 10ten in aller Frühe ein Boot ausſetzen, um zu verſuchen, ob ich vielleicht an einer

*) Herr Baß (nach deſſen Angabe der Lieutenant Flinders die Lage des Vorgebirges Wilſon beſtimmt hat) ſetzt daſſelbe in 38° 56′ ſüdlich; Lieutenant Grant in 39° 17′ †); und Herr Black in 39° 8′. Da Herr Baß ſeine Berechnung der Breite in einem Wallfiſchboote veranſtaltete, wo leicht ein Irrthum vorgehen konnte, ſo ſcheint die Angabe des Lieutenant Grant richtiger zu ſeyn, um ſo mehr, da er mit einem guten Sextanten verſehen war.

Anm. d. G. King.

†) Späterhin beſtimmte ich die Breite des Vorgebirges Wilſon zu 39° 2′ ſüdlich. Doch davon an einem andern Orte, wo es hin gehört.

… nicht weit davon liegen, landen. Ein… …lang mit den Wellen gekämpft hatte, … die, welche mir am zugänglichſten v… …war, aus einem ziemlich hohen Felſen … welchem die See ſo heftig anſchlug, daß … Boot, wie das meinige, ſchlechterdings ni… konnte. Nach einigen fruchtloſen Verſuchen … ich daher genöthigt, mein Vorhaben aufzugeben, und es dabei bewenden zu laſſen, daß ich ſowohl dieſe, als die anderen benachbarten Inſeln betrachtete. Eine derſelben war ein unermeßlich großer Felſen, der auf der einen Seite ganz rund war, und auf der anderen ein Loch hatte, das wie ein Schwibbogen ausſah, nebſt einer Bruſtwehr, die ſo hoch über die Meeresfläche hervorſtand, daß die Wellen nicht hineinſchlagen konnten. Jene Hohlung ſah gerade ſo aus, als ob ſie durch Kunſt in den Felſen gehauen wäre. Ich nannte ſie das Wandloch (the Hole in the Wall) und den Inſeln, welche längs dem feſten Lande lagen, gab ich den Namen die Glennie's Inſeln. Sie waren ſammt und ſonders auf ihren oberen Theilen mit Buſchwerk bewachſen, da ſich hingegen Kap Liptrapp als ein ſchönes ebenes Land präſentirte.

Den 14ten December befanden wir uns endlich auf der öſtlichen Seite von Port Jackſon. Der Gouverneur King hatte die Vorſicht gebraucht, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einen Brief an mich zurückgelaſſen, worin er die Merkzeichen beſchrieb, an welchen man die Einfahrt in dieſen Haven erkennt, und

wodurch er mich der Beſorgniß überhob, an demſelben vorbei zu fahren, ohne es gewahr zu werden. Sie beſtanden aus einem Fußgeſtell, mit einem darauf befeſtigten Flaggenſtock, an der ſüdlichen Spitze, oder linker Hand der Einfahrt, wo allemal eine Flagge aufgeſteckt wird, wenn man auf offener See ein Schiff bemerkt. Da hier das Land ſehr hoch iſt, ſo kann man die Flagge bei heiterem Wetter in weiter Entfernung ſehen. Der erſte Einſchnitt, welcher uns in's Auge fiel, war die Botany-Bai. Wir ließen es uns daher den 16ten Nachmittags äußerſt angelegen ſeyn, ſo weit als möglich vorwärts zu kommen, und es dauerte nicht lange, ſo erblickten wir den Flaggenſtock, deſſen Gouverneur King in ſeinem Schreiben erwähnt hatte. Abends ſechs Uhr, liefen wir in Port-Jackſon ein, der einer der ſchönſten und ſicherſten Seehäven iſt, die man irgendwo antrifft. Da der Wind aus Süden kam, und uns zuwider war, ſo konnten wir erſt nach halb ſieben Uhr in der Sidney-Bucht vor Anker gehen, nachdem wir auf unſerer Fahrt vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis hieher ein und ſiebenzig Tage zugebracht hatten. Unſer Schiff war das erſte, das je auf dem Striche, welchen wir zurückgelegt hatten, durch dieſen weiten Ocean ſegelte. Denn nirgends findet ſich eine Spur, daß ſolches, beſonders von der Inſel Amſterdam an, wie z. B. zwiſchen dem 38 und 39½ Grad ſüdlicher Breite, geſchehen ſey, bis die Lady Nelſon in 38° Breite an der Küſte von Neu-Holland vorüber ſegelte, und oſtwärts an einem Landſtrich hinſteuerte, der wenigſtens vier Grad weiter gegen Weſten lag, als irgend einer vo

denen, die den Herrn Baß und Flinders zu Geſich gekommen waren. Erſterer war der einzige, der einen oder den andern Theil der Küſte, weſtwärts vom Vorgebirge Wilſon beſichtigt hatte; und Herrn Flinders Verkundſchaftung beſchränkte ſich größtentheils auf die ſüdliche Seite der Straße (die nunmehro mit allem Rechte die Baſſ's-Straße genannt wird) längs Van Diemens Land. Ich fühlte mich von dem innigſten Danke gegen Gott durchdrungen, daß er unſerm Unternehmen einen ſo glücklichen Erfolg verliehen, und uns während der ganzen Reiſe ſo gnädig beſchützt hatte. Der Gouverneur King hatte ſchon ſeit mehreren Tagen unſere Ankunft erwartet, da ich ihm von dem Vorgebirge der guten Hoffnung mit dem Schiffe Purpoiſe, welches vor uns von da nach Neu-Süd-Wallis abgegangen war, einen Brief zugeſchickt hatte.

Der Haven, Port Jackſon genannt, gewährt dem Fremden, wenn er ſich der Stadt nähert, eine ſchöne, wahrhaft pittoreske Anſicht, wozu die ſogenannte Garten-Inſel, ein kleines Eiland, auf welchem ein Haus ſteht (das ich nachher bewohnte), nicht wenig beiträgt. Das Erſte, was man auf dem feſten Lande wahrnimmt, iſt Walamoola. So nennen die Eingebornen ein Landgut, auf welchem Herr Palmer, der hier als Commiſſarius angeſtellt iſt, ein großes, ſehr bequem eingerichtetes Gebäude aufgeführt, und ungemein ſchöne Pflanzungen angelegt hat. Die Stadt Sidney iſt viel größer und anſehnlicher, als man es, nach Ber-

hältniß der Zeit, in welcher ſie erbaut wurde, erwarten ſollte. Die Straßen ſind breit und ſchnurgerade; jedes Haus iſt von dem andern, zu Verhütung der Feuersgefahr, abgeſondert, und ſelten wird man eines antreffen, an dem nicht ein Garten iſt. Mehrere ſind groß und auf eine bequeme Art eingerichtet. Kaum war ich an's Land getreten, als ich in Erfahrung brachte, daß es vor wenig Tagen hier eben ſo entſetzlich geregnet hatte, wie auf offener See. Der Fluß Hawkesbury war plötzlich aus ſeinen Ufern getreten, und hatte den Coloniſten, deren Beſitzungen an ſeinen Ufern lagen, vielen Schaden zugefügt. Die Leute kamen auf allerlei Einfälle, um dieſes ſo außerordentlich ſchnelle Anſchwellen der Gewäſſer zu erklären. Einige meinten, es müſſe in den Gebirgen ein Wolkenbruch gefallen ſeyn; andere behaupteten, daß ein großer See, oder Sumpf, ſeine Ufer durchbrochen, und ſich in alle in der Nähe befindliche Flüſſe ergoſſen habe; denn der Paramatta hatte zu eben der Zeit, wie mir in der Folge der Colonienchirurg, Doctor Thompſon, zeigte, eine ſolche Höhe erreicht, daß ich es kaum für möglich hielt.

Paramatta nennen die Urbewohner ein kleines niedliches Dorf, das ehedem Roſe-Hill hieß. Hier iſt der Boden, meines Erachtens, von weit beſſerer Beſchaffenheit, als bei Sidney. Das Gouvernementshaus ſteht am Ende einer Straße, die beinahe eine engliſche Meile lang iſt, und nimmt ſich ungemein gut aus. Nahe dabei iſt ein vortrefflicher Garten, der reichlich mit Küchengewächſen und Obſtbäumen verſehen iſt.

Es wachſen hier vorzüglich große und ſchmackhafte Pfirſchen und Feigen. Jedes Haus hat ſeinen eigenen Garten, der ſich im beſten Zuſtande befindet, weil der Boden hier vorzüglich gut iſt. In dieſem Dorfe wohnt Herr Marsden, der Prediger, welcher in der daſigen Colonie die geiſtlichen Verrichtungen beſorgt. Dieſer Mann war, ſo lange ich mich hier aufhielt, unermüdet beſchäftigt, den Bau einer kleinen niedlichen Kirche zu betreiben. Die, welche man zu Sidney erbaut hatte, war leider abgebrannt; man hielt daher den Gottesdienſt in einem Waarenmagazin, welches man zu dieſem Behuf ausgeräumt hatte. Da jedoch dieſe Stadt, wegen der vortrefflichen Beſchaffenheit ihres Havens, der zunehmenden Anzahl ihrer Häuſer, und der immer ſtärker anwachſenden Bevölkerung, wohl immer der Sitz des Gouvernements bleiben wird, ſo läßt ſich erwarten, daß man die daſige Kirche auf eine dauerhafte Art wieder aufbauen werde.

Die Häuſer jener Coloniſten, die man ihrer Verbrechen wegen hieher transportirt hat, ſind von Hurden gebaut, mit Schindeln gedeckt, und ſowohl von innen als außen mit Lehm beworfen. Man übertüncht ſie mit Kalk, der aus Muſchelſchaalen gebrannt wird, ſo daß ſie ganz nett und reinlich ausſehen. Nur ſelten wohnen zwei Familien beiſammen. Jeder iſt daher Herr von ſeinem Hauſe, das er, wenn es ihm ſeine Vermögensumſtände verſtatten, mit einem Wetterdache verſieht und anſtreicht. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß ich je in eine Wohnung gekommen wäre, die nicht

zum

zum allerwenigſten aus zwei Zimmern beſtanden hätte. Mehrere Häuſer ſind von Backſteinen aufgeführt, und fallen eben ſo ſchön ins Auge, wie unſere Gebäude in Europa. Dergleichen Häuſer enthalten eine Menge Wohnzimmer. Kurz, dieſe Leute ſind weit beſſer logirt, als die ärmere Volksklaſſe bei uns in England. Unfehlbar trägt dies nicht wenig bei, daß ſie immer geſund und gutes Muthes ſind. Auch läßt es ſich ſonach erklären, wie es zugeht, daß mehrere derſelben, wenn die Zeit ihrer Verbannung zu Ende iſt, ihr Leben hier zu beſchlieſſen wünſchen.

Ich hatte nun alle für die Colonie beſtimmte Vorräthe aus Land ſchaffen und in das königliche Magazin zu Sidney abliefern laſſen. Da nun meine Leute ihren Obliegenheiten genügt und nichts mehr zu thun hatten, ſo erhielten ſie den 31ſten December, auf Befehl des Gouverneurs, im Beiſeyn zweier Magiſtratsperſonen, nämlich des Herrn William Balmain und Herrn Harris, ihre Löhnung, und wurden verabſchiedet. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß es mir nahe gieng, mich von ihnen, als meinen zeitherigen Reiſegefährten, zu trennen; beſonders von denen, die ihre Treue und Anhänglichkeit gegen mich auf die unverkennbarſte Art an den Tag gelegt hatten. Die wohllöbliche Commiſſion des Transport-Departements hatte mir und meinem Schiffsvolke eine ſehr anſehnliche Vergütung verſprochen. Dieſe ward ihm nun ausgezahlt; ich aber bekam nichts, weil der Gouverneur King keinen Befehl hatte, mir ſelbige zu verabreichen. Sonach war

ich ganz von Geld entblößt, und noch dazu an einem Orte, wo ich es ſo nöthig brauchte!

Vor meiner Abreiſe aus England hatte es der Admiralität beliebt, mich als Lieutenant zum Commandanten des Supply zu ernennen; eines bewaffneten Schiffs, welches ich noch nie mit Augen geſehen hatte, da es ſich in Neu-Süd-Wallis befand. Als ich hier ankam und es in Augenſchein nahm, fand ich, daß man es, als einen Rumpf, in ſichere Verwahrung gebracht hatte, und daß es unmöglich in See gehen konnte. Ich war daher, um mich eines ſeemänniſchen Ausdrucks zu bedienen, im eigentlichſten Verſtande treiblings. Da ich jedoch noch immer den Trieb in mir ſpürte, auf Entdeckungen auszulaufen, und da mir hiernächſt Gouverneur King den Antrag machte, das Commando der Lady Nelſon noch ferner beizubehalten, ſo fand ich mich bewogen, mit einem geringeren Gehalte, als dem, welcher den Offizieren, die auf der königlichen Flotte dienen, angewieſen iſt, vorlieb zu nehmen; um ſo mehr, da ſich in der Colonie Niemand fand, der mit einem Schiffe, wie das meinige war, umzugehen wußte. Ueberdies erwog ich, daß vielleicht durch meine Weigerung der Dienſt leiden, und ich mir auf eine oder die andere Art Vorwürfe zuziehen könne. Demzufolge begnügte ich mich mit einem geringeren Gehalte, als den anderen Officieren und Seeleuten nach dem gewöhnlichen Schiffs-Reglement ausgezahlt wird. Ich hoffte, daß die Verkürzung, oder der Verluſt, welchen ich hierunter erlitt, vielleicht auf die Vorſtellung

des für die Colonien angeſtellten königlichen Staatsſekretärs, über kurz oder lang erſetzt werden dürfte, und es freut mich, hinzuſetzen zu können, daß dies nach der Hand wirklich geſchehen iſt. Aeußerſt unangenehm war mir jedoch der Umſtand, daß ich von nun an nicht mehr als königlicher Schiffsofficier zu betrachten war, und folglich (wenn ich gleich meinem Vaterlande auf andere Art zu dienen ſuchte) nicht der Ordnung nach avanciren konnte. Gouverneur King verſprach mir aber, daß er ſich deswegen verwenden werde, und ich habe ſeitdem mit Vergnügen vernommen, daß er wirklich zu Erreichung dieſer Abſicht einige Schritte gethan hat.

Da nun ſonach Alles in Ordnung war, ſo wurde mir den 1ſten Januar 1801 das Commando der Lady Nelſon vom Gouverneur aufs Neue übertragen. Man erlaubte verſchiedenen Verbrechern, die ihre Strafzeit ausgehalten hatten, ingleichen auch anderen, die um dieſe Vergünſtigung nachſuchten, und derſelben nicht ganz unwerth ſchienen, ſich zu mir an Bord zu begeben. Einige erhielten dieſe Erlaubniß bloß deswegen, damit andere dadurch aufgemuntert würden, ſich einer guten Aufführung zu befleißigen. Von meiner vorigen Mannſchaft meldeten ſich nur zwei, die bei mir in Dienſte traten; die anderen alle ſtießen ſich an die Löhnung, die verhältnißmäßig weit geringer war, als jene, welche ſie auf den Kauffarteiſchiffen bekamen, die hier vor Anker lagen, und auf welchen es an Matroſen fehlte. Unter den Verbrechern, die ſich bei mir einfanden, waren einige äußerſt unzufriedene, faule und nichtsnutzige Kerls,

wachſen. Zwei andere Inſeln, die wie Heuſchober aus-ſehen, nur daß ſie höher und mehr perpendiculär ſind, liegen ziemlich weit von einander ab. Die größte war ſechzehn bis ſiebzehn Meilen ſüdöſtlich, ein Viertel ſüdlich von uns entfernt, und die andere ungefähr zehn Meilen ſüdöſtlich nach Oſten zu. Letztere iſt faſt ganz vom ſüdöſtlichen Ende der Curtis-Inſel eingeſchloſſen. Die vierte iſt ein Felſen, der ziemlich hoch aus dem Waſſer hervorragt, und zwiſchen jenen zwei Inſeln, die faſt wie Heuſchober, oder vielmehr wie Zuckerhüte, ausſehen, ſo ziemlich in der Mitte ſteht. Die fünfte iſt eine ſenkrechte kahle Klippe, die, ſo wie wir ſie vor uns liegen ſahen, gleichſam zwei Inſeln bildete, die im Hintergrunde an einander hiengen, und in Geſtalt eines ſcharfen Randes empor ſtanden, der oben ausgezackt war, und wie ein großer Thurm, oder ein altes Schloß ausſah. Dieſe Inſel nannt' ich den Teufelsthurm. Gegen Weſten nordweſtwärts, lag, in einer Entfernung von etwa zehn Meilen, noch eine andere Inſel vor uns, und dieſe nannt' ich die Moncur's Inſel. Weiter hin ſahen wir noch eine, welche ſechzehn bis ſiebzehn Meilen in Norden nach Oſten zu von uns entfernt war. Südwärts und oſtwärts erblicken wir ſo eben vom Maſtkorbe Land, wahrſcheinlich eine Inſel, jedoch in ſo weiter Entfernung, daß es dem Auge kaum ſichtbar iſt. Ich darf nicht unbemerkt laſſen, daß alle dieſe Lagen des Nachmittags aufgenommen wurden, und zwar zu einer Zeit, wo eine Windſtille eingetreten war, und unſer Schiff wie unbeweglich auf einem Fleck lag. Unſere Breite war 39° 30′ und die Länge 147° öſtlich.

Da wir nun an dem Kap vorbeigefahren sind, welches ich für daſſelbe halte, das man auf der Charte angegeben findet, die ich von Herrn Banks bekam, und welches auch Herr Flinders geſehen hat *), ſo halte ich jede anderweitige Bemerkung für unnöthig, um ſo mehr, da ſich das Land genau in eben der Richtung nordwärts zieht, die er in der Beſchreibung deſſelben angiebt.

Das Vorgebirge Wilſon erhielt ſeine Benennung von Herrn Baß, der auf dem Schiffe Reliance das Commando führte, und unter allen Seefahrern der erſte war, der, als er in einem Wallfiſchboote von Sydney nach Weſtern-Port ſegelte, die Exiſtenz einer Straße, welche Van Diemens-Land von Neu-Holland abſondert, außer Zweifel ſetzte. Als wir uns demſelben näherten, ließ ich den 10ten in aller Frühe ein Boot ausſetzen, um zu verſuchen, ob ich vielleicht an einem

*) Herr Baß (nach deſſen Angabe der Lieutenant Flinders die Lage des Vorgebirges Wilſon beſtimmt hat) ſetzt daſſelbe in 38° 56′ ſüdlich; Lieutenant Grant in 39° 17′ †); und Herr Black in 39° 8′. Da Herr Baß ſeine Berechnung der Breite in einem Wallfiſchboote veranſtaltete, wo leicht ein Irrthum vorgehen konnte, ſo ſcheint die Angabe des Lieutenant Grant richtiger zu ſeyn, um ſo mehr, da er mit einem guten Sextanten verſehen war.

Anm. d. G. King.

†) Späterhin beſtimmte ich die Breite des Vorgebirges Wilſon zu 39° 2′ ſüdlich. Doch davon an einem andern Orte, wo es hin gehört.

jener Inſeln, die nicht weit davon liegen, landen kön
Als ich lange genug mit den Wellen gekämpft hatte, ſ
ich endlich, daß die, welche mir am zugänglichſten vo
gekommen war, aus einem ziemlich hohen Felſen b
ſtand, an welchem die See ſo heftig anſchlug, daß e
ſo kleines Boot, wie das meinige, ſchlechterdings nic
anlegen konnte. Nach einigen fruchtloſen Verſuchen ſ
ich mich daher genöthigt, mein Vorhaben aufzugeb
und es dabei bewenden zu laſſen, daß ich ſowohl die
als die anderen benachbarten Inſeln betrachtete. Ei
derſelben war ein unermeßlich großer Felſen, der auf d
einen Seite ganz rund war, und auf der anderen e
Loch hatte, das wie ein Schwibbogen ausſah, neb
einer Bruſtwehr, die ſo hoch über die Meeresfläche he
vorſtand, daß die Wellen nicht hineinſchlagen konnte
Jene Hohlung ſah gerade ſo aus, als ob ſie durch Kun
in den Felſen gehauen wäre. Ich nannte ſie das Wan
loch (the Hole in the Wall) und den Inſeln, wel
längs dem feſten Lande lagen, gab ich den Namen d
Glennie's Inſeln. Sie waren ſammt und ſonde
auf ihren oberen Theilen mit Buſchwerk bewachſen, d
ſich hingegen Kap Liptrapp als ein ſchönes eben
Land präſentirte.

Den 14ten December befanden wir uns endlich auf der öſtlichen Seite von Port Jackſon. Der Gouverneur King hatte die Vorſicht gebraucht, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einen Brief an mich zurückgelaſſen, worin er die Merkzeichen beſchrieb, an welchen man die Einfahrt in dieſen Haven erkennt, und

wodurch er mich der Beſorgniß überhob, an demſelben vorbei zu fahren, ohne es gewahr zu werden. Sie beſtanden aus einem Fußgeſtell, mit einem darauf befeſtigten Flaggenſtock, an der ſüdlichen Spitze, oder linker Hand der Einfahrt, wo allemal eine Flagge aufgeſteckt wird, wenn man auf offener See ein Schiff bemerkt. Da hier das Land ſehr hoch iſt, ſo kann man die Flagge bei heiterem Wetter in weiter Entfernung ſehen. Der erſte Einſchnitt, welcher uns in's Auge fiel, war die Botany-Bai. Wir ließen es uns daher den 16ten Nachmittags äußerſt angelegen ſeyn, ſo weit als möglich vorwärts zu kommen, und es dauerte nicht lange, ſo erblickten wir den Flaggenſtock, deſſen Gouverneur King in ſeinem Schreiben erwähnt hatte. Abends ſechs Uhr, liefen wir in Port-Jackſon ein, der einer der ſchönſten und ſicherſten Seehäven iſt, die man irgendwo antrifft. Da der Wind aus Süden kam, und uns zuwider war, ſo konnten wir erſt nach halb ſieben Uhr in der Sidney-Bucht vor Anker gehen, nachdem wir auf unſerer Fahrt vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis hieher ein und ſiebenzig Tage zugebracht hatten. Unſer Schiff war das erſte, das je auf dem Striche, welchen wir zurückgelegt hatten, durch dieſen weiten Ocean ſegelte. Denn nirgends findet ſich eine Spur, daß ſolches, beſonders von der Inſel Amſterdam an, wie z. B. zwiſchen dem 38 und 39½ Grad ſüdlicher Breite, geſchehen ſey, bis die Lady-Nelſon in 38° Breite an der Küſte von Neu-Holland vorüber ſegelte, und oſtwärts an einem Landſtrich hinſteuerte, der wenigſtens vier Grad weiter gegen Weſten lag, als irgend einer von

denen, die den Herrn Baß und Flinders zu [illegible] gekommen waren. Erſterer war der einzige, der [illegible] oder den andern Theil der Küſte, weſtwärts vom [illegible]gebirge Wilſon beſichtigt hatte; und Herrn Flinders Verkundſchaftung beſchränkte ſich größtentheils auf die ſüdliche Seite der Straße (die nunmehr [illegible] allem Rechte die Baſſ's-Straße genannt wird) längs Van Diemens Land. Ich fühlte mich von dem innigſten Danke gegen Gott durchdrungen, daß er unſerm Unternehmen einen ſo glücklichen Erfolg verliehen, und uns während der ganzen Reiſe ſo gnädig beſchützt hatte. Der Gouverneur King hatte ſchon ſeit mehreren Tagen unſere Ankunft erwartet, da ich ihm von dem Vorgebirge der guten Hoffnung mit dem Schiffe Purpoiſe, welches vor uns von da nach Neu-Süd-Wallis abgegangen war, einen Brief zugeſchickt hatte.

Der Haven, Port Jackſon genannt, gewährt dem Fremden, wenn er ſich der Stadt nähert, eine ſchöne, wahrhaft pittoreske Anſicht, wozu die ſogenannte Garten-Inſel, ein kleines Eiland, auf welchem ein Haus ſteht (das ich nachher bewohnte), nicht wenig beiträgt. Das Erſte, was man auf dem feſten Lande wahrnimmt, iſt Walamoola. So nennen die Eingebornen ein Landgut, auf welchem Herr Palmer, der hier als Commiſſarius angeſtellt iſt, ein großes, ſehr bequem eingerichtetes Gebäude aufgeführt, und ungemein ſchöne Pflanzungen angelegt hat. Die Stadt Sidney iſt viel größer und anſehnlicher, als man es, nach Ver-

hältniß der Zeit, in welcher ſie erbaut wurde, erwarten ſollte. Die Straßen ſind breit und ſchnurgerade; jedes Haus iſt von dem andern, zu Verhütung der Feuersgefahr, abgeſondert, und ſelten wird man eines antreffen, an dem nicht ein Garten iſt. Mehrere ſind groß und auf eine bequeme Art eingerichtet. Kaum war ich an's Land getreten, als ich in Erfahrung brachte, daß es vor wenig Tagen hier eben ſo entſetzlich geregnet hatte, wie auf offener See. Der Fluß Hawkesbury war plötzlich aus ſeinen Ufern getreten, und hatte den Coloniſten, deren Beſitzungen an ſeinen Ufern lagen, vielen Schaden zugefügt. Die Leute kamen auf allerlei Einfälle, um dieſes ſo außerordentlich ſchnelle Anſchwellen der Gewäſſer zu erklären. Einige meinten, es müſſe in den Gebirgen ein Wolkenbruch gefallen ſeyn; andere behaupteten, daß ein großer See, oder Sumpf, ſeine Ufer durchbrochen, und ſich in alle in der Nähe befindliche Flüſſe ergoſſen habe; denn der Paramatta hatte zu eben der Zeit, wie mir in der Folge der Coloniechirurg, Doctor Thompſon, zeigte, eine ſolche Höhe erreicht, daß ich es kaum für möglich hielt.

Paramatta nennen die Urbewohner ein kleines niedliches Dorf, das ehedem Roſe-Hill hieß. Hier iſt der Boden, meines Erachtens, von weit beſſerer Beſchaffenheit, als bei Sidney. Das Gouvernements-Haus ſteht am Ende einer Straße, die beinahe eine engliſche Meile lang iſt, und nimmt ſich ungemein gut aus. Nahe dabei iſt ein vortrefflicher Garten, der reichlich mit Küchengewächſen und Obſtbäumen verſehen iſt.

Es wachſen hier vorzüglich groſe und ſchmackhafte Pfirſchen und Feigen. Jedes Haus hat ſeinen eigenen Garten, der ſich im beſten Zuſtande befindet, weil der Boden hier vorzüglich gut iſt. In dieſem Dorfe wohnt Herr Marsden, der Prediger, welcher in der daſigen Colonie die geiſtlichen Verrichtungen beſorgt. Dieſer Mann war, ſo lange ich mich hier aufhielt, unermüdet beſchäftigt, den Bau einer kleinen niedlichen Kirche zu betreiben. Die, welche man zu Sidney erbaut hatte, war leider abgebrannt; man hielt daher den Gottesdienſt in einem Waarenmagazin, welches man zu dieſem Behuf ausgeräumt hatte. Da jedoch dieſe Stadt, wegen der vortreflichen Beſchaffenheit ihres Havens, der zunehmenden Anzahl ihrer Häuſer, und der immer ſtärker anwachſenden Bevölkerung, wohl immer der Siz des Gouvernements bleiben wird, ſo läßt ſich erwarten, daß man die daſige Kirche auf eine dauerhafte Art wieder aufbauen werde.

Die Häuſer jener Coloniſten, die man ihrer Verbrechen wegen hieher transportirt hat, ſind von Hurden gebaut, mit Schindeln gedeckt, und ſowohl von innen als außen mit Lehm beworfen. Man übertüncht ſie mit Kalk, der aus Muſchelſchaalen gebrannt wird, ſo daß ſie ganz nett und reinlich ausſehen. Nur ſelten wohnen zwei Familien beiſammen. Jeder iſt daher Herr von ſeinem Hauſe, das er, wenn es ihm ſeine Vermögensumſtände verſtatten, mit einem Wetterdache verſieht und anſtreicht. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß ich je in eine Wohnung gekommen wäre, die nicht zum

zum allerwenigſten aus zwei Zimmern beſtanden hätte. Mehrere Häuſer ſind von Backſteinen aufgeführt, und fallen eben ſo ſchön ins Auge, wie unſere Gebäude in Europa. Dergleichen Häuſer enthalten eine Menge Wohnzimmer. Kurz, dieſe Leute ſind weit beſſer logirt, als die ärmere Volksklaſſe bei uns in England. Unfehlbar trägt dies nicht wenig bei, daß ſie immer geſund und gutes Muthes ſind. Auch läßt es ſich ſonach erklären, wie es zugeht, daß mehrere derſelben, wenn die Zeit ihrer Verbannung zu Ende iſt, ihr Leben hier zu beſchließen wünſchen.

Ich hatte nun alle für die Colonie beſtimmte Vorräthe ans Land ſchaffen und in das königliche Magazin zu Sidney abliefern laſſen. Da nun meine Leute ihren Obliegenheiten genügt und nichts mehr zu thun hatten, ſo erhielten ſie den 31ſten December, auf Befehl des Gouverneurs, im Beiſeyn zweier Magiſtratsperſonen, nämlich des Herrn William Balmain und Herrn Harris, ihre Löhnung, und wurden verabſchiedet. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß es mir nahe gieng, mich von ihnen, als meinen zeitherigen Reiſegefährten, zu trennen; beſonders von denen, die ihre Treue und Anhänglichkeit gegen mich auf die unverkennbarſte Art an den Tag gelegt hatten. Die wohllöbliche Commiſſion des Transport-Departements hatte mir und meinem Schiffsvolke eine ſehr anſehnliche Vergütung verſprochen. Dieſe ward ihm nun ausgezahlt; ich aber bekam nichts, weil der Gouverneur King keinen Befehl hatte, mir ſolche zu verabreichen. Sonach war

ich ganz von Geld entblößt, und noch dazu an ei
Orte, wo ich es ſo nöthig brauchte!

Vor meiner Abreiſe aus England hatte es
Admiralität beliebt, mich als Lieutenant zum Comm
danten des Supply zu ernennen; eines bewaffne
Schiffs, welches ich noch nie mit Augen geſehen ha
da es ſich in Neu-Süd-Wallis befand. Als
hier ankam und es in Augenſchein nahm, fand ich,
man es, als einen Rumpf, in ſichere Verwahrung
bracht hatte, und daß es unmöglich in See ge
konnte. Ich war daher, um mich eines ſeemänniſc
Ausdrucks zu bedienen, im eigentlichſten Verſta
treiblings. Da ich jedoch noch immer den Trieb
mir ſpürte, auf Entdeckungen auszulaufen, und da
hiernächſt Gouverneur King den Antrag machte,
Commando der Lady Nelſon noch ferner beizube
ten, ſo fand ich mich bewogen, mit einem geringe
Gehalte, als dem, welcher den Offizieren, die auf
königlichen Flotte dienen, angewieſen iſt, vorlieb zu
nehmen; um ſo mehr, da ſich in der Colonie Niemand
fand, der mit einem Schiffe, wie das meinige war,
umzugehen wußte. Ueberdies erwog ich, daß vielleicht
durch meine Weigerung der Dienſt leiden, und ich mir
auf eine oder die andere Art Vorwürfe zuziehen könne.
Demzufolge begnügte ich mich mit einem geringeren Ge-
halte, als den anderen Officieren und Seeleuten nach
dem gewöhnlichen Schiffs-Reglement ausgezahlt wird.
Ich hoffte, daß die Verkürzung, oder der Verluſt, wel-
chen ich hierunter erlitt, vielleicht auf die Vorſtellung

des für die Colonien angeſtellten königlichen Staatsſekretärs, über kurz oder lang erſetzt werden dürfte, und es freut mich, hinzuſetzen zu können, daß dies nach der Hand wirklich geſchehen iſt. Aeußerſt unangenehm war mir jedoch der Umſtand, daß ich von nun an nicht mehr als königlicher Schiffsofficier zu betrachten war, und folglich (wenn ich gleich meinem Vaterlande auf andere Art zu dienen ſuchte) nicht der Ordnung nach avanciren konnte. Gouverneur King verſprach mir aber, daß er ſich deswegen verwenden werde, und ich habe ſeitdem mit Vergnügen vernommen, daß er wirklich zu Erreichung dieſer Abſicht einige Schritte gethan hat.

Da nun ſonach Alles in Ordnung war, ſo wurde mir den 1ſten Januar 1801 das Commando der Lady Nelſon vom Gouverneur aufs Neue übertragen. Man erlaubte verſchiedenen Verbrechern, die ihre Strafzeit ausgehalten hatten, ingleichen auch anderen, die um dieſe Vergünſtigung nachſuchten, und derſelben nicht ganz unwerth ſchienen, ſich zu mir an Bord zu begeben. Einige erhielten dieſe Erlaubniß bloß deswegen, damit andere dadurch aufgemuntert würden, ſich einer guten Aufführung zu befleißigen. Von meiner vorigen Mannſchaft meldeten ſich nur zwei, die bei mir in Dienſte traten; die anderen alle ſtießen ſich an die Löhnung, die verhältnißmäßig weit geringer war, als jene, welche ſie auf den Kauffarteiſchiffen bekamen, die hier vor Anker lagen, und auf welchen es an Matroſen fehlte. Unter den Verbrechern, die ſich bei mir einfanden, waren einige äußerſt unzufriedene, faule und nichtsnutzige Kerls,

die bloß zur Abſicht hatten, ſich den Arbeiten zu entziehen, die ihm von Seiten des Gouvernements auferlegt wurden. Ueber dieſe Taugenichtſe liefen bei dem Gouverneur öftere Klagen ein. Dieſer ließ ſie nun zwar gleich wieder abholen, gemeiniglich aber würde mir bei dergleichen Gelegenheiten eines oder das andere geſtohlen. Als ich nun ſah, daß alles gütliche Zureden vergebens war, ſo konnte ich nicht länger umhin, einem dieſer Kerls zwölf tüchtige Peitſchenhiebe zuzählen zu laſſen. Die Wirkung des böſen Beiſpiels erſtreckte ſich ſo weit, daß ſich ſogar einer von jenen jungen Burſchen, die ich mit aus England hieher gebracht hatte, auf dieſelbe Art vergieng, wofür er aber auch eben ſo beſtraft wurde. Dies that endlich die beabſichtigte Wirkung, hatte aber zugleich auch die Folge, daß mich ſchlechtdenkende Menſchen, dieſer Strenge wegen, in üble Nachrede brachten, ohne zu überlegen, daß ich ſchlechterdings ſo handeln mußte, um dieſes Geſindel gehörig im Zaume zu halten. Eigentlich war es gar nicht wohlgethan, daß man das Schiff mit lauter Verbrechern bemannte; aber freilich konnte man hierin keine Abänderung treffen, ohne dem Gouvernement ungeheuere Ausgaben zu verurſachen.

Den 11ten Januar kam die Brig, der Harbinger, unter Commando des Herrn Black, vom Vorgebirge der guten Hoffnung hier an. Dieſer Schiffsofficier war nach mir durch die Straße gefahren, und ſchilderte dem Gouverneur King das Land, welches ihm zu Geſichte gekommen war, auf eben die Art,

wie ich. Er war aber nicht ſo weit gegen Weſten gekommen, ſondern bei dem Kap Albany Otway und Kap Patton vorüber geſegelt. *) Auch hatte derſelbe in der Straße, ſüdwärts von jenem Lande, eine ziemlich große Inſel entdeckt, und ſie dem Gouverneur King zu Ehren, die Kings-Inſel genannt.

Den 7ten Februar traf hier die Brig Margaretha aus England ein, auf welcher Herr Byers das Commando führte. Dieſer war ebenfalls durch die Straße gefahren, und das Land, jedoch ein wenig weiter oſtwärts als ich, in 38° 20′ Breite, unweit Kap Bridgewater, anſichtig geworden. Seine Beſchreibung der daſigen Küſte ſtimmte faſt durchgehends mit der meinigen überein. Er hatte nicht immer an der Küſte hinſteuern können, weil ihn der Wind zuweilen nach Süden trieb. So weit als dieſe beiden Herrn die Küſte in Augenſchein genommen hatten, ſtimmten wir mit einander überein, und nur die Lage hatten wir verſchiedentlich angegeben; jedoch weder mehr, noch weniger, als es ſich auf langen Seereiſen, nach Verſchiedenheit der Schiffsrechnung und eines höheren oder minderen Grades von Beurtheilungskraft, erwarten läßt. Auf jeden Fall war nunmehro die Exiſtenz des Landes, welches mir weſtlich vom Vorgebirge Wilſon und Weſtern Port, als dem äußerſten weſtlichen Puncte, welchen Herr Baß auf ſeiner Fahrt erreicht hatte, zu Geſichte gekommen war, ganz außer Zweifel geſetzt.

*) Man vergleiche hiermit die beigefügte Charte.

Da uns Gouverneur King ein Stück Gartenland angewieſen hatte, auf welchem die Mannſchaft der Lady Nelſon die benöthigten Küchengewächſe bauen ſollte, ſo ließ ich daſſelbe in Beſitz nehmen. Es ſtand hier das Hurdenwerk eines ziemlich gut eingerichteten Hauſes, das aber noch vieler Arbeit bedurfte, um ſelbiges in den wohnbaren Stand zu ſetzen. Ich ſchickte daher den Doctor Brandt, welcher ſich auf dem Kap als Freiwilliger bei mir eingeſchifft hatte, in Geſellſchaft ſeines Hundes und ſeines Affen, auf dieſe Inſel, weil ihm, da er auf unſerer Fahrt ſehr ſtark an der Seekrankheit gelitten hatte, die Luſt vergangen war, je wieder eine Seereiſe zu machen. Ich glaubte nämlich, daß hier der ſchicklichſte Platz ſey, wo er ſich während meiner Abweſenheit aufhalten und meine Effecten in Verwahrung nehmen könne; eine Maßregel, die um ſo nöthiger war, da nicht leicht eine Nacht vergieng, in welcher nicht Diebe zu uns kamen, die Alles entwendeten, was ſie nur fortbringen konnten. Da ſich der arme Doctor in der Nothwendigkeit befunden hatte, ſeine ſämmtlichen Vorräthe mit dergleichen Spitzbuben zu theilen, von welchen er ebenfalls heimgeſucht ward, ſo beſchwerte ich mich deshalb bei dem Gouverneur, welcher ſogleich den Befehl ergehen ließ, daß ſich hinführo ſchlechterdings Niemand unterſtehen ſolle, die gedachte Inſel zu betreten, ohne zuvor von ihm, oder von mir hiezu Erlaubniß erhalten zu haben. Durch dieſe Verordnung wurde dergleichen Diebshändeln Einhalt gethan. Da auf der gedachten Inſel kein Waſſer vorhanden war, ſo ſah ich mich genöthigt, dem Doctor ein Boot zu leihen, das

von einem einzigen Manne regiert werden konnte, und ein Paar Nachen, bis ich im Stande wäre, zum Gebrauche für die Inſel eins anzukaufen. Um dieſes Boot ward der Doctor ſchändlich betrogen. Einer von jenen jungen Leuten, die ich mit hieher gebracht, und der ſich auf einem anderen hier vor Anker liegenden Schiffe verdungen hatte, entlehnte es von ihm, unter dem Vorwande, daß er auf den Fiſchfang auslaufen wolle, und das Schiffsboot, in welchem er angekommen ſey, ſeinem Cameraden ſo lange überlaſſen habe, bis er wieder zurückkommen werde. Da nun dieſer Menſch in Zeit von drei Tagen nichts von ſich ſehen, noch hören ließ, ſo gerieth der Doctor in die größte Beſorgniß. Ich ließ ſogleich überall nachforſchen, jedoch ohne gewünſchten Erfolg. Was mich am meiſten ärgerte, war dies, daß der Kerl einer von den beiden war, die ehemals zu Porto-Praya mit demſelben Boote durchgiengen. Ich verſprach Jedem, der mir von dem Boote Nachricht ertheilen könne, eine Belohnung, und troz der ſchlechten Witterung war ich genöthigt, meinen Oberbootsmann, nebſt noch einem Manne, nach dem Fluſſe Hawkesbury abgehen zu laſſen, um es daſelbſt aufzuſuchen. Zu gleicher Zeit entſchloß ich mich, ſelbſt nach dem Pittwater zu gehen, der in den Hawkesbury fällt, ſich ziemlich weit landeinwärts erſtreckt, und mehrere kleine Bayen und Buchten bildet, worin ſich die Wilden von Zeit zu Zeit einfinden, um Fiſche zu fangen.

Demzufolge machte ich mich den 25ſten Februar, ungeachtet des trüben und neblichten Wetters, unter Be-

dieſe hatten die Vorſicht gebraucht, ihre Fiſche zu ver-ſtecken, wie ſie es immer in dergleichen Fällen zu thun pflegen, damit die Fremden nichts davon gewahr werden ſollen. Ueberhaupt ſind die Eingebornen ſo furchtſam, daß ſie bei nächtlicher Weile nicht gern allein wohin gehen; es müßte denn ſeyn, daß ſie von Eiferſucht, Rachgier, oder Hunger dazu angetrieben werden. Wenn dies der Fall iſt, ſo ſtehen ſie des Nachts, wenn ihr Feind im tiefſten Schlafe liegt, in aller Stille auf, ſtoßen ihm ein Inſtrument, das von hartem Holze gemacht iſt, vorn ſpitzig zuläuft, und Dual genannt wird, durch den Leib, und ſpießen ihn damit an den Boden an. Dies geſchieht meiſtens aus Eiferſucht oder Rachgier.

Die oberwähnten Hütten waren viel geräumiger, und beſſer eingerichtet, als ich noch je welche geſehen hatte. Die Wilden hatten ſie von dem Holzwerke eines kleinen Fahrzeugs erbaut, das nicht weit vom Ufer geſtrandet war. In der einen Hütte befänden ſich drei Männer, vier Weiber und zwei Kinder. In der anderen, welche viel kleiner war, hielt ſich nur ein Mann nebſt ſeiner Frau auf. Alle waren ſehr gaſtfreundlich und holten mit der größten Bereitwilligkeit einige große ungemein ſchmackhafte Fiſche aus dem Schlupfwinkel hervor, wo ſie dieſelben verſteckt hatten; z. B. Schnapper und Lachſe, welche man aber hier zu Lande, vermuthlich bloß wegen Aehnlichkeit der Schuppen, ſo nennt. Dieſe Fiſche legten ſie nun auf ein Feuer, welches mitten in der Hütte brannte. Sobald die eine Seite des Fiſches durchgebraten war, legten ſie ihn, und zwar der

Stelle gegenüber, wo ich ſaß, auf die andere, und während der Zeit, daß er auch auf dieſer gebraten wurde, fiengen ſie ſogleich an, davon zu eſſen, wobei ſie mir durch Zeichen zu verſtehen gaben, daſſelbe zu thun. Ich und meine Reiſegefährten ließen uns nicht lange nöthigen, da wir nicht nur ſehr hungrig, ſondern noch überdies ganz durchnäßt waren, weil es ſtark geregnet hatte. Wir alle thaten eine ziemlich gute Mahlzeit, und ich fand bei dieſer Gelegenheit abermals die Erfahrung beſtätigt, daß ſich die Natur mit Wenigem begnügt. Das Einzige, was uns abgieng, war Salz. Die armen unwiſſenden Wilden betrachteten verſchiedene Dinge, die wir eben bei uns hatten, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Unter anderen konnten ſie ſich an einem Kopfe von getriebener Arbeit nicht ſatt ſehen, den ſie am Dickende eines mit Silber beſchlagenen Piſtols bemerkten, das ich in den Gürtel geſteckt hatte. Eben ſo verwundert waren ſie über das Picken meiner Sackuhr. Die Weiber und Kinder hielten ſie ans Ohr, und äfften den Schlag mit dem Finger nach.

Nach dem Eſſen ſchickte ich meinen Wegweiſer, nebſt ſeiner Frau und dem Matroſen in die kleinere Hütte, und legte mich nebſt dem Soldaten, welchen ich bei mir behielt, aufs Ohr, und zwar ſo, daß wir die Füße dem Feuer zukehrten. In der Nacht fieng die eine Frau ganz erbärmlich an zu winſeln, weil ſie, wie man mich nachher verſtändigte, am Magenkrampfe litt. In derſelben Nacht weckte ein Wilder den Soldaten, und erſuchte ihn, er ſolle doch mit ihm gehen, um Waſſer zu holen. Als

ihn der Soldat (welcher in der Landesſprache mit ih reden konnte) fragte, warum er denn nicht allein geh wolle, gab er ihm zur Antwort: „Du mußt wiſſen, da ich mutrey jarrin, d. i. furchtſam, bin.“ D Soldat, welcher nicht gern aufſtehen wollte, fuhr fort „Wofür fürchteſt Du Dich denn?“ Der Wilde verſetzt „Vor dem Bogle.“ So nennen dieſe Menſchen de böſen Geiſt, den Teufel. Man erſiehet hieraus, daß ſ ſehr abergläubig ſind. Da ich ſelbſt gern Waſſer gehab hätte, ſo befahl ich dem Soldaten, aufzuſtehen und welches herbeizuholen. Dies that er denn auch, und zwar in einem kleinen aus Baumrinde verfertigten Kanot, und in Begleitung des Wilden.

Ehe noch der Himmel zu grauen anfieng, ſtanden wir auf, und nahmen von unſeren Wilden, die uns mit ſo vieler Gaſtfreundſchaft beherbergt hatten, Abſchied. Sie gaben uns einen Wegweiſer mit, der viel größer und handfeſter war, als es die Ureinwohner dieſes Theils von Neu-Holland gewöhnlich ſind. Er nahm ſeinen Spieß und wanderte vor uns her, bis wir an einen Fluß kamen, der in der Landesſprache Narrowbine heißt. Ob es gleich noch nicht recht Tag war, und man die Gegenſtände noch nicht einmal deutlich unterſcheiden konnte, ſo verſicherte uns der Wilde dennoch, daß er Jemand am gegenſeitigen Ufer erblicke. Wirklich ſahen wir bald nachher am angezeigten Orte einen Menſchen gehen, ohne jedoch unterſcheiden zu können, ob es ein Wilder ſey, oder nicht. Auf Befragen, ſagte der Wegweiſer, es ſey kein Schwarzer, und er habe eine Flinte bei

ch. Nun waren eben damals einige Verbrecher entkommen, welche die Schaluppe Norfolk mitgenommen und ſich, in der Abſicht, ganz aus dem Lande zu gehen, in die offene See gewagt hatten. Als ſie hierauf nordwärts an den Strand getrieben wurden, hatten ſie ſich ſogar erfrecht, ein Boot wegzunehmen, das einem Coloniſten gehörte, und ſeiner Beſtimmung zu Folge, nach dem Coal-Strom ſegelte. Da nun noch immer einige dieſer Leute vermißt wurden, ſo vermuthete ich, daß jener Menſch von ihrer Partei ſey. Der Strom war nicht nur, da es in der vergangenen Nacht ſtark geregnet hatte, ſehr angeſchwollen, ſondern auch, wegen eingetretener Flut, außerordentlich reißend und tief, ſo daß Niemand hinüber konnte. Ich ſchrie daher den Kerl an, und verlangte zu wiſſen, wer er ſey, und wohin ihn der Weg führe? Er antwortete, er ſey auf der Känguru-Jagd geweſen, habe ſich verirrt und könne vor Hunger faſt nicht mehr fort. Dieſer letztere Umſtand überzeugte mich nun ganz, daß er einer von den entflohenen Verbrechern ſey. Ich rief ihm daher abermals zu, er ſolle ſtehen bleiben, ich wolle hinüber kommen, und ihm den beſten Platz zeigen, wo er durch den Fluß gehen könne, als worum er mich gebeten hatte. Während der Zeit, daß wir uns entkleideten, ſagte ich zum Wilden, der mutternackt war, er ſolle vorangehen, und den Kerl feſthalten, wenn er etwa davonlaufen wolle, und ihm den Spieß durch den Leib rennen, im Fall er ſich zur Wehre ſetze. Der Fluß war ſo tief, daß er dem Wilden bis an das Kinn gieng, obgleich keiner von uns allen ſo groß war, wie er. Wollten wir wohl oder übel,

ſo mußten wir uns bis auf die Haut entkleiden, und zweimal hin und her gehen, um unſere Feuergewehre vor der Näſſe zu bewahren, was uns nicht wenig Mühe verurſachte, da wir ſie über den Kopf halten mußten. Das Flußbett war ſehr uneben und voll ſcharfer ſpitziger Steine, ſo daß wir jeden Augenblick ſtolperten, und uns die Füße aufritzten. Endlich kamen wir hinüber. Der arme Schelm ergab ſich mir auf Discretion, und geſtand ſogleich, daß er einer von denen ſey, die mit der Schaluppe Norfolk entwichen wären. Er ſah ganz erbärmlich aus, und war im eigentlichſten Sinne halb verhungert, ſo daß er Sidney gewiß nicht erreicht haben würde, wenn er über den Narrowbine gegangen wäre. Seine Flinte befand ſich in einem ſo unbrauchbaren Zuſtande, daß ſie ihm mehr zur Laſt gereichte, als von einigem Nutzen war. Er hatte nebſt ſeinen Kameraden ſich fürchterlich abſtrapaziert und alles mögliche Elend erduldet. Als ich ihm erzählte, daß man einige derſelben erwiſcht und ſie zum Tode verurtheilt habe, fieng er an zu weinen und ſagte, er ſähe wohl, daß er ein verlorner Mann ſey. Er war von einem Stachelrochen am Fuße verwundet. Dieſer Fiſch hatte ſich in einen ſeichten Fluß verirrt, und da er ihn tödten wollte, ſtieß ihm derſelbe ſeinen Stachel durch die Wade, der zuweilen acht bis neun Zoll lang und wie eine Säge ausgezackt iſt. Durch das Gehen und Herumkriechen im Gebüſche hatte ſich die Wunde ſtark entzündet. Auch hatte er ſich auf den Steinen und Baumwurzeln die Fußſohlen aufgeritzt, welche nachher unterſchworen waren. Kurz, er befand ſich in einem

ſo erbärmlichen Zuſtande, daß ich meinen beiden Begleitern Befehl gab, ihn in die Mitte zu nehmen und an den Pittwater zu führen, wo mein Boot auf mich wartete. Ich gab ihm mein letztes Stück Brod, das er gierig hinunter ſchlang, ob es gleich ganz durchnäßt und faſt nicht zu genießen war. Dies und ein Schluck Branntwein, den ich noch bei mir hatte, halfen ihm wieder ein wenig zu Kräften. Er zeigte mir den Ort, wo er die Nacht im ſtärkſten Regen und ohne Feuer, unter einigen Baumzweigen zugebracht hatte. Als ich ihn fragte, wo er ſeine Kameraden gelaſſen habe, gab er mir zur Antwort, er habe ſich, nebſt zwei anderen bei Port-Stephens, eine beträchtliche Strecke nordwärts von Hawkesbury, von ihnen getrennt. Sie wären Willens geweſen, dort eine Niederlaſſung anzulegen und auf gut Glück zu warten. Mittlerweile hätten ſie eine kleine Quantität Melonen, Kürbiſſe und Mais angepflanzt und alles Dreies ſey aufgegangen, aber bei weitem nicht hinreichend geweſen, ſieben bis acht Menſchen zu ernähren. Der Rädelsführer, welcher ſich noch immer an dem gedachten Orte aufhalte, ſey feſt entſchloſſen, nie wieder zurückzukehren. Der Menſch, welcher mir dies erzählte, war ſehr krank geweſen, und zwar an einem Wechſelfieber, von welchem ſie alle, einige mehr, andere weniger, einen Anfall gehabt hatten. Er und die zwei anderen, welche den vorerwähnten Ort zu gleicher Zeit mit ihm verlaſſen hatten, waren Willens geweſen, wieder nach der Colonie zurückzugehen, und ſich den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern; da aber einer ſeiner Kameraden

handelte, und ihn der andere nicht ganz verlaſſen wollte, ſo hatte er ſich auf der anderen Seite des Pittwater von ihnen getrennt. Alle wären beinahe verhungert, wenn ſie nicht dann und wann einen Kohl-baum angetroffen hätten, von deſſen Frucht ſie ſich ihr ſpärliches Mahl bereiteten. Er ſetzte hinzu, die Wilden, welche ihnen begegnet wären, hätten ſie ſehr übel behandelt. Von einigen hätten ſie zwar einen oder ein Paar Fiſche bekommen; andere hingegen hätten ihnen ihre wenigen Kleidungsſtücke vollends vom Leibe geriſſen. Dieſer letztere Umſtand kam mir höchſt unwahrſcheinlich vor; denn ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß uns je die Wilden etwas, das ſie zur Kleidung bedurften, abgefordert hätten, als allenfalls eine Bettdecke. Als ich ihn fragte, wie er über den Pittwater gekommen ſey, ſo erzählte er, dies ſey mit Beihülfe eines Wilden geſchehen, mit welchem er bekannt geweſen ſey, und den er von ungefähr am Ufer des gedachten Fluſſes angetroffen habe. Theils aus alter Bekanntſchaft, theils gegen das Anerbieten eines Hemdes, habe ſich derſelbe dazu verſtanden, ihn in ſeinem Kanot überzufahren. In der Folge ſey er aber oft in Gefahr geweſen, von den Wilden mit ihren Spießen durchbohrt zu werden; denn ſie hätten mit aller Gewalt Brod von ihm haben wollen, da er doch ſelbſt keines gehabt hätte. Dem ſey nun wie ihm wolle; ſo viel iſt richtig, daß alle Wilden, gleich viel übrigens, ob ſie nahe bei der Colonie, oder weit davon wohnten, ſobald ſie einmal Brod gekoſtet hatten, ſehr lüſtern darnach waren, und immer welches verlangten. Es iſt daher leicht möglich, daß ein

ein Wilder, der eben ſehr hungrig war, entweder aus Antrieb ſeines von Natur hitzigen Temperaments, oder weil er dieſen Menſchen in wehrloſem Zuſtande ſah, mit ſeinem Speer drohte, wenn er ihm kein Brod gäbe. Er meinte, wenn er nicht eine Flinte in der Hand gehabt hätte, ſo würde der Wilde ſeine Drohung unfehlbar vollzogen haben.

Nachdem wir dieſen Elenden mit vieler Mühe eine Strecke weit fortgeſchleppt hatten, entdeckte ich den Ort, wo unſer Boot lag, und zwar mit Beihülfe eines Jägerhorns, wovon ich zwei Stück mit aus England hieher gebracht hatte. Dieſe Inſtrumente thun allen denen überaus gute Dienſte, die durch unwegſame Wälder reiſen, wo man keine freie Ausſicht hat, und es bedenklich iſt, ein Gewehr abzufeuern. Wenn man ſie, gleich viel, ob von Metall oder Horn, von ungleicher Größe verfertigen läßt, ſo können ſich die Parteien, welche damit verſehen ſind, einander leicht durch Signale verſtändlich machen. Auf dieſe Art wird mancher Schuß Pulver erſpart, welches oft von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Wenn ſie groß ſind, ſo kann man unterwegs Waſſer darin aufbewahren, und auch dies hat zuweilen, beſonders in Wäldern, die ein wenig weit von einem Fluſſe entfernt ſind, ſeinen guten Nutzen. Kurz, in allen jenen Fällen, wo es darauf ankömmt, daß zwei Parteien ſich ausfindig machen, leiſten dieſe Inſtrumente und ein Paar Nachtwächterklappern (wovon ich ebenfalls einige mitgebracht hatte) ganz vortreffliche Dienſte. Ich hatte mit den Leuten, die im Boote abgegangen waren, die

uns hauptſächlich der Umſtand bewog, daß unſere Le-
bensmittel, beſonders unſer Brod, zu Ende giengen.
Auch hofften wir, die Wilden, bei welchen wir die vor-
hergehende Nacht zugebracht hatten, noch anzutreffen
und Fiſche von ihnen zu bekommen. Der Wilde, wel-
cher uns zum Wegweiſer diente, ließ ſich vermuthlich
blaß deswegen hierzu gebrauchen, um einmal eine tüch-
tige Portion Schiffszwieback zu verzehren, wornach ſeine
Landsleute, wie bereits weiter oben geſagt worden, auſ-
ſerordentlich lüſtern ſind. Da die Fluth noch nicht völ-
lig eingetreten war, ſo führte er uns wieder, wie deſſel-
bigen Morgens, unter den Felſen am Seeufer hin, und
an einem Gunnie oder Hauſe vorbei, worin er, wenn
ich ihn recht verſtanden habe, geboren war. Ehe wir es
uns verſahen, war die Fluth da; wir mußten über eine
lange Reihe Klippen gehen, welches ohnehin mit vielen
Schwierigkeiten verbunden war, und da noch überdies
an den unteren Theilen dieſer Klippen die Wellen ſtark
anprallten, ſo beſorgte ich, wir würden unſer Vorhaben
aufgeben müſſen. Unſer Wegweiſer gieng aber ganz ge-
troſt immer weiter vorwärts, und wenn wir an eine
ſchwierige oder gefährliche Stelle kamen, zeigte er uns
mit ſeinem Spieße, wo wir hintreten ſollten, oder
reichte uns die Hand und half uns hinüber. Immer
machte er es ſich zum Geſchäfte, etwas zu tragen, beſon-
ders meinen Bootsmantel. Ueberhaupt verdiente die
Sorgfalt und Dienſtfertigkeit dieſes rohen uncultivirten
Wilden alles mögliche Lob, und er erwarb ſich gerechte
Anſprüche auf unſere Dankbarkeit.

Als wir an den Ort kamen, wo wir die Wilden verlaſſen hatten, ſahen wir zu unſerm nicht geringen Leidweſen, daß ſie nicht mehr da waren. Es war jetzt gegen drei Uhr Nachmittags, und um ſieben ward es ſchon dunkel. Von der Roſen-Bai, wo uns das Boot, meiner Ordre gemäß, erwarten ſollte, hatten wir noch beinahe fünf Meilen bis an die Sidney-Bucht. Unſer Wegweiſer fieng nun an ſehr zu hungern, und es ſchien ihm eben ſo viel als uns ſelbſt daran gelegen zu ſeyn, jene Wilden ausfindig zu machen. Er ſpürte ihren Fußſtapfen nach, und verfolgte ſie bis an die Stelle, wo wir die zwei leeren Kanots geſehen hatten; als er aber hinkam, waren ſie fort. Da nun die gedachten Kanots nicht groß genug waren, um alle die Wilden, welche wir beiſammen geſehen hatten, zu faſſen, ſo ſagte er, er wiſſe nun, welchen Weg die übrigen eingeſchlagen hätten. Demzufolge giengen wir ihm, wie er verlangte, mit raſchem Schritte nach. Als wir an das Geſtade kamen, hob er ein Stück von der Schleimhaut auf, die ſich gewöhnlich an die Felſen hängt, und zur Fluthzeit in die Höhe getreten war. Sie beſtand aus einer klebrichten Subſtanz, und gab einen ſehr übeln Geruch von ſich; demungeachtet aber ſaugte er daran, und aß auch davon. Ich hatte ſchon vorher auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung geſehen, daß die Fiſcher aus dieſer nämlichen Schleimhaut Köder verfertigten. Wir giengen nun auf dem Pfade, den er uns führte, immer weiter, und kamen bald nachher in die Waldung. Es war zwar zu der Zeit, als wir an der Stelle angelangt waren, wohin ich das Boot beordert

hatte, beinahe ſchon finſter; da aber die Wilden, welche der Wegweiſer aufſuchte, nicht fern ſeyn konnten, ſo ließen wir es uns um ſo eifriger angelegen ſeyn, ſie auffindig zu machen. Um unſere Wünſche zu befriedigen, führte er uns an verſchiedene Plätze, die ihre gewöhnlichen Lagerſtätten zu ſeyn ſchienen, und erhob von Zeit zu Zeit eine Art Geheul, und lauſchte nachher, ob vielleicht Antwort erfolge. Nachdem er einigemal ſo geheult hatte, erblickten wir auf einer Anhöhe ganz nahe am Ufer ein Feuer, und als der Wegweiſer ſein Geheul wiederholte, ward es auf dieſelbe Art beantwortet, und das Feuer flammte ſtärker auf. Jetzt fand zwiſchen unſerm Wegweiſer und den anderen Wilden eine Unterredung ſtatt, worauf er mir erzählte, er habe gegen ſie geäußert, daß er ſehr hungrig ſey, und ſie hätten ihm zur Antwort gegeben, nicht weit von dem Orte, wo wir uns befänden, ſey noch ein anderer Trupp Wilde, die reichlich mit Fiſchen verſehen wären. Demzufolge führte er uns an den Ort, wo unſer Boot auf uns wartete, gab mir meinen Mantel, nebſt den anderen Sachen, und ſagte, er wolle ſeine Kameraden aufſuchen. Mit dieſen Worten gieng er eine Anhöhe hinan, wo wir ihn aus den Augen verloren. Da jetzt der Mond aus den ſchwarzen dicken Wolken hervortrat, die ihn bedeckt hatten, ſo ſahen wir leider, daß der Boden überall naß war, weil es am vorhergehenden Tage ſtark geregnet hatte; demungeachtet legten wir uns aber auf den Sand, um hier den Anbruch des Tages zu erwarten; denn eher hätten wir alles andere vermuthet, als daß unſer hungriger Wegweiſer zurückkommen würde. Nach Verlauf

von etwa drei Stunden vernahm ich jedoch, zu meinem nicht geringen Erſtaunen, einige Menſchenſtimmen, die uns immer näher kamen. Es war mein erſterer Wegweiſer nebſt ſeinem Weibe, deren weiter oben gedacht worden iſt. Sie waren von dem erwähnten Trupp ihrer Landsleute abgeſchickt worden, uns Beiſtand zu leiſten, und brachten uns einen Fiſch, der an vier Pfund wog. Dies war abermals ein Zug, der von dem gaſtfreundlichen Character dieſer armen Menſchen zeugte und Erwähnung verdient. Unſer ehemaliger Wegweiſer erzählte, man habe kurz vor Einbruch der Nacht, und zwar nicht weit von unſerm Lagerplatze, ein Boot mit zwei darin befindlichen Weißen geſehen, die mit Fiſchfangen beſchäftigt geweſen wären. Ich ſchickte ihn daher, nebſt einem meiner Leute, auf der Stelle wieder fort, das gedachte Boot aufzuſuchen, und es dauerte nicht lange, ſo hörten wir die Ruder plätſchern. Es ſaß ein Mann in dem Boote, der einen Jungen bei ſich hatte, und gegen Süden geſegelt war, um Fiſche zu fangen; des unfreundlichen Wetters wegen, hatte er ſich aber vorgenommen, an der Mündung des Havens zu übernachten, und des andern Morgens in aller Frühe wieder auszulaufen. Er ließ ſich ſogleich bereitwillig finden, mich gegen eine kleine Erkenntlichkeit nach meinem auf der Garten-Inſel befindlichen Hauſe zu fahren. Ich nahm daher von dem gaſtfreundlichen Wilden Abſchied, und kam noch in derſelben Nacht gegen eilf Uhr glücklich hier an.

Des andern Morgens gegen ſieben Uhr, ſtieß der

hatte, beinahe ſchon finſter; da a [illegible]
der Wegweiſer aufſuchte, nicht [illegible]
ließen wir es uns um ſo eifriger [illegible]
findig zu machen. Um unſere [illegible]
führte er uns an verſchiedene [illegible]
chen Lagerſtätten zu ſeyn ſchi [illegible]
zu Zeit eine Art Geheul, un [illegible]
leicht Antwort erfolge. Nach [illegible]
hatte, erblickten wir auf e [illegible] ſeiner
Ufer ein Feuer, und als [illegible] den Geſch
wiederholte, ward es auf [illegible] ſtanten den
das Feuer flammte ſtärke [illegible] e ich ihm [illegible]
ſerm Wegweiſer und de [illegible] et und mit we
hung ſtatt, worauf er [illegible] te ergeben hätten
geäußert, daß er ſehr [illegible] zurückgekommen ſey
zur Antwort gegeben, [illegible] ungefähr in die Hände
wir uns befänden, ſ [illegible] e Folge, daß ihnen zwar
die reichlich mit Fiſ [illegible] viel, der Proceß gemacht
führte er uns an de [illegible] it wurden, worauf ihnen aber
tete, gab mir meine [illegible] vermuthlich in Erwägung der
und ſagte, er wo [illegible] welche ſie ausgeſtanden hatten,
dieſen Worten gie [illegible] längſt war die Todesſtrafe an
aus den Augen [illegible] Burſche, die zu derſelben Bande
ſchwarzen dicken [illegible] llzogen worden. Der jüngſte von
ten, ſo ſahen [illegible] e dem Leben davon kamen, diente
war, weil es [illegible] atroſe auf dem Schooner Franzes,
hatte; demung [illegible] daß ich vom Kreuzen zurückgekommen
um hier den [illegible] bei mir, um auf der Lady Nelſon
hä [illegible] ſie [illegible] ecen; ich hatte aber meine Urſachen,
ri [illegible] Beweis ſeiner Dankbarkeit ablehnte.

…n für allemal entſchloſſen, …rſuchen ſollten, durch …aus hieher ſuh- …t hätte man ſie …denn Herr Baß, …ncez war unter allen …dieſen Gewäſſern, und …egen Weſten ſteuerte, und …e Wilſon (welches höchſt …Spitze von Neu-Holland …te, welchen er, in Bezug auf …Port nannte, da derſelbe von …weſtlichen Ende der Straße liegt, …der Nordſeite erkennet. Der Lady …jedoch vorbehalten, den Umfang dieſer …zu beſtimmen, da dieſelbe beinahe vier …arts von Weſtern-Port, längs dem …ſteuerte, wie man aus der Charte, die dieſem …eigefügt iſt, deutlich erſehen wird.

Kurz vor meiner Abfahrt ließ mir der Gouverneur den Befehl zugehen, mehrere Effecten, beſonders Waffen, und unter andern auch vier metallene Kanonen, die auf Lavetten lagen, ans Land zu ſenden. Vier derſelben nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Waffen von …ler Art, wurden ins Zeughaus geſchafft. Zur Urſache führte man an, das Gouvernement würde ſonach …niger verlieren, wenn das Schiff etwa verunglückte. Ich ſehe zuvor, daß dieſe Maßregel das Gefühl mehrer …ner Leſer empören wird, und ich muß offenherzi…

geſehen, daß es mir eben ſo gieng. Ueberhaupt war meine Lage eben nicht beneidenswerth; denn die ganze Laſt der Verantwortlichkeit lag einzig und allein auf mir, und bei dem Allen bekam ich nicht einmal den gewöhnlichen Schiffsgehalt, ſondern man bezahlte mich wie andere in Dienſten der Colonie ſtehende Officiere. Mit einigen andern Umſtänden von gleicher Beſchaffenheit mag ich den Leſer nicht behelligen, ſo ſehr ich mich auch darüber ärgerte.

Mein Schiffsvolk beſtand, wie ich bereits an einem andern Orte gezeigt habe, nur zwei Mann ausgenommen, aus Verbrechern, die man unter gewiſſen Bedingungen in Freiheit ſetzte. Jetzt ſchickte man, als Wache, vier Soldaten vom Neu-Süd-Wallis-Corps, zu mir an Bord, von welchen ich mir, ſowohl während der Fahrt, als auch, wenn wir irgendwo anlegten, ſehr weſentliche Dienſte verſprach. Fähndrich Boreillier machte die Reiſe als Geometer mit, und Herr Cayley als Botaniker. Letzterer war von Herrn Banks ausdrücklich mit dem Auftrage geſandt, Pflanzen und Kräuter zu ſammeln.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, erlaube mir der Leſer, die Bemerkung hier einzuſchalten, daß man unter der Hand allerlei Zweifel und Beſorgniſſe äuſſerte, als wenn mein Schiff, die Lady Nelſon, zu der bevorſtehenden Reiſe ganz untauglich ſey, ob es gleich in der ſtürmiſchen Jahreszeit, die Fahrt von England nach dem Vorgebirge der guten Hoff-

nung gemacht hatte, von da durch unbekannte Gewäſſer in hohen ſüdlichen Breiten nach Neu-Süd-Wallis geſegelt und wohlbehalten hier angekommen war. Was mich am meiſten ärgerte, war dies, daß hiebei Leute mit im Spiele waren, von welchen ich am allerwenigſten erwartet hätte, daß ſie mir dergleichen Steine des Anſtoßes in den Weg legen würden. In der Folge hat ſich gezeigt, was dieſes Schiff geleiſtet hat, und die Zweifler ſind nunmehro beſchämt.

Da der Winter, ſo zu ſagen, vor der Thür war, ſo hätten wir freilich, anſtatt die ſüdliche Küſte zu beſichtigen, unſeren Lauf nach Norden zu richten ſollen; denn auf dieſe Art würden wir manchen Sturm vermieden haben, und auch noch anderen Unannehmlichkeiten entgangen ſeyn. Zugleich hätten wir uns hierdurch vergewiſſern können, ob vielleicht aus dem Meerbuſen Carpentaria eine Einfahrt durch die Baß's Straße führe; nicht zu gedenken, daß wir in aller Geſchwindigkeit Länder für Großbritannien in Beſitz genommen hätten, die uns in der Folge von einem oder dem andern unſerer unternehmenden Nachbarn leicht ſtreitig gemacht werden können. Dieſer Fall kann um ſo eher eintreten, da man noch immer nicht weiß, ob nicht vielleicht eine andere Straße exiſtirt, als, die Neu-Holland von van Diemens-Land ebenfalls abſondert. Dieß Alles bleibt nun der anderweitigen Unterſuchung neuerer Seefahrer überlaſſen, die auf Entdeckungen auslaufen, und es kann leicht ſeyn, daß

geſehen, daß es mir eben ſo
meine Lage eben nicht beneide
Laſt der Verantwortlichkeit lag
und bei dem Allen bekam ich
chen Schiffsgehalt, ſondern
dere in Dienſten der Coloni
einigen andern Umſtänden, w
mag ich den Leſer nicht behel
darüber ärgerte.

Mein Schiffsvolk beſtan
andern Orte gezeigt habe,
men, aus Verbrechern, die
gungen in Freiheit ſetzte.
che, vier Soldaten vom Ne
zu mir an Bord, von welch
der Fahrt, als auch, wenn
weſentliche Dienſte verſpro
machte die Reiſe als Geom
als Botaniker. Letzterer
drücklich mit dem Auftrage
ter zu ſammeln.

Ehe ich in meiner
mir der Leſer, die Bem
man unter der Hand alle
ſerte, als wenn mein S
der … n Rei
gle … iſch
E … L

iciers vom Ran-
h dem Seedienſte
anvertraut werden
iſſen, und ihm den
Vorhabens aufzu-
ſſ ſände, dem er ſich
e. Derſelbe Mann,
, hat jedoch nach der
nd erſtattet, der ganz
sgefallen iſt.

ſegelten wir mit einem
ey-Bucht hinaus, und
Jagten-Inſel und der
Schaluppe, oder vielmehr
vierzehn bis funfzehn Ton-
Dieſe Schaluppe, oder die-
ücklichen Befehl des Gouver-
mich auf meiner Reiſe zu be-
meinem Befehle ſtehen. Ich
ihülfe von dieſem Fahrzeuge;
See halten könne; denn, ſo ſon-
rkommen wird, ſo gewiß iſt es,
as gewöhnliches Schiffsboot war,
Waſſerholen bedient, und das man
ite gethan hatte. Demungeachtet
dieſes Fahrzeug für dienſtfähiger
ady Nelſon. Es war mit V-
die man in Freiheit geſetzt hatte, -
ührte das Commando. Ich beme

wahrſcheinlich deswegen, weil er geſehen hatte, daß ſeine Landsleute und die Matroſen dieſe Dinge gegen einander vertauſchten. Ueber manche Sachen, die er bei uns an Bord ſah, beſonders über unſere Compaſſen konnte er ſich nicht genugſam verwundern. Als ich ihn in die Cajüte führte, und vor einen Spiegel ſtellte, war er vor Erſtaunen ganz außer ſich, und gab ſolches durch allerlei Grimaſſen und lächerliche Gebärden zu erkennen. Er glaubte nicht anders, als daß Jemand hinter dem Spiegel verſteckt ſey, und ließ ſich nicht eher vom Gegentheil überzeugen, bis ich ihn von dem Platze, wo er befeſtigt war, abſchraubte. Der Schall eines kleinen Jägerhorns machte einen ganz außerordentlichen Eindruck auf ihn. Er ſetzte es an den Mund, wollte darauf blaſen, und wußte gar nicht wie es zugieng, daß er keinen Ton herausbringen konnte. Ich hätte ſchon weiter oben anführen ſollen, daß ich zwei Wilde von Sidney an Bord hätte, einen Mann, Namens Curranabie, nebſt ſeiner Frau, welche Worogan hieß. Dieſe Leute zogen ebenfalls ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Es iſt ein ſonderbarer, noch zur Zeit unaufgeklärter Umſtand, daß die Einwohner von Neu-Holland, wenn ſie eine Zeitlang abweſend geweſen ſind, und ſich nachher zum erſtenmal wieder ſehen, wohl länger als eine halbe Stunde ganz fremd gegen einander thun, und dem Neuangekommenen bloß durch die Bewegung der Hände zu verſtehen geben, daß er ſich ſetzen ſolle. Der Wilde, welchen ich zu jenen von Sidney brachte, ſaß länger als eine halbe Stunde bei ihnen, ohne einen Laut von ſich hören zu laſſen; nach

Ver-

Verlauf dieſer Zeit plauderten ſie aber mit einander nach Herzensluſt. Ich bemerkte, daß der fremde Wilde, ſo lange das Stillſchweigen dauerte, von der Frau des andern Wilden kein Auge verwendete. Nach unſerer Vorſtellungsart war dieſelbe nichts weniger als ſchön, ich ſah aber doch, daß ſowohl dieſer Wilde, als mehrere ſeiner Landsleute, die uns während unſers Hierſeyns beſuchten, ſie für eine wahre Schönheit hielten, und ich muß geſtehen, daß meine Verwunderung aufhörte, als ich einige ihrer Weiber zu ſehen bekam. Da ich der Landesſprache nicht kundig war, ſo konnte ich an dem Geſpräche jener beiden Wilden nicht Theil nehmen; es kam mir aber vor, als wenn es ihnen zuweilen Mühe koſte, ſich einander verſtändlich zu machen. Dies führte mich zuerſt auf die Vermuthung, daß die Sprache der Neu-Holländer ihre beſonderen Dialecte habe, und ich fand ſolches in der Folge durch wiederholte Erfahrungen beſtätigt. Die beiden Wilden zeigten einander ihre Wunden, die ſie im Kriege, oder bei andern Vorfällen, davon getragen hatten. Euranabie hatte deren aufzuweiſen, die erſt unlängſt geheilt waren. Der Neuangekommene hatte ſich, wie geſagt, in die Frau des andern heftig verliebt, und machte ihrem Manne dieſerhalb Anträge, die er aber ablehnte. Letzterer äußerte die Beſorgniß, die Bewohner der daſigen Gegend würden gewiß nicht unterlaſſen ſein Weib zu entführen; ich beruhigte ihn aber durch die Verſicherung, daß ich ſolches durchaus nicht geſtatten würde.

Ehe wir noch damit fertig waren, unſere Anker zu befeſtigen, ließen ſich rings um uns her mehrere Kanots

Officier, welcher das Boot commandirte, worin er die Flüchtlinge aufgeſucht hatte, ins Horn, und meldete mir ſeine Ankunft. Seine Sendung hatte denſelben Erfolg gehabt, wie die meinige. Er hatte ebenfalls einen unglücklichen jungen Kerl aufgefangen, der zu jenen gehörte, die mit der Schaluppe Norfolk durchgegangen waren, und ſich in eben ſo elenden Umſtänden befand, wie der, welcher mir ſelbſt in die Hände gefallen war. Er erzählte, daß er ſo lange bei einem ſeiner Unglücksgefährten geblieben ſey, bis derſelbe den Geiſt aufgegeben habe. Als ich meine beiden Arreſtanten dem Gouverneur King überlieferte, erzählte ich ihm zugleich, wie ſehr ſie ihr Vergehen bereuet und mit welcher Submiſſion ſie ſich an meine Leute ergeben hätten, und daß ſie aus eigenem Antriebe zurückgekommen ſeyn würden, wenn ſie uns nicht von ungefähr in die Hände gefallen wären. Dies hatte die Folge, daß ihnen zwar, andern zum warnenden Beiſpiel, der Proceß gemacht und ſie zum Tode verurtheilt wurden, worauf ihnen aber der Gouverneur King, vermuthlich in Erwägung der fürchterlichen Leiden, welche ſie ausgeſtanden hatten, Pardon gab. Erſt unlängſt war die Todesſtrafe an zwei der verwegenſten Burſche, die zu derſelben Bande gehörten, wirklich vollzogen worden. Der jüngſte von jenen beiden, die mit dem Leben davon kamen, diente nachher wieder als Matroſe auf dem Schooner Franzes, und als er hörte, daß ich vom Kreuzen zurückgekommen ſey, meldete er ſich bei mir, um auf der Lady Nelſon in Dienſte zu treten; ich hatte aber meine Urſachen, warum ich dieſen Beweis ſeiner Dankbarkeit ablehnte.

Gouverneur King war ein für allemal entſchloſſen, daß wir von neuem die Straße unterſuchen ſollten, durch welche wir, als wir von England aus hieher fuhren, unſern Lauf richteten. Mit Recht hätte man ſie die Baß's Straße genannt; denn Herr Baß, Schiffschirurg an Bord der Reliance, war unter allen Seefahrern der erſte, welcher in dieſen Gewäſſern, und zwar in einem Wallfiſchboote, gegen Weſten ſteuerte, und weſtwärts vom Vorgebirge Wilſon (welches höchſt wahrſcheinlich die weſtlichſte Spitze von Neu-Holland iſt) einen Haven entdeckte, welchen er, in Bezug auf ſeine Lage, Weſtern-Port nannte, da derſelbe von Sidney ganz am weſtlichen Ende der Straße liegt, wenn man ſie von der Nordſeite erkennet. Der Lady Nelſon war es jedoch vorbehalten, den Umfang dieſer Straße näher zu beſtimmen, da dieſelbe beinahe vier Grad weſtwärts von Weſtern-Port, längs dem Lande hinſteuerte, wie man aus der Charte, die dieſem Werke beigefügt iſt, deutlich erſehen wird.

Kurz vor meiner Abfahrt ließ mir der Gouverneur den Befehl zugehen, mehrere Effecten, beſonders Waffen, und unter andern auch vier metallene Kanonen, die auf Lavetten lagen, ans Land zu ſenden. Vier derſelben nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Waffen von allerlei Art, wurden ins Zeughaus geſchafft. Zur Urſache führte man an, das Gouvernement würde ſonach weniger verlieren, wenn das Schiff etwa verunglückte. Ich ſehe zuvor, daß dieſe Maßregel das Gefühl mehrerer meiner Leſer empören wird, und ich muß offenherzig

geſchehen, daß es mir eben ſo gieng. Ueberhaupt war meine Lage eben nicht beneidenswerth; denn die ganze Laſt der Verantwortlichkeit lag einzig und allein auf mir, und bei dem Allen bekam ich nicht einmal den gewöhnlichen Schiffsgehalt, ſondern man bezahlte mich wie andere in Dienſten der Colonie ſtehende Officiere. Mit einigen andern Umſtänden von gleicher Beſchaffenheit mag ich den Leſer nicht behelligen, ſo ſehr ich mich auch darüber ärgerte.

Mein Schiffsvolk beſtand, wie ich bereits an einem andern Orte gezeigt habe, nur zwei Mann ausgenommen, aus Verbrechern, die man unter gewiſſen Bedingungen in Freiheit ſetzte. Jetzt ſchickte man, als Wache, vier Soldaten vom Neu-Süd-Wallis-Corps, zu mir an Bord, von welchen ich mir, ſowohl während der Fahrt, als auch, wenn wir irgendwo anlegten, ſehr weſentliche Dienſte verſprach. Fähndrich Bareillier machte die Reiſe als Geometer mit, und Herr Cayley als Botaniker. Letzterer war von Herrn Banks ausdrücklich mit dem Auftrage geſandt, Pflanzen und Kräuter zu ſammeln.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, erlaube mir der Leſer, die Bemerkung hier einzuſchalten, daß man unter der Hand allerlei Zweifel und Beſorgniſſe äuſſerte, als wenn mein Schiff, die Lady Nelſon, zu der bevorſtehenden Reiſe ganz untauglich ſey, ob es gleich in der ſtürmiſchen Jahreszeit, die Fahrt von England nach dem Vorgebirge der guten Hoff-

nung gemacht hatte, von da durch unbekannte Gewäſſer in hohen ſüdlichen Breiten nach Neu-Süd-Wallis geſegelt und wohlbehalten hier angekommen war. Was mich am meiſten ärgerte, war dies, daß hiebei Leute mit im Spiele waren, von welchen ich am allerwenigſten erwartet hätte, daß ſie mir dergleichen Steine des Anſtoßes in den Weg legen würden. In der Folge hat ſich gezeigt, was dieſes Schiff geleiſtet hat, und die Zweifler ſind nunmehro beſchämt.

Da der Winter, ſo zu ſagen, vor der Thür war, ſo hätten wir freilich, anſtatt die ſüdliche Küſte zu beſichtigen, unſern Lauf nach Norden zu richten ſollen; denn auf dieſe Art würden wir manchen Sturm vermieden haben, und auch noch anderen Unannehmlichkeiten entgangen ſeyn. Zugleich hätten wir uns hierdurch vergewiſſern können, ob vielleicht aus dem Meerbuſen Carpentaria eine Einfahrt durch die Baß's Straße führe; nicht zu gedenken, daß wir in aller Geſchwindigkeit Länder für Großbritannien in Beſitz genommen hätten, die uns in der Folge von einem oder dem andern unſerer unternehmenden Nachbarn leicht ſtreitig gemacht werden können. Dieſer Fall kann um ſo eher eintreten, da man noch immer nicht weiß, ob nicht vielleicht eine andere Straße exiſtirt, als, die Neu-Holland von van Diemens-Land ebenfalls abſondert. Dieß Alles bleibt nun der anderweitigen Unterſuchung neuerer Seefahrer überlaſſen, die auf Entdeckungen auslaufen, und es kann leicht ſeyn, daß

Officier, welcher das Boot commandirte, worin er die Flüchtlinge aufgeſucht hatte, ins Horn, und meldete mir ſeine Ankunft. Seine Sendung hatte denſelben Erfolg gehabt, wie die meinige. Er hatte ebenfalls einen unglücklichen jungen Kerl aufgefangen, der zu jenen gehörte, die mit der Schaluppe Norfolk durchgegangen waren, und ſich in eben ſo elenden Umſtänden befand, wie der, welcher mir ſelbſt in die Hände gefallen war. Er erzählte, daß er ſo lange bei einem ſeiner Unglücksgefährten geblieben ſey, bis derſelbe den Geiſt aufgegeben habe. Als ich meine beiden Arreſtanten dem Gouverneur King überlieferte, erzählte ich ihm zugleich, wie ſehr ſie ihr Vergehen bereuet und mit welcher Submiſſion ſie ſich an meine Leute ergeben hätten, und daß ſie aus eigenem Antriebe zurückgekommen ſeyn würden, wenn ſie uns nicht von ungefähr in die Hände gefallen wären. Dies hatte die Folge, daß ihnen zwar, andern zum warnenden Beiſpiel, der Proceß gemacht und ſie zum Tode verurtheilt wurden, worauf ihnen aber der Gouverneur King, vermuthlich in Erwägung der fürchterlichen Leiden, welche ſie ausgeſtanden hatten, Pardon gab. Erſt unlängſt war die Todesſtrafe an zwei der verwegenſten Burſche, die zu derſelben Bande gehörten, wirklich vollzogen worden. Der jüngſte von jenen beiden, die mit dem Leben davon kamen, diente nachher wieder als Matroſe auf dem Schooner Franzes, und als er hörte, daß ich vom Kreuzen zurückgekommen ſey, meldete er ſich bei mir, um auf der Lady Nelſon in Dienſte zu treten; ich hatte aber meine Urſachen, warum ich dieſen Beweis ſeiner Dankbarkeit ablehnte.

Gouverneur King war ein für allemal entſchloſſen, daß wir von neuem die Straße unterſuchen ſollten, durch welche wir, als wir von England aus hieher fuhren, unſern Lauf richteten. Mit Recht hätte man ſie die Baß's Straße genannt; denn Herr Baß, Schiffschirurg an Bord der Reliance, war unter allen Seefahrern der erſte, welcher in dieſen Gewäſſern, und zwar in einem Wallfiſchboote, gegen Weſten ſteuerte, und weſtwärts vom Vorgebirge Wilſon (welches höchſt wahrſcheinlich die weſtlichſte Spitze von Neu-Holland iſt) einen Haven entdeckte, welchen er, in Bezug auf ſeine Lage, Weſtern-Port nannte, da derſelbe von Sidney ganz am weſtlichen Ende der Straße liegt, wenn man ſie von der Nordſeite erkennet. Der Lady Nelſon war es jedoch vorbehalten, den Umfang dieſer Straße näher zu beſtimmen, da dieſelbe beinahe vier Grad weſtwärts von Weſtern-Port, längs dem Lande hinſteuerte, wie man aus der Charte, die dieſem Werke beigefügt iſt, deutlich erſehen wird.

Kurz vor meiner Abfahrt ließ mir der Gouverneur den Befehl zugehen, mehrere Effecten, beſonders Waffen, und unter andern auch vier metallene Kanonen, die auf Lavetten lagen, ans Land zu ſenden. Vier derſelben nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Waffen von allerlei Art, wurden ins Zeughaus geſchafft. Zur Urſache führte man an, das Gouvernement würde ſonach weniger verlieren, wenn das Schiff etwa verunglückte. Ich ſehe zuvor, daß dieſe Maßregel das Gefühl mehrerer meiner Leſer empören wird, und ich muß offenherzig

geſehen, daß es mir eben ſo gieng. Ueberhaupt war meine Lage eben nicht beneidenswerth; denn die ganze Laſt der Verantwortlichkeit lag einzig und allein auf mir, und bei dem Allen bekam ich nicht einmal den gewöhnlichen Schiffsgehalt, ſondern man bezahlte mich wie andere in Dienſten der Colonie ſtehende Officiere. Mit einigen andern Umſtänden von gleicher Beſchaffenheit, mag ich den Leſer nicht behelligen, ſo ſehr ich mich auch darüber ärgerte.

Mein Schiffsvolk beſtand, wie ich bereits an einem andern Orte gezeigt habe, nur zwei Mann ausgenommen, aus Verbrechern, die man unter gewiſſen Bedingungen in Freiheit ſetzte. Jetzt ſchickte man, als Wache, vier Soldaten vom Neu-Süd-Wallis-Corps, zu mir an Bord, von welchen ich mir, ſowohl während der Fahrt, als auch, wenn wir irgendwo anlegten, ſehr weſentliche Dienſte verſprach. Fähndrich Bareillier machte die Reiſe als Geometer mit, und Herr Cayley als Botaniker. Letzterer war von Herrn Banks ausdrücklich mit dem Auftrage geſandt, Pflanzen und Kräuter zu ſammeln.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, erlaube mir der Leſer, die Bemerkung hier einzuſchalten, daß man unter der Hand allerlei Zweifel und Beſorgniſſe äuſſerte, als wenn mein Schiff, die Lady Nelſon, zu der bevorſtehenden Reiſe ganz untauglich ſey, ob es gleich in der ſtürmiſchen Jahreszeit, die Fahrt von England nach dem Vorgebirge der guten Hoff-

nung gemacht hatte, von da durch unbekannte Gewäſſer in hohen ſüdlichen Breiten nach Neu-Süd-Wallis geſegelt und wohlbehalten hier angekommen war. Was mich am meiſten ärgerte, war dies, daß hiebei Leute mit im Spiele waren, von welchen ich am allerwenigſten erwartet hätte, daß ſie mir dergleichen Steine des Anſtoßes in den Weg legen würden. In der Folge hat ſich gezeigt, was dieſes Schiff geleiſtet hat, und die Zweifler ſind nunmehro beſchämt.

Da der Winter, ſo zu ſagen, vor der Thür war, ſo hätten wir freilich, anſtatt die ſüdliche Küſte zu beſichtigen, unſern Lauf nach Norden zu richten ſollen; denn auf dieſe Art würden wir manchen Sturm vermieden haben, und auch noch anderen Unannehmlichkeiten entgangen ſeyn. Zugleich hätten wir uns hierdurch vergewiſſern können, ob vielleicht aus dem Meerbuſen Carpentaria eine Einfahrt durch die Baß's Straße führe; nicht zu gedenken, daß wir in aller Geſchwindigkeit Länder für Großbritannien in Beſitz genommen hätten, die uns in der Folge von einem oder dem andern unſerer unternehmenden Nachbarn leicht ſtreitig gemacht werden können. Dieſer Fall kann um ſo eher eintreten, da man noch immer nicht weiß, ob nicht vielleicht eine andere Straße exiſtirt, als die Neu-Holland von van Diemens-Land ebenfalls abſondert. Dieß Alles bleibt nun der anderweitigen Unterſuchung neuerer Seefahrer überlaſſen, die auf Entdeckungen auslaufen, und es kann leicht ſeyn, daß

meine Behauptung bereits vom Capitän Flinders realiſirt worden iſt.

Capitän Schank, welcher die Ausrüſtung der Lady Nelſon eigentlich betrieben hatte, wünſchte hauptſächlich, daß der ganze Umfang von Neu-Süd-Wallis, bis weit über ſeine Gränzen hinaus, beſichtigt, und die genauere Unterſuchung dieſes Landes bis zu einer andern Zeit verſpart werden möchte. Alles, was ich zu thun vermochte, war dies, daß ich eine Charte von der Küſte entwarf, und ein Tagebuch hielt, worin ich alle merkwürdigen Vorfälle, ſo wie die Naturproducte und die Beſchaffenheit des Bodens, mit möglichſter Genauigkeit aufzeichnete, und dieſen Thatſachen zugleich einige Bemerkungen und aſtronomiſche Beobachtungen beifügte. Was ich geleiſtet habe, liegt nun dem Leſer vor Augen, und ich bemerke nur noch, daß alle die, welche die Küſte innerhalb der Straße beſichtigten, Zeichnungen davon entwarfen, und ſie nach Hauſe ſandten, die Richtigkeit meiner Charte, ob ich ſie gleich nur auf einer einzigen Fahrt aufgenommen hatte, beſtätigt haben.

So wie die Sachen ſtanden, durfte ich meiner Abreiſe keine Schwierigkeiten in den Weg legen, ſondern mußte vielmehr Bedacht darauf nehmen, die Leute zu überzeugen, daß mein Schiff zu jeder Art von Dienſtgeſchäften tauglich ſey, und daß man ſich auf daſſelbe verlaſſen könne. Noch immer ſuchten gewiſſe Menſchen das Gegentheil zu behaupten, und dies erſtreckte ſich ſo weit,

daß man ſogar den Sohn eines Officiers vom Neu-Süd-Wallis Corps, welcher ſich dem Seedienſte gewidmet hatte, und meiner Obſorge anvertraut werden ſollte, abhielt, ſich mit mir einzuſchiffen, und ihm den Rath gab, die Ausführung ſeines Vorhabens aufzuſchieben, bis ſich ein anderes Schiff fände, dem er ſich mit Sicherheit anvertrauen könne. Derſelbe Mann, welcher ihm dieſen Rath ertheilte, hat jedoch nach der Hand einen Bericht nach England erſtattet, der ganz zum Vortheile meines Schiffs ausgefallen iſt.

Freitags, den 6ten März, ſegelten wir mit einem gelinden Südwinde zur Sidney-Bucht hinaus, und vereinten uns zwiſchen der Garten-Inſel und der Clarke's-Inſel mit einer Schaluppe, oder vielmehr einem bedeckten Boote von vierzehn bis funfzehn Tonnen, die Biene genannt. Dieſe Schaluppe, oder dieſes Boot, ward auf ausdrücklichen Befehl des Gouverneur King ausgerüſtet, mich auf meiner Reiſe zu begleiten, und ſollte unter meinem Befehle ſtehen. Ich verſprach mir viele Beihülfe von dieſem Fahrzeuge; vorausgeſetzt, daß es See halten könne; denn, ſo ſonderbar es Manchem vorkommen wird, ſo gewiß iſt es, daß die Biene ein ganz gewöhnliches Schiffsboot war, deſſen man ſich zum Waſſerholen bedient, und das man ſchon längſt bei Seite gethan hatte. Demungeachtet gab es Leute, die dieſes Fahrzeug für dienſtfähiger hielten, als die Lady Nelſon. Es war mit Verbrechern bemannt, die man in Freiheit geſetzt hatte, und einer von ihnen führte das Commando. Ich bemerkte

gleich in den erſten Tagen, daß dieſer Menſch eben nicht viel vom Seeweſen verſtand, zugleich auch, daß die Biene ſehr ſchlecht ſegelte und viel Waſſer einnahm. Da ich nun vorausſah, daß es uns ſchwerlich folgen könne, ſo ſchrieb ich vorläufig einen Brief an den Gouverneur King, worin ich ihm die Urſache meldete, weswegen es wieder umkehren müſſen, legte dieſen Brief zwiſchen zwei Bleiplatten, und warf ihn an Bord hinüber. Der Wind ward ſtärker, und ich bedeutete die Biene durch Signale, ſich mir zu nähern. Ihr Befehlshaber erwiederte, das Schiff nähme zu viel Waſſer ein, er ſey nicht im Stande, es gehörig zu regieren, doch wolle er einſtweilen beilegen, um günſtigern Wind abzuwarten, und mir alsdann, wenn es irgend möglich wäre, in die Jarris-Bai folgen. Ich rieth ihm wohlmeinend, er ſolle nicht zu lange beilegen, weil die See ſehr hohl gehe, und es ihm, bei zunehmendem Winde, ſchwerlich gelingen werde, vom Flecke zu kommen. Drei Theile meiner Mannſchaft litten ſo ſehr an der Seekrankheit, daß ſie ſich weder rühren noch regen konnten, und da ich nicht im Stande war, einen ſachverſtändigen Mann abzugeben, der die Biene nach Sidney zurückgebracht hätte, ſo mußte ich dieſelbe ihrem Schickſale überlaſſen. Mir bangte, daß die Mannſchaft mit ihr durchgehen möchte, zumal da ſie auf vier Monate mit Lebensmitteln jeder Art verſehen war, und noch überdies Schießgewehr und Munition an Bord hatte. Wer weiß, ob ſolches nicht geſchehen wäre, wenn der Befehlshaber nicht zu wenig von der Schiffahrt verſtanden und die Mannſchaft etwas mehr Zutrauen zu ihrem Fahrzeug

gehabt hätte. Kurz, als ich wieder nach Hauſe kam, fand ich, zu meinem nicht geringen Vergnügen, daß es wohlbehalten vor Anker lag. Wenn ihm ein Unglück widerfahren wäre, ſo würden mir boshafte und ſchlecht denkende Menſchen nicht nur die Schuld beigemeſſen haben, ſondern die Colonie hätte zugleich an demſelben ungemein viel verlohren, da man es ſehr gut dazu gebrauchen konnte, auf dem Hawkesbury Getraide zu transportiren, und es demnächſt auch bei andern Gelegenheiten treffliche Dienſte leiſtete.

Den 11ten März liefen wir in die Jarvis-Bai, oder vielmehr, wie dieſe Bai, ihres großen Umfangs wegen, eigentlich genannt werden ſollte, in den daſigen Sund ein, wo wir nach halb zehn Uhr Vormittags, und zwar in der Bucht, die am weiteſten ſüdwärts zwiſchen einer Inſel und dem feſten Lande liegt, vor Anker giengen. Mein Oberbootsmann, den ich in der Abſicht ausgeſchickt hatte, einen ſichern Ankerplatz ausfindig zu machen, brachte einen Wilden mit, der ein Mann von mittlerem Alter zu ſeyn ſchien, und einen ſtattlichern, zugleich auch nervichtern Körperbau hatte, als jene, die mir bei Sidney zu Geſichte gekommen waren. Als er in unſer Schiff trat, ließ er nicht die geringſte Furcht blicken, ſondern äußerte vielmehr eine gewiſſe Unbefangenheit, woraus wir leicht ſchließen konnten, daß er ſchon mehrmals mit unſern Landsleuten Verkehr gehabt habe. Er wiederholte zum öftern die Worte Blanket, Blanket (eine Decke, eine Decke), und Woman, Woman (eine Frau, eine Frau);

wahrſcheinlich deswegen, weil er geſehen hatte, daß ſeine Landsleute und die Matroſen dieſe Dinge gegen einander vertauſchten. Ueber manche Sachen, die er bei uns an Bord ſah, beſonders über unſere Compaſſe konnte er ſich nicht genugſam verwundern. Als ich ihn in die Cajüte führte, und vor einen Spiegel ſtellte, war er vor Erſtaunen ganz außer ſich, und gab ſolches durch allerlei Grimaſſen und lächerliche Geberden zu erkennen. Er glaubte nicht anders, als daß Jemand hinter dem Spiegel verſteckt ſey, und ließ ſich nicht eher vom Gegentheil überzeugen, bis ich ihn von dem Platze, wo er befeſtigt war, abſchraubte. Der Schall eines kleinen Jägerhorns machte einen ganz außerordentlichen Eindruck auf ihn. Er ſetzte es an den Mund, wollte darauf blaſen, und wußte gar nicht wie es zugieng, daß er keinen Ton herausbringen konnte. Ich hätte ſchon weiter oben anführen ſollen, daß ich zwei Wilde von Sidney an Bord hätte, einen Mann, Namens Euranabie, nebſt ſeiner Frau, welche Worogan hieß. Dieſe Leute zogen ebenfalls ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Es iſt ein ſonderbarer, noch zur Zeit unaufgeklärter Umſtand, daß die Einwohner von Neu-Holland, wenn ſie eine Zeitlang abweſend geweſen ſind, und ſich nachher zum erſtenmal wieder ſehen, wohl länger als eine halbe Stunde ganz fremd gegen einander thun, und dem Neuangekommenen bloß durch die Bewegung der Hände zu verſtehen geben, daß er ſich ſetzen ſollte. Der Wilde, welchen ich zu jenem von Sidney brachte, ſaß länger als eine halbe Stunde bei ihnen, ohne einen Laut von ſich hören zu laſſen; nach

Ver-

Verlauf dieſer Zeit plauderten ſie aber mit einander nach Herzensluſt. Ich bemerkte, daß der fremde Wilde, ſo lange das Stillſchweigen dauerte, von der Frau des andern Wilden kein Auge verwendete. Nach unſerer Vorſtellungsart war dieſelbe nichts weniger als ſchön, ich ſah aber doch, daß ſowohl dieſer Wilde, als mehrere ſeiner Landsleute, die uns während unſers Hierſeyns beſuchten, ſie für eine wahre Schönheit hielten, und ich muß geſtehen, daß meine Verwunderung aufhörte, als ich einige ihrer Weiber zu ſehen bekam. Da ich der Landesſprache nicht kundig war, ſo konnte ich an dem Geſpräche jener beiden Wilden nicht Theil nehmen; es kam mir aber vor, als wenn es ihnen zuweilen Mühe koſte, ſich einander verſtändlich zu machen. Dies führte mich zuerſt auf die Vermuthung, daß die Sprache der Neu-Holländer ihre beſonderen Dialecte habe, und ich fand ſolches in der Folge durch wiederholte Erfahrungen beſtätigt. Die beiden Wilden zeigten einander ihre Wunden, die ſie im Kriege, oder bei andern Vorfällen, davon getragen hatten. Euranabie hatte deren aufzuweiſen, die erſt unlängſt geheilt waren. Der Neuangekommene hatte ſich, wie geſagt, in die Frau des andern heftig verliebt, und machte ihrem Manne dieſerhalb Anträge, die er aber ablehnte. Letzterer äußerte die Beſorgniß, die Bewohner der daſigen Gegend würden gewiß nicht unterlaſſen ſein Weib zu entführen; ich beruhigte ihn aber durch die Verſicherung, daß ich ſolches durchaus nicht geſtatten würde.

Ehe wir noch damit fertig waren, unſere Anker zu befeſtigen, ließen ſich rings um uns her mehrere Kanots

eifrig damit beſchäftigt war, den Wilden mit der rothen Naſe vom Kopf bis zum Fuß zu bemalen, indeß dieſer mit möglichſter Selbſtgefälligkeit grinſete und ſich auf ſein buntſcheckichtes Anſehen nicht wenig zu gute that. Seine Cameraden freuten ſich ebenfalls darüber, und verließen unſer Schiff in vollem Jubel. Ich führe dieſen an ſich unbedeutenden Umſtand bloß deswegen an, weil er gewiſſermaßen die Neigungen und Sitten dieſer Menſchen characteriſirt, wovon weiter unten ein Mehreres vorkommen wird.

Da der Stelle gegenüber, wo wir uns vor Anker gelegt hatten, ein ſchöner ſandiger Platz war, der ſich gut dazu ſchickte, das Netz auszuwerfen, ſo gieng ich nebſt Herrn Bareillier ans Land, zugleich aber gebrauchten wir die Vorſicht, unſere Gewehre mitzunehmen. Euranabie, der Wilde aus der Gegend bei Sidney, befand ſich in unſerer Geſellſchaft. Als wir ans Land ſtiegen, verſammelten ſich die daſigen Wilden rings um ihn her, ohne ſich im geringſten vor uns zu ſcheuen. Sie ließen ſich ſogleich ins Geſpräch mit ihm ein, und ich hörte ſie verſchiedene Worte ſagen, die mit der Mundart der Wilden bei Sidney einige Aehnlichkeit zu haben ſchienen; z. B. Bail, welches ſo viel bedeutet als Nein, und Maun, d. i. wegnehmen, entführen. Ein ältlichter Mann ſchenkte dem Euranabie eine Waddie (Keule) und ich glaubte, dies geſchähe in der Abſicht, ihm eine beſondere Ehre zu erzeigen. Um ſo mehr erſtaunte ich, als Euranabie gleich darauf zu mir kam, und ſich das Schrecken in allen ſeinen

Geſichtszügen malte. Als ich ihn fragte, wofür er ſich entſetzt habe, bat er mich inſtändig, ich möchte ihm erlauben, ſich wieder an Bord zu begeben, denn die Wilden hätten ſich verlauten laſſen, ſie wollten ihn todtſchlagen und patter d. i. freſſen. Ich muß geſtehen, daß ich an der Wahrheit dieſer Verſicherung zweifelte; denn ich hatte noch nie die mindeſte Veranlaſſung gehabt, die Neu-Holländer für Kannibalen zu halten; auch getraue ich mir noch jetzt nicht, dies mit Gewißheit zu behaupten, obgleich gewiſſe Umſtände, die ich ſogleich anführen werde, es wahrſcheinlich machen. Um den armen Schelm zu beruhigen, ſchickte ich ihn ſogleich wieder an Bord. Ich konnte mich über dieſen Vorfall nicht genugſam verwundern, da mir der Menſch immer angelegen hatte, ihn mit ans Land zu nehmen. Von dieſer Zeit an, und ſo lange wir hier vor Anker lagen, äußerte er nie wieder den Wunſch, mir Geſellſchaft zu leiſten, ob er gleich, wie alle ſeine Landsleute, gern überall umherſtreifte.

Wir warfen unſer Netz aus, und als wir uns damit beſchäftigten, leiſteten uns die Wilden, deren hier eine ziemliche Anzahl beiſammen waren, hülfreiche Hand, ohne daß wir ſie darum erſucht hatten. Wir fiengen ein Paar große Weißfiſche, die von jenen, dergleichen es in unſern Gewäſſern giebt, nicht im mindeſten verſchieden waren, als nur in Anſehung der Größe. Ich vertheilte dieſe Fiſche unter die Wilden, und behielt deren nur drei für uns zum Mittagseſſen. Als ſich noch mehrere Wilde einfanden, die ebenfalls Fiſche von uns be-

gehrten, warf ich das Netz zum zweiten Mal aus. Wir fiengen noch mehrere Weißfiſche und einige kleine Schnapper, die ich ſammt und ſonders den Wilden überließ, ohne eine anderweitige Theilung vorzunehmen; denn dies war das ſicherſte Mittel, allem Streite vorzubeugen und jede Veranlaſſung, die ihren Neid aufregen konnte, zu vermeiden. Ihre Anzahl hatte ſich jetzt ſo ſehr vermehrt, daß ich zu fürchten anfieng, es möchten ſich welche im Gebüſch verſteckt haben. Da ſie jedoch ganz zufrieden zu ſeyn ſchienen, tanzten und lärmten, ſo hatte ich von ihnen keine Feindſeligkeiten zu befürchten. Sie waren insgeſammt mutternackt, einen jungen Kerl ausgenommen, der ein Bündel Gras um den Leib gebunden hatte, das hinten wie ein Kängaruſchwanz herunter hieng. Dieſer Menſch machte ſich immer etwas zu thun und mochte wohl, nach ſeinen Geberden zu urtheilen, einen Hanswurſt vorſtellen. Er ſchnitt allerlei Fratzengeſichter und machte ſeinen Landsleuten ungemein viel Spaß. Ob er ausdrücklich hierzu beſtellt war, oder die Geſellſchaft von freien Stücken amuſirte, darüber kann ich keine Auskunft ertheilen.

Ich hatte das Boot mit dem Schlagnetze wieder an Bord geſchickt, und wünſchte nun einige Kängarus zu ſchießen, woran es hier, da das Ufer nicht gar hoch, zugleich auch mit Buſchwerk und ſtarken Bäumen bewachſen war, allem Vermuthen nach, nicht fehlen konnte. Ich gab den Wilden mein Vorhaben durch Zeichen zu erkennen, worauf ſogleich einer aus ihrer Mitte hervortrat und mir ſeine Dienſte anbot. Wir giengen mit einan-

der bis an das Ende des Strandes, wo wir uns befanden, und von da in den Wald. Hier ſahen wir verſchiedene Papageien und einige kleine Vögel, die ein ungemein ſchönes Gefieder hatten. Herr Bareillier ſchoß einen dieſer letztern, worüber unſer Wegweiſer dergeſtalt erſchrak, daß er ſein Heil in der Flucht ſuchte und zu ſeinen Kameraden lief. Wir giengen landeinwärts und ſahen eine Menge großer Waldbäume, jedoch ohne Geſträuch; ſtatt deſſen wuchs hier ganz vortreffliches Gras, aus welchem wir einige Kütt Neu-Holländiſche Rebhühner aufſcheuchten, die mit den europäiſchen viele Aehnlichkeit haben, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie im Aufſteigen kein Geräuſch machen. Engliſche Wachtelhunde würden ſie leicht im Lager auffinden. Die Bäume, welche wir anſichtig wurden, waren meiſtens ſolche, die die Coloniſten zu Sidney Stieleichen nennen. Wir giengen nun wieder an den Strand, und begaben uns an Bord, um unſer Mittagsbrod zu verzehren. Nachmittags fuhren wir wieder ans Land, und nahmen unſer Schlagnetz mit. Als ich meinen Leuten die nöthige Weiſung hinterlaſſen hatte, wenn und wo ſie es auswerfen ſollten, gieng ich in Geſellſchaft des Herrn Bareillier, des Botanikers Herrn Cayley, und zweier bewaffneter Soldaten, wieder an derſelben Stelle, wie Vormittags, in den Wald, um die ganze Gegend wo unſer Boot lag, in die Runde zu durchſtreifen. Es kamen uns einige Cakatu's zu Geſicht, die über und über ſchwarz waren, und nur auf der Bruſt und an den Flügeln einige gelbe Federn hatten. Dieſe Vögel waren ſo ſcheu, daß wir uns ihnen nicht nähern konnten. Es

gab hier eine Menge Papageien, die ein ungemein ſchönes Gefieder hatten. Ich ſchoß einen; er fiel aber in hohes Gras, wo ich ihn nicht finden konnte. Herr Cayley ſchoß einen Königspapagei. Einige kleinere Vögel gaben eine treffliche Mahlzeit, und ſelbſt das Fleiſch der Papageien war gar nicht übel, ſondern ſchmeckte beinahe wie Taubenfleiſch. Meinem Vermuthen nach rührt dieſes von der Beſchaffenheit der Saamenkörner her, welche ſie hier zu freſſen bekommen. Eben ſo verhielt es ſich auch mit einigen andern Gattungen kleiner Vögel, die wir während unſers Aufenthaltes in Neu-Holland ſpeiſten. In keinem Lande auf der Welt, giebt es ſo mancherlei Inſecten, wie hier. Sie ſummten in ungeheurer Menge um die Bäume, und es war mir nur leid, daß es mir an Mitteln fehlte, ſie aufzubewahren. Eine Strecke landeinwärts kamen wir an ein moraſtiges Fleck in einem Thale, wo viel Geſtripp wuchs. Es rieſelte ein Bach ganz vortrefflichen Waſſers hindurch, der ſich an einer Stelle ins Meer ergoß, wohin ich meine Leute mit dem Boote beordert und ihnen befohlen hatte, das Netz auszuwerfen. Es waren hier auch noch einige kleinere Bäche, die ebenfalls friſches Quellwaſſer enthielten. Herr Cayley, dem es auf dieſem Streifzuge bloß um das Botaniſiren zu thun war, hatte ſich unvermerkt ſo weit entfernt, daß wir nichts mehr von ihm ſahen, noch hörten. Dies war mir deſto unangenehmer, da ich ihn ausdrücklich gewarnt hatte, und nun der Abend herannahete. Ich war gewiſſermaßen für jeden einzelnen Mann, den ich am Bord hatte, verantwortlich, und gab ihnen daher ſammt

und ſonders immer ſolche Weiſungen, die darauf abzweckten, ſowohl ihr eigenes, als das allgemeine Beſte zu befördern. Wir folgten den Fußtapfen der Wilden, und giengen an einigen ihrer Gunnies (Wohnungen) vorbei. Dieſe beſtanden aus einigen Baumäſten, welche ſie in die Erde geſteckt hatten, und die gerade hinreichend waren, ſie gegen den Wind zu ſchützen. Nicht weit davon ſahen wir Knochen von Thieren und Vögeln, auch Fiſchgräten, liegen. Auf dem Rückwege nach unſerm Boote, ſchoß Herr Bareillier einen großen Habicht, deſſen Füße mit ſehr rauhen Schuppen bedeckt waren. Unſere Fiſchpartei hatte einige Fiſche gefangen, würde aber einen weit glücklichern Fang gethan haben, wenn nicht zwei Haifiſche in das Netz gerathen wären, und es hie und da zerriſſen hätten. Beide wurden ans Land geſchafft, und der eine war ſieben Schuh lang. Er hatte eine außerordentlich große Leber, die ich an Bord ſchickte und ausbraten ließ, um das Oel daraus zu gewinnen, welches wir nachher als Brennöl in unſerer Schiffslampe verbrauchten. Es war ſchon dunkel, als wir uns wieder an Bord begaben, und um ſo mehr freute es mich, als ich hörte, daß Herr Cayley, der einige merkwürdige Pflanzen mitgebracht hatte, ſchon vor mir angekommen ſey. Als er ſich von uns getrennt hatte, war er auf demſelben Wege zurück gegangen, den wir einſchlugen, als wir in den Wald giengen.

Den 11ten März gieng ich mit einigen meiner Leute an's Land, um eine Bootsladung Holz fällen, und unſere leeren Fäſſer mit Waſſer füllen zu laſſen. Wäh-

rend der Zeit, daß ſie ſich mit dieſer Arbeit beſchäftigten, machte ich, in Geſellſchaft der Herren Bareilliar und Cayley, und von zwei Soldaten begleitet, eine abermalige Excurſion. Als wir ungefähr acht Meilen landeinwärts und durch einen Wald gegangen waren, der den Haven umgiebt, fanden wir, daß der Boden überall ſehr ſandig und nach der See zu ſo unfruchtbar war, daß nirgends ein Baum oder Strauch wuchs. Die Thäler, oder Niederungen ſind ſumpfig, und die Erde ſieht hier ſo ſchwarz aus, wie an ſolchen Plätzen in Schottland und Irland, wo Torf geſtochen wird. Von da ſchlugen wir einen andern Weg ein, der über ein dickbewachſenes Grasland führte, wo wir aber nicht ein einziges Kängaru ſahen. Wir kamen an zwei kleine Lagunen, und an verſchiedene Ströme, die ſich durch den Wald ergoſſen, wo er am dickſten war. Auf dieſer Wanderung kamen uns eine Menge Vögel zu Geſicht, beſonders Papageien, Kakatus und der Lachvogel, welcher deswegen ſo genannt wird, weil er Töne von ſich giebt, die ſich nicht anders ausnehmen, als wenn er lachte. Obgleich die Sonne noch immer ſehr heiß ſchien, und wir, beſonders in den dichtverwachſenen Wäldern, wo ſich kein Lüftchen regte, eine merkliche Hitze verſpüren, ſo ließ ſich doch nirgends eine Schlange ſehen. Ich weiß hievon keinen andern Grund anzugeben, als daß ſie ſich vielleicht bei dieſer ſpäten Jahreszeit (denn der Winter war bereits eingetreten) in ihre Löcher verkrochen hatten. Auf dem Rückwege nach unſerem Boote, giengen wir über ein Stück Land, das eine ſehr anmuthige Lage hatte, und ganz ſo ausſah, als wenn ſich die Wil-

den bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten hier verſammelten. Es war eine kleine, von Geſträuch geſäuberte Anhöhe, in deren Umkreiſe nicht eine einzige Wohnung ſtand. Wir zählten hier nicht weniger als funfzehn verſchiedene Plätze, auf welchen die Wilden Feuer angemacht und ihre Speiſen zubereitet hatten. Nicht weit davon lagen eine Menge Fiſchgräten und Knochen. Unter letztern erblickten wir ein Stück von dem Hirnſchädel eines Menſchen, welches wir aufhoben. Es war das Stirnbein (Os frontis) nebſt daran befindlichen Augenhöhlen und einem Theile des Naſenbeins. Nicht weit davon fanden wir ein Stück von einem Oberkinnbacken, worin noch ein Backzahn ſtak; ingleichen ein Stück vom Rückenwirbel, an welchem ſich Spuren vom Feuer zeigten, welches wir an den andern Knochen nicht bemerkten. Wir ſahen, daß das Gras nieder getreten war, und einige Knochen von Thieren ſchienen noch ganz friſch zu ſeyn. Aus allen dieſen Umſtänden konnte ich nichts anderes ſchließen, als daß hier die Wilden ihre Schmauſereien hielten. Ich nahm die Menſchenknochen mit, und zeigte ſie, als wir uns wieder am Bord befanden, dem Euranabie. Da ſich noch zwei andere Wilde vom Geſtade bei uns eingefunden hatten, ſo trug ich ihm auf, ſie zu fragen, ob dieſe Knochen vielleicht von einem Weißen herrührten, und ob ſie denſelben vielleicht getödtet und gefreſſen hätten. Es war mir äußerſt daran gelegen, hierüber ſichere Erkundigung einzuziehen, da das Schiff Sidney-Cove, auf der Fahrt von Indien nach Port-Jackſon, ungefähr vor Jahr und Tag, an der daſigen Küſte geſcheitert war, und ſich

die Sage verbreitet hatte, daß einige Matroſen den Wilden in die Hände gefallen und von ihnen ermordet worden wären. Euranabie that die oberwähnten zwei Fragen, und aus Allem, was ich ſowohl von einem Soldaten vernahm, welcher die Mundart der bei Sidney wohnhaften Wilden verſtand, als auch vom Euranabie ſelbſt, der ziemlich gut engliſch ſprach, ergab ſich, daß dieſe Knochen von einem Weißen herrührten, der in einem Kanot aus Süden, und zwar aus der Gegend gekommen ſey, wo die Schiffe, wie der Wilde ſich ausdrückte, darnieder ſtürzen, oder, was eben ſo viel ſagen will, ſcheitern. Die beiden Wilden wurden hierüber noch einigemal befragt, ſie blieben aber immer bei einerlei Rede. Ich erkundigte mich hierauf bei der Frau des Euranabie, Namens Worogan, die der engliſchen Sprache ebenfalls kundig war. Hatte ich die Sache, nach der Erzählung der beiden Wilden, für wahrſcheinlich gehalten, ſo ward ſie nunmehro durch die Ausſage dieſes Weibes ganz außer Zweifel geſetzt. Sie erzählte mir nämlich, die Buſch-Wilden (welche, nach aller Wahrſcheinlichkeit, einen ganz andern Stamm ausmachen, als jene, die unweit der Seeküſte wohnen) äßen allerdings zuweilen Menſchenfleiſch. Auf mein Verlangen zeigte ſie mir die Art und Weiſe, wie ſie ihre Schlachtopfer aus der Welt ſchaffen. Dies geſchieht, indem ſie dieſelben mit ihrer Waddie (Keule) in's Genick ſchlagen. Alsdann nehmen ſie die Womara (das Inſtrument, womit ſie ihre Lanze fortſchleudern, und an deſſen einem Ende ſie eine Muſchelſchaale befeſtigen) und machen einen Einſchnitt, von der Kehle an,

bis herab auf den Unterleib, und noch einen andern, queer über die Herzgrube. Dies Alles ſuchte mir die gedachte Frau dadurch begreiflich zu machen, daß ſie ihre Hand auf meinen Nacken legte, mich ſodann längelang auf dem Verdeck ausſtreckte, und mir die ganze Operation zeigte, welche die Wilden mit dem oberwähnten Inſtrumente vornehmen. Als ich ſah, daß ſie von Allem ſo genau unterrichtet war, ſo fiel ich auf die Vermuthung, daß ſie vielleicht bei einer ſolchen Schlächterei ſelbſt zugegen geweſen ſey. Allein nach ihrem Aeuſſern zu urtheilen, hatte ſie zu dieſer Kenntniß ſchwerlich vor jenem Zeitpuncte gelangen können, wo unſere Colonie angelegt wurde, weil ſie damals noch viel zu jung war, und nach der Hand hatte ſie ſich, ſo viel ich in Erfahrung bringen konnte, nie aus der Gegend bei Sidney entfernt, wo ſie zu Hauſe gehörte, und dergleichen Gebräuche gar nicht eingeführt ſind. Kurz, ich bin feſt überzeugt, daß ſie Alles, was ſie mir erzählte, bloß von andern gehört hatte. Indeß glaubte mein geſammtes Schiffsvolk von nun an ſteif und feſt, alle dieſe Leute wären Menſchenfreſſer, und mein Oberbootsmann ſchrieb folgende Worte in's Log-Buch: und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſie Kannibalen ſind. Die Wilden, welche ſich bei uns an Bord befanden, äußerten nie die mindeſte Furcht, ſo oft ich ſie dieſer Sache wegen befragte, ſuchten mir nicht das mindeſte zu verhehlen, ſondern antworteten jedesmal freimüthig und ohne Anſtand zu nehmen.

Vielleicht ſteht hier die Bemerkung am rechten Orte,

die Sage verbreitet hatte, daß einige
den in die Hände gefallen und von
ben wären. Euranabie that die
Fragen, und aus Allem, was ich
Soldaten vernahm, welcher die Mu
ney wohnhaften Wilden verſtand,
ranabie ſelbſt, der ziemlich gut engl
ſich, daß dieſe Knochen von einem
ber in einem Kanot aus Süden,
Gegend gekommen ſey, wo die Schiff
ſich ausdrückte, darnieder ſtürzen
ſo viel ſagen will, ſcheitern. Die beid
den hierüber noch einigemal befragt, ſie
mer bei einerlei Rede. Ich erkundigte
der Frau des Euranabie, Namens
der engliſchen Sprache ebenfalls kundig
die Sache, nach der Erzählung der beide
wahrſcheinlich gehalten, ſo ward ſie nun
Ausſage dieſes Weibes ganz außer Zweife
erzählte mir nämlich, die Buſch-Wilden
aller Wahrſcheinlichkeit, einen ganz andern
machen, als jene, die unweit der See
äßen allerdings zuweilen Menſchenfleiſch.
langen zeigte ſie mir die Art und Weiſe,
Schlachtopfer aus der Welt ſchaffen.
indem ſie dieſelben mit ihrer Waddie (
Genick ſchlagen. Alsdann nehmen ſie die
(das Inſtrument, womit ſie ihre Lanze ſo
und an deſſen einem Ende ſie eine Muſchel
gen) und machen einen Einſchnitt,

... erfahren
... hatte mir die ge-
... daß sie ihre
... Zugang
... den ganzen Vormittag
... unterhalten
... daß sie von Ur-
... die Frau
... Capitales
... Zeit
... ehrlich
... Gesch...
... andere G...
... auch zu jung
... so viel ich in
... der Gegend bei
... gehörte, und der-
... ihn. Kurz ich
... mir erzählte,
... glaubte mein ge-
... recht, alle diese
... Oberbootsmann
... Buch: und es ist
... daß sie Kam-
... bei uns an
... Furcht, sie oft
... mindeste ... fürchten mir nicht
... wenigste ... außerordentlich jedesmal
... zu nehmen.

... Bemerkung am richtigen Orte

gehrten, warf ich das Netz zum zweiten Mal aus. Wir fiengen noch mehrere Weißfiſche und einige kleine Schnapper, die ich ſammt und ſonders den Wilden überließ, ohne eine anderweitige Theilung vorzunehmen; denn dies war das ſicherſte Mittel, allem Streite vorzubeugen und jede Veranlaſſung, die ihren Neid aufregen konnte, zu vermeiden. Ihre Anzahl hatte ſich jetzt ſo ſehr vermehrt, daß ich zu fürchten anfieng, es möchten ſich welche im Gebüſch verſteckt haben. Da ſie jedoch ganz zufrieden zu ſeyn ſchienen, tanzten und lärmten, ſo hatte ich von ihnen keine Feindſeligkeiten zu befürchten. Sie waren insgeſammt mutternackt, einen jungen Kerl ausgenommen, der ein Bündel Gras um den Leib gebunden hatte, das hinten wie ein Kängaruſchwanz herunter hieng. Dieſer Menſch machte ſich immer etwas zu thun und mochte wohl, nach ſeinen Geberden zu urtheilen, einen Hanswurſt vorſtellen. Er ſchnitt allerlei Fratzengeſichter und machte ſeinen Landsleuten ungemein viel Spaß. Ob er ausdrücklich hierzu beſtellt war, oder die Geſellſchaft von freien Stücken amuſirte, darüber kann ich keine Auskunft ertheilen.

Ich hatte das Boot mit dem Schlagnetze wieder an Bord geſchickt, und wünſchte nun einige Kängarus zu ſchießen, woran es hier, da das Ufer nicht gar hoch, zugleich auch mit Buſchwerk und ſtarken Bäumen bewachſen war, allem Vermuthen nach, nicht fehlen konnte. Ich gab den Wilden mein Vorhaben durch Zeichen zu erkennen, worauf ſogleich einer aus ihrer Mitte hervortrat und mir ſeine Dienſte anbot. Wir giengen mit einan-

der bis an das Ende des Strandes, wo wir uns befanden, und von da in den Wald. Hier ſahen wir verſchiedene Papageien und einige kleine Vögel, die ein ungemein ſchönes Gefieder hatten. Herr Bareillier ſchoß einen dieſer letztern, worüber unſer Wegweiſer dergeſtalt erſchrak, daß er ſein Heil in der Flucht ſuchte und zu ſeinen Kameraden lief. Wir giengen landeinwärts und ſahen eine Menge großer Waldbäume, jedoch ohne Geſträuch; ſtatt deſſen wuchs hier ganz vortreffliches Gras, aus welchem wir einige Kütt Neu-Holländiſche Rebhühner aufſcheuchten, die mit den europäiſchen viele Aehnlichkeit haben, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie im Aufſteigen kein Geräuſch machen. Engliſche Wachtelhunde würden ſie leicht im Lager auffinden. Die Bäume, welche wir anſichtig wurden, waren meiſtens ſolche, die die Coloniſten zu Sidney Stieleichen nennen. Wir giengen nun wieder an den Strand, und begaben uns an Bord, um unſer Mittagsbrod zu verzehren. Nachmittags fuhren wir wieder ans Land, und nahmen unſer Schlagnetz mit. Als ich meinen Leuten die nöthige Weiſung hinterlaſſen hatte, wenn und wo ſie es auswerfen ſollten, gieng ich in Geſellſchaft des Herrn Bareillier, des Botanikers Herrn Cayley, und zweier bewaffneter Soldaten, wieder an derſelben Stelle, wie Vormittags, in den Wald, um die ganze Gegend wo unſer Boot lag, in die Runde zu durchſtreifen. Es kamen uns einige Cakatu's zu Geſicht, die über und über ſchwarz waren, und nur auf der Bruſt und an den Flügeln einige gelbe Federn hatten. Dieſe Vögel waren ſo ſcheu, daß wir uns ihnen nicht nähern konnten. Es

gab hier eine Menge Papageien, die ein ungemein ſchönes Gefieder hatten. Ich ſchoß einen; er fiel aber in hohes Gras, wo ich ihn nicht finden konnte. Herr Cayley ſchoß einen Königspapagei. Einige kleinere Vögel gaben eine treffliche Mahlzeit, und ſelbſt das Fleiſch der Papageien war gar nicht übel, ſondern ſchmeckte beinahe wie Taubenfleiſch. Meinem Vermuthen nach rührt dieſes von der Beſchaffenheit der Saamenkörner her, welche ſie hier zu freſſen bekommen. Eben ſo verhielt es ſich auch mit einigen andern Gattungen kleiner Vögel, die wir während unſers Aufenthaltes in Neu-Holland ſpeiſten. In keinem Lande auf der Welt, giebt es ſo mancherlei Inſecten, wie hier. Sie ſummten in ungeheurer Menge um die Bäume, und es war mir nur leid, daß es mir an Mitteln fehlte, ſie aufzubewahren. Eine Strecke landeinwärts kamen wir an ein moraſtiges Fleck in einem Thale, wo viel Geſtripp wuchs. Es rieſelte ein Bach ganz vortrefflichen Waſſers hindurch, der ſich an einer Stelle ins Meer ergoß, wohin ich meine Leute mit dem Boote beordert und ihnen befohlen hatte, das Netz auszuwerfen. Es waren hier auch noch einige kleinere Bäche, die ebenfalls friſches Quellwaſſer enthielten. Herr Cayley, dem es auf dieſem Streifzuge bloß um das Botaniſiren zu thun war, hatte ſich unvermerkt ſo weit entfernt, daß wir nichts mehr von ihm ſahen, noch hörten. Dies war mir deſto unangenehmer, da ich ihn ausdrücklich gewarnt hatte, und nun der Abend herannahete. Ich war gewiſſermaßen für jeden einzelnen Mann, den ich am Bord hatte, verantwortlich, und gab ihnen daher ſammt

und ſonders immer ſolche Weiſungen, die darauf abzweckten, ſowohl ihr eigenes, als das allgemeine Beſte zu befördern. Wir folgten den Fußtapfen der Wilden, und giengen an einigen ihrer Gunnies (Wohnungen) vorbei. Dieſe beſtanden aus einigen Baumäſten, welche ſie in die Erde geſteckt hatten, und die gerade hinreichend waren, ſie gegen den Wind zu ſchützen. Nicht weit davon ſahen wir Knochen von Thieren und Vögeln, auch Fiſchgräten, liegen. Auf dem Rückwege nach unſerm Boote, ſchoß Herr Bareillier einen großen Habicht, deſſen Füße mit ſehr rauhen Schuppen bedeckt waren. Unſere Fiſchpartei hatte einige Fiſche gefangen, würde aber einen weit glücklichern Fang gethan haben, wenn nicht zwei Haifiſche in das Netz gerathen wären, und es hie und da zerriſſen hätten. Beide wurden ans Land geſchafft, und der eine war ſieben Schuh lang. Er hatte eine außerordentlich große Leber, die ich an Bord ſchickte und ausbraten ließ, um das Oel daraus zu gewinnen, welches wir nachher als Brennöl in unſerer Schiffslampe verbrauchten. Es war ſchon dunkel, als wir uns wieder an Bord begaben, und um ſo mehr freute es mich, als ich hörte, daß Herr Cayley, der einige merkwürdige Pflanzen mitgebracht hatte, ſchon vor mir angekommen ſey. Als er ſich von uns getrennt hatte, war er auf demſelben Wege zurück gegangen, den wir einſchlugen, als wir in den Wald giengen.

Den 11ten März gieng ich mit einigen meiner Leute an's Land, um eine Bootsladung Holz fällen, und unſere leeren Fäſſer mit Waſſer füllen zu laſſen. Wäh-

rend der Zeit, daß ſie ſich mit dieſer Arbeit beſchäftigten, machte ich, in Geſellſchaft der Herren Bareillier und Cayley, und von zwei Soldaten begleitet, eine abermalige Excurſion. Als wir ungefähr acht Meilen landeinwärts und durch einen Wald gegangen waren, der den Haven umgiebt, fanden wir, daß der Boden überall ſehr ſandig und nach der See zu ſo unfruchtbar war, daß nirgends ein Baum oder Strauch wuchs. Die Thäler, oder Niederungen ſind ſumpfig, und die Erde ſieht hier ſo ſchwarz aus, wie an ſolchen Plätzen in Schottland und Irland, wo Torf geſtochen wird. Von da ſchlugen wir einen andern Weg ein, der über ein dickbewachſenes Grasland führte, wo wir aber nicht ein einziges Kängaru ſahen. Wir kamen an zwei kleine Lagunen, und an verſchiedene Ströme, die ſich durch den Wald ergoſſen, wo er am dickſten war. Auf dieſer Wanderung kamen uns eine Menge Vögel zu Geſicht, beſonders Papageien, Kakatus und der Lachvogel, welcher deswegen ſo genannt wird, weil er Töne von ſich giebt, die ſich nicht anders ausnehmen, als wenn er lachte. Obgleich die Sonne noch immer ſehr heiß ſchien, und wir, beſonders in den dichtverwachſenen Wäldern, wo ſich kein Lüftchen regte, eine merkliche Hitze verſpüren, ſo ließ ſich doch nirgends eine Schlange ſehen. Ich weiß hievon keinen andern Grund anzugeben, als daß ſie ſich vielleicht bei dieſer ſpäten Jahreszeit (denn der Winter war bereits eingetreten) in ihre Löcher verkrochen hatten. Auf dem Rückwege nach unſerem Boote, giengen wir über ein Stück Land, das eine ſehr anmuthige Lage hatte, und ganz ſo ausſah, als wenn ſich die Wil-

den bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten hier verſammelten. Es war eine kleine, von Geſträuch geſäuberte Anhöhe, in deren Umkreiſe nicht eine einzige Wohnung ſtand. Wir zählten hier nicht weniger als funfzehn verſchiedene Plätze, auf welchen die Wilden Feuer angemacht und ihre Speiſen zubereitet hatten. Nicht weit davon lagen eine Menge Fiſchgräten und Knochen. Unter letztern erblickten wir ein Stück von dem Hirnſchädel eines Menſchen, welches wir aufhoben. Es war das Stirnbein (Os frontis) nebſt daran befindlichen Augenhöhlen und einem Theile des Naſenbeins. Nicht weit davon fanden wir ein Stück von einem Oberkinnbacken, worin noch ein Backzahn stak; ingleichen ein Stück vom Rückenwirbel, an welchem ſich Spuren vom Feuer zeigten, welches wir an den andern Knochen nicht bemerkten. Wir ſahen, daß das Gras nieder getreten war, und einige Knochen von Thieren ſchienen noch ganz friſch zu ſeyn. Aus allen dieſen Umſtänden konnte ich nichts anderes ſchließen, als daß hier die Wilden ihre Schmauſereien hielten. Ich nahm die Menſchenknochen mit, und zeigte ſie, als wir uns wieder am Bord befanden, dem Euranable. Da ſich noch zwei andere Wilde vom Geſtade bei uns eingefunden hatten, ſo trug ich ihm auf, ſie zu fragen, ob dieſe Knochen vielleicht von einem Weißen herrührten, und ob ſie denſelben vielleicht getödtet und gefreſſen hätten. Es war mir äußerſt daran gelegen, hierüber ſichere Erkundigung einzuziehen, da das Schiff Sidney=Cove, auf der Fahrt von Indien nach Port=Jackſon, ungefähr vor J... und Tag, an der daſigen Küſte geſcheitert war, und

die Sage verbreitet hatte, daß einige Matroſen den Wilden in die Hände gefallen und von ihnen ermordet worden wären. Euranabie that die oberwähnten zwei Fragen, und aus Allem, was ich ſowohl von einem Soldaten vernahm, welcher die Mundart der bei Sidney wohnhaften Wilden verſtand, als auch vom Euranabie ſelbſt, der ziemlich gut engliſch ſprach, ergab ſich, daß dieſe Knochen von einem Weißen herrührten, der in einem Kanot aus Süden, und zwar aus der Gegend gekommen ſey, wo die Schiffe, wie der Wilde ſich ausdrückte, darnieder ſtürzen, oder, was eben ſo viel ſagen will, ſcheitern. Die beiden Wilden wurden hierüber noch einigemal befragt, ſie blieben aber immer bei einerlei Rede. Ich erkundigte mich hierauf bei der Frau des Euranabie, Namens Worogan, die der engliſchen Sprache ebenfalls kundig war. Hatte ich die Sache, nach der Erzählung der beiden Wilden, für wahrſcheinlich gehalten, ſo ward ſie nunmehro durch die Ausſage dieſes Weibes ganz außer Zweifel geſetzt. Sie erzählte mir nämlich, die Buſch-Wilden (welche, nach aller Wahrſcheinlichkeit, einen ganz andern Stamm ausmachen, als jene, die unweit der Seeküſte wohnen) äßen allerdings zuweilen Menſchenfleiſch. Auf mein Verlangen zeigte ſie mir die Art und Weiſe, wie ſie ihre Schlachtopfer aus der Welt ſchaffen. Dies geſchieht, indem ſie dieſelben mit ihrer Waddie (Keule) in's Genick ſchlagen. Alsdann nehmen ſie die Womara (das Inſtrument, womit ſie ihre Lanze fortſchleudern, und an deſſen einem Ende ſie eine Muſchelſchaale befeſtigen) und machen einen Einſchnitt, von der Kehle an,

bis herab auf den Unterleib, und noch einen andern, queer über die Herzgrube. Dies Alles ſuchte mir die gedachte Frau dadurch begreiflich zu machen, daß ſie ihre Hand auf meinen Nacken legte, mich ſodann längelang auf dem Verdeck ausſtreckte, und mir die ganze Operation zeigte, welche die Wilden mit dem oberwähnten Inſtrumente vornehmen. Als ich ſah, daß ſie von Allem ſo genau unterrichtet war, ſo fiel ich auf die Vermuthung, daß ſie vielleicht bei einer ſolchen Schlächterei ſelbſt zugegen geweſen ſey. Allein nach ihrem Aeuſſern zu urtheilen, hatte ſie zu dieſer Kenntniß ſchwerlich vor jenem Zeitpuncte gelangen können, wo unſere Colonie angelegt wurde, weil ſie damals noch viel zu jung war, und nach der Hand hatte ſie ſich, ſo viel ich in Erfahrung bringen konnte, nie aus der Gegend bei Sidney entfernt, wo ſie zu Hauſe gehörte, und dergleichen Gebräuche gar nicht eingeführt ſind. Kurz, ich bin feſt überzeugt, daß ſie Alles, was ſie mir erzählte, bloß von andern gehört hatte. Indeß glaubte mein geſammtes Schiffsvolk von nun an ſteif und feſt, alle dieſe Leute wären Menſchenfreſſer, und mein Oberbootsmann ſchrieb folgende Worte in's Log-Buch: und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſie Kannibalen ſind. Die Wilden, welche ſich bei uns an Bord befanden, äußerten nie die mindeſte Furcht, ſo oft ich ſie dieſer Sache wegen befragte, ſuchten mir nicht das mindeſte zu verhehlen, ſondern antworteten jedesmal freimüthig und ohne Anſtand zu nehmen.

Vielleicht ſteht hier die Bemerkung am rechten Orte,

daß Obriſtlieutenant Collins, in ſeiner Beſchreibung der Niederlaſſung in Neu-Süd-Wallis, ausdrücklich ſagt, die Wilden hätten unter andern die Gewohnheit, zuweilen ihre Todten zu verbrennen; ob ſich dies aber bloß auf ihre Freunde und Anverwandten, oder noch weiter erſtreckt, darüber bleibt er die Antwort ſchuldig. Alles Nachforſchens ungeachtet, konnte ich von keinem einzigen Wilden, nur den Euranabie und ein Paar ganz alltägliche Kerls ausgenommen, in Erfahrung bringen, daß ſie Menſchenfleiſch freſſen, wiewohl ſich dies, da ſie ſo nahe Nachbarn der Neu-Seeländer ſind, allerdings vermuthen läßt. Wir müſſen dies alſo dahin geſtellt ſeyn laſſen, bis wir mit ihren Sitten und Gebräuchen näher bekannt werden.

Ich ließ die oberwähnten Knochen, die ich mit an Bord genommen hatte, ſorgfältig aufbewahren, und ſchickte ſie in der Folge an Herrn Thomas, einen unſerer berühmteſten Wundärzte und Anatomen. Auf meine Anfrage, ob dieſe Knochen von einem Weißen, oder einem andern Menſchen herrührten, gab dieſer ſcharfſinnige Beobachter zur Antwort, er getraue ſich nicht, zu entſcheiden, ob es die Knochen eines Europäers, oder eines Neu-Holländers ſeyen.

Kurz vor meiner Abfahrt aus England beehrte mich derſelbe Herr Thomas mit einem Aufſatze, der verſchiedene gemeinnützige Anfragen enthielt, die ich bei meiner Ankunft in Neu-Süd-Wallis dem Colonie-Wundarzt, Herrn Balmain, und ſeinem Gehülfen,

Herrn Thompſon, zur Beantwortung vorlegte. Erſterer verſchaffte dem Herrn Thomas einen vollſtändigen Knochenapparat von einem männlichen Körper, und ein ganzes Skelett von einer Frauensperſon. Was dieſer davon urtheilte, erhellt aus folgender Stelle eines ſeiner Briefe, die ich, in der Vorausſetzung, daß ſie der geneigte Leſer nicht unintereſſant finden werde, hier einrücke.

„Nach genauer Unterſuchung, ſagt er, kam es mir „vor, als wenn die Muskeln auf den Knochen nicht ſtark „genug ausgedrückt, und die Knochen ſelbſt, nach Verhältniß ihrer Länge, zu dünn und zu ſchwach wären. „Was das Cranium anlangt, ſo ſchien ſolches mehr dem „eines Afrikaners, als jenem eines Europäers ähnlich „zu ſeyn; wiewohl übrigens das, welches dem Manne „gehört hatte, von beiden weſentlich verſchieden, und „faſt auf dieſelbe Art geformt war, wie an einem Affen. „Der obere Rand der Augenhöhlen ſtand merklich her„vor, und es ſchien, als wenn ſie von oben nach unten „enger zuſammengedrückt wären, ſo daß ſich die Run„dung des inneren Theils gänzlich verloren hatte, und „ſie von innen nach den äußeren Winkeln länglicht zu„lieſen. Die Zähne waren ſehr ſtark und ragten ziem„lich weit hervor; der linke Schneidezahn der oberen „Kinnlade fehlte, und die Höhlung, worin er geſtan„den hatte, war nicht mehr zu ſehen; ein offenbarer „Beweis, daß er ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr vor„handen war. Die ungewöhnliche Länge des foramen „magnum am Hinterhaupte, befremdete mich, eben ſo

„ſehr, wie die der Knochenröhren, die nach den in
„Theilen des Gehörorgans führen. Das Cranium
„auf beiden Seiten abgeplattet, und der innere R
„des Schädels war außerordentlich klein.“ —

Den 12ten des Morgens gieng ich nebſt Herrn
reillier und unſerer gewöhnlichen Bedeckung ans L
um die Bucht aufzunehmen, in der wir vor Anker la
Als wir zurückfahren wollten, begegneten uns ei
Wilde, denen überaus viel daran gelegen ſchien,
zu uns an Bord zu begeben. Zwei dieſer Fremdli
gaben uns durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie eine gr
Strecke Weges zurückgelegt hätten, und ſehr hung
wären. Beide waren ein Paar junge handfeſte Ke
die beſonders deswegen meine Aufmerkſamkeit erregt
weil ſie viel längere Haare hatten, als ihre Landsleute; denn alle Wilde, die mir bis jetzt, ſowohl hier, als anderwärts zu Geſichte gekommen waren, hatten kurzes krauſes Haar, das übrigens mit dem wollichten Haar der afrikaniſchen Neger nicht die mindeſte Aehnlichkeit hatte.

Nachmittags hatten wir widrigen Wind, und dieſer wehte ſo heftig, daß an unſere Abfahrt gar nicht zu denken war. Ich entſchloß mich daher, als wir gegeſſen hatten, die weſtliche Seite der Inſel aufzunehmen, die an der Mündung des Havens liegt, und die Bucht gegen die Oſtwinde deckt. Ich nannte dieſe Inſel, der Gemahlin des Gouverneur King zu Ehren, die Annen-Inſel. Als man die Meſſungs-Inſtrumente wie-

der

der ins Boot ſchaffte, ward die Kette vermißt. Wir glaubten nicht anders, als unſere Soldaten, welche die Stelle der Kettenzieher vertraten, hätten ſie vielleicht am Seeufer liegen laſſen, und ſchickten ſogleich einige Leute fort, die ſie wieder herbeiſchaffen ſollten. Eben waren ſie unverrichteter Sache zurückgekommen, als ein Kanot vom Lande ſtieß, worin einige Wilde ſaßen, und unter andern auch ein Mann, der die Kette in der Hand hatte, und ſie mit ausgeſtrecktem Arm emporhielt. Unſere Matroſen bemächtigten ſich ſeiner, und brachten ihn zu mir an Bord. Die Kette lag in gehöriger Ordnung, und war mit einem Stricke zuſammengebunden; als wir ſie aber aufmachten, fand ſich, daß die Wilden die Drathbänder abgedreht hatten, womit die meſſingenen Unterſcheidungszeichen befeſtigt waren. Sie hatten nachher die Gelenke wieder gehörig zuſammengelegt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich der Theil, welchen man in die Hand nimmt, in der Mitte befand. Dies war der erſte Beweis, daß die Wilden kein Bedenken trugen, ſich an unſerem Eigenthume zu vergreifen. Da ich nicht gern nach der Strenge verfahren wollte, ſo gab ich dem Wilden eine Decke und etwas Schiffszwieback, und der Bootsmann ſchenkte ihm einen alten Hut, worüber er vor Freude ganz außer ſich war. Auch ich war ſehr vergnügt, daß ich die Kette wieder bekommen hatte; denn im entgegengeſetzten Falle würde man gewiß nicht unterlaſſen haben, von dieſem Verluſte viel Lärms zu machen.

Wir ſetzten uns gleich wieder ins Boot, um die Inſel vollends auszumeſſen, und nahmen den Wilden mit,

gab hier eine Menge Papageien, die ein ungemein ſchönes Gefieder hatten. Ich ſchoß einen; er fiel aber in hohes Gras, wo ich ihn nicht finden konnte. Herr Cayley ſchoß einen Königspapagey. Einige kleinere Vögel gaben eine treffliche Mahlzeit, und ſelbſt das Fleiſch der Papageien war gar nicht übel, ſondern ſchmeckte beinahe wie Taubenfleiſch. Allem Vermuthen nach rührt dieſes von der Beſchaffenheit der Saamenkörner her, welche ſie hier zu freſſen bekommen. Eben ſo verhielt es ſich auch mit einigen andern Gattungen kleiner Vögel, die wir während unſers Aufenthaltes in Neu-Holland ſpeiſten. In keinem Lande auf der Welt, giebt es ſo mancherlei Inſecten, wie hier. Sie ſummten in ungeheurer Menge um die Bäume, und es war mir nur leid, daß es mir an Mitteln fehlte, ſie aufzubewahren. Eine Strecke landeinwärts kamen wir an ein moraſtiges Fleck in einem Thale, wo viel Geſtripp wuchs. Es rieſelte ein Bach ganz vortrefflichen Waſſers hindurch, der ſich an einer Stelle ins Meer ergoß, wohin ich meine Leute mit dem Boote beordert und ihnen befohlen hatte, das Netz auszuwerfen. Es waren hier auch noch einige kleinere Bäche, die ebenfalls friſches Quellwaſſer enthielten. Herr Cayley, dem es auf dieſem Streifzuge bloß um das Botaniſiren zu thun war, hatte ſich unvermerkt ſo weit entfernt, daß wir nichts mehr von ihm ſahen, noch hörten. Dies war mir deſto unangenehmer, da ich ihn ausdrücklich gewarnt hatte, und nun der Abend herannahete. Ich war gewiſſermaßen für jeden einzelnen Mann, den ich am Bord hatte, verantwortlich, und gab ihnen daher ſammt

und ſonders immer ſolche Weiſungen, die darauf abzweckten, ſowohl ihr eigenes, als das allgemeine Beſte zu befördern. Wir folgten den Fußtapfen der Wilden, und giengen an einigen ihrer Gunnies (Wohnungen) vorbei. Dieſe beſtanden aus einigen Baumäſten, welche ſie in die Erde geſteckt hatten, und die gerade hinreichend waren, ſie gegen den Wind zu ſchützen. Nicht weit davon ſahen wir Knochen von Thieren und Vögeln, auch Fiſchgräten, liegen. Auf dem Rückwege nach unſerm Boote, ſchoß Herr Bareillier einen großen Habicht, deſſen Füße mit ſehr rauhen Schuppen bedeckt waren. Unſere Fiſchpartei hatte einige Fiſche gefangen, würde aber einen weit glücklichern Fang gethan haben, wenn nicht zwei Haifiſche in das Netz gerathen wären, und es hie und da zerriſſen hätten. Beide wurden ans Land geſchafft, und der eine war ſieben Schuh lang. Er hatte eine außerordentlich große Leber, die ich an Bord ſchickte und ausbraten ließ, um das Oel daraus zu gewinnen, welches wir nachher als Brennöl in unſerer Schiffslampe verbrauchten. Es war ſchon dunkel, als wir uns wieder an Bord begaben, und um ſo mehr freute es mich, als ich hörte, daß Herr Cayley, der einige merkwürdige Pflanzen mitgebracht hatte, ſchon vor mir angekommen ſey. Als er ſich von uns getrennt hatte, war er auf demſelben Wege zurück gegangen, den wir einſchlugen, als wir in den Wald giengen.

Den 11ten März gieng ich mit einigen meiner Leute an's Land, um eine Bootsladung Holz fällen, und unſere leeren Fäſſer mit Waſſer füllen zu laſſen. Wäh-

rend der Zeit, daß ſie ſich mit dieſer Arbeit beſchäftigten, machte ich, in Geſellſchaft der Herren Bareillier und Cayley, und von zwei Soldaten begleitet, eine abermalige Excurſion. Als wir ungefähr acht Meilen landeinwärts und durch einen Wald gegangen waren, der den Haven umgiebt, fanden wir, daß der Boden überall ſehr ſandig und nach der See zu ſo unfruchtbar war, daß nirgends ein Baum oder Strauch wuchs. Die Thäler, oder Niederungen ſind ſumpfig, und die Erde ſieht hier ſo ſchwarz aus, wie an ſolchen Plätzen in Schottland und Irland, wo Torf geſtochen wird. Von da ſchlugen wir einen andern Weg ein, der über ein dickbewachſenes Graſland führte, wo wir aber nicht ein einziges Kängaru ſahen. Wir kamen an zwei kleine Lagunen, und an verſchiedene Ströme, die ſich durch den Wald ergoſſen, wo er am dickſten war. Auf dieſer Wanderung kamen uns eine Menge Vögel zu Geſicht, beſonders Papageien, Kakatus und der Lachvogel, welcher deswegen ſo genannt wird, weil er Töne von ſich giebt, die ſich nicht anders ausnehmen, als wenn er lachte. Obgleich die Sonne noch immer ſehr heiß ſchien, und wir, beſonders in den dichtverwachſenen Wäldern, wo ſich kein Lüftchen regte, eine merkliche Hitze verſpüren, ſo ließ ſich doch nirgends eine Schlange ſehen. Ich weiß hievon keinen andern Grund anzugeben, als daß ſie ſich vielleicht bei dieſer ſpäten Jahreszeit (denn der Winter war bereits eingetreten) in ihre Löcher verkrochen hatten. Auf dem Rückwege nach unſerem Boote, giengen wir über ein Stück Land, das eine ſehr anmuthige Lage hatte, und ganz ſo ausſah, als wenn ſich die Wil-

den bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten hier verſammelten. Es war eine kleine, von Geſträuch geſäuberte Anhöhe, in deren Umkreiſe nicht eine einzige Wohnung ſtand. Wir zählten hier nicht weniger als funfzehn verſchiedene Plätze, auf welchen die Wilden Feuer angemacht und ihre Speiſen zubereitet hatten. Nicht weit davon lagen eine Menge Fiſchgräten und Knochen. Unter letztern erblickten wir ein Stück von dem Hirnſchädel eines Menſchen, welches wir aufhoben. Es war das Stirnbein (Os frontis) nebſt daran befindlichen Augenhöhlen und einem Theile des Naſenbeins. Nicht weit davon fanden wir ein Stück von einem Oberkinnbacken, worin noch ein Backzahn ſtak; ingleichen ein Stück vom Rückenwirbel, an welchem ſich Spuren vom Feuer zeigten, welches wir an den andern Knochen nicht bemerkten. Wir ſahen, daß das Gras nieder getreten war, und einige Knochen von Thieren ſchienen noch ganz friſch zu ſeyn. Aus allen dieſen Umſtänden konnte ich nichts anderes ſchließen, als daß hier die Wilden ihre Schmauſereien hielten. Ich nahm die Menſchenknochen mit, und zeigte ſie, als wir uns wieder am Bord befanden, dem Euranabie. Da ſich noch zwei andere Wilde vom Geſtade bei uns eingefunden hatten, ſo trug ich ihm auf, ſie zu fragen, ob dieſe Knochen vielleicht von einem Weißen herrührten, und ob ſie denſelben vielleicht getödtet und gefreſſen hätten. Es war mir äußerſt daran gelegen, hierüber ſichere Erkundigung einzuziehen, da das Schiff Sidney-Cove, auf der Fahrt von Indien nach Port-Jackſon, ungefähr vor Jahr und Tag, an der daſigen Küſte geſchaitert war, und ſich

die Sage verbreitet hatte, daß einige Matroſen den Wilden in die Hände gefallen und von ihnen ermordet worden wären. Euranabie that die oberwähnten zwei Fragen, und aus Allem, was ich ſowohl von einem Soldaten vernahm, welcher die Mundart der bei Sidney wohnhaften Wilden verſtand, als auch vom Euranabie ſelbſt, der ziemlich gut engliſch ſprach, ergab ſich, daß dieſe Knochen von einem Weißen herrührten, der in einem Kanot aus Süden, und zwar aus der Gegend gekommen ſey, wo die Schiffe, wie der Wilde ſich ausdrückte, darnieder ſtürzen, oder, was eben ſo viel ſagen will, ſcheitern. Die beiden Wilden wurden hierüber noch einigemal befragt, ſie blieben aber immer bei einerlei Rede. Ich erkundigte mich hierauf bei der Frau des Euranabie, Namens Worogan, die der engliſchen Sprache ebenfalls kundig war. Hatte ich die Sache, nach der Erzählung der beiden Wilden, für wahrſcheinlich gehalten, ſo ward ſie nunmehro durch die Ausſage dieſes Weibes ganz außer Zweifel geſetzt. Sie erzählte mir nämlich, die Buſch-Wilden (welche, nach aller Wahrſcheinlichkeit, einen ganz andern Stamm ausmachen, als jene, die unweit der Seeküſte wohnen) äßen allerdings zuweilen Menſchenfleiſch. Auf mein Verlangen zeigte ſie mir die Art und Weiſe, wie ſie ihre Schlachtopfer aus der Welt ſchaffen. Dies geſchieht, indem ſie dieſelben mit ihrer Waddie (Keule) in's Genick ſchlagen. Alsdann nehmen ſie die Womara (das Inſtrument, womit ſie ihre Lanze fortſchleudern, und an deſſen einem Ende ſie eine Muſchelſchaale befeſtigen) und machen einen Einſchnitt, von der Kehle an,

bis herab auf den Unterleib, und noch einen andern, queer über die Herzgrube. Dies Alles ſuchte mir die gedachte Frau dadurch begreiflich zu machen, daß ſie ihre Hand auf meinen Nacken legte, mich ſodann längelang auf dem Verdeck ausſtreckte, und mir die ganze Operation zeigte, welche die Wilden mit dem oberwähnten Inſtrumente vornehmen. Als ich ſah, daß ſie von Allem ſo genau unterrichtet war, ſo fiel ich auf die Vermuthung, daß ſie vielleicht bei einer ſolchen Schlächterei ſelbſt zugegen geweſen ſey. Allein nach ihrem Aeußern zu urtheilen, hatte ſie zu dieſer Kenntniß ſchwerlich vor jenem Zeitpuncte gelangen können, wo unſere Colonie angelegt wurde, weil ſie damals noch viel zu jung war, und nach der Hand hatte ſie ſich, ſo viel ich in Erfahrung bringen konnte, nie aus der Gegend bei Sidney entfernt, wo ſie zu Hauſe gehörte, und dergleichen Gebräuche gar nicht eingeführt ſind. Kurz, ich bin feſt überzeugt, daß ſie Alles, was ſie mir erzählte, bloß von andern gehört hatte. Indeß glaubte mein geſammtes Schiffsvolk von nun an ſteif und feſt, alle dieſe Leute wären Menſchenfreſſer, und mein Oberbootsmann ſchrieb folgende Worte in's Log-Buch: und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſie Kannibalen ſind. Die Wilden, welche ſich bei uns an Bord befanden, äußerten nie die mindeſte Furcht, ſo oft ich ſie dieſer Sache wegen befragte, ſuchten mir nicht das mindeſte zu verhelen, ſondern antworteten jedesmal freimüthig und ohne Anſtand zu nehmen.

Vielleicht ſteht hier die Bemerkung am rechten Orte,

daß Obriſtlieutenant Collins, in ſeiner Beſchreibung der Niederlaſſung in Neu-Süd-Wallis, ausdrücklich ſagt, die Wilden hätten unter andern die Gewohnheit, zuweilen ihre Todten zu verbrennen; ob ſich dies aber bloß auf ihre Freunde und Anverwandten, oder noch weiter erſtreckt, darüber bleibt er die Antwort ſchuldig. Alles Nachforſchens ungeachtet, konnte ich von keinem einzigen Wilden, nur den Euranabie und ein Paar ganz alltägliche Kerls ausgenommen, in Erfahrung bringen, daß ſie Menſchenfleiſch freſſen, wiewohl ſich dies, da ſie ſo nahe Nachbarn der Neu-Seeländer ſind, allerdings vermuthen läßt. Wir müſſen dies alſo dahin geſtellt ſeyn laſſen, bis wir mit ihren Sitten und Gebräuchen näher bekannt werden.

Ich ließ die oberwähnten Knochen, die ich mit an Bord genommen hatte, ſorgfältig aufbewahren, und ſchickte ſie in der Folge an Herrn Thomas, einen unſerer berühmteſten Wundärzte und Anatomen. Auf meine Anfrage, ob dieſe Knochen von einem Weißen, oder einem andern Menſchen herrührten, gab dieſer ſcharfſinnige Beobachter zur Antwort, er getraue ſich nicht, zu entſcheiden, ob es die Knochen eines Europäers, oder eines Neu-Holländers ſeyen.

Kurz vor meiner Abfahrt aus England beehrte mich derſelbe Herr Thomas mit einem Aufſatze, der verſchiedene gemeinnützige Anfragen enthielt, die ich bei meiner Ankunft in Neu-Süd-Wallis dem Colonie-Wundarzt, Herrn Balmain, und ſeinem Gehülfen,

Herrn Thompſon, zur Beantwortung vorlegte. Erſterer verſchaffte dem Herrn Thomas einen vollſtändigen Knochenapparat von einem männlichen Körper, und ein ganzes Skelett von einer Frauensperſon. Was dieſer davon urtheilte, erhellt aus folgender Stelle eines ſeiner Briefe, die ich, in der Vorausſetzung, daß ſie der geneigte Leſer nicht unintereſſant finden werde, hier einrücke.

„Nach genauer Unterſuchung, ſagt er, kam es mir „vor, als wenn die Muskeln auf den Knochen nicht ſtark „genug ausgedrückt, und die Knochen ſelbſt, nach Verhältniß ihrer Länge, zu dünn und zu ſchwach wären. „Was das Cranium anlangt, ſo ſchien ſolches mehr dem „eines Afrikaners, als jenem eines Europäers ähnlich „zu ſeyn; wiewohl übrigens das, welches dem Manne „gehört hatte, von beiden weſentlich verſchieden, und „faſt auf dieſelbe Art geformt war, wie an einem Affen. „Der obere Rand der Augenhöhlen ſtand merklich her„vor, und es ſchien, als wenn ſie von oben nach unten „enger zuſammengedrückt wären, ſo daß ſich die Rundung des inneren Theils gänzlich verloren hatte, und „ſie von innen nach den äußeren Winkeln länglicht zu„liefen. Die Zähne waren ſehr ſtark und ragten ziem„lich weit hervor; der linke Schneidezahn der oberen „Kinnlade fehlte, und die Höhlung, worin er geſtan„den hatte, war nicht mehr zu ſehen; ein offenbarer „Beweis, daß er ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr vor„handen war. Die ungewöhnliche Länge des foramen „magnum am Hinterhaupte, befremdete mich, eben ſo

„ſehr, wie die der Knochenröhren, die nach den [illegible]
„Theilen des Gehörorgans führen. Das Cranium [illegible]
„auf beiden Seiten abgeplattet, und der innere [illegible]
„des Schädels war außerordentlich klein.“ —

Den 12ten des Morgens gieng ich nebſt Herrn Ba- veillier und unſerer gewöhnlichen Bedeckung ans Land, um die Bucht aufzunehmen, in der wir vor Anker lagen. Als wir zurückfahren wollten, begegneten uns einige Wilde, denen überaus viel daran gelegen ſchien, ſich zu uns an Bord zu begeben. Zwei dieſer Fremdlinge gaben uns durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie eine große Strecke Weges zurückgelegt hätten, und ſehr hungrig wären. Beide waren ein Paar junge handfeſte Kerls, die beſonders deswegen meine Aufmerkſamkeit erregten, weil ſie viel längere Haare hatten, als ihre Landsleute; denn alle Wilde, die mir bis jetzt, ſowohl hier, als anderwärts zu Geſichte gekommen waren, hatten kurzes krauſes Haar, das übrigens mit dem wollichten Haar der afrikaniſchen Neger nicht die mindeſte Aehnlichkeit hatte.

Nachmittags hatten wir widrigen Wind, und dieſer wehte ſo heftig, daß an unſere Abfahrt gar nicht zu denken war. Ich entſchloß mich daher, als wir gegeſſen hatten, die weſtliche Seite der Inſel aufzunehmen, die an der Mündung des Havens liegt, und die Bucht gegen die Oſtwinde deckt. Ich nannte dieſe Inſel, der Gemahlin des Gouverneur King zu Ehren, die Annen-Inſel. Als man die Meſſungs-Inſtrumente wie-

der

der ins Boot ſchaffte, ward die Kette vermißt. Wir glaubten nicht anders, als unſere Soldaten, welche die Stelle der Kettenzieher vertraten, hätten ſie vielleicht am Seeufer liegen laſſen, und ſchickten ſogleich einige Leute fort, die ſie wieder herbeiſchaffen ſollten. Eben waren ſie unverrichteter Sache zurückgekommen, als ein Kanot vom Lande ſtieß, worin einige Wilde ſaßen, und unter andern auch ein Mann, der die Kette in der Hand hatte, und ſie mit ausgeſtrecktem Arm emporhielt. Unſere Matroſen bemächtigten ſich ſeiner, und brachten ihn zu mir an Bord. Die Kette lag in gehöriger Ordnung, und war mit einem Stricke zuſammengebunden; als wir ſie aber aufmachten, fand ſich, daß die Wilden die Drathbänder abgedreht hatten, womit die meſſingenen Unterſcheidungszeichen befeſtigt waren. Sie hatten nachher die Gelenke wieder gehörig zuſammengelegt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich der Theil, welchen man in die Hand nimmt, in der Mitte befand. Dies war der erſte Beweis, daß die Wilden kein Bedenken trugen, ſich an unſerem Eigenthume zu vergreifen. Da ich nicht gern nach der Strenge verfahren wollte, ſo gab ich dem Wilden eine Decke und etwas Schiffszwieback, und der Bootsmann ſchenkte ihm einen alten Hut, worüber er vor Freude ganz außer ſich war. Auch ich war ſehr vergnügt, daß ich die Kette wieder bekommen hatte; denn im entgegengeſetzten Falle würde man gewiß nicht unterlaſſen haben, von dieſem Verluſte viel Lärms zu machen.

Wir ſetzten uns gleich wieder ins Boot, um die Inſel vollends auszumeſſen, und nahmen den Wilden mit,

deſſen Kanot wir an einem Taue befeſtigt, nachſchlep-
Als wir ans Land traten, fanden ſich eine Menge W
bei uns ein, die ihre Freude darüber bezeugten,
der Kerl, welcher die Kette zurückgebracht hatte, b
belohnt worden war. Die Decke zog beſonders ihre
merkſamkeit an ſich, da ſie mit dem Gebrauche derſe
bekannt zu ſeyn ſchienen. Ich bemerkte den alten M
unter ihnen, deſſen ich bereits weiter oben erwäh
Er gab mir ein Zeichen, daß ich mich in einiger En
nung auf die Erde ſetzen möchte. Als ich es gethan ha
deutete er auf ſeinen weißen Bart, und gab mir zu v
ſtehen, er möchte ihn gern los ſeyn. Ich nahm ſogl
eine Scheere und ſchnitt ihm denſelben ab, worüber
äußerſt vergnügt war. Da ich in einiger Entfernu
verſchiedene Frauensperſonen wahrnahm, ſo gab ich d
alten Manne durch Zeichen zu verſtehen, er ſolle ſie d
näher herbeikommen laſſen. Demzufolge rief er ihn
zu, worauf ſie ſich näherten und zu uns ſetzten. Di
Weiber hatten einen weit ſtärkeren Körperbau, als die,
welche mir in der Gegend bei Sidney zu Geſichte ge-
kommen waren. Die eine hatte ihrem Kinde, welches
ſie auf dem Rücken trug, eines von den meſſingenen
Merkzeichen, die an unſere Meßkette gehörten, anſtatt
eines Angehängs um den Hals gebunden. Ich that aber,
als ob ich es nicht bemerkte; denn es mußte mir natür-
licherweiſe weit mehr daran gelegen ſeyn, das Zutrauen
dieſer Menſchen zu gewinnen, und ſie bei gutem Wil-
len zu erhalten, da ſolches nicht nur meiner Expedition,
ſondern überhaupt der ganzen Colonie zum Vortheile
gereichte. Alle jene Weiber hatten Kinder bei ſich. Wir

wurden bald mit einander bekannt, und ſie ſtellten ſich nun nicht mehr ſo ſchüchtern, wie anfangs. Mit allen Kennzeichen des Erſtaunens unterſuchten ſie meine Rockknöpfe und den Griff meines Dolchs; vorzüglich gefiel ihnen aber meine Sackuhr und das Picken derſelben. Ich ließ ihnen, mit Beihülfe einiger meiner Leute, welche die Sprache der Wilden bei Sidney verſtanden, den Gebrauch derſelben erklären, in ſoweit es nach Maßgabe ihres Faſſungsvermögens möglich war; zugleich aber machte ich die Bemerkung, daß ſie, als die Rede von meiner Uhr war, die Köpfe zuſammenſteckten und ganz leiſe mit einander ſprachen, da ſie hingegen ihre Freude über andere Gegenſtände, die wir ihnen vorzeigten, durch ein helles Gelächter an den Tag legten, und laut aufſchrieen. Ich konnte aus dieſem Benehmen keinen anderen Schluß machen, als daß ſie vielleicht in dem Wahne ſtanden, die Uhr ſey der Gott, welchen wir verehrten und anbeteten.

Ich bemerkte unter dem jungen Volke einen Knaben von etwa zwölf Jahren, der ein wenig ausgewachſen war. Er hatte einen ſcharf zugeſpitzten Stock in der Hand, welches die einzige Vertheidigungswaffe war, die ich bis jetzt bei dieſen Leuten geſehen hatte; bald darauf aber machte ich die Entdeckung, daß ſie auch noch mit anderen Waffen verſehen waren, welche ſie in der Nähe aufbewahrten, wie man ſogleich des Mehreren vernehmen wird. Ich wünſchte friſches Waſſer zu haben, und gab dies dem alten Häuptlinge durch Zeichen zu verſtehen. Er errieth mein Begehren, ſtand auf und führte

mich an einen Hügel, wo an der einen Seite ſich etwas Waſſer geſammelt hatte. Da ich aber ſah, daß es kein Quellwaſſer war, und für die Mannſchaft eines Fahrzeugs bei weitem nicht zureichte, ſo äußerte ich den Wunſch, an einen Bach, oder ein Flußwaſſer geführt zu werden. Nun gieng ein Wilder vor mir her, und ich nahm für bekannt an, daß er die Abſicht habe, mir den Weg zu zeigen; als ich aber eine kleine Strecke hinter ihm her gegangen war, kehrte er wieder um und lief fort, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern. Der Weg, welchen ich eingeſchlagen hatte, führte mich auf die Vermuthung, daß Waſſer in der Nähe ſeyn müſſe; ich nahm daher einen meiner Leute mit, der mir meine Vogelflinte nachtragen mußte, und gieng immer weiter vorwärts. Unterwegs ſah ich einen anderen Wilden in einer kleinen Entfernung vor uns her gehen, dem ich zurief und meinen Wunſch zu erkennen gab. Als ich auf ihn zugieng, ſchnickte der Kerl plötzlich mit dem Fuße einen Spieß in die Höhe, der ungleich länger war, als ich je einen in Neu-Holland geſehen hatte, und den er mit der Hand auffieng. Da mir dieſe Waffe, ſo zu ſagen, an der Naſe vorbeiflog, ſo riß ich meinem Geleitsmanne, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie mir geſchah, die Flinte aus der Hand. Allein der Wilde nahm ſeinen Spieß auf die Schulter, und gieng ganz gemach einen Felſen hinan. Hier ſah er eine Zeitlang nach der See zu, und eilte ſodann wieder zu ſeinen Landsleuten. Ich glaube nicht, daß dieſer Wilde feindſelige Abſichten gegen mich hatte, ſondern den Spieß bloß deswegen in ſichere Verwahrung brachte, weil er ſah, daß ich deſſel-

den Weges gieng, und er folglich glaubte, daß ich ihn finden und mitnehmen würde. So unbedeutend dieſer Vorfall auch ſcheinen mag, ſo diente er doch zum Beweiſe, daß die Wilden hie und da Waffen verſteckt hatten, und lehrte uns, auf unſerer Huth zu ſeyn, um nicht unverſehens überfallen zu werden.

Ich ſah hier verſchiedene Männer und Weiber, die wahrſcheinlich die Pocken gehabt hatten; denn als ich ihnen unter unſeren Leuten einige pockennarbige Geſichter zeigte, gaben ſie durch Zeichen zu verſtehen, daß dieſe Narben von derſelben Krankheit herrührten. So viel ergab ſich aus meinen dieſerhalb angeſtellten Nachfragen, daß hier zu Lande eine Krankheit im Schwange geht, die dergleichen Narben hinterläßt; ob ſolches aber unſere europäiſche Pockenkrankheit iſt, kann ich nicht mit Gewißheit behaupten, da ich nie Gelegenheit hatte, einen Kranken zu ſehen, der damit behaftet war. Ich habe jedoch hinlänglichen Grund, dies zu vermuthen, und zwar um ſo mehr, da Herr Sharp, der auf dem Oſtindienfahrer Cornwallis als Schiffschirurg angeſtellt war, und während ſeiner Anweſenheit in Neu-Süd-Wallis in Betreff der Wilden allerlei nützliche Erkundigungen eingezogen hat, der nämlichen Meinung iſt, wie ich aus ſeinen Bemerkungen, die er mir, nach ſeiner Ankunft in England, mit zuvorkommender Güte mitgetheilt hat, erſehen habe. Ob übrigens dieſe Krankheit in Neu-Holland endemiſch, oder durch Capitain Cook, vielleicht auch in früheren Zeiten durch

einen anderen Seefahrer, hieher gebracht worden iſt, dar über läßt ſich noch zur Zeit nichts mit Gewißheit ſagen.

Als wir unſere Meſſung vollendet, und uns auf dieſer Inſel hinlänglich mit friſchem Waſſer verſehen hatten, giengen wir wieder an Bord.

Den 13ten Morgens fünf Uhr lichteten wir die Anker, fuhren um zehn Uhr zur Bucht hinaus, und ſetzten nun alle Segel auf, um mit einem günſtigen Nordoſtwinde gegen Süden zu ſteuern. Noch muß ich hier anmerken, daß in der Jarvis-Bai, oder vielmehr in dem Sunde dieſes Namens, an zweihundert Schiffe bequem vor Anker liegen und ſich hinlänglich mit Holz und Waſſer verſehen können. Wenn dieſe Bai mehr bekannt wird, ſo werden die Schiffe, welche von England aus nach Port-Jackſon beſtimmt ſind, im Fall ihre Fahrt durch die Nordoſtwinde verzögert wird, dieſen Haven jedem anderen weit vorziehen, und dies wird die Folge haben, daß eine beträchtliche Anzahl Seeleute am Leben erhalten werden, und ſich viele Mühe und Arbeit erſparen.

Den 14ten gegen Mittag, ſahen wir Mount Drameſany gegen Norden nordweſtwärts in einer Entfernung von acht bis neun Meilen, und die beobachtete Breite war 36° 50′ ſüdlich.

Des folgenden Tages ſegelten wir durch die Straße, ohne daß uns weiter etwas Merkwürdiges begegnete.

Den 18ten würden wir in Südweſten ein fremdes Schiff gewahr. Ich ließ laviren, um mit dem Befehlshaber deſſelben zu ſprechen, und Abends gegen ſechs Uhr ſchickte ich ein Boot zu ihm an Bord. Es war das Schiff Britannia, unter Commando des Capitän Turnbull, welches unmittelbar aus England kam, und auf den Wallfiſchfang auslief. Da es im Begriffe war nach Port-Jackſon zu ſegeln, um hier ausgebeſſert zu werden, ſo gab ich ihm Depeſchen an den Gouverneur King mit, worin ich ihn von dem zeitherigen Erfolge meiner Reiſe benachrichtigte. Capitän Turnbull hatte die Güte, mir verſchiedenes zu überſenden, das mir ſehr willkommen war, und wofür ich ihm noch jetzt meinen herzlichen Dank erſtatte.

Den 20ſten Vormittags neun Uhr erblickten wir das Vorgebirge Wilſon, oder das ſüdliche Kap von Neu-Holland, und bald darauf fuhren wir an dem Felſen vorbei, welcher am ſüdlichen Ende des Vorgebirges liegt, und den ich auf der Hinfahrt Rodondo genannt hatte. Um Mittagszeit war unſere beobachtete Breite 39° 4'*) und ich halte dieſelbe nach allen Meſſungen und Beobachtungen, welche ich dieſerhalb veranſtaltet habe, für die eigentliche Breite der ſüdlichſten Spitze von Neu-Holland. Wir fuhren jetzt abermals ganz nahe an den Inſeln vorüber, welche ich die

*) Die franzöſiſchen Seefahrer nehmen an, dieſe Spitze liege in der Breite von 39° 10', und Herr Baß hat ſie zu 38° 56' beſtimmt.

Glennie's-Inſeln genannt hatte. Der merkwürdigſte Gegenſtand, den man hier wahrnimmt, iſt ein ungeheuer großer, beinahe zirkelrunder Felſen, der auf der einen Seite durchgehends aus feſtem Geſtein zu beſtehen ſcheint, auf der anderen aber hohl und oben ſchwibbogenförmig gewölbt iſt, nebſt einer hohen Bruſtwehr, die von der Natur gleichſam dazu beſtimmt ſcheint, die See abzuhalten. Wenn der Wind ſtark in dieſe Hohlung bläſt, ſo muß ſolches ein Getöſe verurſachen, das man einige Meilen weit hören kann.

Vom Vorgebirge Wilſon, welches ſehr hoch und ſteil iſt, zieht ſich das Land gegen Norden nordweſtwärts, ſo weit das Auge reicht, und ſenkt ſich von den Glennie's-Inſeln nach dem Kap Liptrapp zu, immer mehr abwärts, bis es endlich ganz eben und flach wird. Die beiden Landſpitzen bilden einen tiefen Einſchnitt, wo die Schiffe, welche ſich daſelbſt vor Anker legen, gegen die Oſtwinde gedeckt ſind.

Die nächſte Spitze, welche uns gegen Weſten vom Kap Liptrapp zu Geſicht kam, und in deren Nähe ſich ein niedriges Felſenriff ungefähr eine Meile weit in die See zieht, hatte noch zur Zeit keinen Namen. Ich nannte ſie daher Kap Paterſon, und zwar zu Ehren des Obriſten Paterſon vom Neu-Süd-Wallis-Corps.

„ Den 21ſten erblickten wir die Inſel, welche das ſüdliche Ende von Weſtern-Port bildet, und dem Kopfe

eines Schnappfiſches ſehr ähnlich ſieht. Ich nannte ſie, dieſer Aehnlichkeit wegen, die Schnappfiſch-Inſel (Snapper Island). Am Eingange des Havens liegen zwei kleine Eilande, auf welchen wir eine Menge Seekälber gewahr wurden, deren mehrere, als wir uns ihnen näherten, in die See ſprangen, indeß andere liegen blieben, und einen ſehr widrigen Ton von ſich gaben, der beinahe wie das Grunzen junger Schweine klang. Dieſe Thiere waren ſehr groß, zum Theil wie die Ochſen. Ich glaube, daß ſie zu jener Gattung gehören, welche die Wallfiſchfänger den See-Elephanten nennen. Ich nannte daher jene Inſeln die Seekälber-Inſeln. Abends gegen fünf Uhr ließen wir einer Sandſpitze gegenüber die Anker fallen, die ich die Lady-Nelſon's-Spitze nannte, weil unſer Schiff das erſte mit einem Verdeck verſehene Fahrzeug war, das je in dieſen Haven einlief.

Herr Bareillier und der Unterbootsmann giengen ans Land, und brachten, als ſie zurückkamen, zwei Enten und einen ſchwarzen Schwan mit, die ſie unterwegs geſchoſſen hatten. Sie ſahen eine Menge ſchwarzer Schwäne und ſogenannter Rothſchnäbel, eine Art Vögel, die auf dem Rücken ſchwarz, auf der Bruſt aber weiß ſind und rothe Schnäbel haben. Ihre Fußzehen ſind nur zum Theil, vermittelſt einer Schwimmhaut an einander gewachſen. Sie gewähren ein ſehr leckeres Gericht; denn ihr Fleiſch ſchmeckt beinahe wie das Fleiſch wilder Enten, denen ſie auch in Anſehung der Größe ziemlich gleich kommen.

Sonntags den 22ſten ließ ich mich in unſerm kleinſten Boote von zwei Matroſen auf einer kleinen Inſel ans Land ſetzen, die eine ſehr anmuthige Lage hatte. Die reizenden Anſichten, der üppige Boden, und die Entdeckung eines Flecks, das gegen den ſchädlichen Einfluß der Winde geſichert war, veranlaßten mich, hier ein Gartenland anzulegen. Ich hielt es für meine Pflicht, dieſe Inſel die Curchills-Inſel zu nennen, da mir der edeldenkende, von Gemeingeiſt beſeelte Herr John Curchill, von Dawleiſh in Devonſhire, bei meiner Abreiſe aus England eine Menge Sämereien, Kerne von gewöhnlichen und Nektarpfirſchen, auch Setzlinge und Kerne von Aepfelbäumen mitgegeben, und mich erſucht hatte, ſie zum dereinſtigen Nutzen unſerer Nebenmenſchen, gleichviel übrigens, ob es Landsleute von uns, Europäer oder Wilde, wären, irgendwo anzupflanzen. Zu demſelben Behuf hatte mich auch mein Freund, der Capitän Schank, mit allerlei Sämereien verſehen. Inſonderheit muß ich hier eines Apfels erwähnen, der, da er gewöhnlich nur einen einzigen Kern hat, ſich vor allen anderen Gattungen dieſer Obſtart auszeichnet. Wenn ſelbiger in Neu-Holland fortkommen ſollte, ſo wird die Benennung der Lady-Percy's-Apfel, gewiß nie in Vergeſſenheit gerathen. Ich nannte ihn deswegen ſo, weil dieſe Lady die Kerne ſelbſt gezogen und ihnen eine ſolche Zubereitung gegeben hatte, daß ich im Stande war, ſie hieher zu verpflanzen. Da dem Manne von Gefühl nichts gleichgültig ſeyn kann, was zum Beſten der Menſchheit gereicht, ſo habe ich wohl nicht nöthig, mich dieſer kleinen Digreſſion wegen bei meinen Leſern zu entſchuldigen.

Nach verſchiedenen, mit möglichſter Genauigkeit veranſtalteten Beobachtungen fand ich, daß Weſtern-Port in der ſüdlichen Breite von 38° 32′ liegt, und das Chronometer beſtimmte ſeine Länge zu 146° 19′ öſtlich von Greenwich.

Ich bemerkte auf der Churchills-Inſel verſchiedene, ziemlich große Höhlen, die höchſt wahrſcheinlich einer gewiſſen Art Thiere zum Aufenthalt dienen. Vom Kängaru war keine Spur hier zu ſehen. Ich hatte mir vorgenommen, einen Bach trinkbaren Waſſers hier aufzuſuchen, da ich mich aber eine Strecke landeinwärts vergebens darnach umgeſehen hatte, und der Abend herannahte, wo Ebbe und Fluth wechſeln, ſo begab ich mich wieder an Bord meines Fahrzeugs. Mittlerweile hatten meine Leute eine Anzahl jener Fiſche gefangen, die man wegen des ſonderbaren Baues ihres Kopfes, Plattköpfe (flatheads) zu nennen pflegt. Sie ſind in den daſigen Gewäſſern häufig vorhanden und haben ſehr ſchmackhaftes Fleiſch. Meine Leute hatten auch einige ziemlich große Haifiſche geſehen und drei oder vier kleinere gefangen.

Herr Bareillier und Herr Mutray giengen des anderen Morgens ans Land, um einen Theil des daſigen Havens aufzunehmen. Herr Cayley ſtreifte wie gewöhnlich umher, Kräuter und Pflanzen aufzuſuchen. Der Unterbootsmann war ausgeſandt, ſich nach einem Bache trinkbaren Waſſers umzuſehen. Ich ſelbſt war indeß damit beſchäftigt, eine ziemlich große Bucht zu

beſichtigen, die unſerm Schiffe gegenüber lag. Wir ſahen nirgends ein Feuerzeichen, noch Abdrücke von den Fußtapfen der Wilden. Ungeachtet der ſpäten Jahreszeit war die Erde noch immer mit einem friſchen Grün bekleidet, und in den Wäldern ſahen wir eine Menge Vögel von allerlei Art. Als ich an der Bucht weiter aufwärts gieng, kamen mir eine große Anzahl ſchwarze Schwäne, wilde Enten und Rothſchnäbel zu Geſicht; auch ſah ich hier die Rothgans, die von unſerer europäiſchen nicht im mindeſten verſchieden war. Im Gebüſche wimmelte es von kleineren Vögeln; einige hatten ein überaus ſchönes Gefieder, andere ſangen vortrefflich und ſchienen mit einander in dieſer Hinſicht zu wetteifern. Alle waren außerordentlich ſcheu, woraus ich den Schluß machte, daß ihnen die Wilden ſehr nachſtellten. Vorzüglich bemerkte ich dies an den Enten, von welchen nicht eine einzige zum Schuß kam. Die Nacht kam herbei, und unſere ſämmtlichen Streifparteien fanden ſich nun wieder am Bord ein. Herr Cayley hatte einige neue Pflanzen gefunden, jedoch nicht in ſolcher Anzahl, als er es ſich verſprochen hatte; woran vermuthlich die ſpäte Jahreszeit Schuld war. Er hatte auf der Schnappfiſch-Inſel eine beträchtliche Strecke Weges zurückgelegt, ohne jedoch weder ſo große Bäume, noch einen ſo fruchtbaren Boden anzutreffen, als er es ſich, nach ſeinen auf der Churchills-Inſel angeſtellten Beobachtungen, verſprochen hatte. Mein Unterbootsmann kam zurück, ohne den Bach, welchen er aufſuchte, entdeckt zu haben; denn der Haven war ſehr groß, und der Bach in eben dem Verhältniſſe klein.

Den 25ſten und 26ſten waren wir abermals damit beſchäftigt, den vorerwähnten Bach trinkbaren Waſſers aufzuſuchen; auch fuhren wir fort, die Küſte aufzunehmen, und einige meiner Leute giengen in der Abſicht ans Land, ein kleines Schlingtau zu drehen. Ich fuhr im Boote weiter aufwärts in der vorerwähnten Bucht und fand, daß ſie am Ende einen ſalzichten Moraſt bildete, der ganz ſo ausſah, als wenn er zu gewiſſen Zeiten auf eine beträchtliche Strecke überſchwemmt würde. Es wuchſen hier keine großen Bäume, wohl aber ſehr dickes Geſtripp. Indeß drang ich ziemlich weit vorwärts, und kam hie und da an Plätze, die von Menſchenhänden bearbeitet zu ſeyn ſchienen. Dieſe Plätze waren mit zartem Futtergraſe bewachſen, und ihr friſches Grün gewährte dem Auge einen ſehr erfreulichen Anblick. Ich hatte unter andern mit zur Abſicht, irgendwo Wilde zu entdecken; dies ſchlug mir aber fehl, und ich bemerkte nicht die geringſte Spur, daß je welche hier waren. Ich hatte den Wilden von Sidney bei mir, der mir bei dieſer Gelegenheit ſehr gute Dienſte leiſtete; denn er gieng überall durchs Dickicht voran und machte mir Platz ihm zu folgen. Ob er gleich immer barfuß, und zuweilen ganz nackt einhergegangen war, ſo arbeitete er ſich dennoch mit vieler Gewandheit durch das Geſtripp und war immer voran.

Das offene Land, von dem ich ſo eben ſagte, daß es oftmals unter Waſſer geſetzt werde, war mit Gras bewachſen, das überall ſehr üppig um ſich wucherte, und ſchien, wie überhaupt alle ſalzichten Marſchländer,

ſehr tauglich zur Viehweide zu ſeyn. Als wir an der Bucht herabgiengen, ſahen wir einige ſehr groſse Stachelrochen. Die Länge der Bucht beträgt ungefähr drittehalb Meilen; das Waſſer iſt durchaus ſalzicht, und verliert ſich am Ende in Geſtalt eines kleinen Kanals, der ungefähr 12 Fuß breit iſt. Ueberall ſieht man ſehr deutliche Kennzeichen, daß die Gewäſſer, welche die gedachte Ueberſchwemmung verurſachen, auf eine ſehr gewaltſame Art in Bewegung geſetzt werden, die ſchwerlich den Winden zuzuſchreiben iſt, welche die Höhe und Stärke der Springfluth verurſachen. An einigen Stellen war der Schlamm dergeſtalt angeſchwemmt, daß er ſehr hohe Ufer bildete, und in der Mitte waren tief ausgewaſchene Schluchten. Es ſchien, als ob die Ueberſchwemmung erſt unlängſt ſtatt gehabt hätte; denn der Schlamm war noch ganz weich, und hinderte uns ſo ſehr im Gehen, daß wir beinahe nicht fort konnten. Ich ſchrieb dieſe Ueberſchwemmung den außerordentlich ſtarken Regengüſſen zu, die hier zu Lande nicht ſelten ſind. Dies ſieht man unter andern am Hawkesbury, der oftmals ſo ſchnell und ſo entſetzlich anſchwillt, daß man ſich unmöglich einen Begriff davon machen kann, wenn man es nicht ſelbſt mit angeſehen hat. Wenn dies der Fall iſt, ſo werden nicht nur die benachbarten Fruchtfelder verheert, ſondern die Fluth ſchwemmt weit und breit Alles unwiderſtehlich mit fort. Dieſer Moraſt, oder vielmehr dieſes flache Stück Land, iſt einige Meilen lang und eben ſo breit. Ich beſichtigte daſſelbe auf eine beträchtliche Strecke vom Ende der Bucht an, um irgend-

wo eine Quelle zu entdecken, und ließ an verſchiedenen Orten in aller Geſchwindigkeit einige Löcher in die Erde graben; wir fanden aber kein anderes als Brackwaſſer, das alle jene Eigenſchaften hatte, die man unter dieſer Benennung verſteht.

Mein Unterbootsmann war glücklicher geweſen, und hatte einen Strom trinkbaren Waſſers ausfindig gemacht. Auch hatte er ein Paar junge Schwäne gefangen, die er lebend an Bord brachte. Der eine ward zahm, und ich machte dem Gouverneur King, als ich wieder nach Sydney zurück kam, ein Geſchenk damit.

Den 27ſten März machte ich abermals einige Excurſionen an der Mündung des Havens. Ich entdeckte noch eine andere Bucht, die aber keinen ſo großen Umfang hatte, wie die vorerwähnte. Die Einfahrt war ganz mit Sand angefüllt, ſo daß die See nicht hineindringen konnte. Ueberhaupt war das Land nicht viel höher als die Meeresfläche, und überall mit Geſtripp bewachſen, zwiſchen welchem hie und da einige Bäume ſtanden. An einigen Plätzen war der Boden leicht und ſchwarz; an anderen beſtand er aus rothem Lehm. Mein treuer Gefährte, Euranabie, war mir überall zur Seite. Wir kamen zufälligerweiſe an eine felſichte Spitze, wo wir eine Menge jener Fiſche mit einander ſpielen ſahen, die man in Neu-Holland Lachſe zu nennen pflegt; wiewohl ſie mit den eigentlich ſogenannten Lachſen weiter keine Aehnlichkeit haben, als in Anſehung der Schuppen. Dieſe Fiſche ſchmecken vortrefflich, und man findet

ſie ihr Vorhaben wirklich ausgeführt habe; denn ob ſie mir gleich nach der Hand verſchiedene Mal, und noch an dem Tage, wo ich aus der Colonie abreiſete, zu Geſichte kam, ſo hatte ſie doch nie ein Kind bei ſich, und gleichwohl ſchien es, als wenn ſie nicht mehr in anderen Umſtänden wäre. Es iſt leider nur allzuwahr, daß unter den Neu-Holländerinnen die abſcheuliche Gewohnheit herrſcht, ihre Kinder entweder gleich bei der Geburt, oder auch wohl nachher, aus dem Wege zu räumen, wenn ſie nicht gut thun wollen. Eine derſelben erſuchte einſtmals die Frau eines Coloniſten, ihr einen Spaten zu borgen, damit ſie ein Grab machen und ihr Kind lebendig begraben könne; denn es ſey ein Schreihals und nichts werth, daß ſie es auferziehe. Als ſie von der Frau eine abſchlägige Antwort erhielt, lief ſie fort, und ließ ihr Kind im Stiche, welches ſich nachher, in Ermangelung der Muttermilch, abzehrte und bald darauf ſtarb. Man vermuthet nicht ohne Grund, daß die Neu-Holländerinnen geheime Mittel beſitzen, den foetus in utero zu vernichten; ein ſcheußlicher Gebrauch, der oftmals für die Mütter ſelbſt die traurigſten Folgen hat.*)

Den 28ſten März 1801, begab ich mich auf die Churchills-Inſel, um hier, wie ich bereits an einem andern Orte geſagt habe, ein Gartenfleck anlegen zu laſſen. Meine Arbeiter ſäuberten ein Stück Boden, das ungefähr funfzig Ruthen im Umfange hatte, vom Geſtripp,

*) Dies, und die unaufhörlichen Kriege der Wilden, ſind daran Schuld, daß dieſes Land ſo wenig bevölkert iſt.

welches ſie bei der Erde wegbrannten. Vorher aber hatten ſie die ſtärkeren Baumſtämme gefällt, und ſie als Zimmerholz zu anderweitigem Gebrauche aufbewahrt. Zu meinem nicht geringen Vergnügen ſah ich, daß ſich das Erdreich leicht umgraben ließ und überdies auch ganz locker und fruchtbar zu ſeyn ſchien.

Mein Oberbootsmann, welcher in unſerem Boote den Strom hinauf fahren wollte, aber bald wieder umkehren mußte, weil ſich mehrere Baumſtämme quer vorgelegt hatten, kam mit der Nachricht zurück, daß er zwar keine Wilden gewahr worden ſey, wohl aber verſchiedene Plätze, an welchen ſie, vermuthlich vor nicht gar langer Zeit, ihre Speiſen zubereitet hätten. Dies war die erſte Nachricht, woraus ich ſchließen konnte, daß hier allenfalls Wilde zu finden wären.

Den 29ſten ertheilte ich dem Oberbootsmanne den Auftrag, die Mündung des Havens vollends in Augenſchein zu nehmen und, wo möglich, an den Seekälber-Inſeln zu landen. Herr Bäreillier leiſtete ihm Geſellſchaft, um ſeine Meſſung zu vollenden. Gleich nach ihrer Abfahrt fieng es heftig an zu ſtürmen und die See gieng ſehr hohl. Es gelang zwar der Mannſchaft, das Boot an einer ſandigen Stelle vor Anker zu bringen, wo die See, dem Anſcheine nach, keine Brandung verurſachte; plötzlich kam aber eine ungeheuere Welle, und gleich darauf noch eine, die eine ſolche Menge Waſſer ins Boot warf, daß es umſchlug. Glücklicherweiſe kam Niemand ums Leben, aber die ganze Ge-

ſellſchaft fiel ins Waſſer, und Euranabie war der erſte, welcher das Ufer erreichte. Der Proviant und Lebensmittel, welche die Mannſchaft bei ſich hatte, gieng entweder verloren, oder ward vom Seewaſſer verdorben. Mit dem Eintritte der Ebbe kam das Boot wieder zu uns an Bord, und die oberwähnten zwei Herren brachten, troz dem erlittenen Unfalle, einen Schwan und vier Enten mit, welche ſie unterwegs geſchoſſen und glücklich gerettet hatten. Dieſes Geflügel gewährte ſo wohl ihnen, als uns eine ſchmackhafte Mahlzeit.

Den 31ſten gieng ich in Geſellſchaft des Herrn Barallier am Flußwaſſer hinan, und von da eine ziemliche Strecke in das Land hinein, um daſſelbe näher in Augenſchein zu nehmen. Die Wilden hatten hie und da Feuer angemacht, wovon ſich noch Spuren zeigten. Die Ufer des gedachten Fluſſes waren ziemlich ſtark mit Geſträuch bewachſen, aber in der Gegend, wo er ſeine Endſchaft erreichte, ſahen wir freies Feld, welches mitunter aus trefflichen Viehweiden zu beſtehen ſchien. Ueberall war der Boden ſchwarz und fruchtbar, und das Land eben; weiter hinwärts ward es aber nach und nach höher, und da hier ſehr große Bäume ſtanden, welche ſtark von den Sturmwinden gelitten hatten, ſo nannten wir dieſe Gegend die Sturmhöhe (Mount Rugged). Wir giengen eine beträchtliche Strecke in das Land hinein, ſahen aber nirgends eine Spur von Ueberſchwemmung; Wälder und Ebenen wechſelten mit einander ab, und das Ganze hatte ein pittoreskes Anſehen. Wir hatten ungemein ſchönes Wetter; im Ge-

hitze aber war es ſo ſchwül, daß wir kaum athmen konnten. Meine Leute tödteten auf dem Graslande eine kleine ſchwarze Schlange, die das warme Wetter aus ihrem Schlupfwinkel hervorgelockt hatte. Man findet dergleichen Schlangen ſehr häufig in der Gegend bei Sidney und hält ſie für giftig; ich vermuthe aber, nach der Form des Kopfes, welcher flach iſt, das Gegentheil. Dieſe Schlange war achtzehn Zoll lang, am Bauche grauroth und auf dem Rücken ganz grau.

Auf dieſer ganzen Tour kam uns nicht ein einziges Kängaru zu Geſicht. Wir giengen nun immer weiter, ſtromaufwärts, bis an die Stelle, wo unſer Boot lag, und Herr Bareillier vollendete nun bis zu dieſer Stelle ſeine Meſſung. Da der Fluß nicht angeſchwollen war, ſo fanden wir das Waſſer vollkommen gut und trinkbar, und füllten daher die leeren Tonnen, welche wir zu dem Ende mitgebracht hatten. Die Ufer des Fluſſes waren ſo hoch, daß er, wenn ſein Gewäſſer auch noch ſo ſtark anſchwoll, nicht austreten konnte. Auf beiden Seiten ſtanden ſehr hohe Bäume und ſehr viel Geſträuch, worin ſich eine Menge Vögel aufhielten. Wir bemerkten hier unter andern den ſogenannten Schellenvogel, der zwar kein ſchönes Gefieder hat, aber deswegen merkwürdig iſt, weil er Töne von ſich giebt, die dem Geklimper einer Schelle gleichen. Wenn mehrere ſolcher Vögel beiſammen ſind, ſo verurſachen ſie einen Klingklang, wie ein Geſpann Pferde, das mit Schellen behangen iſt. Wir trafen hier auch den Lachvogel an, deſſen immer wiederholtes ha! ha! ha!

genau ſo ins Ohr fällt, als wenn man einen luſtigen Bruder aus vollem Halſe lachen hörte. Dieſer Vogel hat ſchwarze und weiße, oder vielmehr graue, Federn, und iſt nicht größer als eine Droſſel. Man wundert ſich, wenn man ihn zu ſehen bekömmt, daß ein ſo klei- ner Vogel im Stande iſt, einen ſo ſtarken Laut von ſich zu geben. Er erwachte weit früher als andere Vögel und begrüßte uns, ſobald nur der Himmel graute, mit ſeinem Morgenliede. Wir ſchoſſen eine Ente, die von denen, welche wir bis jetzt hier geſehen hatten, verſchie- den war. Sie ſah beinahe ſo aus, wie eine engliſche wilde Ente, war aber etwas kleiner. Wenn ſie aufſteigt, verurſacht ſie mit ihren Flügeln ein Säuſeln in der Luft, als wenn ſie pfiffe, und wenn ſolches von mehreren zu gleicher Zeit geſchieht, kann man es ſchon von weitem hören. Die Coloniſten nennen ſie daher durchgehends die Pfeifente. Wir ſahen hier auch einige ſchöne Kaka- tus, die noch zur Zeit wenig oder gar nicht bekannt ſind. Herr Bareillher war ſo glücklich, einen derſelben zu ſchießen, den wir, der Seltenheit wegen, aufbewahrten und dem Gouverneur King verehrten.

Wir giengen nun immer weiter durch das Gehölz, bis wir an eine ziemlich große Ebene kamen, wo weit und breit kein Baum, noch Geſträuch zu ſehen war. Das Gras hatte hier einen ſo üppigen Wuchs, daß es uns bis an die Knie gieng, und wir faſt nicht hindurch konn- ten. Hin und wieder ſahen wir Spuren von Kängurus. Auf der einen Seite erſtreckte ſich dieſe Ebene, ſo weit das Auge reichte, auf der andern aber war ſie von Anhöhen

umgeben. Wir giengen ein Stück Weges drüber hin, und fanden überall guten und fruchtbaren Boden. Das Gras, welches hier in Menge wuchs, ſah unſerm ſogenannten Graslauche (Raygraſs) ſehr ähnlich. Ich muß geſtehen, daß ich weder bei Sidney, noch Paramatta irgendwo ein Stück Land wahrgenommen habe, das ſo fruchtbar wäre und ſich beſſer zum Ackerbau ſchickte, wie dieſes. Ich ſage dies nicht etwa nur von einem einzelnen Fleck, ſondern überhaupt von dem ganzen Flächenraume, welchen ich nachher noch mehrere Meilen weit durchſtreifte. Ueberall war er eben, mit dem ſchönſten Graſe bewachſen, ohne Sumpf, und gegen Ueberſchwemmung geſichert.

Wir kehrten zurück an den Fluß, und nachdem ich mein Boot einige Meilen weiter ſtromabwärts geſchickt hatte, giengen wir längs dem Ufer hin, durch einen Wald der aus ſehr ſchönen Bauſtämmen beſtand. Einige derſelben hatten die Höhe von ſechzig bis ſiebenzig Fuß, bis zu der Stelle wo die Zweige ihren Anfang nahmen. Sie gaben dünnes und leichtes Holz, welches beim Hausbauen ſehr gut als Stichholz zu gebrauchen ſchien. Ich ließ daher einige Stämme fällen und an Bord ſchaffen. Aus einigen kleineren verfertigten wir Stiele zu Bootshaken und dieſe thaten uns eben ſo gute Dienſte, wie die, welche wir aus England mit hieher gebracht hatten. Ich nahm einige Proben von dieſem harten und dennoch leichtem Holze für den Gouverneur King mit; ingleichen auch eine Probe Saſſafrasholz, welches mein Unterbootsmann zu eben der Zeit ausfindig

gemacht hatte, als die andern Bäume gefällt wurden. Wir unterſuchten dieſes Saſſafrasholz am Bord unſers Schiffs und fanden, daß es denſelben Geſchmack hatte, wie das in England, und vermuthlich auch von gleicher Beſchaffenheit war.

Auf dem Rückwege am Strome hinab, machten wir wieder Halt an dem Platze, wo wir die vorhergehende Nacht zugebracht hatten und fanden, daß unſer Feuer noch brannte. Wir nannten dieſen Platz Halfway-Houſe, weil er halben Wegs am Strom lag und wir hier Waſſer eingenommen hatten. Wir hatten daſelbſt eine Hütte erbauet, und es freute mich ſchon im voraus, wenn ich mir die angenehme Ueberraſchung der Wilden vorſtellte, die zuerſt hieherkämen, und ſo wie wir ein ſicheres Unterkommen gegen Wind und Wetter fänden.

Bei meiner Rückkunft auf die Churchills-Inſel, hatten meine Leute das Stück Land, wo ich einen Garten anzulegen gedachte, vom Geſträuch geſäubert, und es fehlte nun weiter nichts, als daß der Boden umgegraben wurde, dem ich meine Sämereien anzuvertrauen wünſchte. Hier ſtieß uns aber eine Schwierigkeit auf, die nicht leicht zu beſeitigen war; denn wir hatten weder Hacke, noch Spaten bei uns. Ich hatte mich zwar bei meiner Abreiſe aus England, auf Anrathen des Capitän Schank, der voraus ſah, daß wir derſelben benöthigt ſeyn würden, mit einer Menge von Gartenwerkzeugen verſehen; ſie mußten aber, nebſt mehrern andern

Effecten in das königliche Vorrathshaus abgeliefert werden, aus welchem man nachher, ich weiß nicht, ob aus Geiz oder Sparſamkeit, nicht leicht wieder etwas verabfolgen ließ.

Indeß hatten wir glücklicherweiſe eine Kohlenſchaufel bei uns, die, ob ſie gleich alt und abgenutzt war, unſerm Vorhaben genügte, da der Boden, wie geſagt, ſehr locker war und ſich leicht umgraben ließ. Der Mangel einer Hacke war aber leider nicht zu erſetzen, ſo gern ich auch den Verſuch gemacht hätte, einen Brunnen graben zu laſſen; denn die Kohlenſchaufel konnten wir hierzu durchaus nicht gebrauchen. Bald darauf ereignete ſich abermals ein Fall, der zum Beweis diente, wie gut es geweſen wäre, wenn man mir wenigſtens die andern Geräthſchaften gelaſſen hätte, die ich, eben ſo wie die Gartenwerkzeuge, hatte abliefern müſſen. Ich hatte nämlich aus England Fallen von allerlei Art und Größe mitgebracht, vom Springeiſen an, bis zur Mauſefalle. Jetzt hätte ich Gelegenheit gehabt, von einer dieſer Fallen, wäre ſie auch nur von mittlerer Größe geweſen, Gebrauch zu machen. Die Veranlaſſung hierzu war folgende.

Meine Leute, die auf dem Fleck, wo ich einen Garten anzulegen gedachte, in einer zu mehrerer Bequemlichkeit erbauten Hütte ſchliefen, meldeten mir, einer ihrer Kameraden ſey von einem Thiere, das an ſeinen Haaren genagt habe, im Schlafe geſtört worden. Er hätte daſſelbe zwar verjagt, jedoch der Dunkelheit wegen nicht wahr-

nehmen können, wie es ausgeſehen habe. Er glaubte aber, daß es eine Bandikutratte geweſen ſey; ein Thier, das man bei Tage nur ſelten zu ſehen bekömmt. Da ich nun wußte, daß dergleichen Ungeziefer in der Kolonie häufig vorhanden iſt, und da ich hiernächſt auf dieſer Inſel einige Thierhöhlen bemerkt hatte, ſo kam mir obige Vermuthung ſehr wahrſcheinlich vor. Damit nun dieſer nächtliche Gaſt bei ſeinem nächſten Beſuche gehörig empfangen würde, ließ ich einen Hund vom Schiffe holen, den wir von Sidney mit hieher gebracht hatten, und der von einer engliſchen Raſſe ſtammte. Dieſer Hund blieb des Nachts bei den Arbeitern, und biß ſich einſtmals, wie mir nachher erzählt wurde, mit dem gedachten Thiere tüchtig herum. Es war aber, allen Vermuthen nach, eben ſo ſtark wie er; denn es warf ihn zur Erde und machte, daß er zu heulen anfieng, worauf es in den Wald lief. Sonach wußten wir jetzt eben ſo wenig wie zuvor, was für ein Thier es geweſen war; denn dieſer Vorfall hatte ſich in einer ſehr dunkeln Nacht ereignet und es war unbeſchädigt entkommen. Der Hund hatte einige Striemen auf der Naſe, die es ihm gekrazt hatte, und da er ein ziemlich großer Jagdhund war, ſo würde es ihn gewiß nicht bezwungen haben, wenn es ein ſo ſchwaches Thier, wie eine Bandikutratte, geweſen wäre. Wenn wir nun eine von jenen Fallen bei uns gehabt hätten, die in dem königlichen Vorrathshauſe zu Sidney mit ſo vieler Sorgfalt aufbewahrt wurden, ſo könnte ich dem Leſer höchſt wahrſcheinlich Auskunft darüber geben, zu welcher Gattung das Thier, welches jenen nächtlichen Lärm verurſachte, ge-

...te. In Ermangelung einer ſolchen Falle bleibt mir ...er nichts übrig, als wegen dieſer Digreſſion um Ver...zeihung zu bitten.

Unſer Gartenfleck war nun gehörig bearbeitet und ... hatte nichts Dringenderes zu thun, als meine Gar...tenſämereien unterzubringen. Zu gleicher Zeit ſäete ich Waizen und indiſches Korn (Mais) aus, pflanzte etwas Reiß, ſteckte Bohnen und Kaffeebohnen; nicht zu vergeſſen, daß ich auch für den Kartoffelbau ſorgte. Von den Stämmen der Bäume, die wir gefällt hatten, ließ ich ein Blockhaus bauen, das vier und zwanzig Schuh lang und zwölf Schuh hoch war, und hoffentlich unter einigen Jahren nicht einfallen wird, da wir die Träger tief in die Erde ſenkten. Ueberhaupt ſuchte ich die Vorliebe, welche ich für dieſes Plätzchen hegte, auf alle mögliche Art an den Tag zu legen; denn es hatte eine ſo anmuthige Lage, daß mir auf Gottes ſchöner Erde kein Fleck bekannt iſt, den ich ſo gern als Eigenthum zu beſitzen wünſchte, als dieſes kleine Eiland. Rings um das Geripp des eben erwähnten Blockhauſes, pflanzte ich die Kerne der verſchiedenen Obſtarten, die ich mitgebracht hatte, und unter andern auch den merkwürdigen Apfel, deſſen ich weiter oben erwähnte. Es war freilich, als ich dieſe Pflanzung anlegte, ſchon ſpät ins Jahr, doch lebe ich der Hoffnung, daß meine Ausſaat, zum Theil wenigſtens, gedeihen werde, und ich kann die Zeit kaum erwarten, bis ich die angenehme Nachricht erhalte, daß der Erfolg meiner Erwartung entſprochen hat. Einige meiner Leute hielten ſich auf dieſem Ei-

lande noch ſieben bis acht Tage lang auf; jenes unbekannte Thier ließ ſich aber nicht weiter ſehen noch hören. Sie ſahen hier Vögel, beſonders eine Menge Papageien; aber ihre Bemühungen, irgendwo Waſſer anzutreffen, waren vergebens, ob ich gleich ſehr überzeugt bin, daß ſie welches gefunden haben würden, wenn ſie die Erde aufgegraben hätten; auch kann ich nicht einſehen, was ſie abhielt, wenigſtens bis zu einer gewiſſen Tiefe nachzugraben. Wir laſen einige Steine auf, die ſo reichhaltige Eiſenadern enthielten, daß ſich ihre Wirkung auf die Magnetnadel ſichtbarlich äußerte. Steine von ähnlicher Art hatten wir ſchon vorhin bei Sidney und an einigen andern Orten gefunden.

Den 21ſten kam Herr Bowen, mein Unterbootsmann, den ich in der Abſicht ausgeſchickt hatte, ſich nach trinkbarem Waſſer umzuſehen, von ſeiner Wanderung zurück, und brachte ein Stück von einem Kanot mit, das an der Mündung des Fluſſes im Schlamme geſteckt hatte, nebſt zwei dazu gehörigen Rudern, und einem Stück von einer Schnur, deren man ſich zum Fiſchfange bedient. Dieſes Kanot war von allen, die ich bis jetzt geſehen hatte, verſchieden; denn es war aus Holz gezimmert, und anſtatt, daß an jenen die Enden zuſammengebunden ſind, ſtanden ſie an dieſem von einander, und der dazwiſchen befindliche Raum war mit Gras ausgeſtopft, welches man mit zäher Thonerde verſchmiert hatte. Dieſes Kanot, wie überhaupt alles Merkwürdige, was uns zu Handen kam, ward, in Gemäßheit

der vom Gouverneur King erhaltenen Ordre, ſorgfältig aufbewahrt.

Wir fuhren nun an das jenſeitige Ufer, um uns einem kleinen Eilande zu nähern, das in der Oeffnung eines geräumigen Arms liegt, welchen Herr Baß beſchrieben hat, und deren ſich von dieſem Haven zwei gegen Norden erſtrecken. Ich nannte dieſes Eiland die Margarethen-Inſel, der Miſtreß Schank zu Ehren, welcher ich verſchiedene Artikel zu danken hatte, die mir auf meinem Schiffe ungemein zu ſtatten kamen, deren Anzahl aber zu groß war, als daß ich ſie hier namentlich angeben kann. Die Ebbe trat ſchneller ein, als wir es vermuthet hatten, und wir befanden uns an einer ſo ſeichten Stelle, daß wir nicht weiter fort konnten; da aber der Boden aus weichem Schlamm beſtand und kein Wind gieng, ſo hatten wir weiter nichts zu fürchten, als daß wir länger hier würden liegen müſſen, als uns lieb war. Bald darauf aber gelang es uns, das Schiff mit Beihülfe des Schlepptaues bis an die Margarethen-Inſel zu bugſieren, wo wir eine Zeitlang liegen blieben.

Im Ganzen betrachtet, war dieſe Inſel zwar niedrig, aber ſtark mit Holz bewachſen. Wir deponirten hier einige Sämereien; der Boden war aber nicht ſo fruchtbar, wie auf der Churchills-Inſel. Herr Bareillier und ich giengen eine große Strecke Weges an dieſem Seearm hinan und erblickten überall flaches, außerordentlich fruchtbares Land, auf welchem

hohe Wälder, freie Weiden und üppige Grasplätze mit einander abwechſelten. Wir ſetzten uns hierauf in unſer Boot, um einige kleine Buchten zu unterſuchen, die ſich landeinwärts zogen. Am Ende der einen ſtiegen wir aus, giengen eine Strecke vorwärts, und ſahen hier mehrere freie Plätze, die zu den herrlichſten Viehweiden geeignet waren. Indeß fehlte es in der ganzen Gegend an trinkbarem Waſſer, und da ein Theil von dem, welches wir vom Schiffe mitgenommen hatten, zufälligerweiſe verloren gieng, ſo mußten wir den bitterſten Durſt leiden. Wie froh waren wir, als wir den gemeinen Froſch quaken hörten, der in Neu-Süd-Wallis häufig vorhanden iſt! Wir giengen ſogleich dem Schall nach, und fanden zwar ſtehendes, aber doch trinkbares Waſſer. Da ſich dieſes Inſect immer nur an feuchten Orten aufhält, ſo glaube ich ganz gewiß, daß man überall Waſſer antreffen wird, wo es ſich ſehen läßt.

Wir brachten die Nacht an den Ufern eines Sumpfes zu, auf welchem eine Menge Enten herumſchwammen. Es ſtanden hier einige Gunnies, oder Wohnungen der Eingebornen, bei welchen eine Menge Fiſchgräten, Knochen und außerordentlich große Eierſchaalen lagen. Wir bemerkten hier Fußtapfen von vierfüßigen Thieren, vermuthlich von einheimiſchen Hunden. Wenn dieſe Vermuthung gegründet iſt, ſo müſſen dieſe Thiere weit größer ſeyn, als alle anderen dieſer Art, die uns bis jetzt zu Geſichte gekommen waren. Dieſe Fußtapfen, welche ſich tief im Sande abgedrückt hatten, waren ſtark zuge-

rundet und man ſah keine Spur von einer Klaue daran. *)

Den 14ten Mai 1801, kamen wir glücklich wieder in Port-Jackſon an, nachdem wir zuvörderſt, des ſchlechten Wetters wegen, in Botany-Bai eingelaufen waren und uns vier und zwanzig Stunden hier aufgehalten hatten. Auf der ganzen Reiſe war mein geſammtes Schiffsvolk geſund geblieben, einen einzigen

*) Während meines Aufenthaltes auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, zeigten mir die holländiſchen Bauern die Unterſcheidungszeichen, woran man die verſchiedenen Fußtapfen der Tyger, Wölfe und Hunde erkennet. Da ſie nämlich auf ihren Jagdpartieen oft in den Fall kommen, das Wild bis ins Dickicht verfolgen zu müſſen, ſo finden ſie es nöthig, zuvörderſt die Fußtapfen der Thiere zu unterſuchen, die ſich darin aufhalten. Die des Tigers erkennen ſie an dem Unterſcheidungszeichen, daß keine Klaue daran ſichtbar iſt, wie an jenen des Hundes, des Wolfs und der Hyäne. Die Fußtapfen der drei letzteren Thierarten ſind auch überdies länger. Die, welche wir an dem obenerwähnten Orte gewahr wurden, waren zwar ganz rund, und wir ſahen nicht die mindeſte Spur von einer Klaue; ich vermuthe aber dennoch, daß ſie von Hunden herrührten, die hier einheimiſch ſind, da die Ferſe, oder vielmehr der hintere Theil der Pfote, weit ſtärker ausgedrückt war, als an den Fußtapfen des Tigers. Indeß muß ſich erſt in der Folge noch zeigen, ob vielleicht außer dem Hunde, hier auch noch eine andere Thierart vorhanden iſt. Die Fußtapfen waren zahlreich und von verſchiedener Größe; jedoch nicht größer als die eines Hundes aus Newfoundland.

Mann ausgenommen, der eine Kopfwunde davon getragen hatte. Dieſem hatte das anhaltend ſchlechte Wetter und die mit unſerer Fahrt verbundenen Strapazen, eine kleine Unpäßlichkeit zugezogen; kaum waren wir aber in den Haven eingelaufen, als er ohne Beihülfe eines Arztes genaß. Ich war freilich durch die ungünſtige Witterung verhindert worden, meinen Aufträgen ſo zu genügen, wie ich es gewünſcht hätte; indeß hatte ich das Vergnügen, in Botany-Bai ein Schreiben vom Gouverneur King zu erhalten, worin er mir über das, was ich zu thun vermochte, ſeine Zufriedenheit bezeigte.

Die Lady Nelſon ward nun beordert, den Vice-Gouverneur, Obriſten Paterſon, an Bord zu nehmen, und ihn nach dem Hunters-Fluſſe zu bringen, welchen man, wegen der Menge Kohlen, die an ſeinen Ufern gefunden werden, den Kohlen-Fluß nennt. Dieſe Reiſe hatte zur Abſicht, den Fluß aufzunehmen, die daſigen Naturproducte zu unterſuchen, und uns überhaupt mit Allem, was hier irgend merkwürdig wäre, bekannt zu machen. Als wir uns mit allen Erforderniſſen verſehen hatten, giengen wir den 10ten Junius mit dem Schooner Francis, welcher Kohlen geladen hatte, unter Segel. Außer dem Obriſten Paterſon, nahmen wir auch noch den Doctor Harris, Wundarzt des Corps von Neu-Süd-Wallis, ingleichen den Fähndrich Bareillier (als Geometer) und eine Anzahl Handwerksleute und Arbeiter an Bord, die, ihrer Beſtimmung zu Folge, Bauholz fällen und es zerſchneiden, Steinkohlen graben und ſie an Bord

ſchaffen,

ſchaffen, und andere dergleichen Arbeiten verrichten ſollten. Auch hatten wir einen Eingebornen, Namens Bangaree, bei uns. An der Mündung des Havens begegnete uns das Schiff Cornwallis, welches aus England kam, und Verbrecher an Bord hatte. Den 11ten Mittags war unſere beobachtete Breite 33° 35' ſüdlich und die nördliche Spitze der Broken-Bai lag gegen Weſten ſüdwärts zehn bis zwölf Meilen weit von uns.

Man hatte uns einen Steuermann mitgegeben, in deſſen Kenntniß der daſigen Gewäſſer ich um ſo weniger einiges Mißtrauen ſetzte, da er erſt unlängſt von Sidney nach dem gedachten Fluſſe gefahren war, um Kohlen zu holen. Nur allzubald ward ich aber vom Gegentheil überzeugt, da dieſer Menſch ein Eiland, Namens Reids Miſtake, welches nordwärts der Broken-Bai liegt, mit einem andern an der Einfahrt des Kohlen-Fluſſes, verwechſelte, und ſeinen Irrthum nicht eher einſah, bis wir kaum noch eine halbe Meile von letzterem entfernt waren. Ich ließ das Boot ausſetzen, und Doctor Harris begab ſich an's Land, um daſſelbe näher in Augenſchein zu nehmen. Als er zurückkam, brachte er einen Wilden mit, der bei Erblickung des Bootes einmal über das andere ausgerufen hatte: Whale Boat! Budgerie Dick! Good Dick! (Wallfiſchboot! Guter Richard!). Dieſer Name war ihm vermuthlich von den Ausreißern beigelegt worden, die, wie ich weiter oben erzählte, mit der Schaluppe Norfolk entwiſcht waren. Er hatte einige Fiſche bei ſich;

dieſe warf er in's Boot, und dann ſprang er, ohne ſich im mindeſten zu bedenken, ebenfalls hinein. Da er, als wir ihn an Bord genommen hatten, immer das Wort Whale Boat! wiederholte, so führte ich ihn zu ſeinem Landsmanne Bangaree, und befahl dieſem, ihn zu befragen, was er denn eigentlich damit ſagen wolle. Bangaree deutete mit der Hand auf einen Platz, wo er ſich hinſetzen ſollte; denn dies iſt, wie ich an einem andern Orte angeführt habe, bei den Wilden das gewöhnliche Zeichen, daß ein Fremder, der ſich bei ihnen einfindet, eine gaſtfreundliche Aufnahme zu gewärtigen hat. Mit aller Mühe konnte ich es aber nicht dahin bringen, daß Bangaree ſeinem Landsmanne ſogleich die verlangten Fragen vorlegte, an deren Beantwortung mir ſo viel gelegen war; denn es mußte zuvörderſt noch ein anderer Gebrauch beobachtet werden, welcher darin beſtand, daß beide eine Zeitlang das tiefſte Stillſchweigen beobachteten. Es dauerte ungefähr zwanzig Minuten, nach deren Verlauf ſie mit einander zu ſprechen anfingen, und während des Geſpräches rückten ſie immer näher zuſammen. Am Ende fand ſich, daß uns Dick keine Auskunft ertheilen konnte, welches vermuthlich davon herrührte, daß Bangaree zu wenig mit ſeiner Mundart bekannt war. Dies kam mir deſto wahrſcheinlicher vor, da einige meiner Leute, ſo geläufig ſie übrigens die Sprache der Wilden redeten, die in der Gegend bei Sidney wohnen, ſich nicht mit ihm unterhalten konnten.

Des andern Morgens liefen wir in den Canal ein.

In der Einfahrt liegt ein kleines Eiland, welches höchſt wahrſcheinlich zur Zeit einer gewaltſamen Naturerſchütterung von dem feſten Lande losgeriſſen wurde; denn die Kohlenflötze, welche hier zu Tage ausgehen, haben an beiden Ufern einerlei Richtung, und die Enden derſelben würden genau an einander anſchließen, wenn man ſie zuſammenfügen könnte. Wir nannten dieſes Eiland die Kohlen-Inſel (Coal Island), und ich ſchätzte die wahre Breite derſelben zu 32° 55′ ſüdlich.

Als wir uns in dem daſigen Haven, welcher einige Meilen im Umfang hat, vollkommen gegen die Winde geſichert iſt, und eine ſehr große Anzahl Schiffe faſſen kann, vor Anker gelegt hatten, machte ich ſogleich Anſtalt, dem Zweck zu entſprechen, welchen man bei unſerer Reiſe beabſichtigte, und nach Verlauf von eilf Tagen, nämlich den 26ſten Junius, hatte ich das Vergnügen, den Schooner Franzes mit einer vollſtändigen, aus Holz und Kohlen beſtehenden Ladung abſegeln zu ſehen. Wie reichhaltig dieſe Gegend an Kohlen iſt, kann man leicht daraus ſchließen, daß der ebengenannte Schooner vierzig Tonnen Kohlen an Bord nahm, die ein einziger Arbeiter zu Tage gefördert hatte. Der Platz, wo ſie gefunden werden, hat einen Umfang von mehreren Morgen (Acres), iſt weder mit Bäumen noch Geſträuch, wohl aber mit kurzem zarten Graſe bewachſen, das vorzüglich zu Futter für Schafvieh taugt. Die umliegende Gegend beſteht zum Theil aus Anhöhen, wo Wälder und Thäler auf die anmuthigſte Art abwechſeln und die ſchönſten Anſichten gewähren.

Auf dieſem Platze würden ſich in der Folge die Kohlen-
gräber und Holzhauer anſiedeln können. Der Boden
iſt überall ſehr fruchtbar, jedoch nicht in der Maße, wie
zu Weſtern-Port. Doctor Harris und Hr.
Bareillier giengen eine Strecke in das Land hin,
ſahen mehrere Kängurus und bemerkten einen Wild,
der dieſen Thieren nachſetzte, aber endlich vom weitern
Verfolgen abließ.

Unſer Dick hatte für gut befunden, ſich während
der Zeit, daß wir im Lande herumſtreiften, von uns zu
entfernen. Obriſt Paterſon fand einige Steine,
welche Kupfer- und Eiſenerz enthielten; letzteres war
beſonders ſehr reichhaltig. Wir warfen täglich das Netz
aus, und fiengen eine Menge vortrefflicher Fiſche, be-
ſonders Meeräſchen, und eine Gattung kleiner Fiſche,
die mit dem Häring viele Aehnlichkeit haben, und ſich
gern an ſolchen Stellen aufhalten, wo das Waſſer nicht
gar tief iſt. Auf einer im Haven liegenden Inſel ſtehen
eine Menge Bäume, deren Holz dem Eſchenholze ſehr
ähnlich ſieht. Wir nahmen daher Anlaß, dieſe Inſel
die Eſchen-Inſel (Ash Island) zu nennen. Man
hatte mir ausdrücklich aufgetragen, eine Quantität die-
ſes Holzes nach Sidney zu ſenden, weshalb ich denn
auch zu dieſem Behuf Holzhauer mit hieher gebracht
hatte. Da ſich aber nicht Alles auf einmal thun läßt, ſo
ließ ich mittlerweile eine andere Art Bäume, deren
Rinde mit jener des Korkbaums viel Aehnlichkeit hat,
umſägen und Bohlen daraus ſchneiden. Dieſer Baum
hat leichtes, feſtes und dauerhaftes Holz, das wahr-

ſchwerlich dem Wurmfraße widerſtehen, und folglich zu Schiffsböden brauchbar ſeyn dürfte. Ich ließ ein Boot von dergleichen Holze bauen, und der Erfolg entſprach meiner Erwartung. Es ſah genau aus, als ob es getäfelt wäre. — Herr Barcillier war die ganze Zeit hindurch beſchäftigt, die Inſel aufzunehmen. Unſerem Schiffe gegenüber war eine kleine Bucht, in die ich, nebſt dem Obriſt Paterſon eine Strecke weit hinein fuhr. Am Strande fanden wir ein Stück von einem Fiſchnetze, das von ſtarkem Gras verfertigt war, und allem Anſehen nach von Niemand anderem als einem Europäer herrühren konnte. Auch ſahen wir hier einige Plätze, auf welchen Feuer gebrannt hatte, und in dem Fluſſe bemerkten wir Ueberbleibſel von einer Reuſe. Letztere war das Machwerk eines Wilden; das Netz aber konnte vielleicht einem jener Unglücklichen gehört haben, die mit der Schaluppe Norfolk entflohen waren. Wir hielten es daher für nothwendig, unſere ausgeſchickten Arbeiter warnen zu laſſen, damit ſie auf ihrer Huth wären, wenn ſie etwa von ihnen oder den Neu-Holländern überfallen würden. Auf der ſogenannten Eſchen-Inſel ſtanden nicht etwa nur Eſchen, ſondern auch andere Bäume, deren leichtes und hübſches Holz gut zu gebrauchen war. Unter andern lernten wir hier einen Baum kennen, deſſen Blätter ein Jucken auf der Haut verurſachen, wie die Brenneſſeln. Wir nannten ihn, dieſer Eigenſchaft wegen, den Neſſelbaum (Nettle Tree).

Nach einer Abweſenheit von zweimal vier und zwan-

zig Stunden, kam unſer Dick wieder zum Vorſchein, und brachte zwei ſeiner Landsleute mit. Der eine war verſchiedene Male in Sidney geweſen, wo der Obriſt Paterſon ihn kennen gelernt hatte, ſo daß es beiden nicht an Stoff fehlte, ſich traulich mit einander zu beſprechen. Da wir auf der andern Seite des Havens verſchiedene Feuer wahrnahmen, und ſich daſelbſt einige Wilde ſehen ließen, ſo verſuchten wir zu ihnen hinüber zu fahren, konnten aber unſer Vorhaben nicht ausführen. Es ſind hier ſo viele Untiefen im Haven, daß wir das Boot an manchen Stellen mit den Händen fortſchleppen mußten. Am Strande lagen eine ungeheure Menge Muſchelſchaalen, aus welchen man über kurz oder lang Kalk brennen kann. Die Bäume waren, ſo zu ſagen, mit Muſcheln incruſtirt. Es vergieng faſt kein Tag, an welchem wir nicht das Netz auswarfen, und eine Quantität Fiſche, unter andern außerordentlich große Meeräſchen fiengen. Unſere Arbeiten waren in kurzer Zeit ſo weit gediehen, daß wir einen Theil unſerer Leute auf die Eſchen-Inſel ſchicken konnten, um Bauholz zu fällen und es gehörig zuzuſchneiden. Sie wurden auf acht Tage mit Proviant, zugleich auch mit Waffen und Munition verſehen, um ſich nöthigenfalls gegen die Mannſchaft der Schaluppe Norfolk, oder die Wilden, vertheidigen zu können. Zugleich aber ward ihnen auf das ſtrengſte befohlen, ſich gegen letztere auf eine ſolche Art zu betragen, daß keine Händel entſtünden.

Ich beſichtigte in Geſellſchaft des Obriſten Pater-

ſen das Kohlenbergwerk und der Bergmann zeigte uns einige erſt unlängſt entdeckte Adern, die von der beſten Qualität waren. Unter dem Geſtein fanden wir eine Menge ſogenannter Eiſenleber. Wir ſahen hier eine große Anzahl Vögel, auch wilde Katzen, von welchen die Kohlengräber einige Stück gefangen hatten. Dieſe Thiere ſchienen aber mehr zum Geſchlecht des Iltis, oder der Wieſel, zu gehören; denn ſie gehen ihrem Raube meiſtens nur des Nachts nach, und ſaugen Allem, was ihnen in die Klauen geräth, das Blut aus.

Am 22ſten erblickten wir einen Gegenſtand, der unſer ganzes Mitleid erregte. Es war ein Schiffbrüchiger, in einem nach Sidney gehörigen Boote, worin noch zwei andere Männer lagen, die beide todt waren. Den einen hatten die Wilden erſchlagen, der andere war an den Gräten eines Froſchfiſches erſtickt, den er zu gierig verſchluckt hatte. Die Thränen ſtürzten dieſem Unglücklichen ſtromweiſe aus den Augen, und er verſicherte uns, daß er halb verhungert ſey, weil er zwei und dreißig Tage lang ſein Leben kaum nothdürftig von ſolchen Dingen erhalten können, die er am Ufer aufgefiſcht habe. Er hatte ſich glücklich zu ſchätzen, daß er uns hier antraf; denn zuverläſſig würde er verhungert ſeyn, bevor er Sidney erreicht hätte. Ich ließ ihn auf unſer Schiff bringen und ſorgfältig Acht geben, damit er ſich nicht im Eſſen übernahm. Nach einigen Tagen hatte er ſich völlig wieder erholt, und es gereichte mir zu wahrem Vergnügen, daß ich es ſo weit gebracht hatte, ihn am Bord des Schooner Franzes friſch und geſund nach Sidney abſchicken zu können.

Den 23ſten gieng Herr Bareillier nebſt dem Unterbootsmann ans Land, und als ſie zurückkamen, brachten ſie einen Wilden mit, den ſie im Gehölz angetroffen hatten. Es war ein ältlicher Mann, welcher zur Claſſe der Buſchwilden gehörte, gegen welche die andern Stämme der Eingebornen, die an der Seeküſte wohnen, eine Art von Verachtung hegen. Die Arme und Beine dieſes Mannes waren, nach Verhältniß der übrigen Theile ſeines Körpers, außerordentlich lang, und ſeine Manier, die Schiffsleiter hinan zu ſteigen, zeigte deutlich, daß er das Klettern gewohnt war. Er griff nämlich ſo weit in die Höhe, als er zu reichen vermochte, und zog alsdann die Beine im Sprunge nach. Niemand von allen denen, die bei mir am Bord waren, verſtand ſeine Sprache. Sie klang ſehr rauh und disharmoniſch, und beſtand zum Theil aus kläglichen, aber unartikulirten Tönen, aus welchen ſich ſchlechterdings nichts errathen ließ. Er hatte noch alle ſeine Zähne, ganz gegen die Gewohnheit der Neu-Holländer, welche ſich in ihren frühern Lebensjahren einen der obern Schneidezähne ausreißen laſſen. Herr Collins hat hievon in ſeinem Werke über die Sitten und Gebräuche der Neu-Holländer, ausführliche Nachricht ertheilt. Alles Zuredens ungeachtet, war dieſer Wilde durchaus nicht zu bewegen, Speiſe und Trank von uns anzunehmen. Ich hatte ihm unter andern Zucker angeboten, weil mir bekannt war, daß die Buſchwilden gern wilden Honig eſſen. Da er auch dieſes Anerbieten ausſchlug, und überhaupt nichts mit ihm anzufangen war, ſo wollte ich ihn eben ans Land ſetzen laſſen, als er einen

Raben gewahr wurde, der zu der Gattung gehörte, die ſich vom Aas nährt, und den ein Matroſe geſchoſſen hatte. Sobald er ihn erblickte, ſchien er ein großes Verlangen darnach zu haben, und ich ließ ihm denſelben verabreichen. Hierauf hielt er ihn ans Feuer, und als er kaum ein wenig warm geworden war, fraß er ihn, nebſt dem Eingeweide und allem darin befindlichen Unrathe, gierig hinein. Zu guter Letzt beſchenkte ihn der Obriſt Paterſon mit einer Streitart (Tomahawk), die er annahm, und deren Gebrauch ihm bekannt zu ſeyn ſchien; allem Vermuthen nach hatte er aber keinen Namen dafür, und dieſen wünſchten wir doch eigentlich von ihm zu vernehmen. Ohne einen Laut von ſich zu geben, nahm er die Streitart unter den Arm, und gieng damit fort. Die Matroſen, welche ihn ans Land ſetzten, und neugierig waren, ob er mit dem erhaltenen Geſchenk gehörig umzugehen wiſſe, deuteten auf einen Baum, und gaben ihm durch Zeichen zu verſtehen, er ſolle hinan klettern. Er verſtand ſie, hieb mit ſeiner Axt eine Kerbe in den Baum, trat hinein, hieb wieder eine, und fuhr ſo fort, bis er den Gipfel erreichte, welches in der größten Geſchwindigkeit geſchah, obgleich der Baum außerordentlich dick war, und keine Zweige hatte, die ihm behülflich ſeyn konnten, bis zu der Höhe von vierzig Fuß hinan zu klimmen. Von dieſem Baume ſchwang er ſich auf einen andern, und als er an demſelben herabgeſtiegen war, ſprang er ins Gebüſch, wo ihn unſere Leute gleich nachher aus den Augen verloren. Die Eingebornen haben eine ganz eigene Art von Beilen, an welchen ſcharfe Steine befeſtigt ſind, womit ſie

ebenfalls Kerben in die Bäume hauen, wie ich hie und da zu bemerken Gelegenheit hatte. Der Obriſt Paterſon, welcher ſich, während ſeines ziemlich langen Aufenthalts in Neu-Holland, nach Allem ſehr genau erkundigt hatte, und folglich die Sache, wovon hier die Rede iſt, am beſten beurtheilen konnte, verſicherte mir, daß ihm noch nie ein Wilder vorgekommen ſey, der ſich in aller und jeder Hinſicht vor den übrigen Neu-Holländern ſo ſehr ausgezeichnet habe, wie der oberwähnte. Der Leſer kann hieraus den Schluß machen, daß wir noch zur Zeit von den Urbewohnern der Gegenden bei Sidney eben ſo wenig eine vollſtändige Kenntniß beſitzen, wie von den daſigen Naturproducten. Der oberwähnte Buſchwilde gieng ſo nackt und bloß einher, wie er auf die Welt gekommen war, und hatte nicht einmal das Stück Holz im Naſenknorpel hängen, das ſeine Landsleute, nach dem Berichte des Obriſten Collins, für eine ihrer vorzüglichſten Zierden halten. Wenn es wirklich gegründet iſt, daß in der Schöpfung eine gewiſſe Verkettung exiſtirt, die bei dem Thiere ihren Anfang nimmt, und bei dem Menſchen ſich endigt, ſo weiß ich fürwahr nicht, ob ich dieſem Wilden, wenn ich ihn gehörig claſſificiren ſollte, ſeinen Platz unmittelbar über oder unter dem Affen anweiſen würde.

Ich ſchickte nun meinen Zimmermann nebſt einigen Arbeitern ans Land, und ließ zum Behufe der Kohlengräber, die in ihren Arbeiten ſtarke Fortſchritte machten, eine große geräumige Hütte bauen. Es vergieng faſt kein Tag, an welchem man nicht allerlei, und zum Theil

unbekanntes Geflügel brachte, und unter andern auch eine Art Kukuk. Dieſer Vogel iſt aber hier zu Lande viel gröſſer als in England, und er hat theils hellbraune, theils graue Federn, die durch einander gemiſcht ſind. Es giebt hier verſchiedene Gattungen Habichte; eine unter andern hält ſich an der Seeküſte auf, und friſſt weiter nichts als Fiſche. Der Geiſsmelker und die Schneppe werden hier ebenfalls gefunden. Vierfüſſige Thiere kamen uns wenige vor; das Beutelthier, das fliegende Eichhorn, die Katze, und noch ein Paar andere, dies war Alles, was wir ſahen. Fiſche von allerlei Art, ſind in Menge vorhanden; beſonders überaus groſſe und ſchmackhafte Meeräſchen. Auch fiengen wir eine Art (Juv fish), der ſechs und funfzig Pfund wog, und einen ganz vortrefflichen Geſchmack hatte. Da eine beträchtliche Anzahl ſolcher Fiſche aus dem Netz entwiſchte, ſo vermuthe ich, daſs ſie hier in Menge vorhanden ſind.

Den 28ſten Junius fuhren wir weiter ſtromaufwärts, und legten uns an einer Stelle, die ungefähr ſechs Meilen von der Einfahrt entfernt war, vor Anker. Mittlerweile beſchäftigte ſich Herr Bareillier damit, die Inſel aufzunehmen. Der Obriſt Paterſon, Doctor Harris und Herr Lewin, ein geſchickter Zeichner naturhiſtoriſcher Gegenſtände, welchen ich ſeit der Abfahrt des Schooners Franzes zu mir genommen hatte, machten gemeinſchaftliche Sache und giengen einige Meilen am Fluſſe hinauf, um den Lauf deſſelben zu unterſuchen, und das Land in Augenſchein zu nehmen.

In den daſigen Wäldern ſteht eine Menge leichtes Zimmerholz, auch wachſen daſelbſt eine groſse Anzahl Kohlbäume. Ich lieſs einige dieſer letztern fällen, um ihre Frucht zu verſuchen, und es kam mir vor, als ſchmecke ſie roh weit beſſer, als wenn ſie gekocht wird.

Den 4ten Julius kam unſer Waſſerboot zurück, und brachte ein Schreiben vom Obriſt Paterſon mit, welches aus dem Schank's-Walde, von der Viehtrift (Schank's Foreſt, Paſture-Plains) datirt war; denn ſo nannte er den Platz, welchen er ſich zum Hauptquartier auserſehen hatte, und die Strecke Weges, welche wir von unſerm Schiffe bis dahin zurückzulegen hatten, betrug nicht weniger als vierzig Meilen. Den 7ten Julius brach ich auf, um mit meinen Leuten zu ihm zu ſtoſsen, und Herr Bareillier war ebenfalls mit von der Partie. Es hatte den Tag hindurch ſo ſtark geregnet, daſs wir an der Stelle, wo wir des Abends unſer Zelt aufſchlugen, beinahe nicht im Stande waren, ein Feuer anzumachen. Des andern Morgens mit Tagesanbruch marſchirten wir weiter am Fluſs hinan. Auf beiden Seiten war das Land faſt überall eben, und nach dem Fluſſe zu ſchien es ſumpfig zu ſeyn; in der Ferne ſtellte es aber ſehr reizende Anſichten dar. Der Fluſs machte viele Krümmungen, und war an manchen Orten ſo breit wie die Themſe bei Kingſton. An den Bäumen zeigten ſich überall Spuren, daſs es von Zeit zu Zeit ſtark überſchwemmt wird; denn die Cedern (oder vielmehr die neu-holländiſchen Mahagony-Bäume) ſchienen bis zu der Höhe von vier-

zig bis funfzig Fuß unter Waſſer geſtanden zu haben. Ich vermuthe, daß in den benachbarten Gebirgen Seen ſind, welche dieſe Ueberſchwemmungen verurſachen. Die Ufer hatten zwar an manchen Stellen eine beträchtliche Höhe; aber dennoch ſchien der Fluß zu gewiſſen Zeiten darüber hinaus getreten zu ſeyn.

Wir landeten auf dieſer Tour an einer kleinen Bucht, giengen eine ziemliche Strecke Weges an derſelben hin, und kamen auf eine allmählich emporſteigende Anhöhe, die mit dem ſchönſten Graſe bewachſen war. Von dieſer Anhöhe hatten wir eine gränzenloſe Ausſicht über eine Ebene, welche gegen die Ueberſchwemmungen, die der Fluß verurſacht, vollkommen geſichert ſchien. Hier wäre, meines Erachtens, der ſchicklichſte Ort, wo man in der Folge eine Niederlaſſung anlegen könnte. Ich nannte die gedachte Anhöhe Mount Eperton, nach einem dem Herzoge von Bridgewater zugehörigen Landſitze gleiches Namens. Als der Abend herbei kam, vernahmen wir den Schall des Jägerhorns, und ſchloſſen hieraus, daß wir nicht weit mehr vom Hauptquartier des Obriſten Paterſon entfernt wären. Wir beantworteten vom Boot aus dieſes erfreuliche Signal mit demſelben Inſtrumente, und ehe es ganz Nacht ward, hatten wir uns mit einander vereinigt.

Der Obriſt hatte eine ganz hübſche Hütte aufführen laſſen, war auch ſo glücklich geweſen, einige ſchöne, noch zur Zeit wenig bekannte Vögel zu ſchießen. Es ſtehen hier eine Menge Cedern, die außerordentlich hoch

ſind. Die Arbeiter, welche dergleichen Bäume für den Colonie-Commiſſär, Herrn Palmer, fällten, hatten aus denſelben eine anſehnliche Quantität überaus ſchöner Bohlen geſchnitten. Obriſt Paterſon, Doctor Harris, Herr Bareillier und ich, wir fuhren nun noch dreißig Meilen stromaufwärts und kamen oftmals an Stellen, wo wir, der reißenden Strömung wegen, ausſteigen und unſere Boote nachſchleppen mußten. Noch zur Zeit war uns nicht ein einziger Wilder zu Geſicht gekommen, ob wir gleich hie und da Plätze ſahen, wo ſie ihre Speiſen zubereitet hatten. Jetzt ſpäheten wir zwar einen in einiger Entfernung aus, der aber, als wir uns ihm näherten, davon lief. Bald darauf kamen wir an die Stelle, die er ſo eben erſt verlaſſen hatte, und erblickten hier Fußtapfen von Kindern. Rings umher lagen eine Menge friſcher Auſterſchalen, von jener Gattung, welche man in England und Schottland die Pferdemuſchel (horse muscle) nennt, und die mitunter kleine Perlen enthalten.

Wir erſtiegen zwei Anhöhen, von welchen man das Land weit und breit überſehen konnte. Die eine nannte Obriſt Paterſon den Annenberg und die andere den Eliſabethenberg. Hier ſahen wir nun, daß wir uns hinter der hohen Bergreihe befanden, welche ſich längs der Küſte gegen Süden und Weſten erſtreckt. Auf der ſüdlichen Seite des Fluſſes war das Land hie und da von Lagunen unterbrochen, auf welchen Enten herumſchwammen, die aber ſo ſcheu waren, daß nur eine einzige zum Schuß kam. Dieſer Theil des Landes

ſchien nicht ganz von Einwohnern entblößt zu ſeyn, und wir wurden einen derſelben in der Ferne gewahr. Der Fluß hatte hier ſo viele Krümmungen, daß wir einen ganzen Tag hätten zubringen müſſen, um bis an eine Stelle zu fahren, die in gerader Linie nur vier bis fünf Meilen von uns entfernt war. Die Zeit, binnen welcher wir nach Sidney zurückreiſen ſollten, war größtentheils verfloſſen, und da die Strecke Land, welche man noch aufzunehmen hatte, nicht weniger als ſiebenzig Meilen betrug, ſo hielt ich es für das rathſamſte, meinen Marſch nicht weiter fortzuſetzen. Als wir daher am Fluſſe übernachtet hatten, giengen wir wieder an unſern allgemeinen Sammelplatz in den Schänk-Wald hinab, und machten hier Anſtalt zum Einſchiffen.

Des andern Morgens trennte ich mich vom Obriſten Paterſon und Herrn Mareillier, die ihre Meſſungen am Strome hinauf fortſetzten. Als wir auf demſelben hinabfuhren, begegneten uns mehrere Wilde in ihren Kanots, welchen wir im Vorbeifahren einige Stücke Schiffszwieback zuwarfen. In einigen dieſer Kanots ſahen wir Feuer, in andern eine gewiſſe Speiſe, welche die Wilden Cabra nennen, und die, ſo abſcheulich ſie ausſieht, demungeachtet keinen übeln Geſchmack hat, wenn ſie gehörig zubereitet wird. Der Cabra iſt eine Art Wurm, der im Holze erzeugt wird, das lange im Waſſer liegt. Ich wüßte mich keiner Gegend in der Welt zu erinnern, wo dieſe Würmer, ſowohl in ſalzigtem, als trinkbarem Waſſer, ſo fürchterliche Verhee-

rungen anrichten, wie hier. Sie werden außerordentlich groß und durchlöchern das Holz in kurzer Zeit dergeſtalt, daß es wie eine Honigſcheibe ausſieht. Sie beſtehen aus einer klebrigen Maſſe, die aber, wenn man ſie ans Feuer bringt, eine ſolche Conſiſtenz bekömmt, daß ſie dem Rückgratmark der Thiere gleicht. Wenn die Wilden kein Feuer bei der Hand haben, ſo eſſen ſie dieſe Würmer roh. Da in einem der gedachten Kanots verſchiedene ſolche Würmer am Feuer lagen, ſo entſchloß ich mich, auf Zureden meiner Leute, einen zu koſten, und ich muß geſtehen, daß er nicht übel ſchmeckte. Da der Hunger die Speiſen würzt, ſo kann man ſich wohl in Ermangelung einer beſſern Mahlzeit damit behelfen. Uebrigens darf ich nicht unbemerkt laſſen, daß die Neu-Holländer überhaupt keine Koſtverächter ſind und die ekelhafteſten Dinge gierig hinunterſchlucken.

Wir erblickten verſchiedene Wilde, die nicht weit von uns entfernt waren. Der eine betrachtete uns mit unverwandten Augen, und ſchien darauf Acht zu geben, ob wir uns nähern würden. Einer meiner Leute rief ihm zu, er ſolle ſtehen bleiben, wozu er auch anfangs entſchloſſen ſchien; endlich verſteckte er ſich aber hinter einen Baum, reckte bloß den Kopf nebſt den Schultern hervor, und drahte uns mit einem in der Hand habenden Fiſchpfeil. Als er aber ſahe, daß wir unbewaffnet ans Land ſtiegen, warf er ſeinen Muton (Fiſchpfeil) weg und kam mit ſchnellen Schritten auf uns los. Ich weiß nicht, wie es zugieng, (denn keiner von uns hatte ein Diſtinctionszeichen an ſich,) genug, er redete mich vor allen

ihm zuerſt an, ſtreifte ein kleines Netz, dergleichen die Weiber der Wilden aus den Haaren des Beutelthieres weben, von ſeiner Stirn ab, und band es mir um die meinige. Um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, zog ich mein Schnupftuch aus der Taſche und band es ihm um den Kopf. Hierüber bezeigte er ungemein viel Vergnügen, und von dieſem Augenblicke an waren wir die beſten Freunde. Ich invitirte ihn zu mir ins Boot und er nahm dieſe Einladung an. Kaum war er eingeſtiegen, als ihm vom jenſeitigen Ufer eine Menge Stimmen zuriefen. Wir ſtutzten; denn wir hatten nichts weniger vermuthet, als daß hier eine ſo große Anzahl von Wilden beiſammen wären. Mein neuer Bekannter beantwortete ihren Zuruf, und das Geſchrei hörte im Augenblicke auf. Ich vermuthe, daß ſeine Landsleute zu wiſſen verlangten, ob er vielleicht Etwas von uns zu befürchten habe, und daß ſie die Verſicherung des Gegentheils zufrieden ſtellte.

Unter Weges ſtieg ein Flug Enten auf. Ich befahl einem meiner Leute unter ſie zu feuern, und es gelang ihm, zwei Stück zu treffen. Unmöglich kann ich das Schrecken und Erſtaunen beſchreiben, das ſich in allen Geſichtszügen des Wilden malte, als er den Flintenknall hörte, und die beiden Enten in das Waſſer fallen ſah. Noch weit mehr erſtaunte er aber, als wir ihn an Bord unſers Schiffs brachten; denn Alles, was er hier ſah, kam ihm ſo wunderbar vor, daß er ganz auſſer ſich war, und gar nicht wußte, was er davon denken oder dazu ſagen ſollte. Während der ganzen Zeit,

daß er ſich bei uns an Bord befand, kam er nicht einen Augenblick von meiner Seite, und ſelbſt des Nachts wich er nicht von mir, ſondern legte ſich neben meine Schlafſtätte. Ich ſchenkte ihm eine kleine Streitaxt, worüber er vor Freuden ganz außer ſich war. Er nannte ſie ſehr nachdrucksvoll Mogo, und dies war das erſte Mal, daß ich dieſes Wort hörte. Er aß Alles, was wir ihm vorſetzten, nur kein Salz und keinen Senf. Branntwein und andere ſtarke Getränke ließ er unangerührt; aber vom Zucker war er ein ſehr großer Liebhaber. Er fand ein beſonderes Vergnügen daran, jedes Wort zu wiederholen, das wir ihm vorſagten, und war in jedem Betrachte weit gelehriger, als der Wilde, deſſen ich weiter oben erwähnte. Er war ein ältlicher Mann, nicht gar groß, aber gut gebaut. Seine Arme und Beine waren jedoch, nach Verhältniß ſeines ſchlanken ſchnurgeraden Körpers, zu lang. Da ſich mir eine Gelegenheit darbot, meinen Oberbootsmann in einem Boote an den Obriſten Paterſon zu ſenden, ſo trug ich ihm auf, meinen Neu-Holländer mit zu nehmen, und ihn an derſelben Stelle, wo wir ihn an Bord genommen hatten, wieder ans Land zu ſetzen, welches denn auch geſchah.

Als der Oberbootsmann des andern Tages zurück kam, wunderte er ſich nicht wenig, ſeinen Paſſagier wieder am Strande anzutreffen. Auf ſeine dringende Bitte nahm er ihn und einen jungen Burſchen, den er bei ſich hatte, und von welchem er ſich durchaus nicht trennen wollte, in ſein Boot, und brachte beide zu mir an Bord. Der junge Kerl ſchien ungefähr ſiebzehn Jahre alt zu

tern; ſeine Arme, Beine und Füße waren außerordentlich lang. Er gab mir zu verſtehen, daß er ebenfalls zum Beſitz einer Moga zu gelangen wünſche, und ich ward dadurch in der Vermuthung beſtärkt, daß ich einem gebornen Neu-Holländer kein angenehmeres Geſchenk machen könne. Unſer Zeichner, Herr Lewie, entwarf die Porträts dieſer beiden Wilden, und verſprach mir eine Copie davon; ich habe aber nach der Zeit weder Copie noch Original zu Geſicht bekommen. Unſer alter und neuer Bekannter blieben einen ganzen Tag bei uns an Bord, worauf ich beide an derſelben Stelle wieder ans Land ſetzen ließ, wo ſie ins Boot eingeſtiegen waren. Sie waren mutternackt, und freuten ſich ſehr, daß ſie Herr Lewie ſo gut getroffen hatte. Während der Zeit, daß er ſie abzeichnete, ließen ſie ſich jede Attitüde gefallen, in die er ſie verſetzte. Ueberhaupt iſt es ein Characterzug der Neu-Holländer, daß ſie ſich auf ihr äußeres Anſehen nicht wenig einbilden.

Den 19ten ſtieß der Obriſt Paterſon mit ſeinem ganzen Trupp zu uns. Er hatte einen Arm des Fluſſes beſichtigt, an welchem eine Art Flachs wuchs, von welchem er ſich in der Folge große Vortheile verſprach. Auch hatte er auf ſeinen Wanderungen allerlei ſeltene und noch zur Zeit gar nicht bekannte Pflanzen entdeckt, beſonders einige Spielarten des Farnkrauts. Um ſo mehr war es zu bedauern, daß er dieſer Reſultate ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe und ſeines mühſamen Nachforſchens in einem unglücklichen Augenblicke beraubt wurde. Sein Bedienter hatte ſich nämlich des Bündels,

worin dieſe Pflanzen zuſammengebunden waren, anſtatt eines Kopfkiſſens bedient, und es zu nahe an das Feuer gelegt. Es gerieth in Brand, und als er darüber erwachte, hatte er kaum noch ſo viel Zeit zu entſpringen, damit ihm die Flamme nicht in das Geſicht ſchlug. Der Obriſt beſitzt ungemeine Kenntniſſe in der Botanik und Naturgeſchichte. Sein artiges Betragen, und ſein Beſtreben, mir auf der kurzen Reiſe, welche wir mit einander machten, auf alle mögliche Art gefällig zu ſeyn, legen mir die Verbindlichkeit auf, ihm hiermit öffentlich meinen herzlichen Dank abzuſtatten.

Unſer Proviant gieng zu Ende, und da von Sidney kein Schiff hieher kam, ſo machten wir Anſtalt, wieder dahin zu reiſen. Ein kleines Etabliſſement für unſere Kohlengräber war nun zu Stande gebracht. Ich hatte ihnen eine gut eingerichtete Hütte erbauen laſſen, gab ihnen beim Abſchiede ein Boot und ein Fiſchnetz, hinterließ ihnen an Proviant ſo viel, als ich entbehren konnte, und verſah ſie noch überdies mit Gewehr, Munition und den benöthigten Werkzeugen. Den 22ſten Julius 1801 reiſten wir ab und den 25ſten kamen wir zu Sidney an, ohne daß uns auf dieſer dreitägigen Fahrt etwas Merkwürdiges begegnet wäre.

Ich will nunmehro dem Leſer über dieſe blühende Kolonie und deren Urbewohner einige Bemerkungen vorlegen, die er vielleicht nicht ganz unintereſſant finden wird.

Man weiß nunmehro mit völliger Gewißheit, daß

Neu-Süd-Wallis und Van Diemens Land durch eine Meerenge von einander abgeſondert ſind, da ich in vorliegender Reiſebeſchreibung auf die glaubwürdigſte Art dargethan habe, daß die Lady Nelſon das erſte Schiff war, welches von Europa durch jene Meerengè nach Port-Jackſon ſegelte.

Neu-Holland, welches zugleich Neu-Süd-Wallis in ſich begreift, iſt eine ſehr groſse Inſel, welche ſich von zehn bis faſt zu neun und dreißig Grad ſüdlicher Breite erſtreckt. Ihr ungeheurer Umfang macht, daß das Klima verſchiedener Art iſt, ſo daß die dereinſtigen Koloniſten freie Wahl haben, unter welchem ſie ſich nieder laſſen wollen. Es läßt ſich vermuthen, daß hier Alles gedeihet, was unter denſelben Graden nördlicher Breite erzeugt wird; als: Seide, Wein, Oel, Obſt, Getraide u. ſ. w. Es giebt hier mehrere eben ſo geräumige als ſichere Seehäven. Das Hornvieh, welches nunmehro wild in den Wäldern herumläuft, hat ſich ganz außerordentlich vermehrt. Zu wünſchen wäre, daß ſich die Schweine ebenfalls in die Wälder verlaufen hätten; denn da dieſe Thiere ſo außerordentlich fruchtbar ſind, ſo müßten jetzt eine Menge wilder Schweine auf dieſer Inſel vorhanden ſeyn. Die Schafe gedeihen hier ebenfalls, und das Garn, welches aus ihrer Wolle geſponnen wird, wenigſtens die Proben davon, welche wir mit nach England brachten, haben Beifall gefunden. Auch die Pferdezucht würde trefflich von ſtatten gehen; denn dieſe nützlichen Thiere haben ſich zeither außerordentlich vermehrt. Färbematerialien ſind in

Menge vorhanden, und beſonders wird am Hunt[…] Strome viel Gelbholz gefällt. Eiſen findet man [in] der Gegend bei Sidney und anderwärts. Der w[ohl]thätige Einfluß der Luft in Neu-Süd-Wallis z[eigt] ſich beſonders an den hieher transportirten Verbrech[ern,] die in kurzer Zeit ſowohl an Kräften, als äußerm [An]ſehen gewinnen und Kinder zeugen, die ebenfalls f[riſch] und geſund ſind. Die Pockenkrankheit, dieſe fürch[ter]liche Landplage, welche ſowohl auf dem Vorgebi[rge] der guten Hoffnung, als in anderen europäiſc[hen] Niederlaſſungen, ſo entſetzliche Verheerungen angeric[htet] hat, iſt noch zur Zeit in Neu-Süd-Wallis [gar] nicht bekannt. Vom Einimpfen derſelben iſt folg[lich] noch nie die Rede geweſen, und wenn über kurz o[der] lang die Vaccination hier eingeführt wird, ſo hat m[an] von dieſem Uebel vollends gar nichts zu fürchten. Ueb[ri]gens habe ich bereits im Vorhergehenden gezeigt, [daß] ich hier verſchiedene Wilde ſah, welche blatternarb[ige] Geſichter hatten, und nichts iſt gewiſſer, als daß e[ine] Krankheit unter ihnen herrſcht, die mit den Pocken Ae[hn]lichkeit hat. Ferner muß ich noch anmerken, daß ſie [für] dieſe Krankheit eine eigene Benennung haben, wodu[rch] ſie dieſelbe von allen anderen Hautausſchlägen unte[r]ſcheiden. Man brachte einen damit behafteten Wilde[n] in das Spital, der zwar keinen Europäer, wohl aber einen afrikaniſchen Neger damit anſteckte, welcher daran ſtarb.

In ſofern hier von den Neu-Holländern die Rede iſt, muß ich mich auf das Werk des Obriſten

Collins beziehen, der von den Sitten und Gebräuchen dieſer Wilden die zuverläſſigſten Nachrichten ertheilt. Meine Bemerkungen über die Urbewohner von Neu-Holland werden ſich folglich nur ſo weit erſtrecken, als ihre Sitten und Gebräuche mit denen, welche man bei anderen wilden Völkerſchaften antrifft, übereinſtimmen.

Der Urbewohner von Neu-Holland lebt noch ganz in ſeinem rohen Naturzuſtande, und geht, ſowohl im Sommer als Winter, mutternackt einher. Er kennet keine andern Bedürfniſſe, als die, welche er überhaupt mit allen Thieren gemein hat, nämlich Hunger und Schlaf, und das eine wie das andere zu befriedigen, fällt ihm nicht ſchwer. Erde, Waſſer und Luft gewähren ihm Alles, was er zu ſeiner Nahrung bedarf, und einen Ruheplatz findet er überall, wo er ihn ſucht. Die Anſtrengung, womit er ſich ſeinen täglichen Unterhalt verſchaffen muß, und ſeine einfache Lebensart, verſchaffen ihm zu jeder Stunde einen geſunden erquickenden Schlaf. Er hat ſodann weiter nichts nöthig, als daß er ſich einen Platz wählt, wo das längſte und trockenſte Gras wächſt, und einen Baum, der ihn mit ſeinen Zweigen beſchattet. So lebt er, wenn er allein die Wälder durchſtreicht; bleibt er aber bei ſeiner Horde daheim, ſo zündet er ein Feuer an, legt ſich ganz gemächlich daneben, und verhält ſich in ſeiner aus einigen Baumzweigen geflochtenen Hütte ganz ruhig, indeß der Sturm über ſeinem Haupte tobt.

Da der Wilde dieſe einförmige Lebensart von ei-

nem Tage zum andern, Jahr aus Jahr ein, ununterbrochen fortſetzt, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſein Ideenvorrath ſehr gering ſeyn müſſe, und da er hiernächſt wenig Veranlaſſung hat, ſie andern mitzutheilen, oder dieſelben genauer zu unterſuchen, ſo iſt auch ſeine Sprache ſehr arm, und nur auf eine kleine Anzahl Worte beſchränkt, die er, je nachdem ihm von Zeit zu Zeit ein neuer Gegenſtand vorkömmt, leicht gegen andere vertauſcht. Sonach darf man ſich nicht darüber wundern, daß die Neu-Holländer keine beſtimmte und nach gewiſſen Regeln eingerichtete Sprache reden, ſo auffallend es übrigens iſt, daß ſie oftmals nur eine ganz kleine Strecke von einander wohnen, und dennoch, wenn ſie von ungefähr zuſammenkommen, ſich nur mit Mühe verſtändigen können. Man wird ſich erinnern, daß ich verſchiedene Beiſpiele dieſer Art angeführt habe.

Da die Begriffe dieſer Menſchen äußerſt beſchränkt ſind, ſo muß es natürlicherweiſe ihre Erfindungskraft und ihr Vorſtellungsvermögen ebenfalls ſeyn. Der Grund hievon iſt lediglich darin zu ſuchen, daß der Neu-Holländer wenig oder gar keine Veranlaſſung hat, über Etwas nachzudenken. Er ſieht in einem reinen ſpiegelhellen Fluſſe einen Fiſch vorüberſchwimmen, und kömmt ſogleich auf den Einfall, ihn vermittelſt eines Steinwurfs, oder eines ſpitzigen Inſtruments, zu tödten. Die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß der Fiſch vor dem Schatten des Steins erſchrickt und ſo behend iſt, daß er entwiſcht bevor er ihn trifft; er zieht daher das ſpitzige Inſtrument zu dieſem Behuf vor, und führt ein ſolches

überall bei ſich. Es beſteht aus einem dünnen Stabe, welchen er aus dem leichteſten Holze ſchnitzt, das er nur auftreiben kann, und der faſt ſo geſtaltet iſt, wie unſere Harpune. Sein Speer, an deſſen unterſtem Ende er einen zugeſpitzten Feuerſtein, oder eine Auſterſchaale befeſtigt, iſt die Waffe, womit er ſich gegen jeden feindlichen Angriff vertheidigt, und zugleich das Werkzeug, womit er Vögel tödtet. Dieſe beiden Inſtrumente verſchaffen ihm Alles, deſſen er zur Leibes Nahrung und Nothdurft benöthigt iſt. Gelangt er nun vollends, entweder durch ſeine eigene Geſchicklichkeit, oder weil er ſie zum Geſchenk erhält, oder durch das Recht der Erbfolge, zum Beſitz einer Mogo, oder eines Beils, das aus einem ſcharfgemachten Feuerſtein beſteht, und einen rauhen ungehobelten Stiel hat, ſo bleibt ihm nichts weiter zu wünſchen übrig. Mit Beihülfe ſeiner Mogo klimmt er die ſtärkſten und höchſten Bäume hinan, pflückt ihre Früchte, nimmt wilden Honig aus, oder fängt Eichhörner. Er haut Baumzweige damit ab, wenn er ſich eine Hütte bauen will, oder wirft ſie mit vieler Geſchicklichkeit nach einem Beutelthiere, oder Kängaru, und iſt er ſo glücklich, eines dieſer Thiere zu erlegen, ſo gewähret ihm daſſelbe ein köſtliches Mahl. Indeß iſt nicht zu läugnen, daß ſie auch Fiſchſpeere und Wurfſpieße verfertigen, die zum Beweis dienen, daß ſie allerdings einige Geſchicklichkeit beſitzen. Sie bedienen ſich auch der Fiſchangel.

Die Grundſätze der Billigkeit und Gerechtigkeit ſind kurz, einfach und faßlich. Das Geſetz iſt dem Natur-

menſchen, oder, wie wir ihn gewöhnlich zu nennen pflegen, dem Wilden, ins Herz geſchrieben. Nur in dem verwirrten und verwickelten Zuſtande des geſelligen Lebens hat eine gewiſſe Menſchenklaſſe die Digeſten, Pandecten und Gloſſarien nöthig. Der Neu-Holländer bedarf derſelben nicht; er iſt dafür bekannt, daß er Jedem mit möglichſter Unparteilichkeit, Recht und Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wenn, zum Beiſpiel, ein Kanot muthwilligerweiſe beſchädigt wird, ſo weiß er den Schadenerſatz ſo richtig zu beſtimmen, daß ſelbſt der Sachverſtändige Europäer darüber in Verwunderung geräth. Wenn einer ſeiner Anverwandten oder Freunde boshafter Weiſe, oder durch Meuchelmord, um das Leben gebracht wird, ſo ahndet er dieſes Verbrechen nicht ſelten durch die Todesſtrafe.

Der Neu-Holländer hat von Natur einen ſanften gutmüthigen Character, und verhält ſich ganz ruhig, wenn man ihn nicht beleidigt und gegen ſich aufbringt. Uebrigens fehlt es ihm keineswegs an Muth, und er weiß mit ſeiner Keule, ſo wie mit Schild und Speer, ſehr geſchickt umzugehen. Zur Ehre der Koloniſten in Neu-Süd-Wallis, darf ich jedoch nicht unbemerkt laſſen, daß ſich dieſelben gegen die daſigen Wilden nie die geringſte Grauſamkeit oder Bedrückung erlaubten; im Gegentheil gaben ſie ſich alle erdenkliche Mühe, ihnen das Leben angenehm zu machen, ſie, wenn es irgend möglich wäre, zu civiliſiren und aus dem rohen Naturzuſtande emporzuheben. Welch ein Contraſt zwiſchen dieſem Betragen und jenem der Spanier als ſie in Südamerika die erſten Kolonieen anlegten!

Das Gemüth des Menſchen, ſo lange er ſich im Stande der Natur befindet, ſcheint die tabula rasa der Philoſophen zu ſeyn; es iſt noch nicht durch Erziehung verpfuſcht, und nimmt daher, gleich dem reinſten und weichſten Wachſe, jeden Eindruck an, den es hernach nicht leicht wieder ſchwinden läßt. Bei ſo bewandten Umſtänden iſt wohl nichts natürlicher, als daß die Sitten der Koloniſten in Neu-Süd-Wallis, die ſo ganz von jenen der Neu-Holländer verſchieden ſind, die Bewunderung dieſer Wilden erregen, und ſie zur Nachahmung reizen. Daſſelbe hat man auch unter den Urbewohnern von Otaheite und andern in der Südſee vorhandenen Inſeln bemerkt. Aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, läßt ſich der Trieb, Alles nachzuäffen, welcher den Neu-Holländern durchgehends eigen iſt, erklären. Ich muß geſtehen, daß ſie dieſes Talent in einem ſehr hohen Grade beſitzen. Sie ahmen den Gang, die Geberden, kurz die kleinſten Umſtände, wodurch ſich ein Menſch von dem andern unterſcheidet, im Nu auf eine treffende Weiſe nach. Die Frauensperſonen beſitzen dieſes Talent ebenfalls, wenden es aber bloß auf Perſonen ihres Geſchlechtes an. Eine gewiſſe Neu-Holländerin ſtellte mir alle Damen, mit welchen ich Bekanntſchaft hatte, nach dem Leben dar. Es koſtete mir jedoch einige Mühe, ehe ich ſie überreden konnte, von ihrem Talent Gebrauch zu machen. Allem Vermuthen nach mußte ſie bemerkt haben, daß es die Damen ſehr übel nehmen, wenn ſie auf dieſe Art öffentlich zur Schau geſtellt werden.

Syrach ſagt, der Herr hat den Arzt erſchaffen; ingleichen: der Herr läßt die Arzneien aus der Erden wachſen. Dieſe Textesworte ſind jedoch heutiges Tages nur noch auf den Naturmenſchen anwendbar, der, wenn er von einer Krankheit befallen wird, ſein eigener Arzt iſt, und ſeine Arznei überall gleich bei der Hand hat.

In Fällen, wo der Neu-Holländer verwundet wird, oder eine Quetſchung davon trägt, beſteht ſeine Kur darin, daß er, ſo viel es ihm möglich iſt, der Ruhe zu genießen ſucht. Wird er von einer Schlange gebiſſen, ſo unterbindet er den leidenden Theil, drückt die Wunde zuſammen, und ſaugt das Blut, ſomit auch das Gift, aus. Empfindet er mehr als eine gewöhnliche Ermattung, ſo reibt er ſich die Gliedmaßen, und beſchmiert ſie über und über mit Speichel. Dieſer Gebrauch, welcher unter ſeinen Landsleuten allgemein eingeführt iſt, verfehlt ſeines Zwecks ſelten oder nie. Nimmt er eine Amputation vor, ſo unterbindet er, wie ich bereits an einem andern Orte gezeigt habe, das Glied, welches er vom Körper abſondern will. Uebrigens fehlt es bei den Neu-Holländern, wie überhaupt bei allen Wilden, auch nicht an Leuten, die ſich für Zauberer, Wahrſager und Hexenmeiſter ausgeben.

In Betreff der Polizeiverfaſſung von Neu-Süd-Wallis habe ich wenig zu ſagen. Ueberhaupt iſt es wohl am beſten, man ſchweigt, wenn ſich von einer Sache nicht viel Rühmliches ſagen läßt. Und geſetzt

auch, ich wollte mich über Dinge dieſer Art erklären, ſo wäre dies eben ſo viel, als wenn ich mich ohne Compaß und Steuerruder in See wagte. Wie magſt Du Dich erdreuſten, würde man vielleicht fragen, Dich mit Dingen zu befaſſen, wovon Du als Seemann durchaus nichts verſtehſt? Nein, das ſey fern von mir! Indeß kann ich, als ein ächter Britte, nicht bergen, daß ich ganz außerordentlich viel auf die Jury's halte, weil dieſe das ſicherſte Bollwerk der brittiſchen Freiheit ſind. Um ſo mehr that es mir leid, daß ich in den Proceduren der Gerichtshöfe in Neu-Süd-Wallis nicht das Allermindeſte entdecken konnte, was mit jener Veranſtaltung einige Aehnlichkeit hat. Indeß kann ich mir leicht vorſtellen, was man hierauf antworten wird. Die Niederlaſſung, wird man ſagen, iſt noch in ihren erſten Anfängen; ſie beſteht aus einer ganz eigenen Art Koloniſten, aus Leuten, die ſich der Rechte verluſtig gemacht haben, welche jedem guten Unterthan zuſtehen, und denen man folglich nicht über den Weg trauen darf; es iſt daher die Pflicht einer gut eingerichteten Polizei, ihnen beſtändig mit der Zuchtruthe zu drohen, und dieſes kann auf keine andere Art geſchehen, als vermittelſt eines ſummariſchen Verfahrens, ſo daß die Strafe dem Vergehen gleichſam auf dem Fuße nachfolgt, und der Verbrecher keine Zeit hat, ihr durch die Flucht zu entgehen; da übrigens, welches freilich nicht zu läugnen iſt, die Verbrecher nicht von einerlei Art ſind, ſo wird man, wenn ihre Anzahl mehr zugenommen hat, und das Land ſtärker bevölkert iſt, Bedacht darauf nehmen, ein Syſtem der Jurisprudenz einzuführen, das dem in Eng-

land gebräuchlichem gleich kömmt. Das gebe der Him-
mel, damit dieſes Land dereinſt in den blühenden Zu-
ſtand verſetzt werde, welchen es, allem Anſehen nach
erreichen kann! Denn ich bin feſt überzeugt, daſs es ganz
dazu geeignet iſt, allen Koloniſten ohne Ausnahme ein
glückliches und zufriedenes Leben zu gewähren; ſobald
es ihnen nicht an innerer Empfänglichkeit fehlt.

Da nun der Hauptzweck meiner Reiſe nach Neu-
Süd-Wallis, wie man aus vorſtehender Erzählung
zur Genüge erſehen haben wird, erreicht war, und ich
kein Mittel ſah, mich gegen immerwährende Kränkun-
gen und fehlgeſchlagene Erwartungen in Sicherheit zu
ſetzen, ſo nahm ich mir vor, dieſes Land mit der erſten
beſten Gelegenheit, welche ſich mir darbieten würde, zu
verlaſſen. Dieſe zeigte ſich mir bei der Abſendung eines
Schiffs, welches eine Ladung Kohlen und Holz an Bord
nahm, und über Kap Horn nach dem Vorgebir-
ge der guten Hoffnung ſegeln ſollte.

Dieſes Schiff war eine alte ſpaniſche Brigg, die
ein Wallfiſchfänger an der Küſte von Peru genommen,
und nach Port-Jackſon geſchickt hatte. Man nannte
daſſelbe, zu Ehren der Gemahlin des Gouverneurs
King, die Anna Joſepha. Es fehlte nicht an Leu-
ten, die mich von meinem Vorhaben auf alle Art abzu-
ſchrecken ſuchten, indem ſie mir vorſtellten, daſs dieſes
Schiff zu der bevorſtehenden Reiſe ganz untauglich ſey.
Ich war aber ganz anderer Meinung, nachdem ich Alles
reiflich überdacht und erwogen hatte. Die gedachte
Brigg beſtand aus ſehr ſtarkem und gut zuſammengefüg-

am Holzwerke, das ich ſehr genau unterſucht hatte, als ſie auf der Seite lag. Sie war zwar auf den Grund geſtoßen und leck geworden; es hatte aber nicht viel zu bedeuten. Ueberdies hatte ich auf der Fahrt nach Neu-Seeland noch immer Zeit genug, darauf Acht zu geben, ob viel oder wenig Waſſer eindringe. Auch hatten wir bei dieſer ſchönen Jahreszeit höchſt wahrſcheinlich günſtigen Wind zu erwarten. Da hiernächſt andere kein Bedenken trugen, ſich und ihr Eigenthum dieſem Schiffe zu vertrauen, ſo durfte ich mich um ſo weniger abſchrecken laſſen, am Bord deſſelben die projectirte Reiſe zu machen; denn, im Fall es an dem Orte ſeiner Beſtimmung glücklich anlangte, hatte ich in der zweifachen Eigenſchaft, als Seemann und Offizier, Schimpf und Schande davon zu erwarten. Ueberhaupt konnte mir es nicht auf die entfernteſte Art einfallen, mit den Leuten, die mir den voreiligen Rath gaben, daß ich mit der Anna Joſepha nicht abreiſen ſolle, einerlei Meinung zu ſeyn. Hatten ſie doch das Schiff Lady Nelſon ebenfalls für untauglich erklärt, und dennoch hatte ich alle Urſache, mit dieſem ganz vortrefflichen Segler zufrieden zu ſeyn.

Der Gouverneur King war einſtmals Willens, die Brigg Norfolk, um Kap Horn herum, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu ſenden, und ich erbot mich, dieſelbe Fahrt in der Lady Nelſon zu machen. Er ward aber nachher wieder anderen Sinnes, und keines von beiden Schiffen wurde abgeſchickt.

Ob man mich nun gleich auf alle mögliche Art von dem Vorhaben, mit dem obenerwähnten ſpaniſchen Schiffe unter Segel zu gehen, abſchrecken wollte, ſo wurde mir doch nicht der mindeſte Antrag gemacht, der mich allenfalls hätte bewegen können, meinen Aufenthalt zu verlängern; und als ich den Wunſch äußerte, in dem Schiffe Cornwallis über Oſtindien nach Hauſe zu reiſen, wendete man alle erdenkliche Mittel an, die Ausführung meines Vorhabens zu verhindern.

Zur Zeit meiner herannahenden Abreiſe, litt die Kolonie in Neu-Süd-Wallis großen Mangel an Lebensmitteln. Wenn man Brod haben wollte, ſo mußte man es gegen eben ſo viel Waizen eintauſchen, als es werth war! Bei ſo bewandten Umſtänden, war das erſte und unentbehrlichſte Lebensbedürfniß ſchlechterdings nicht für Geld zu bekommen. So klug und weiſe die Ergreifung dieſer Maaßregel ſeyn mochte, ſo war es doch gewiß äußerſt hart, daß ich mich derſelben ebenfalls fügen mußte, da mir mein kurzer Aufenthalt in der daſigen Kolonie nicht erlaubt hatte, mich mit einem hinlänglichen Vorrath an Waizen zu verſehen. Ein Zentner Brod und ein Zentner Schweinefleiſch war Alles, was ich zu meinem benöthigten Mundvorrath verlangte. Branntwein, Thee und Zucker konnte ich für Geld haben, da dieſe Waarenartikel in der Kolonie überflüſſig vorhanden waren. Glücklicherweiſe bekam ich auch Schweinefleiſch zu kaufen. Was das Brod anlangt, ſo muß ich hier nochmals dem Commiſſarius, Herrn Palmer, meinen herzlichen Dank dafür erſtatten; denn als

der-

derſelbe von meiner Verlegenheit hörte, überſchickte er mir ſogleich einen Sack (bag) voll Brod, ohne das mindeſte dafür anzunehmen. Herr Robert Campbell hatte ebenfalls die Güte, mich mit verſchiedenen Bedürfniſſen zu verſehen, und das nämliche that auch der Sekretär des Gouverneurs Herr Chapman. Der Gouverneur ſelbſt war damals krank, und dieſer Umſtand erlaubte mir nicht, mich unmittelbar an ihn zu wenden. Noch muß ich bei dieſer Gelegenheit die beſondere Güte und Gaſtfreundſchaft rühmen, welche mir der Judge Advocate, Herr Atkins, erzeigte, und deren ich mich jederzeit dankbar erinnern werde.

Nachdem ich mich ſeit dem 22. Julius hier aufgehalten hatte, ſegelte ich den 9. November 1801 von da ab, lief am Bord der Anna Joſepha ohne widrigen Zufall in Port-Jackſon ein, und ſagte dieſem Lande das Lebewohl.

Die Fahrt von Port-Jackſon um das Kap Horn herum, iſt ſo gewöhnlich, und ſo allgemein bekannt, daß ich nicht ein Wort darüber verlieren mag. Wir gelangten in kurzer Zeit auf die ſüdliche Seite von Neu-Seeland, legten bei dem Kap Horn um, und ſteuerten nordwärts nach den Inſeln De Fonzos. Kap Horn iſt ein hoher ſteiler Felſen, bei welchem, und zwar ein wenig nordwärts, noch zwei andere ſenkrechte Felſen ſtehen, die beinahe wie Säulen geſtaltet ſind. Da wir, des widrigen Windes wegen, nicht durch die Le-Maire's-Straße ſegeln konnten, ſo hielten

wir uns an die ſüdliche Seite von Staaten-Land. Wir hatten uns vorgenommen, an den Falklands-Inſeln anzulegen, und lieſen daher den 21. Jan. 1802 in die Hope-Bai ein, die von anderen der kleine Weſtſpitzen-Haven genannt wird, und in welcher wir uns vor Anker legten. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß wir ſowohl das Kap Horn, als auch die Falklands-Inſeln auf Arrowſmith's Charte ganz richtig angegeben fanden. Der eben erwähnte Haven heißt auf derſelben die Hope-Bai; von den Seeleuten aber, die gewöhnlich hier einlaufen, wird er die Weſtſpitze (West Point) genannt.

Die Falklands-Inſeln ſind bereits von anderen Reiſenden, deren Aufenthalt daſelbſt von längerer Dauer war, als der unſrige, und die folglich dieſelben genauer in Augenſchein nehmen konnten, ausführlich beſchrieben worden. Ich will daher nur noch anmerken, daß ſie für Seefahrer, die eine weite Reiſe machen müſſen, eine ſehr bequeme Lage haben, um hier ans Land zu gehen, und ihren Mundvorrath zu ergänzen, wenn derſelbe, wie es bei uns der Fall war, nicht mehr zureichen will.

Der Boden auf dieſen Inſeln iſt locker, und es wächſt eine Art ſtarkes Gras darauf, das unter der Benennung Fulsack bekannt iſt. Wenn man die Wurzeln dieſes Graſes anzündet, ſo brennen ſie geraume Zeit fort, wenn es auch noch ſo ſtark regnet. Bauholz ſah ich hier wenig, und ſogar das Buſchholz

ſchien ziemlich ſelten zu ſeyn. Auch gab es hier wenig Singvögel, wohl aber eine ungeheure Menge Gänſe und Pinguins.

Der Pinguin wird dem größten Theile meiner Leſer wahrſcheinlich bekannt ſeyn. Er hat ſo kurze Flügel, daß er ſich nicht in die Luft ſchwingen kann; deſto ſchneller läuft er aber, und ſeine Flügel ſind ihm behülflich, aufrecht einherzugehen. Er gräbt ſich ein Loch in die Erde, worin er ſchläft. Alle Morgen ziehen dieſe Vögel Schaarenweiſe aus, um ihre Nahrung zu ſuchen, und nicht eher als am ſpäten Abend kommen ſie zurück, um ſich zur Ruhe zu begeben. An dem Platze, wo ſie ſchlafen, ſteht allemal einer Schildwache. Nähert man ſich ihm, ſo macht er Lärm, und ſobald man ſich eine beträchtliche Strecke entfernt hat, kehrt er wieder auf ſeinen Poſten zurück.

Die Gänſe hatten ganz vortreffliches Fleiſch, und nicht den mindeſten Fiſchgeſchmack; welches davon herrührt, daß ſie hier nichts als Gras und Seeneſſeln freſſen. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß wir keinen Anſtand nahmen, ſie uns ſchmecken zu laſſen. Sie waren gar nicht ſcheu, und wir konnten ganz nahe zu ihnen hingehen, ehe ſie ſich entfernten, und auch dann nahmen ſie ſich Zeit dazu. Einige brachten wir lebendig mit auf das Vorgebürge der guten Hoffnung. Der Ganſer iſt ſehr leicht von der Gans zu unterſcheiden; erſterer hat ganz weiße Federn, letztere aber ſchwarze und weiße. Dieſe Gänſe waren während unſeres daſigen Aufenthalts

unſer einziges Nahrungsmittel; auch tödteten wir einige hundert Stück, und nahmen ſie mit. In Ermangelung derſelben hätten wir verhungern müſſen. Die Art und Weiſe, wie wir ſie aufbewahrten, war folgende: wir ſchlitzten ſie von oben her auf, wuſchen ſie tüchtig in Seewaſſer, beſtreueten ſie mit Steinſalz, und ließen ſie an der Luft völlig austrocknen. Hierauf packten wir ſie in Fäſſer, und thaten eine hinlängliche Quantität Salz dazwiſchen, damit ſie während der Reiſe nicht in Fäulniß geriethen.

Wir fanden auf dieſen Inſeln eine Menge Sellery, den vermuthlich einige Seefahrer hier angepflanzt hatten. Dieſe Pflanze war uns ſehr willkommen, und wir ermangelten nicht, ſie am Bord unſers Schiffs in beträchtlicher Quantität zu verſpeiſen. Ihre antiſcorbutiſchen Eigenſchaften ſind eben ſo bekannt, als der Nutzen, welchen ſie gewährt, wenn ſie als ein Küchengemüſe zubereitet wird.

Wir trafen hier ein amerikaniſches Schiff von Nantucket an, genannt der Waſhington. Der Befehlshaber deſſelben, Namens Jedediah Fitz, war ſo gütig, uns eine kleine Quantität Brod verabfolgen zu laſſen; eine Gefälligkeit, für welche wir ihm deſto mehr Dank ſchuldig waren, da er mit einer Ladung Seekälberfelle nach China zu reiſen gedachte, und folglich eine langwierige Fahrt vor ſich hatte. Von ihm erfuhren wir, die amerikaniſchen Seefahrer hätten die Entdeckung gemacht, daß die Kartoffeln, wenn man ſie

roh äße, ein kräftiges Mittel gegen den Schaarbock wären, weshalb die daſigen Wallfiſchfänger, ſo oft ſie in See giengen, allemal eine beträchtliche Quantität derſelben mitnähmen. Da er, wie alle Seefahrer, die hier vor Anker gehen, ein Gartenland angelegt hatte, ſo brachte er mir einige friſch ausgegrabene Kartoffeln, und erſuchte mich, ſie zu koſten, indem er mir mit gutem Beiſpiel vorgieng. Ich that es; und ich muß ſagen, daß andere Arzneimittel bei weitem nicht ſo gut ſchmecken. Er ließ die jungen Blätter des gemeinen Sauerampfers auf eben die Art abbrühen, wie Kohl, und aß ſie als Zugemüſe; jene Blätter aber, die unmittelbar an der Blattrippe ſitzen, ließ er abpflücken, weil ſelbige, ſeiner Verſicherung zu Folge, als ein Purgiermittel wirken. Sellery aß er nicht; denn er war der Meinung, der Sauerampfer ſey geſünder. Als ich bei ihm auf ſeinem Schiffe ſpeiſte, ließ er von letzterem eine Schüſſel voll auftragen, und ich muß geſtehen, daß dieſes Gericht gar keinen übeln Geſchmack hatte.

Einige meiner Leute hatten, vermuthlich aus Muthwillen, das Gras in Brand geſteckt, und die Flamme griff im Augenblick mit ſolcher Wuth um ſich, daß unſere Bemühungen, ſie zu tilgen, vergebens waren. Ungeachtet daß es zwei Tage nach einander ziemlich ſtark regnete, ward das Feuer doch nicht gelöſcht. Da jetzt gerade die Zeit war, in welcher die Vögel ihre Eier ausbrüten, ſo kann man leicht denken, was für eine Menge Gänſe, Pinguins und anderes Geflügel, durch dieſen unverantwortlichen Muthwillen zu Grunde gerichtet

wurden. Dies ſchmerzte mich um ſo mehr, da es vielleicht anderen Reiſenden, die eben ſo, wie wir, in der Abſicht hier anlegen, ihrem Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen, zum größten Nachtheil gereichen kann.

Die Felſen ſind hier ſo ſchlüpfrig, daß auf denſelben beinahe nicht fortzukommen iſt, wenn man nicht ſogenannte Mockaſons anzieht; eine Art Sandalen, die aus Seekälberfellen, oder anderem weichen Leder, verfertigt werden, und die Stelle unſerer gewöhnlichen Schuhe vertreten. Da ich unterlaſſen hatte, mich hierdurch gegen das Ausglitſchen zu ſichern, ſo wäre mir beinahe ein großes Unglück widerfahren. Ich that nämlich, als ich einen Flug Gänſe verfolgte, einen Fall, und meine geladene Flinte gieng los. Zugleich faßte das Pulverhorn, welches ich unter dem Arm hängen hatte, Feuer, und zerſprang mit einem entſetzlichen Knall; denn es war eins der gewöhnlichen Schiffs-Pulverhörner, und enthielt beinahe ein Pfund Pulver. Glücklicher Weiſe ward ich weiter nicht beſchädigt, als daß mir die Hände ein wenig verbrannt und die Haare verſengt wurden.

Unſere geſammte Mannſchaft war nun wieder völlig bei Kräften. Nicht ein einziger von unſeren Leuten hatte einen Anfall vom Scharbock gehabt, ob ſie gleich ſchlecht verköſtigt wurden, und faſt keinen trockenen Faden auf dem Leibe hatten, da eine Menge Waſſer ins Schiff drang, und ſie immer an den Pumpen arbeiten mußten. Einigemal ward mir angſt und bange, daß

eine Krankheit unter ihnen einreißen möchte. Um dieſes zu verhindern, ſorgte ich dafür, daß ſie, ſo viel wie möglich, von untenher immer rein und trocken waren, und ſich oft umkleideten. Dieſen Vorſichtsregeln und der nöthigen Bewegung an den Schiffspumpen, ſchreibe ich es hauptſächlich zu, daß ſie bei guter Geſundheit blieben. Und da hiernächſt das Räuchern ungemein viel dazu beiträgt, die Stickluft zu verbeſſern, welche ſich zwiſchen den Verdecken ſammelt, ſo bin ich der Meinung, daß das Tabakrauchen ebenfalls ſeinen guten Nutzen hat. Ich würde daher den Matroſen anrathen, lieber Tabak zu rauchen, als welchen zu kauen.

Da nun Alles zu unſerer Abfahrt in Bereitſchaft war, ſo verließen wir am 27ſten Januar die Falklands-Inſeln, um nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu ſegeln. Anfänglich hatten wir günſtigen Wind, bei der Inſel des Triſtan da Cunha ſetzte er ſich aber um, und nun überfielen uns Windſtillen, die von der Hälfte des Februar bis zu Ende des Märzmonates anhielten. Dies war ein fürchterlich langer Zeitraum. Gott wolle verhüten, daß ich dergleichen nie wieder erlebe!

Wir hatten darauf gerechnet, daß wir das Vorgebirge der guten Hoffnung in den erſten Tagen des Monates März erreichen würden. Gerade um dieſe Zeit giengen unſere Lebensmittel zu Ende, und zu noch größerem Unglücke waren unſere Waſſertonnen zerlechzet, ſo daß ein Theil unſers Trinkwaſſers verloren

gieng. Man wird ſich erinnern, daß wir bei unſ[erer] Abfahrt von Port-Jackſon kaum nothdürftig mit B[...] verſehen waren. Zu Ende des Februar hatten wir unſ[ern] Proviant ganz aufgezehrt, und ich ſelbſt war nur n[och] mit einem einzigen Schiffszwieback verſehen. Allein [zu] eben der Zeit, wo wir keine andere Ausſicht hatt[en], als vor Hunger und Durſt umzukommen, wurden w[ir] zum Theil wenigſtens, wieder erquickt.

Das erſte Schiff, welches uns begegnete, war ein[e] engliſche Brigg. Sie gehörte einem angeſehenen Manne, der mir, während meiner Anweſenheit auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, viele Gefälligkeiten erzeigt hatte, und ſich zufälliger Weiſe an Bord befand. Der Schiffscapitän Atkins, und der eben erwähnte Herr, welcher ſich Houghton nennet, und unter der Firma Houghton und Compagnie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ſehr anſehnliche Geſchäfte macht, ſchickten uns Verſchiedenes an Bord, das in der Lage, worin wir uns befanden, einen ganz unſchätzbaren Werth für uns hatte. Sie machten mir das Anerbieten mich mitzunehmen; ich lehnte ſolches aber ab, da ich das Kap binnen wenig Tagen zu erreichen hoffte. Nur allzu bald hatte ich aber Urſache, es ſehr zu bereuen, daß ich ihren Vorſchlag nicht angenommen hatte.

Die Windſtille hielt an, und es kam in kurzer Zeit wieder ſo weit mit uns, daß wir unſer Leben kaum nothdürftig erhalten konnten. Unſer Waſſervorrath

war

uns gänzlich erſchöpft, und der Mangel deſſelben ſetzte uns, da wir ſehr warmes Wetter hatten, in die peinlichſte Verlegenheit. Oft lief ich ſo lange auf dem Verdeck hin und her, bis ich nicht mehr auf den Beinen ſtehen konnte, und dies verſchaffte mir wenigſtens den Vortheil, daß ich, des brennenden Durſtes ungeachtet, gleich einſchlief. Jetzt lernte ich einſehen, wie wenig der Menſch bedarf, und daß ſelbſt dieſes Wenige eine wahre Wohlthat für ihn iſt, wenn ihm der Genuß deſſelben zu Theil wird.

Zum größten Glück kam uns endlich ein amerikaniſches Schiff zu Geſicht. Es war von Newbury-Port nach dem Kap beſtimmt, und hieß der Ozean. Der Befehlshaber deſſelben, welcher ſich Dalton nannte, ſchickte uns eine Quantität Brod und Fleiſch an Bord, um wenigſtens unſern dringendſten Bedürfniſſen abzuhelfen. Da er ſchon ſeit geraumer Zeit in See und ebenfalls von Windſtillen überfallen worden war, ſo hatte er ſelbſt kaum noch ſo viel Trinkwaſſer, als er nothdürftig brauchte; aber auch davon ließ er uns mit der größten Bereitwilligkeit ſo viel zukommen, als er entbehren konnte.

Ich willigte in den Vorſchlag des Kapitän Dalton, mich in ſeinem Schiffe mit auf das Vorgebirge der guten Hoffnung zu nehmen; denn ob wir gleich noch zur Zeit kein Land ſahen, ſo konnten wir doch, wenn uns der Wind günſtig war, in Zeit von zwei Mal vier und zwanzig Stunden die Tafelbai zu Geſicht be-

kommen. Wir behielten aber, nach wie vor, windſtilles Wetter, welches noch zehn Tage lang anhielt. Während dieſer Zeit trieben wir nordwärts nach der Saldannah-Bai zu, und die Anna Joſepha erhielt vom Capitän Dalton abermals thätige Beihülfe und Unterſtützung. Sogar die Seekälber ſchienen an der Todesſtille, die in der Natur herrſchte, Theil zu nehmen. Sie ſchliefen ganz ruhig auf der ſpiegelglatten Oberfläche des Meeres. Die Mannſchaft der Anna Joſepha tödtete mehrere derſelben mit Beihülfe der Harpune, und hatte dieſem Umſtande größtentheils die Erhaltung ihres Lebens zu danken.

Endlich erblickten wir Land, und nach Verlauf von fünf Stunden liefen beide Schiffe mit einem günſtigen Winde in die Saldannah-Bai ein. Die Anna Joſepha war genöthigt, ſogleich ihr Boot auszuſezzen, um ſich, wo möglich, mit Waſſer zu verſorgen. Den 29ſten März erhob ſich ein friſcher Wind, mit welchem das Schiff, an deſſen Bord ich mich befand, nach der Tafelbai ſegelte, wo es den erſten April 1802 vor Anker gieng. Zwei Tage nachher, traf die Anna Joſepha hier ebenfalls ein, nachdem ſie unter Weges einen Mann verloren hatte, der in einer Art von Heißhunger etwas aß, das ihm den Tod zuzog.

Da ich mehrere Monate lang mit eben ſo elenden, als ſpärlichen Nahrungsmitteln hatte vorlieb nehmen müſſen, ſo war ich äuſerſt entkräftet und abgezehrt. Jetzt, da ich mich am Lande befand, und gut verköſtiget

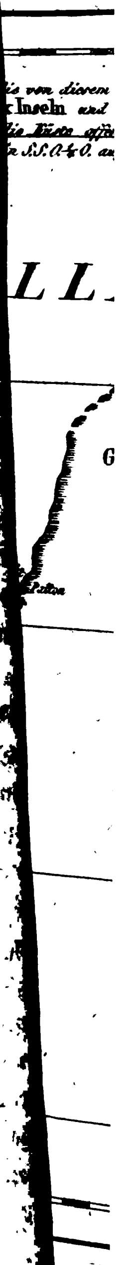
wurde, bekam ich Magenſchmerzen, die mit Schwindel und Mangel an Eßluſt vereinbaret waren. Indeß kam ich bald wieder zu Kräften, meine Krankheit verlor ſich, und ich ward ohne den Gebrauch der Arzneimittel völlig wieder hergeſtellt. Mit Vergünſtigung des Admirals Curtis, begab ich mich den 12ten April an Bord des königlichen Schiffs Imperieuſe, mit welchem ich nach England zurück reiſte. Begierig ergreife ich dieſe Gelegenheit, dem Befehlshaber dieſes Schiffs, Capitän Rowley, und ſeinen ſämmtlichen Officieren für die Freundſchaft und Güte, welche ſie mir auf unſerer eben ſo angenehmen als glücklichen Fahrt erwieſen, meinen verbindlichſten Dank abzuſtatten.

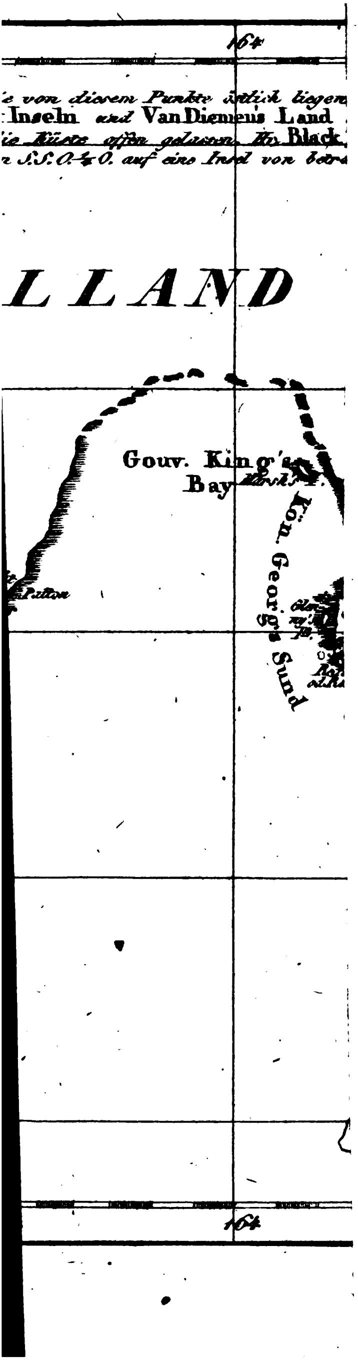
Die Tonne Kohlen, wovon die Anna Joſepha in Neu-Süd-Wallis Ladung an Bord genommen, und ſie auf dem Kap zum Verkauf ausgeboten hatte, ward daſelbſt mit ſechs und dreißig Reichsthalern bezahlt. Die Schiffſparren fanden zwar, wegen der unlängſt eingetroffenen Friedensnachrichten, nicht ſogleich Abgang; unfehlbar wird man ſie aber ebenfalls um einen guten Preiß los werden.

So verhielt es ſich mit meiner Reiſe, als ich die Welt umſchiffte! Ich vollendete den größten Theil derſelben in Fahrzeugen, die von gewiſſen Menſchen, welche man für competente Richter hielt, in den übeln Ruf gebracht waren, als wenn ſie hiezu ganz untauglich wären. So lange ich auf der Lady Nelſon das Commando führte, gieng nicht ein einziger Mann verlo-

ren, und bei ihrer Ankunft zu Port-Ja
ſie eben ſo wenig am Schiffsrumpfe, als a
Segeln, oder Tauwerk, den mindeſten S
litten. Beweiſes genug, daß ſie ein überaus
tes Schiff war.

Sollte ich ſo glücklich geweſen ſeyn, mein
und Vaterlande einen kleinen Dienſt geleiſtet
ſo wird es mich freuen. Ich hatte Schwierigk
Hinderniſſe zu beſeitigen, von welchen ſich nur
einen Begriff machen können, die ſich in ähnliche
niſſen befunden haben. Mein kleines Schiff
bei ſeiner Abfahrt die üble Nachrede, als we
der bevorſtehenden Reiſe nicht tauglich ſey; u
nachdem es dieſelbe glücklich vollendet hatte, ſ
ihm bei weitem nicht das Lob bei, welches ihm n
ner unmaßgeblichen Meinung gebührt. Kurz,
offenherzig geſtehen, daß ich bei dieſer Reiſe m
und meine Ehre auf das Spiel ſetzte.




164
von diesem Punkte östlich liegen
Inseln und Van Diemen's Land
Küste offen gelassen. Hr. Black
S.S.O.¼O. auf eine Insel von
LLAND
Gouv. King's Bay
Kön. Georgs Sund
Patton
164

ſchreibung

der

Inſel

Helena.

Nach

noſtiſchen Beſchaffenheit und Bildung,

nebſt

on dem Klima, der Naturgeſchichte und
den Bewohnern derſelben.

---

em Engliſchen.

Mit einigen Anmerkungen
herausgegeben
von
F. Ehrmann.

Mit einem Kupfer.

Weimar,
des F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoirs
1807.

Vorerinnerung

des teutſchen Herausgebers.

Der in mehr als einer Rückſicht merkwürdigen vorzüglich für die Schiffahrt wichtigen brittiſch-niſchen Inſel St. Helena im äthiopiſchen e, hatten wir bisher noch keine beſondere ein- Beſchreibung, ſondern bloß mehr oder minder Nachrichten in Reiſebeſchreibungen, deren Ver-r im Vorbeiſegeln hier anlegten, und ſelten über Paar Tage auf dieſer Inſel verweilten, ſo haben z. B. kurze Berichte von derſelben in Cook's, rſter's, Makintoſh's, Langſtedt's, ry de St. Vincent's und Anderer Reiſen lten, die, ſo ſchätzbar ſie auch ſeyn mögen, doch en des kurzen Aufenthaltes ihrer Verfaſſer unmög- ganz befriedigend ſeyn können.

Um ſo angenehmer mußte es dem Geographie-eunde ſeyn, als voriges Jahr eine beſondere Be-

ſchreibung dieſer Inſel in England erſchien, un
Titel:

A Description of the Island of *St. He*
containing observations on its sin
structure and formation and an accou
its climate, natural history and inh
tants. London 1805, XXIV. u. 239 S
in kl. 8.

Der Verfaſſer, der ſein Werkchen den D
toren der engliſch-oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft
dicirte, nannte ſich nicht; wir kennen ihn daher a
nicht; ſeine Beſchreibung beweiſt jedoch, daß er
lange genug auf dieſer Inſel aufgehalten habe,
ſie genau kennen zu lernen, und daß er ein auf
ſamer Beobachter iſt.

Das Weitere ſagt er ſelbſt in ſeiner hier üb
ſetzt folgenden Vorrede.

Die Ueberſetzung iſt mit der erforderlichen Tr
ausgearbeitet, und von dem Herausgeber ſind einige
Anmerkungen und Zuſätze beigefügt worden, die hof
fentlich den teutſchen Leſern nicht unangenehm ſeyn
werden.

T. F. Ehrmann.

Vorrede des Verfaſſers.

Gewöhnlich liegen die Inſeln, die wir kennen, in der Nähe eines Continents, oder doch nicht weit von anderen Inſeln entfernt, und verrathen durch die Aehnlichkeit ihrer inneren Beſchaffenheit und ihrer Geſtalt, ſo wie ihres Bodens und ihrer Producte, ihren gemeinſchaftlichen Urſprung. Aber es giebt doch auch einige andere, bei welchen es unverkennbar iſt, daß ſie gleichſam aus einer ganz verſchiedenen und eigenen Werkſtätte der Natur hervorgegangen, und die wahrſcheinlich von einer neueren

Bildung ſind, und entweder in der Nähe andrer Länder, oder außer aller Verbindung mit dieſen, und gleichſam iſolirt in den fernſten und unbeſuchteſten Gegenden des Oceans liegen. Zu dieſen letzteren nun, gehört die Inſel St. Helena, die ſowohl in Anſehung ihrer ganz beſonderen Geſtalt, als auch ihrer Lage, vielleicht eine der ſonderbarſten und außerordentlichſten derſelben iſt. Noch kein Beobachter hat dieſe wilde und einſame Maſſe, von einem ſo ungewöhnlichen und auffallenden Bau, und die ſich ſo wunderbar mitten aus den Wellen erhebt, ohne Bewunderung und Erſtaunen betrachten können. Aber dennoch weiß man nur ſehr wenig von ihr, und ſie iſt bis jetzt noch nicht ſo, wie ſie es wohl verdiente, beſchrieben, obgleich ſeit ihrer erſten Entdeckung durch einen portugieſiſchen Seefahrer *), der ſie auf ſeiner Rückkehr aus Indien fand, bereits drei Jahrhunderte verfloſſen ſind. Es läßt ſich da-

*) Den Admiral Don João da nova Galego.

D. H.

[erw]arten, daß ein Verſuch, eine genaue Be[ſchrei]bung dieſer außerordentlichen Inſel und ihrer [Eig]enthümlichkeiten, ſo wie ihres Klimas und ihrer [Pr]odukte zu geben, nicht ungünſtig werde aufgenommen werden.

Vielleicht werden einige Leſer die Beſchreibung der Felſen- und Erdſchichten, die auf den folgenden Blättern enthalten iſt, zu detaillirt finden, indeß ſie Andere für zu unvollſtändig erklären werden, weil ſie einige chemiſche und mineralogiſche Erörterungen dabei vermiſſen werden. Den erſteren weiß der Verfaſſer nichts weiter zu antworten, als daß es ihm unmöglich war, eine richtige und genaue Beſchreibung ſeines Gegenſtandes, ohne jene Details, zu geben, und er muß ſie daher bitten, die Beſchreibung der Felſen zu überſchlagen, und ſich an die auf ſie folgenden Nachrichten zu halten, die ſie, wie er wenigſtens hofft, anziehender finden werden. Den Wünſchen der zweiten Claſſe von Leſern, die übrigens ſelten zahlreich zu ſeyn pflegt, würde er ſehr

gern entſprochen haben, wenn es ihm Zeit und Gelegenheit möglich gemacht hätten, es wirklich thun zu können. Denn, abgerechnet, daß er durchaus nicht mit den, zu Untersuchungen der Art erforderlichen Hülfsmitteln verſehen war, mußte er auch beſorgen, daß er, wenn er ſeine Zeit, die ihm ſehr ſparſam zugemeſſen war, auf eine genauere Unterſuchung jener Punkte verwendet hätte, nicht würde im Stande geweſen ſeyn, ſeine Aufmerkſamkeit den größeren Gegenſtänden und Anſichten zu widmen, die ihn ſo vorzüglich an ſich zogen, und ihm ſo viel Vergnügen gewährten, und von denen ſeinen Leſern, wenigſtens ein ſchwaches Bild zu entwerfen, er ſich in der folgenden Abhandlung bemüht hat.

Es iſt wohl möglich, daß es denen, die künftig dieſe Inſel beſuchen, nicht ſogleich gelingt, in ihrem Bau und ihrer Beſchaffenheit alle die Ordnung und Regelmäßigkeit zu finden, die ihr in der folgenden Beſchreibung beigelegt wird, zumal da beim erſten Anblicke, und beſonders, wenn man bloß

einer flüchtigen Ueberſicht einiger Theile derſelben Gelegenheit hat, der Charakter der Inſel Verwirrung und Unregelmäßigkeit zu ſeyn ſcheint. Aber dagegen befürchtet der Verfaſſer auch nicht, daß diejenigen, welche dieſe Inſel mit Sorgfalt und Muſe unterſuchen, ſeine Beſchreibungen unrichtig finden werden; und nur ſolche Perſonen ſind im Stande, die Genauigkeit und Treue der folgenden Nachrichten zu würdigen, die, ſo mangelhaft ſie auch immer noch ſeyn mögen, doch erſt nach einer genauen und anhaltenden Unterſuchung des Gegenſtandes niedergeſchrieben worden ſind.

Dem Verſuche, die beſchriebenen Erſcheinungen zu erklären, liegen einige Schlüſſe zum Grunde, die vielleicht kühn und gewagt ſcheinen möchten, ob ſie gleich nicht übereilt, und nicht ohne reifliche Ueberlegung gemacht worden ſind. So mag uns wohl die Vorſtellung von Strömen einer geſchmolzenen und brennenden Maſſe, die mit Gewalt durch die Spalten einer Inſel emporgeſtoßen worden, und auf

derſelben in ſenkrechte Felſenkegel und ausge[illegible] Felſenketten erſtarret, unglaublich vorkommen [illegible] wir nicht Zeugen ſolcher außerordentlichen Wir[illegible] gen der Natur waren; aber wenn es der Ver[illegible] nicht erlaubt ſeyn ſollte, mit ihren Folgerungen [illegible] Bezug auf das, was geweſen iſt, oder ſeyn [illegible] über den engen Kreis unſerer Erfahrungen hin[illegible] zu gehen, ſo ſtände zu befürchten, daß kein [illegible] der Einrichtung der Erde jemals könnte aufgekl[illegible] werden, da jede Fußesbreite des Grundes, den [illegible] betreten, Veränderungen und Revolutionen erfah[illegible] hat, die wir, als ſie erfolgten, nicht geſehen haben, mögen auch unſere Vernunftſchlüſſe und Konjecturen über die Art, wie ſie bewirkt wurden, ſeyn, welche ſie wollen. Wenn man den Bau und die äußere Geſtalt der Inſel, die hier beſchrieben werden ſoll, und die ſonderbare Anordnung ihrer felſigen und vulkaniſchen Theile betrachtet, ſo ſcheint es unmög- lich nicht den Schluß machen zu müſſen, daß, ſchon in einer ſehr frühen Epoche, unterirdiſche Operatio- nen von einer außerordentlicheren Art, als alle dieje-

... die wir je in ihren Wirkungen beobachteten, ... Mittelpunkt des äthiopiſchen Meeres erſchüttert ... zerrüttet haben müſſen; daß auch dieſe Inſel ... irgend eine ſolche gewaltſame Anſtrengung der ...eitenden Natur gebildet wurde, und daß man ... gleichſam bloß als ein Wrak betrachten kann, das ... dem Kampfe und durch die Wuth eines ihrer ...widerſtehlichſten Elemente mitten unter den Wellen ...rückgelaſſen wurde. Ob nun gleich die Kraft und ...irkſamkeit jener unterirdiſchen Kräfte die ſie her... ...gebracht, ſich längſt ſelbſt aufgerieben hat, und ...ſchwunden iſt, ſo haben ſie doch der Inſel ſo ...iefe und bleibende Spuren ihrer Entſtehung durch Feuer aufgedrückt, daß wir dadurch gewiſſermaßen in den Stand geſetzt worden ſind, jene Operationen, die dieſe außerordentliche Maſſe aus dem Grunde der Meereswellen emporgehoben, in der Ordnung und Reihe, in der ſie auf einander gefolgt, zu bemerken und zu bezeichnen.

Der vulkaniſche Urſprung der Baſalte iſt von

mehreren Geognoſten in Zweifel gezogen w[illegible]
Vielleicht wirft die Darſtellung der Art, wie ſi[illegible]
ſer Stein auf St. Helena findet, wo er in a[illegible]
ſelnden Schichten mit Lava, Kohlen und vergl[illegible]
Steinen, und zwiſchen den Lagern einer hochr[illegible]
vulkaniſchen Erde und von Thon vorkömmt, ei[illegible]
Licht über dieſen Gegenſtand. Das, wodurch [illegible]
dieſe Inſel in geognoſtiſcher Rückſicht vor an[illegible]
Ländern der Art beſonders auszeichnet, und [illegible]
ihren vulkaniſchen und unterirdiſchen Urſprung, [illegible]
welchem die Hand der Natur ihr ſo tiefe und una[illegible]
löſchliche Spuren eingedrückt hat, beſonders auff[illegible]
lend beweiſt, ſind die vielen horizontalen Baſaltlager
und die ungeheuern vertikal-ſtreichenden Schichten
von Felſentrümmern, die ſich von dem Fuße bis zu
dem Gipfel quer durch das Ganze hinziehen, und
die ſelbſt ſo unverkennbare Spuren davon, daß ſie
im Feuer geweſen, an ſich tragen, daß es ſchwer
wird, ſie noch als von den vulkaniſchen Maſſen, mit
denen ſie ſo innig vermiſcht und verbunden ſind, ver-
ſchieden betrachten zu können.

Möge aber auch die Entſcheidung über dieſen Punkt ausfallen wie ſie wolle, ſo hoffe ich doch die meiſten meiner Leſer durch die Nachrichten von dem Klima dieſer Inſel, das ſich ſo ganz beſonders vor dem anderer Länder auszeichnet, zu befriedigen, indem ſie unter dem ſechzehnten Grade der ſüdlichen Breite, und dem ſiebenten Grade weſtlicher Länge und beinahe in dem Mittelpunkte eines ungeheuren Oceans liegt, und daher andere Länder auf die Beſchaffenheit ihrer Jahreszeiten keinen Einfluß äußern, oder ſie modificiren können. Es giebt in der That wahrſcheinlich nur ſehr wenig Inſeln in der Welt, deren innerer Bau und deren Lage ſo außerordentlich wären, als es in Bezug auf St. Helena der Fall iſt, und das Klima derſelben gehört nicht zu ihren unbedeutendſten Eigenthümlichkeiten. Es thut daher dem Verfaſſer beſonders auch deswegen leid, daß ſein Aufenthalt daſelbſt nicht länger gedauert hat, weil er im entgegengeſetzten Falle durch längere Beobachtungen würde in den

mehreren Geognoſten in Zweifel gezogen wo[illegible] Vielleicht wirft die Darſtellung der Art, wie ſi[illegible] ſer Stein auf St. Helena findet, wo er in ab[illegible] ſelnden Schichten mit Lava, Kohlen und vergl[illegible] Steinen, und zwiſchen den Lagern einer hochro[illegible] vulkaniſchen Erde und von Thon vorkömmt, ein[illegible] Licht über dieſen Gegenſtand. Das, wodurch [illegible] dieſe Inſel in geognoſtiſcher Rückſicht vor and[illegible] Ländern der Art beſonders auszeichnet, und [illegible] ihren vulkaniſchen und unterirdiſchen Urſprung, [illegible] welchem die Hand der Natur ihr ſo tiefe und una[illegible] löſchliche Spuren eingedrückt hat, beſonders auff[illegible] lend beweiſt, ſind die vielen horizontalen Baſaltlager und die ungeheuern vertikal-ſtreichenden Schichten von Felſentrümmern, die ſich von dem Fuße bis zu dem Gipfel quer durch das Ganze hinziehen, und die ſelbſt ſo unverkennbare Spuren davon, daß ſie im Feuer geweſen, an ſich tragen, daß es ſchwer wird, ſie noch als von den vulkaniſchen Maſſen, mit denen ſie ſo innig vermiſcht und verbunden ſind, verſchieden betrachten zu können.

Möge aber auch die Entſcheidung über dieſen Punkt ausfallen wie ſie wolle, ſo hoffe ich doch die meiſten meiner Leſer durch die Nachrichten von dem Klima dieſer Inſel, das ſich ſo ganz beſonders vor dem anderer Länder auszeichnet, zu befriedigen, indem ſie unter dem ſechzehnten Grade der ſüdlichen Breite, und dem ſiebenten Grade weſtlicher Länge und beinahe in dem Mittelpunkte eines ungeheuren Oceans liegt, und daher andere Länder auf die Beſchaffenheit ihrer Jahreszeiten keinen Einfluß äußern, oder ſie modificiren können. Es giebt in der That wahrſcheinlich nur ſehr wenig Inſeln in der Welt, deren innerer Bau und deren Lage ſo außerordentlich wären, als es in Bezug auf St. Helena der Fall iſt, und das Klima derſelben gehört nicht zu ihren unbedeutendſten Eigenthümlichkeiten. Es thut daher dem Verfaſſer beſonders auch deswegen leid, daß ſein Aufenthalt daſelbſt nicht länger gedauert hat, weil er im entgegengeſetzten Falle durch längere Beobachtungen würde in den

Stand geſetzt worden ſeyn, vollſtändigere und [illegible] ſtimmnere Aufklärungen über dieſen Theil ſeines [illegible] genſtandes zu geben. Vielleicht ſind mehrere D[illegible] von Wichtigkeit nicht zu ſeiner Kenntniß gelangt, [illegible] wie es auch wieder ſeyn kann, daß er über ein[illegible] Punkte, in Anſehung deren er ſich auf das Zeug[illegible] anderer verlaſſen mußte, falſch unterrichtet worden [illegible]. Dagegen würde ihn freilich ein längerer Aufenth[illegible] geſichert haben; indeſſen hat er doch, ſo viel [illegible] ihm ein Aufenthalt von fünf Wochen, und [illegible] Mangel von vorhandenen Schriften über dieſe Inſ[illegible] geſtattet hat, ſorgfältig unterſucht und geſammel[illegible]. Was den letzteren Punkt betrifft, ſo hat man überhaupt nur wenig Nachrichten von dieſer Inſel, und die ihrer erwähnen, thun es nur ſehr unvollſtändig, ob ſie gleich von mehreren Gelehrten, die ſehr wohl im Stande geweſen wären, die Wißbegierde zu befriedigen, und von denen ſich wegen ihrer bequemen Lage für aſtronomiſche Beobachtungen einige ziemlich lange auf ihr aufgehalten haben, iſt beſucht worden.

Einer der höchſten ihrer Berge führt bis jetzt noch den Namen des berühmten Halley, der ſein Teleſkop auf demſelben aufſtellte, um die Geſtirne der ſüdlichen Halbkugel zu beobachten, und auch andere Aſtronomen haben ſich auf derſelben verweilt, und es wäre gewiß ſolcher Männer, die zu gelehrten Miſſionen gebraucht werden, möchte nun Aſtronomie, oder Botanik oder Mineralogie der unmittelbare Gegenſtand derſelben ſeyn, nicht unwürdig, wenigſtens einen kleinen Theil Ihrer Zeit und ihrer Aufmerkſamkeit, auf die Erſcheinungen dieſes höchſt beſonderen Klimas zu verwenden, und dieſe Erſcheinungen uns ſo mitzutheilen, wie ſie ſich ihnen darſtellen. Von allem was der Verfaſſer Gelegenheit gehabt, ſelbſt zu beobachten, ſo wie von dem, was er bei anderen über dieſen Gegenſtand finden konnte, theilt er hier ſeinen Leſern die Reſultate mit, nachdem er vorher alles ſorgfältig geordnet, und durch eine Vergleichung mit dem Klima von Indien zu erklären und zu erläutern geſucht hat. Dieſe Verglei-

chung aber mit dieſem intereſſanten Lande, er[illegible] ſich auch noch auf andere Gegenſtände ſeiner Ab[illegible]lung, und er fürchtet nicht, daß ſie als unſch[illegible] und fremdartig möchte erklärt werden.

Beſchreibung
der
Inſel
St. Helena.

Beſchreibung
der
Inſel
St. Helena.

Erſtes Kapitel.

Lage und allgemeine Anſicht der Inſel. — Beſchreibung ihrer Erdſchichten und vulkaniſchen Erſcheinungen.

Die Inſel Sankt Helena liegt in dem ſüdlichen Theile des atlantiſchen Oceans, den man das äthiopiſche Meer benannt hat, ohngefähr tauſend engl. (200 geogr.) Meilen ſüdlich von dem Aequator und beinahe eben ſo weit von der weſtlichen Küſte von Africa. Die Anſicht, die ſie gewährt, wenn man ſie zuerſt und aus der Ferne erblickt, iſt die eines blauen Berges, der an ſeinem Fuße uneben und abgedachet erſcheint, von ſeiner Mitte an aber, die man wegen der Ausdünſtungen die ſie umhüllen, weniger deutlich erkennen kann, ſich ſehr hoch erhebet. Da die Inſel ſo hoch über das Meer emporſteigt und die At-

mosphäre die ſie umgiebt, ſo rein iſt, ſo kann man ſie ſchon aus einer Entfernung von 70 bis 80 engl. (14 bis 16 geogr.) Meilen ſehen und der Horizont, der in dieſer milden und gemäßigten Gegend des äthiopiſchen Meeres gewöhnlich hell und glänzend iſt, oder in welchem doch nur helle und lockere Wolken ſchwimmen, bekömmt über dieſem gebirgigen Lande ein dunkleres und dichteres Anſehen, indem ſich ein langer Streif von Dünſten und Nebel nach dem unter dem Winde liegenden Theile der Inſel hinzieht. Dieſe letztere Erſcheinung hat ihren Grund in dem Einfluſſe des höher liegenden Theiles auf die Ausdünſtungen, die von dem Südoſtpaſſatwinde, der hier beinahe das ganze Jahr hindurch weht, hinweg geführt werden. Je näher man nun der Inſel kömmt, deſto ungleicher und zertheilter wird das Land und ſcheint nun bloß ein unregelmäßiger Haufen von zerriſſenen Felſen und Hügeln zu ſeyn, die auf einmal und ſenkrecht von dem Ufer des Meeres aufſteigen, ſich bis zu einer großen Höhe erheben, und an verſchiedenen Stellen ungeheure herabhängende Klippen bilden, und durch enge Thäler oder vielmehr tiefe, unregelmäßige Schluchten von einander getrennt werden. Es kann nichts in der Natur geben, das einen unfruchtbareren und traurigeren Anblick darböte, als dieſe Hügel und ihre Abſtürze, von dem Meere aus geſehen. Sie ſind ſchwarz, zerriſſen und bröckelig, und ohne eine Spur von einem Baume, einem Strauche oder einem grünen Raſen und die wilde unwirthbare Anſicht der ganzen Inſel macht, daß die weit entfernte und einſame Lage derſelben, doppelt einſamer und traurig erſcheint.

Diejenigen Hügel, die an dem Meere liegen, ſchie-
nen ein wenig über das ſteinige Ufer der zwiſchen ihnen
und dieſem liegenden Thäler hervor, ſo daß die ganze
Küſte eine unregelmäßige, mit Krümmungen verſehene
Linie beſchreibt, die 28 engl. (5½ geogr.) Meilen im Um-
fange hat. Die größte Länge der Inſel beträgt zehn engl.
Meilen und ihre größte Breite ſechs bis ſieben engl. Mei-
len; die dem Meere am nächſten liegenden Berge haben
eine Höhe von acht bis zwölf, ja vierzehnhundert Fuß; die
im Inneren des Landes aber ſind viel höher und der Di-
anen-Pik, der höchſte Punkt der Bergkette, die von
Süd-Weſten nach Nordoſten läuft, liegt zweitauſend
ſechshundert und zwei und neunzig Fuß über der Fläche
des Meeres. Von dem Fuße dieſer inneren Gebirgskette,
von der ſich mehrere Pik's und hohe Gipfel mit ſehr ſtei-
len und jähen Abſtürzen erheben, und die einer das Land
durchſchneidenden Erhöhung gleicht, fallen die ſie umge-
benden Hügel, nach dem Meere zu ſich ſenkend, ab. Auch
fangen von hier die engen Thäler an, die ſich rund um-
her ausbreiten und die kleinen, ſie bewäſſernden Bäche,
entſpringen auf dieſen Höhen, die man, wenn man ih-
nen nahe kömmt, ſehr verſchieden von den an der Küſte
liegenden Hügeln findet, indem ſie mit dem ſchönſten Grün
bedeckt ſind.

Es iſt auffallend und ſonderbar, daß auf dieſer In-
ſel der gewöhnliche Lauf der Dinge ganz umgekehrt, in
Vergleichung mit anderen Ländern, iſt, indem ſich näm-
lich Fruchtbarkeit und Vegetation bloß in den höchſten Ge-
genden finden, und dagegen das Land, die Hügel eben

ſo wohl als die Thäler, in eben dem Verhältniſſe unfruchtbar wird, in welchem es ſich nach dem M abdacht. Die höchſten Gipfel und ihre ſteilen ſo wie die kleinſte Ausbiegung an ihren Seiten dadurch entſtehenden Vertiefungen, ſind mit der Vegetation bedeckt, indeß die niedrigeren Hügel Küſte und die meiſten zwiſchen ihnen liegenden nicht bloß nackt und unfruchtbar ſind, ſondern durch ihr lockeres bröckliches Gewebe und die hera ten Maſſen einen Anblick von Rauheit und Oede bieten, der ſchwer zu beſchreiben iſt, und den ſich nicht leicht vorſtellen kann, ohne ſie geſeh haben.

Man ſollte glauben, daß ein ſo nackter und unf barer, mitten in dem Oceane liegender Erdfleck me ſchickt ſey, von der Niederlaſſung auf demſelben abzu ken, als zu ihr einzuladen, und doch haben ſich die M gen Europens den Beſitz deſſelben ſtreitig gemacht, blo er einen Ueberfluß von vortrefflichem Waſſer hat, den ten einen bequemen Platz darbietet, um Erfriſchunge zunehmen und zur Zeit eines Krieges leicht in einen mi riſchen Poſten von großer Stärke und Wichtigkeit kann wandelt werden.

Die Inſel wurde zuerſt von den Portugieſen im Jahre 1508 entdeckt, die ihr, weil dies am 21 Ma welcher das Feſt der heiligen Helena iſt, geſchah, den Namen beilegten, den ſie noch jetzt führt. Im Jahre 16 legten die Engländer eine Niederlaſſung auf derſelben an,

[…] im Jahre 1673 nahmen ſie die Holländer durch Ueberrumpelung ein. In dem darauf folgenden Jahre wurde ſie jedoch von dem engliſchen Kapitän Munden mit allen auf der Rhede befindlichen holländiſchen Schiffen wieder genommen und ſeit der Zeit iſt ſie immer in dem Beſitze der Engliſch-Oſtindiſchen Kompagnie geblieben.

Die Geſchichte von Entdeckungen und Anlegung von Kolonieen iſt nur zu oft auch die Geſchichte ungerechter Unterdrückungen; die Geſchichte von Ländern, die man überzog, weil ſie reich und wichtig waren und von ihren Bewohnern, die man zu Sklaven machte oder ausrottete, weil ſie ſchwach waren. Glücklicher Weiſe aber hat die Niederlaſſung auf dieſer unfruchtbaren Inſel keine Gelegenheit dargeboten, das Verzeichniß der Verbrechen zu vermehren, die von den Entdeckern neuer Länder begangen worden ſind. Als man ſie fand, hatte ſie weder menſchliche Bewohner, noch Säugethiere und faſt gar keine Vögel. Denn, einige Arten von Seevögeln, die noch immer ihre Küſte umſchweben, und den Fregattenvogel und andere tropiſche Vögel, welche jährlich hieher kommen, um ihre Neſter in die Klippen zu bauen, ausgenommen, ſcheint keine andere Art den Weg durch die ungeheure Einöde des Oceans bis zu dieſer entfernten Inſel gefunden zu haben, die bloß an wenigen Stellen mit einigen einheimiſchen Geſträuchen und Pflanzen bedeckt war, deren Arten aber nicht zahlreich, ſo wie ſie überhaupt nicht ſehr häufig anzutreffen waren. Die Meerſchildkröte, die man aber jetzt viel ſeltner als ehemals

an dem Ufer findet, iſt vielleicht das einzige leb[illegible] Geſchöpf, das durch unſere Beſitzergreifung in [illegible] alten Wohnplatze beunruhiget wurde. Könnte [illegible] Menſch begnügen, indem er ſich die weiten Geb[illegible] Natur zueignet und unterwirft, die Bewohner [illegible] ſelben zu verbreiten und zu vervielfältigen, [illegible] der lebendigen Weſen und mit ihnen zugleich die [illegible] tel zu vermehren, welche zur Erhaltung und zur [illegible] heiterung des Lebens nöthig ſind, und wollte [illegible] wohlwollenden Abſichten zu erreichen ſuchen, ohne [illegible] dere zu beleidigen und Ungerechtigkeiten gegen [illegible] verüben, ſo würde er damit einen edeln Vorzug [illegible] tend machen, der dem Range, den er in der Schöpf[illegible] behauptet, zukömmt. Allein es iſt zu beklagen, [illegible] die Europäer den Ocean nur ſelten in der Abſicht d[illegible] ſchifft haben, um dieſe ſeltene Wohlthätigkeit zu [illegible] Wenn wir die neueſten Zeiten ausnehmen, ſo ſind [illegible] Entdeckungen, anſtatt daß dadurch die Wohlthaten [illegible] Natur weiter verbreitet und die Vortheile der Cul[illegible] entfernten Inſeln und ihren Bewohnern hätten mi[illegible] theilt werden ſollen, nur zu oft durch Raub und [illegible] gerechtigkeit bezeichnet worden. Es gewährt daher [illegible] nigſtens ein augenblickliches Vergnügen, ſeinen Blick [illegible] den ſchmerzerregenden Gemälden der auf den entge[illegible] geſetzten Küſten von America und Africa begang[illegible] Ungerechtigkeiten hinweg zu wenden und ihn auf einen einſamen und öden Erdfleck, der ohne Ungerechtigkeit in Beſitz genommen und verbeſſert worden, auf die Entſte-hung einer Niederlaſſung, durch welche kein lebendiges Weſen beeinträchtiget wurde und auf eine kleine Kolonie

zu erblicken, die in einer entfernten Inſel des äthiopiſchen Oceans, die Sprache Englands redet.

In einer ausführlichen Beſchreibung dieſer Inſel auch die Erwähnung einiger höchſtmerkwürdigen Spuren jener großen unterirrdiſchen Operationen zu finden die allmählig die Geſtalt der Erde verändert und die, da ſie unſichtbar in ihrem Innern wirken und bis zu unerforſchlichen Tiefen und Kanälen hinabgehen, dem menſchlichen Auge ihr Daſeyn bloß durch die auf ihren Oberfläche bemerkbaren Spuren ihrer verheerenden Gewalt, oder durch die Trümmer und Denkmäler der Zerſtörung verrathen, die ſie, wenn nun ihre Gewalt und ihre Wirkſamkeit ihr Ziel erreicht hat, zurücklaſſen, das dürfte wohl dem forſchenden Leſer nicht unangenehm ſeyn. Der ganze Bau und die Zuſammenſetzung der Inſel St. Helena ſcheint es nämlich zu beweiſen, daß ſie das Werk von unterirrdiſchem Feuer iſt, ob es gleich mehrere Erſcheinungen wahrſcheinlich machen, daß ihre Bildung in einem ſehr entfernten Zeitraume ſchon ſtatt gehabt, und daß die Urſachen, denen ſie ihren beſonderen Bau und ihre Erhebung über die Wellen verdankt, ſchon ſeit vielen Jahrhunderten aufgehört haben, wirkſam zu ſeyn. Aber ſo gewaltſam ſie auch immer ſelbſt bei ihren Arbeiten zu Werke gegangen und ſo ſchrecklich auch immer ihre Wirkungen auf die ſie umringenden Elemente geweſen ſeyn mögen, ſo findet ſich davon doch gegenwärtig keine Spur mehr auf der Inſel, ſondern ſie ſelbſt ſo wohl, als auch der ſie umgebende Ocean und die ſie umhüllende Atmosphäre hat eine ruhige Conſtitution

bekommen, die gegenwärtig durch keine gewaltſame Erſchütterung mehr geſtört wird. Die Zeit der Ruhe und Stille ſcheint hier auf eine lange Periode gewaltſamer Bewegung gefolgt zu ſeyn, und der alte Sitz vulkaniſcher Feuer und unterirrdiſcher Exploſionen, iſt zu einem feſten und gemäßigten Boden für Pflanzen und Thiere geworden. Indeſſen bemerkt man doch an ihr noch viel von der Rauhheit ihrer urſprünglichen Geſtalt und auch die Hand der Zeit hat ſo viele tiefe Spuren an ihr zurückgelaſſen, daß ihre Geſtalt davon die Anſicht einer ausgezeichneten Wildheit und Unregelmäßigkeit bekömmt. Aber dagegen iſt ihre auch ein höchſt heiteres, geſundes und ruhiges Clima zu Theil geworden und ihre hohe öde Küſte verbirgt denen, die ſich ihr nähern den Anblick vieler ſchönen grünenden Stellen und lieblichen Thäler, deren Farbe nur noch mehr durch die Dunkelheit und die Schrecken der ſie umgebenden nackten Hügel, gehoben wird.

Wenn man dieſe Hügel betrachtet, ſo iſt das erſte, was dem Beobachter auffällt, daß ſie aus mehreren Schichten und Lagern beſtehen, die von dem Fuße an, bis zu der Spitze übereinander liegen, denn alle die Maſſen, aus welchen dieſe Inſel zuſammengeſetzt iſt, beſtehen aus Schichten oder Lagern, die in Anſehung ihrer Mächtigkeit, ihrer Farbe und ihres Gewebes höchſt verſchieden ſind, und die, obgleich an vielen Stellen die Richtung die ſie nehmen, ſehr unregelmäßig iſt, im Allgemeinen bei ihrem tieferen Eindringen in den Hügel, in ſchiefer Richtung von dem Fuße deſſelben an, bis zu ſeiner Spitze.

aufzuſteigen ſcheinen. An den ſteileren Abſtürzen glei-chen die hervorſtehenden Schichten einer Reihe von Stufen, von denen einige vollkommen regelmäßig, andere aber eingezackt ſind. An den minder ſteilen Seiten, kann man dieſe Erſcheinung aber weniger bemerken und an anderen verlieren ſich jene Stufen ganz unter der Maſſe lokkerer Trümmern, die ſich von den oberen Theilen des Hügels losgeriſſen haben. Ueberall aber, wo die Seiten ſteil und bloß ſind, erſcheinen die Schichten ſtufenartig übereinander liegend und in verſchiedenen Höhen eine große Mannichfaltigkeit von Schattirungen und Farben darbietend.

Alle dieſe Schichten beſtehen aus einem Steine, der mit dicken Lagern von vulkaniſcher Maſſe und mit dünneren von verſchiedentlich gefärbtem Thone abwechſelt. Dieſer Stein, welcher die Hauptſchicht der Inſel ausmacht und ſowohl in den höchſten als in den niedrigſten Lagen angetroffen wird, iſt offenbar nichts anders als Baſalt. In wie fern dieſer den Baſalten anderer Länder, die der Verfaſſer zu unterſuchen keine Gelegenheit gehabt hat, gleicht, oder von ihnen verſchieden iſt, das wird ſich am beſten aus einer ausführlicheren Nachricht von den erkennbaren Eigenſchaften, dem Gewebe und der Lage deſſelben ergeben. Er iſt nämlich ein ſchwerer, dichtkörniger Stein von der Härte eines Feuerſteins und gewöhnlich von dunkelblauer oder ſchwarzer Farbe, ob man ihn gleich auch an einigen Stellen roth und an anderen verſchiedentlich gefärbt antrifft. Man findet ihn nirgends in großen ungetheilten Maſſen, wie den Gra-

mit, ſondern er iſt immer regelmäßig geſpalten und läuft in verſchiedenen Lagern fort. Dieſe Lager haben immer ein ſäulenartiges Anſehen, weil ſie aus ſenkrechten Steinſtücken beſtehen, die durch vertikal laufende Spalten von einander getrennt und gewöhnlich wieder von horizontal gehenden Spalten durchſchnitten werden, die ihnen das Anſehen von künſtlich übereinandergelegten Bruchſtücken, den Steinen eines Gebäudes ähnlich, geben. Das obere Ende dieſer Säulen iſt zuweilen flach, öfters aber hervorſtehend und eckig und an einigen wenigen Stellen erſcheint das Ganze in einer regelmäßig prismatiſchen Form. Am auffallendſten und deutlichſten zeigt ſich dieſe baſaltiſche Erſcheinung an dem Ufer des Meeres und gegen den Gipfel der Hügel, wo der Stein am ſtärkſten entblößt und hervorſtehend iſt. An einigen dieſer Stellen ſieht man eine Reihe von Säulen von gleicher Höhe, die, wegen der Gleichförmigkeit ihrer Einrichtung, einem von der Kunſt errichteten Werke gleichen. Ob ſich aber gleich dieſer große Grad von Regelmäßigkeit nur an ſehr wenig Stellen wahrnehmen läßt, ſo kann man doch in jedem Theile der Inſel, ſelbſt bei den wildeſten und unregelmäßigſten Steinmaſſen, immer einige Tendenz zu dieſer Säulenform bemerken, und auch in den Steinbrüchen findet man ſie in dieſer Geſtalt, die oft ſehr regelmäßig iſt, getheilt.

In der Regel ſtehen dieſe Säulen ſenkrecht, zuweilen aber haben ſie eine ſchiefe Richtung und ſind oft an ihren oberen Theilen, die ſich an einander ſchließen, ſchön gebogen, und wieder an anderen Stellen iſt das Ganze

in zarte Bruchſtücke geſchiefert, die aber ihre natürliche Lage behalten haben. Ueberhaupt genommen aber ſind die inneren Theile des Steines dicht und feſt und von einem gleichförmigen Gewebe, und nur an den oberſten und unterſten Theilen deſſelben, wo er mit den an ihn gränzenden Lagern von Thon oder vulkaniſcher Maſſe zuſammenſtößt, bietet ſich die größte Mannichfaltigkeit von Erſcheinungen dar. An dieſen Stellen nämlich iſt er gewöhnlich zellenartig, ſchlackenförmig, blätterig oder flockig, oder er läuft in runde Knöpfe oder Druſen aus, die aus ſphäriſchen Platten beſtehen, die ſich leicht von einander trennen laſſen und deren innere Fläche eine reiche Indigofarbe hat. Auch die ſchlackenähnlichen Theile ſind auf die mannichfaltigſte Art gefärbt, und es iſt merkwürdig, daß verſchiedene Stellen an dem Fuße und an den Gipfeln der Felſen ganz ſchwarz und ſchlakkenartig ſind, gleichſam als hätten ſie erſt neuerlich die Wirkungen des Feuers erfahren. Sie ſind dabei voll großer Höhlungen oder Löcher, von denen verſchiedene mit ſtark unter einander verkitteten vulkaniſchen Fragmenten angefüllt ſind, wobei noch bemerkt zu werden verdient, daß der Stein an manchen Stellen, ſowohl oben als unten, in einen verhärteten blauen oder ſchwarzen Thon ausgeht, dies aber ſo unmerklich thut, daß man nicht unterſcheiden kann, wo der Stein aufhört oder der Thon anfängt. Dieſer Thon iſt immer voller Löcher und innerer Höhlungen.

Die felſigen Schichten ſind von ſehr ungleicher Stärke, indem einige von ihnen ſechzehn bis zwanzig

Fuß, andere dagegen nicht über einen Fuß dick ſind, und dieſe Verſchiedenheit der Mächtigkeit kann man oft an einerlei, den Hügel durchſchneidenden Felſenſchichten bemerken, indem ſie an ihren oberen und unteren Theilen alle bereits beſchriebenen mannichfaltigen Erſcheinungen zeiget.

Ob man aber gleich bei allen dieſen felſigen Schichten, ſie mögen nun mächtiger oder ſchwächer ſeyn, überhaupt die Anlage zur Säulenform bemerkt, ſo bekömmt doch das Ganze von der ſchlackenartigen Geſtalt der Riſſen und Spitzen derſelben, ſo wie davon, daß ſie ſowohl oben als unten in ungleichen Entfernungen enden, und von den ſtatt gehabten Zerſtörungen und Trennungen eine rauhe und unebene Außenſeite und die Anſicht des Hügels bietet bei dem erſten Anblicke nichts anderes dar, als ungeheure hervorſtehende Felſenſtücke, mit großen Vertiefungen und überhängenden Klippen. Allein wenn man dieſe Gegenſtände genauer unterſucht, ſo findet man, daß der mittlere Theil des Steins, wo er nicht durch die Zeit oder die Wirkungen des Feuers beſchädigt worden iſt, aus ſenkrechten Theilen beſteht, die von einander verſchieden und abgeſondert ſind, und ob dies gleich am meiſten an den mächtigſten Schichten bemerkt werden kann, ſo beſteht doch auch die nur einen Fuß dicke Schicht aus winkeligen Fragmenten, deren obere und untere Flächen alle die Erſcheinungen zeigen, die man an den Spitzen und an dem Fuße der mächtigeren Schichten wahrnimmt.

Bei der Erwähnung der Richtung, welche dieſe Schichten nehmen, iſt bemerkt worden, daß ſie gewöhnlich mit der Baſis des Hügels parallel ſind und daß ſie, indem ſie ihn ſenkrecht durchdringen, nach obenzu eine ſchiefe Richtung annehmen. Allein ob dies gleich in Anſehung des größeren Theiles derſelben wahr iſt, ſo findet doch auch wieder in Anſehung der Richtung anderer eine große Verſchiedenheit ſtatt, indem man ſie in jeder Lage, von der horizontalen an, bis zu der vertikalen findet, und ſelbſt die parallelen und horizontalen Schichten, welche die Hauptmaſſe der Hügel ausmachen, ſind ſo verſchieden und unregelmäßig, daß es ſchwer iſt eine deutliche Vorſtellung von ihnen zu geben. An manchen Stellen ſind ſie vollkommen eben und regelmäßig, an anderen mit Einſchnitten verſehen und gekrümmt, zerriſſen und unterbrochen. Hie und da kommen ſie einander ſehr nahe, dann treten ſie wieder zurück und laſſen einen weiten Zwiſchenraum, den eine unregelmäßige Maſſe von zuſammengehäuften und verbundenen vulkaniſchen Stoffen ausfüllt. Zuweilen zieht ſich ein ungeheueres ſäulenförmiges Felſenlager, das zwanzig Fuß dick iſt, nach und nach in eine, nicht über einen Fuß dicke, Lage zuſammen, die eine beträchtliche Strecke ſo fortläuft, dann wieder bis zu ihrer vorigen Mächtigkeit anſchwillt und ſich zuletzt in einer Reihe von Säulen endigt, deren Baſen und Spitzen ſo ſchwarz und verſchlackt ſind, daß ſie wie Baumſtämme ausſehen, die an jedem ihrer Enden zu Kohlen gebrannt worden. Man muß ſich hiebei erinnern, daß an den oberen und unteren Theilen der Felſen immer einige Wirkungen des Feuers ſichtbar

ſind, [illegible] daß dies beſonders der Fall da iſt, wo die darunter oder darüberliegenden Maſſen aus vulkaniſchen Fragmenten und Schlacken beſtehen, und an dieſen Stellen iſt der Felſen nicht bloß ſchieferig, blätterig und mit mancherlei Farben gefärbt, während der mittlere Theil aus einem dichten und feſten blauen Steine beſteht; ſondern er iſt auch ſchwammig und porös und voll großer Höhlungen und Zwiſchenräume, wie die durch Feuer in Thon oder Teig hervorgebrachten zu ſeyn pflegen. Beſtehen die zunächſt liegenden Schichten aus Thon, ſo ſind die Enden des baſaltiſchen Felſen regelmäßiger begränzt, und tragen auch weniger Spuren von der Wirkung des Feuers an ſich.

Die Höhlungen und Löcher, die bisher als beſonders den oberen und unteren Theilen der Felſen eigen, ſind beſchrieben worden, trifft man zuweilen auch in dem Mittelpunkte derſelben an und dieſe Erſcheinung iſt oft mit einem ganz beſonderen Umſtande verbunden. In einem in dem inneren Theile der Inſel gelegenen Steinbruche nämlich, wo dieſe blauen Felſen um zum Bauen gebraucht zu werden, ausgegraben werden und wo man ihnen ſchon leicht eine regelmäßige Geſtalt geben kann, findet man in den ausgebrochenen Steinen viele Löcher, die ein reines und geſundes Waſſer enthalten. Sie ſind gewöhnlich ganz damit angefüllt, obgleich übrigens das Gewebe des Steines das feſteſte und dichteſte iſt.

Da ich nun verſucht habe, meine Leſer mit den Fel-

ſchichten bekannt zu machen, ſo iſt es nothwendig, auch noch etwas über die anderen Stoffe zu ſagen, die mit jenen abwechſeln, um die Beſchaffenheit des innern Baues und der Einrichtung der Inſel hinlänglich kennen zu lernen.

Das Felſenlager wird oft, ſowohl oben als unten von einer großen Menge kleiner Trümmer, die ohne Ordnung unter einander gemiſcht und durch eine graue, rothe oder ſchwarze Maſſe feſt untereinander verkittet ſind, obgleich an einigen Stellen das Ganze zerreiblich und mulmig iſt, eingeſchloſſen. Wenn man dieſe Trümmer unterſucht, ſo findet man, daß ſie zu der nämlichen Art von leichten, poröſen, zellenförmigen und ſchlackenartigen Steinen gehören, die in ſo großer Menge über die ganze Inſel verſtreut ſind. Dieſe Steine ſind in Anſehung ihres Gewebes, ihrer Farbe und ihrer eigenthümlichen Schwere gar ſehr von einander verſchieden. Die Maſſe, die ſie zuſammen verbindet und in der man ſie zerſtreut findet, iſt eine Lava, die aber in Anſehung der Farbe und des Gewebes eben ſo verſchieden iſt. Die dazwiſchen liegenden Maſſen, die die Felſenſchichten abſondern, haben an manchen Stellen eine Höhe von zwanzig und mehr Fuß; aber ihre Breite iſt ſehr ungleich, ob ſie ſchon wie Schichten ununterbrochene Lager um den ganzen Hügel her bilden, und in verſchiedenen Höhen zwiſchen den aufſteigenden Felſen eingeſchoben ſind. An einigen Stellen nehmen ſie ſo ſehr zu, daß blaß noch eine dünne Steinlage ſichtbar bleibt, die regelmäßig durch jene Maſſe ſtreicht und an jedem Ende mit der Felſenſchicht, von der ſie einen Theil aus-

macht, verbunden iſt. Oft wird der Felſen in acht-zehn aufeinanderfolgende Abtheilungen durch dieſe vulkaniſchen Maſſen getheilt, die jene von einander trennen, ohne daß ſich irgend ein anderer Stoff dazwiſchen befindet, und man kann ſich nicht leicht einen ſchauderhafteren und drohenderen Anblick denken, als viele dieſer Abſtürze, voll tiefer Aushölungen mit über ihnen hängenden Maſſen lockerer Felſenſtücke, von denen ſich unaufhörlich Trümmer losreißen und herabrollen. Dadurch werden dann an manchen Stellen höchſt ſonderbare und auffallende Erſcheinungen hervorgebracht; denn da die Schichten des Baſaltfelſens oft wellen- und ſchlangenförmig fortſtreichen, ſo ſind durch jenes Herabrollen der unter ihnen liegenden Maſſen tiefe Aushölungen entſtanden, die nun wegen jener wellenförmigen Geſtalt der Felſen, mit ſteinernen Bogen überwölbt ſind und ſo eine Reihe künſtlicher Brücken darſtellen.

Unter den beſchriebenen vulkaniſchen Maſſen, findet man nun auch zahlreiche Thonſchichten, die aber in Anſehung der Farbe, des Gewebes und der Härte außerordentlich verſchieden ſind. Die von einer glänzend rothen Farbe ſind die gewöhnlichſten. Man ſieht dieſen Thon oft in Lagern, die nur wenige Zoll dick ſind die nächſten Felſenſchichten von einander theilen und in einer horizontalen Richtung, oder doch nur wenig von ihr abweichend, um den ganzen Hügel herumlaufen. An anderen Stellen nehmen dieſe Thonſtreifen einen ſchiefen Gang, indem ſie der Richtung der Felſenſchichten folgen, zwiſchen denen ſie liegen. Dieſe Adern durchſtrei-

hin die ganze Inſel und man findet ſie in den höchſten, wie in den niedrigſten Gegenden derſelben und da ſie ſich in regelmäßigen und gleichförmigen Linien durch die ſchwarze vulkaniſche Maſſe hinziehen, ſo bringt dies eine ſehr ſchöne Wirkung hervor. Außer dieſer rothen Thonart, welche die gewöhnlichſte iſt, giebt es auch noch dergleichen von allen anderen Farben, beſonders gelben, blauen, purpurfarbigen und indigfarbigen, die oft in einer und derſelben Schicht mit einander vermiſcht ſind.

Wenn man dieſe Thonarten unterſucht, ſo findet man, daß ſie in verſchiedenen Rückſichten Aehnlichkeit mit dem Bau und dem Anſehen des beſchriebenen baſaltiſchen Felſens haben, denn nicht nur ſind verſchiedene Theile einer und derſelben Thonſchicht verſchieden gefärbt, ſondern die Schicht ſelbſt iſt auch regelmäßig geſpalten und in gleichförmige und winkelige Theile getrennt und an manchen Stellen erſcheint ſie deutlich ſäulenförmig. Eben ſo wie die Felſen, ſind auch dieſe Thonarten blätterig und flockig, (muſchelig) oder enden in kernförmigen Körpern oder Knöpfen, die aus konzentriſchen Lamellen oder Blättern beſtehen, deren innere Flächen mit lebhaften Farben bunt gefärbt ſind, und ſo ſind alle inneren Flächen der regelmäßigen Theile, in die die Thonſchichten geſpalten ſind, gefärbt, wie dies auch der Fall bei dem Felſen iſt. Obgleich die Thonlager und Felſenſchichten deutlich von einander getrennt ſind, ſo findet man doch auch immer Theile von ihnen mit einander vermiſcht. So trifft man in dem Inneren des Felſen Nieren und Kerne von Thon an, und unter dem Thone fin-

det man Nieren und Kerne vom Felſen und zugleich noch ſchwammige, poröſe und löcherige Steine. In dieſen Thonſchichten iſt auch das noch merkwürdig, daß man gewöhnlich in ihnen Thonnieren zerſtreut findet, die härter ſind und auch eine andere Farbe haben, als die Schicht ſelbſt. In einer gelben Thonſchicht fand ich eine ſehr große Menge von Nieren, welche die Größe ei-ner Piſtolenkugel hatten, außerordentlich hart und mit dem lebhafteſten Roth, Indigo und Berliner Blau gefärbt waren. Dieſe Thonarten nehmen dieſe Geſtalt ſo häufig an, daß ſie in dem Inneren der Inſel oft von den Gipfeln der Hügel in die Thäler herabgeſchwemmt und hier vom Waſſer durchdrungen werden, da ſie denn wie eine Sammlung bunter und ſchön gefärbter Kieſel ausſehen, und dieſe ſo täuſchend nachahmen, daß man ſich nur erſt dann überzeugt, daß ſie keine Steine ſind, wenn man ſie zerdrückt und zerrieben hat.

In den an dem Meere liegenden Hügeln zeigen ſich die Thonarten bloß in dünnen Schichten, die in verſchiedenen Höhen zwiſchen den Baſaltſchichten liegen. Tiefer im Innern findet man ſie mächtiger, ſo daß ſie der Hauptſtoff zu ſeyn ſcheinen, aus dem die inneren Hügel beſtehen; jedoch ſind ſie mit einigen Schichten des nämlichen Baſaltfelſens und der nämlichen vulkaniſchen Producte, wie man ſie am Ufer findet, untermengt. Dieſe Verſchiedenheit der Beſtandtheile der äußeren und inneren Theile der Inſel iſt, ob ſie gleich was ihren Bau betrifft, einander ähnlich ſind, ſehr auffallend. Der ganze Umfang, der aus ſteilen und ſchroffen Hügeln beſteht, iſt

den tiefe und enge Thäler von einander getrennt werden, zeigt nichts als Felſenſchichten, wie ich ſie ſchon beſchrieben habe, die zwiſchen vulkaniſchen Maſſen liegen und hie und da durch dünne Thonlager, die verſchieden gefärbt, meiſtens aber roth ſind, von einander getrennt werden. Die inneren Hügel und Rücken aber beſtehen hauptſächlich aus Thon. Einige von ihnen ſind grün bekleidet und diejenigen, die bloß und unfruchtbar oder öde ſind, haben eine ſo große Mannichfaltigkeit glänzender und ſchöner Farben, daß es nicht möglich iſt, dem Leſer durch die bloße Beſchreibung eine deutliche Vorſtellung davon zu geben. Man überſieht das ganze reizende Farbenſpiel mit Einem Blicke und die mit einander im Kontraſte ſtehenden Schattirungen vereinigen ſich zur Darſtellung einer zauberiſchen Scene.

Von der Spitze der im Inneren liegenden hohen Bergkette, welche die Inſel durchſchneidet, hat man einen Proſpect, der vielleicht zu den ſonderbarſten und ausgezeichnetſten der Erde gehört. Dieſer Rücken ſelbſt, von dem ſich mehrere Gipfel und Spitzen erheben, iſt bis oben hinauf mit der üppigſten Vegetation von Kräutern und mit Hainen in- und ausländiſcher Geſträuche und Bäume bedeckt. Tiefer unten ſieht man zahlreiche Gruppen von Thonhügeln mit kegel- und pyramidenförmigen Gipfeln, alle durchaus nackt, aber mit den bunteſten und lebhafteſten Farben ſchattirt. Zwiſchen ihnen, oder auch auf ihren Gipfeln, erblickt man ungeheure abgeſonderte Felſenmaſſen, die ſich mehrere hundert Fuß hoch über dieſelben erheben. Hinter dieſem Rücken haben

die äußeren Theile der Inſel, überall wo ſie an den [illegible] gränzen, das Anſehen verbrannter, verſchlackter, ſchwar- zer, rauher und mulmiger Muſcheln, und zeigen auch die kleinſte Spur von Vegetation.

Allein, ſo groß die Verſchiedenheit zwiſchen den dem Meere liegenden Theilen und dem Inneren der In- ſel in Anſehung der Zuſammenſetzung und Geſtalt [illegible] immer ſeyn mag, ſo haben doch beide Theile einen ana- logen Bau und ihrer Einrichtung liegt ein und daſſelbe Prinzip zum Grunde. Dies gilt von der ganzen Inſel. Bei den thonigen Hügeln bemerkt man eine ähnliche An- ordnung der Theile, mit der, welche die am Ufer liegen- den felſigen Hügel haben, und die Thonlager erheben ſich ſtufenartig übereinander und laſſen ſich zuweilen durch ihre verſchiedenen Farben von einander unterſcheiden. Indeſſen ſind diese Erſcheinungen hier doch nicht ſo in die Augen fallend, als bei den Steinſchichten, denn dieſe Hügel ſind gewöhnlich ſehr von Gräben, welche die Re- gengüſſe gemacht haben, durchſchnitten und entſtellt, ſo daß einige ihrer Abhänge voll ſteiler und zerriſſener Rük- ken ſind und die von ihnen herabgewaſchenen verſchiedent- lich gefärbten Thonarten nun unter einander gemiſcht lie- gen, und das Ganze ein unregelmäßiges buntes Anſe- hen bekömmt. Nichts kann glänzender ſeyn, als die bunten Farbentinten, die dieſe Klippen darbieten.

In allen dieſen Thonſchichten, die in Anſehung ih- res Bau's und ihrer Anordnung den Felſenſchichten ſo ähnlich ſind, findet man, obgleich in einem viel geringe-

ren Verhältniſſe als in der Nähe des Geſtades, den nämlichen baſaltiſchen Stein und die nämliche vulkaniſche Schlacke, in Verbindung mit einer ſehr ſchweren Lava, die friſchgeſchmolzenem Eiſen gleicht, zerſtreut. In den tiefen Thälern und Schluchten zwiſchen den Thonhügeln, bemerkt man auch da, wo die über ihnen liegenden Theile hinweggewaſchen worden ſind, an einigen Stellen eine Reihe von Felſenſäulen, welche die Baſen der ihnen gegenüberliegenden Hügel und Rücken verbinden, indem über ſie herabfallende kleine Waſſermaſſen Kaskaden bilden. Auch auf den Gipfeln und in der Mitte der Abhänge bemerkt man hie und da hervorſtehende ſäulenförmige Felſenmaſſen.

Vorzüglich in dieſem Theile der Inſel, nämlich unter den thonichten Bergen, fällt ganz beſonders eine Erſcheinung auf, die, ob ſie gleich mehr oder weniger merklich in jedem Theile von St. Helena iſt, doch da am ſtärkſten ausgedrückt iſt, wo der Thon die Oberhand behauptet. Man bemerkt nämlich daſelbſt, daß die Hügel, außer den horizontalen und parallelen Schichten, aus denen ſie hauptſächlich beſtehen, auch noch von mächtigen ſenkrechten Schichten eines lockeren und zertheilten Steines durchdrungen und noch überdies von ſchieflaufenden Scheidewänden durchſchnitten werden, welche die Abhänge derſelben in dreieckige oder bogenförmige Felder theilen. Dieſe Scheidewände ſind aus Thon oder Stein, oder einer dieſen beiden ſo gleichkommenden Maſſe, zuſammengeſetzt, daß es nach dem bloßen Anſehen ſchwer iſt, zu beſtimmen, zu welchem von beiden

Körpern ſie gehört. Was die ſenkrechten Schichten betrifft, die von den Gipfeln der Hügel bis an den Fuß derſelben reichen, ſo beſtehen ſie, ſo weit ich ſie habe unterſuchen können, aus einem rothen, grauen oder blauen Steine, haben oft eine große Breite und ſind alle regelmäßig geſpalten, indem an manchen Stellen die einzelnen Theile völlig getrennt und abgeſondert, aber doch ſo gleichförmig geſtaltet ſind und ſo gerade liegen, wie die Steine eines Gebäudes. Verſchiedene dieſer vertikalen Schichten erheben ſich über die Oberfläche der Hügel und bieten den Anblick ungeheurer Mauern dar, die von den Gipfeln bis zu dem Fuße der Hügel herablaufen. Die einzelnen Stücke, aus denen ſie beſtehen, haben nicht einerlei Größe, ſondern man findet ſie von allen Größen, indem einige ſechs bis acht Fuß und andere bloß einige Zoll lang, alle aber ſo regelmäßig und glatt ſind, daß ſie, ohne die Wirkung des Hammers oder des Meißels erfahren zu haben, als ſchickliche Werkſtücke für Maurerarbeiten da zu ſtehen ſcheinen. Es iſt auch noch zu bemerken, daß die Spalten in den vertikalen Schichten mit dieſen oft einerlei Richtung haben, und daß ſie an einigen Stellen die ganze Maſſe in ſenkrechte Säulen theilen, die dann wieder durch horizontal gehende Spalten in regelmäßige Körper unterabgetheilt werden. Andere von den vertikalen Schichten, beſtehen aus flachen einzelnen Stücken, die horizontal an einander liegen, und ſo kommen eine Menge von Veränderungen in verſchiedenen Lagen und dies ſelbſt in verſchiedenen Theilen einer und derſelben Steinmaſſe vor.

Dieſe lockere Beſchaffenheit macht, daß die Schichten der ſteileren Abhänge, der Zerſplitterung unterworfen ſind. An dieſen Stellen ſieht man ſie ſelten weit über die Oberfläche des Hügels hervorragen, indem die einzelnen Theile ſich in eben der Maaße losreißen und herabrollen, als die ſie umgebenden weicheren Theile abfallen oder weggewaſchen werden. Auf dem Gipfel des Hügels ſelbſt aber, bleibt oft ein Theil der Schicht unverſehrt und erhebt ſich bis zu einer ungeheueren Höhe.

An der Südſeite der Inſel befindet ſich eine ſonderbare Gruppe ſolcher einzeln ſtehender Felſenmaſſen, welchen die Einwohner die Benennungen von Loth, Loth's Weib und Töchter gegeben haben. Sie erheben ſich bis zu einer Staunen erregenden Höhe über den Gipfel der Hügel, auf denen ſie ſtehen, und ob ſie gleich beim erſten Anblicke unzuſammenhängende Maſſen zu ſeyn ſcheinen, ſo findet man doch bei genauerer Unterſuchung, daß ſie einen Theil der vertikalen Schichten ausmachen und wahrſcheinlich durch ihre Lage gegen die Zertrümmerung geſchützt worden ſind. Sie beſtehen aus verſchiedenen einzelnen Theilen von der Art, wie ſie ſchon beſchrieben worden ſind, gewähren einen höchſt auffallenden Anblick, und ſind von tiefen Klüften und fürchterlichen Abgründen und von Gruppen von Thonhügeln, die höchſt maleriſch und romantiſch da liegen und deren Gipfel alle regelmäßig geſtaltet ſind, umgeben und entfalten alle Farbentinten, die des Pflanzengrüns ausgenommen. In dieſem ganzen Theile der Inſel, der an die Sand-Bucht (Sandy Bay) gränzt, herrſcht in der Gruppi-

rung der Gegenſtände ein Charakter von Wildheit, alles übertrifft, was der Verfaſſer jemals geſehen. Man fühlt ſich hier wie in einen anderen Planeten ſetzt, wo jeder Gegenſtand durch ſeine Neuheit auf und von allem, was man bisher geſehen hat, verſchieden iſt. Alle umherliegenden Hügel, Klippen, Felſen und Abgründe ſind ſo ſonderbar geſtaltet, und ſo fantaſtiſch gemiſcht und unter einander geworfen, daß ſie mehr den Luftgeſtalten, die man unter den Wolken wahrnimmt, als irgend einem der aus dichterem Stoffe zuſammengeſetzten Körper gleichen.

Außer dieſen vertikalen Schichten, die man an jeder Seite der Hügel, von der Spitze bis zu dem Fuße derſelben, herabgehen ſieht, und die ſich an verſchiedenen Stellen ſo hoch über ihre Gipfel erheben, findet man auch noch einige große iſolirte und kegelförmige Maſſen des nämlichen geſpaltenen Felſens, die mit keiner der ausgebreiteteren Schichten in Verbindung zu ſtehen ſcheinen, und ſenkrecht aus den Hügeln, oder den zwiſchen ihnen befindlichen Schluchten und engen Thälern hervorragen. An der Südſeite der Inſel befindet ſich in einer Schlucht ein ſolcher Felſen von ungeheuerem Umfange und einer großen Höhe. Seine Geſtalt iſt die eines unregelmäßigen Kegels und er iſt ſo durch und durch geſpalten und zerriſſen, daß es wunderbar ſcheint, daß er ſo zuſammengehalten hat. Das ſcheint wenigſtens ausgemacht zu ſeyn, daß der Stein jene Spalten erſt dann muß bekommen haben, als er ſchon in der Lage war, in der er noch jetzt iſt, weil er ſonſt nicht gut

hätte, können fortbewegt oder verſetzt werden, ohne die Ordnung ſeiner Theile zu zerſtören. Wären, zum Beiſpiele, dieſe Felſen und Schichten, in ihrem gegenwärtigen lockeren und zerſtückelten Zuſtande durch unterirdiſche Stöße in die Höhe gehoben worden, ſo hätten die Theile, aus denen ſie beſtehen, unausbleiblich und in größter Unordnung unter einander geworfen werden müſſen.

Ob der Stein, aus welchem die vertikalen Schichten und die eben beſchriebenen iſolirten Maſſen beſtehen, weſentlich von den Baſalten der parallelen Schichten verſchieden iſt, wagt der Verfaſſer nicht zu entſcheiden, indeſſen hat er doch ſo viel beobachtet, daß er an verſchiedenen Stellen ihnen einigermaßen ähnlich iſt, indem er aus langen aufgerichteten und Säulen ähnlichen Stücken beſteht. In den Thälern, in welchen viele von den Hügeln abgeriſſene große Maſſen liegen, findet man, daß der Körper des Steins durch Spalten regelmäßig in Säulen getheilt iſt, von welchen einige Winkel haben.

An den Seiten einiger der höchſten Hügel war dem Verfaſſer eine ſehr ſonderbare Erſcheinung auffallend, die genauer zu unterſuchen ihm aber wegen der Unzugänglichkeit der ſteilen Abhänge unmöglich war. Der ganze Abhang nämlich, oder doch ein Theil deſſelben, beſtand aus Reihen kleiner vertikaler, an ihrem oberen und unteren Theile deutlich begränzter Körper, die, aus der Ferne geſehen, eine große Aehnlichkeit mit den Pfeifen

einer Orgel hatten. Dieſe Körper waren in verſ… nen Höhen in einzelnen Gruppen zu ſehen, und be… wahrſcheinlich aus Stein oder Thon, der die S… form angenommen hatte, da das Ganze zu regelmäßig … zu gleichförmig war, um die Wirkung des bloßen Z… ſeyn zu können.

Die vorſtehenden Bemerkungen betreffen, ihrer Ausführlichkeit ohngeachtet, doch bloß das, was die allgemeine Anſicht, den Bau und die Lage der Hauptſchicht, aus der die Inſel beſteht, angeht, und es bleiben dem Verfaſſer immer noch einige beſondere Punkte übrig, die eine Bemerkung verdienen.

Die ganze Oberfläche der Inſel iſt allenthalben mit einer ungeheueren Menge von Trümmern bedeckt, die aus Splittern des blauen Baſaltfelſens und aus leichten, ſchwammigen, poröſen und zelligen Steinen, die in Anſehung ihrer Farbe und ihrer eigenthümlichen Schwere ſehr verſchieden ſind, beſtehen.

An der Küſte iſt nirgends Sand zu finden, als an einer einzigen Stelle, die daher auch den Namen Sandbucht (Sandy Bay) bekommen hat, und an dieſer Seite ſcheint auch die Inſel durch irgend eine Urſache mehr Zerrüttung und Abnahme erlitten zu haben, als in ihren anderen Theilen. Der hier befindliche Sand iſt meiſt ſchwarz und beſteht offenbar aus Theilen des baſaltiſchen Steines. Alle die übrigen kleinen Ufer und Geſtade, beſtehen aus kleinen Steinen, welche regelmäßig abge-

mudet und glatt, von ſehr verſchiedener Farbe und mit kleinem Sande vermiſcht ſind. Man findet hier einige quarz- und kryſtallartige Steine, aber keinen Granit; wenigſtens konnte der Verfaſſer nirgends welchen entdecken. In einigen von den Thälern giebt es eine Art von Sandſtein (Freestone) und man findet auch einige Schichten von Marmor und Kalkſtein; der erſtere iſt aber von einer dürftigen und ſchlechten Beſchaffenheit und den letzteren findet man immer in einem zerreiblichen und mulmigen Zuſtande.

Auf den Spitzen der Hügel giebt es einige Steinmaſſen, die, wie der Trapp, in regelmäßige Stufen gebrochen ſind. Der Bruch geht zuweilen aufwärts und zuweilen niederwärts. Wo das letztere der Fall iſt, da bekömmt das Ganze einigermaßen das Anſehen eines umgekehrten Kegels. Verſchiedene dieſer ſchwebenden Maſſen hängen über die Fußſteige her, die rund umher in den Hügel eingehauen ſind und geben einen höchſt drohenden Anblick. Da wo die Spitze des Hügels zuläuft, iſt ſie zuweilen mit einer ungeheuren winkeligen Felſenmaſſe bekränt, die von weitem einer Baſtion ähnlich ſieht, indeß der gekrümmte Gang einiger der unteren hervorſtehenden Steinſchichten nicht unſchicklich mit dem Laufgraben der einer Feſtung verglichen werden könnte.

Die an der Küſte hin liegenden Hügel ſind völlig von einander getrennt und abgeſondert; im Inneren des Landes hingegen, ſtehen ſie alle mit dem Bergrücken in Verbindung, der die Inſel durchſchneidet. Manche von ih-

nen haben eine unregelmäßige Geſtalt, ſo wie überhaupt ihre Oberflächen, wegen der Statt gehabten Verheerungen, ſehr ungleich ſind. Einige aber ſind an ihren Abhängen und auf ihren Gipfeln ſehr regelmäßig gebildet und die Schichten aus denen ſie beſtehen, haben eine ſehr ordentliche Lage und Vertheilung, indem ſie ſchief aufwärts ſtreichen. Da wo auf den Gipfeln die meiſte Gleichförmigkeit herrſcht, ſind die Schichten dünn und ziehen ſich in ſehr ſchiefer Richtung um den ganzen Hügel her, aufwärts. Wo die eine Seite des Hügels abhängig, die entgegengeſetzte aber ſteil iſt, ſteigen die Schichten, welche die abhängige Seite bilden, ſchief aufwärts, indeß die an der ſteilen Seite eine horizontale Lage haben, oder ſchief abwärts ſtreichen.

Längs der Küſte iſt der Fuß der Hügel voller tiefer Aushölungen, in welche zur Flutzeit das Waſſer tritt und dicht dabei ſtehen an verſchiedenen Stellen zerriſſene und unregelmäßige Felſenmaſſen, die durch eine ſchwarze Lava mit einander verküttet werden. Dieſe Maſſen ſind voll Hölungen und Löcher und erheben ſich über die Fläche des Meeres. Man hört hier das Rauſchen des unterirdiſchen Waſſers, das unter der Erde in die Hölungen der Inſel eindringt, oder an dem Fuße der Hügel in Strudeln aufſchäumt. Die Tiefe und den Umfang dieſer unter den Hügeln befindlichen Hölen, in die das Meer eindringt, konnte der Verfaſſer nicht unterſuchen, oder erfahren. Da, wo ſich dieſe Hölen am Fuße der Hügel befinden, ſind auch gewöhnlich ſehr hohe Klippen und Abgründe mit überhängenden Steinmaſſen, die mit

den übrigen ſo ſchwach zuſammen zu hängen ſcheinen, daß es eben nicht die anmuthigſte Unternehmung iſt, die unter ihnen liegenden Hölen zu unterſuchen.

Der Verfaſſer befürchtet durch dieſes Detail dem Leſer langweilig geworden zu ſeyn, ob er gleich nur die auffallendſten und merkwürdigſten Umſtände berührt und keiner der vielen Abweichungen und Unregelmäßigkeiten von den herrſchenden Erſcheinungen erwähnt hat. Und doch ſind in einigen Gegenden dieſe Unregelmäßigkeiten ſo groß, daß man beim erſten Anblicke leicht könnte verleitet werden zu glauben, daß die Inſel in einer ſpäteren Periode nach ihrer erſten Bildung, ſtarke und heftige Erſchütterungen müſſe erfahren haben, welche die Zerrüttung und Verrückung ihrer Schichten zur Folge gehabt; aber man findet doch nicht alle Schichten eines und deſſelben Hügels in dieſem Zuſtande der Unordnung, und wenn auch die mittleren Theile noch ſo verwirrt und unregelmäßig ſind, ſo bemerkt man doch an der Spitze und an dem Fuße des Hügels einige Felſenſchichten und Thonlager, die vollkommen gleichförmig und eben geſtaltet ſind, und nicht die geringſte Zerſtörung oder Unterbrechung erfahren haben, und es iſt ſchwer zu begreifen, wie ein Stoß, der die in der Mitte des Hügels bemerkte Verwirrung verurſacht hat, dies hat thun können, ohne die auf dem Gipfel und an dem Fuße liegenden Schichten aus ihrer Lage zu bringen.

Zweites Kapitel.

Bemerkungen über den Urſprung und die Bildung der Inſel.

Die Erſcheinung einer vulkaniſchen Inſel, mitten im Meere und in ſo weiter Entfernung von irgend einem andern Lande, iſt allerdings ein der Aufmerkſamkeit des Wißbegierigen würdiger Gegenſtand. Einige Geognoſten haben behauptet, daß Inſeln der Art nie tief im Meere, oder außer der Verbindung mit andern Ufern entſtänden; aber hier haben wir ein Beiſpiel von dem Gegentheile an einer Inſel, von der man wegen ihrer großen Entfernung nicht wohl annehmen kann, daß ſie einige Verbindung mit den Ufern anderer Länder habe und die durch irgend eine große Anſtrengung der Natur, von dem Boden eines ungeheueren und unergründlichen Meeres emporgehoben worden. Ihre entfernte und iſolirte Lage und die Wildheit und Sonderbarkeit ihrer ganzen Geſtalt, leiten zwar zu nicht unwahrſcheinlichen Vermuthungen und Schlüſſen über ihren Urſprung und ihre Bildung, allein ſo wahrſcheinlich und ſo ſehr der Sache entſprechend ſie auch immer ſeyn mögen, ſo viel Schwierigkeiten und Zweifeln bleiben doch immer unſere Unterſuchungen ſolcher entfernter und geheimer Prozeſſe der Natur, die jenſeits des Kreiſes unſerer Beobachtungen und Erfahrungen liegen, unterworfen. Die Bildung der großen Schichten der Erde, die Entſtehung der Gebirge und das Emporſtoßen von Inſeln aus dem Grunde

des Meeres, ſind Operationen über die wir, da wir nie Gelegenheit gehabt haben, ſie wirklich entſtehen zu ſehen, bloß nach den gegenwärtigen Erſcheinungen urtheilen können, und auf dieſem Wege können wir doch zuletzt bloß zu Folgerungen geführt werden, deren Evidenz, weil unſere Kenntniſſe ſo unvollkommen ſind, nicht die ſtärkſte und befriedigendſte iſt, und die verſchiedenen, einander entgegengeſetzten und ſich widerſprechenden Anſichten der Dinge, die ſich aus dem Räſonnement, ſelbſt von Männern von Wiſſenſchaft und Beobachtungsgeiſte, über den Bau der Erde ergeben, ſcheinen auf die Bemerkung zu leiten, daß die Natur bisher der Schwäche der menſchlichen Nachforſchungen über die Art, wie ſie ihre großen Erdrevolutionen bewirkt, geſpöttet hat.

Indeſſen ſind doch mehrere dieſer zur Erklärung der, mit unſerm Erdkörper vorgegangenen, Veränderungen, aufgeſtellten ſinnreichen Hypotheſen immer ſchätzbar, wegen der vielen ſchönen und intereſſanten Naturanſichten die ſie darlegen, ja ſelbſt die unwahrſcheinlichſten ſind nicht ganz ohne Nutzen geweſen, da ſie auf eine indirekte Art zu dem Fortſchritte unſerer Kenntniſſe beigetragen haben, indem Menſchen ſelten eifriger in der Aufſuchung und Vergleichung von Thatſachen ſind, als wenn es darauf ankömmt irgend eine Lieblingshypotheſe zu unterſtützen, und obgleich die Meteore der Theorie nicht im Stande ſind, die Dunkelheit der Hemiſphäre zu zerſtreuen, ſo können ſie doch beitragen, verborgene Pfade und Schlupfwinkel in dem Labyrinthe der Natur zu ent-

decken. Auf dieſem Wege ſind manche wichtige [illegible] ans Licht gebracht worden, die ſonſt vielleicht ver[illegible] geblieben wären, und man hat in der Unterſuchun[illegible] cher Theile der Erde, die dem Forſcher offen ſtehen, [illegible] trächtliche Fortſchritte gemacht, ob es gleich noch an[illegible] len Thatſachen fehlt und wahrſcheinlich erſt die [illegible] mengehäuften Kenntniſſe vieler Jahrhunderte den [illegible] ſophen in den Stand ſetzen werden, eine alle Erſchei[illegible] gen völlig umfaſſende und erklärende Theorie auf[illegible] len. Indeſſen bleibt uns die Hoffnung übrig — die [illegible] für die Wiſſenſchaften entflammten Gemüth nie glei[illegible] gültig iſt — daß es vielleicht künftigen Generatio[illegible] die dann ſchon ein größeres Feld gemachter Beobach[illegible] gen überſehen, gelingen werde, zu einem vollen Lichte [illegible] die Ordnung und Reihe der Erſcheinungen, die [illegible] Bau der Erde betreffen, von dem wir jetzt nur einen ſehr dunkeln und unvollkommenen Schein haben, zu gelangen. Dies große Object iſt bereits ins Auge ge[illegible] faßt und wird wahrſcheinlich, als eines der intereſſan[illegible] teſten und wichtigſten Gegenſtände der Nachforſchungen in dem Zirkel der wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen auch nicht aufhören die Aufmerkſamkeit der ſcharfſin[illegible] nigſten Männer auf ſich zu ziehen. Obgleich der Menſch ſeinen Aufenthalt nicht bloß darum auf der Erde be[illegible] kommen hat, um auf die Revolutionen derſelben zu achten, ſo können doch für ihn, als ein denkendes und vernünftiges Weſen wenige Dinge ein höheres Intereſſe haben, als die Erforſchung der Veränderungen des Baues und der Geſetze des Planeten, den er be-wohnet.

Von dieſem Intereſſe iſt denn auch der Verfaſſer geleitet worden und er muß es nun dem unbeſtochenen Urtheile ſeiner Leſer zu beſtimmen überlaſſen, ob ſeine Nachrichten von der geognoſtiſchen Beſchaffenheit der Inſel St. Helena und ſeine Folgerungen oder vielmehr Conjecturen befriedigend ausgefallen ſind oder nicht. Indeſſen glaubt er doch wenigſtens, daß die Folgerungen und Conjecturen, die er nun noch im Begriffe iſt mitzutheilen, natürlich aus den Erſcheinungen die er beſchrieben hat, hergeleitet werden können. In wie weit aber andere dieſen analoge Erſcheinungen in anderen Theilen der Erde nach ihnen können erklärt werden, zu dieſer Unterſuchung findet er ſich nicht vorbereitet genug; denn ob es gleich ausgemacht iſt, daß die Natur auch bei der Emporhebung dieſer iſolirten Maſſe aus dem Grunde des Meeres und bei der Anordnung der ſie bildenden Schichten, nicht von ihren einmal feſtbeſtimmten Geſetzen abgewichen iſt, ſo bietet doch dieſer Schauplatz ihrer Wirkſamkeit eine ſehr beſchränkte Anſicht der verſchiedenen Wirkungen ihrer unterirdiſchen Operationen dar und es würde thöricht ſeyn, in einer kleinen Inſel des äthiopiſchen Meeres das Modell zu dem Bau und den Revolutionen der ganzen Erde finden zu wollen.

Daß die Inſel St. Helena der Sitz vulkaniſcher Feuer geweſen, das wird ſchwerlich Jemand in Zweifel ziehen, der die Stoffe, aus denen ſie beſteht, unterſucht. Denn nicht zu gedenken der ungeheuern Menge von verſchlackten, löchrigen, leichten, ſchwammigen

und verglaſten Steinen, welche die Oberfläche be... den überall bedecken und der ungeheuern Schichten... nämlichen Steinarten, die durch Lava zuſammen... tet werden, die ihre ganze Subſtanz durchdringt... tragen ſelbſt ihre härteſten und compacteſten St... unverkennbare Spuren von Feuer an ſich. Der ob... Theil und der Fuß der Baſaltfelſen ſind allenthal... mehr oder weniger verſchlackt, mit Poren verſehen... voller Zellen, und haben bei mehreren eine rußige ſchw... Farbe, als wenn ſie nicht lange erſt aus dem Fe... gekommen wären. In einigen dieſer Baſaltſchichten, ... zwiſchen den gröߟeſten vulkaniſchen Maſſen liegen, fin... det man den ganzen Körper des Felſen ausgehöhlt, wi... es hohle Baumſtämme zu ſeyn pflegen, ſo nämlich, daß noch eine dünne Steinrinde geblieben iſt, die au... verſchiedene Art gebogen und oft ſchön gewunden un... wellenförmig fortläuft, welches bei einer von Nat... ſpröden Subſtanz nicht der Fall ſeyn könnte, wen... ſie nicht vorher durch eine ſtarke Hitze wäre erweich... worden. Die inneren Flächen dieſer ausgehöhlten Fel... ſen ſind entweder mit kleinen feſt zuſammengekittete... vulkaniſchen Fragmenten überzogen, oder ſie habe... glänzende und ſchimmernde Farben, wie polirte metal... liſche Subſtanzen. Wodurch könnten wohl alle dieſ... Wirkungen anders hervorgebracht worden ſeyn, al... durch Feuer? Jedoch es würde, nach der ausführliche... Beſchreibung, die ich von den verſchiedenen Schichte... und Lagern gegeben, bloß Zeitverſchwendung ſeyn, wenn ich noch erſt beweiſen wollte, was wohl ſchwer... lich noch Jemand bezweifelt, daß wenigſtens ein groſer

Theil der Stoffe, aus welchen die Inſel St. Helena beſteht, aus dem brennenden Krater eines Vulkans müſſe gefloſſen ſeyn.

Eine andere ſchwerer zu entſcheidende Frage iſt die: ob nicht St. Helena ſchon vorher, ehe ſie der Sitz eines Vulkans, der ſie in Bau und Geſtalt ſo ſehr veränderte, geworden, als eine Inſel oder ein Theil irgend eines ältern Continents über dem Waſſer exiſtirte, oder ob das Ganze aus einer vulkaniſirten Maſſe beſteht, die durch wiederholte Eruptionen von dem Grunde des Meeres bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe gehoben worden?

Bei dem erſten Anblicke könnte man wohl durch den merkwürdigen Unterſchied, den man zwiſchen den innern Theilen des Landes und den, an dem Ufer liegenden Inſeln bemerkt, verleitet werden, anzunehmen, daß das Innere des Landes ein Ueberbleibſel irgend eines Urlandes ſey, das von Vulkanen angegriffen und verwüſtet worden, deren Eruptionen dann alle die das Innere umgebenden Theile der Inſel gebildet. Dieſe Meinung iſt ſcheinbar und ob ſie gleich wahrſcheinlich denen, die künftig die Sache genauer unterſuchen werden, nicht genugthuen möchte, ſo iſt ſie doch die, welche von Forſter angenommen worden. Dieſer macht nämlich die Bemerkung, daß er wohl ſchon nach dem äußeren Anſehen von verſchiedenen Inſeln, die Behauptung wagen zu können, glaube, daß ſie früher ſchon, als ſie einen Vulkan bekommen, über dem Waſſer exiſtirt hätten, und

daß ſie durch unterirdiſches Feuer ganz verändert und zum Theil umgekehrt worden. Da er ſeine Meinung durch die gegenwärtige Geſtalt der Inſeln Aſcenſion und St. Helena, die eine große Aehnlichkeit miteinander haben, unterſtützt und erläutert; ſo iſt es wohl nicht am unrechten Orte, hier das anzuführen, was er von dieſen beiden Inſeln ſagt.

„Die Furchtbarkeit dieſer Inſel, (nämlich der Inſel „Aſcenſion,) überſtieg noch alle Schrecken der Oſter„inſel und des Feuerlandes, auch ohne die Mit„wirkung des Schnees. Sie war ein Trümmerhaufen „von Felſen, die durch das Feuer eines Vulkans waren „verändert worden. Beinahe in dem Mittelpuncte der „Inſel erhebt ſich ein breiter weißer Berg von großer „Höhe, auf dem wir mit Hülfe unſerer Ferngläſer Spu„ren von Vegetation entdeckten, daher er von uns auch „den Namen des grünen Berges erhielt. Bei un„ſeren Anlanden, ſtiegen wir unter Haufen eines ſchwar„zen löcherigen Steines, der völlig den gewöhnlichſten La„vaarten des Veſuvs und der Inſel Ißland, gleicht „und von der die abgebrochenen Stücken ausſahen, als „wären ſie von der Kunſt ſo aufgehäuft worden, hinan. „Da die Lavaſtröme ſehr ſchnell erkalten, können ſie „leicht eine Wirkung der Art hervorgebracht haben. Nach„dem wir ohngefähr fünfzehn Ellen (Yards) ſenkrecht „aufwärts geſtiegen waren, ſahen wir uns auf einer Ebene „von ſechs bis acht Meilen im Umfange, in deren ver„ſchiedenen Winkeln wir große Hügel von völlig coniſcher „Geſtalt, röthlicher Farbe und völlig iſolirt ſtehend, be-

„merkten. Ein Theil der zwiſchen dieſen Hügeln liegen„den Ebene, war mit einer großen Anzahl kleinerer Hü„gelchen bedeckt, die aus der nämlichen wilden und riſ„ſigen Lava beſtanden, die ſich am Meere befand, und „die, wenn zwei Stücke gegen einander geſchlagen wur„den, einen Klang wie Glas von ſich gab. Der Boden „zwiſchen den Lavahaufen war mit ſchwarzer Erde bedeckt; „da aber, wo ſich keine ſolche Haufen befanden, beſtand „er ganz aus rother Erde. Die coniſchen Hügel be„ſtanden aus einer ſehr verſchiedenen Lavaart, die roth „und weich war und ſich leicht in Erde zerbröckelte. Wir „ſchloſſen daher, daß die Ebene auf welcher wir ſtanden, „vormals der Sitz eines Vulkans geweſen, deſſen ſich an„häufende Aſche und Bimsſteine, allmählig die coniſchen „Hügel gebildet, und daß die Lavaſtröme, die wir jetzt „in viele Haufen zertheilt ſahen, nach und nach unter neue „Steine und Aſche begraben worden, worauf endlich das „in der Regenzeit von den in dem Inneren liegenden Ber„gen herabkommende Waſſer, während ſeines Laufes al„les geebnet und den Krater des Vulkans nach und nach „angefüllt haben müſſe. Die felſige ſchwarze Lava diente „unzähligen Fregattenvögeln und Tölpeln, die über ih„ren Eiern ſaßen und uns erlaubten dicht an ſie zu kom„men, zum Aufenthalte. Auf dieſem ganzen fel„ſigen Boden fanden wir nicht mehr als zehen küm„merliche Pflanzen, die von zweierlei Art waren, näm„lich eine Gattung von Wolfsmilch (Spurge) und eine „Windenart.

„Nachdem wir einen großen und furchtbaren Lava-

„ſtrom, welche von feſterer Art, als die in der N[illegible] „Ufers war, erklimmt hatten, gelangten wir zu[m] „Fuße des grünen Berges, deſſen Beſchaff[enheit] „wir ſchon von dem Schiffe aus, vollkommen deutl[ich] „verſchieden von der des übrigen Landes, erkannt h[at]„ten. Die ihn umringende Lava war mit einer [unge]„heuern Menge Portulak und einer Art von Farrenkr[aut] „bedeckt. Der große Berg wird an ſeinen Enden [in] „verſchiedenen Klüften in mehrere Körper getheilt, die „ſich aber in dem Mittelpuncte alle vereinigen und eine „einzige große Maſſe, von großer Höhe bilden. Das „Ganze beſteht aus einem ſandigen tuffartigen Kalkſteine, „der nie von dem Vulkan angegriffen worden, und wahr„ſcheinlich ſchon vor ſeinem Ausbruche exiſtirte.

„Die Inſel St. Helena hat an ihrer Außenſeite, „und beſonders da, wo die Schiffe vor Anker liegen, wo „möglich ein noch furchtbareres und ſchröcklicheres An„ſehen, als die Inſel Aſcenſion; allein je weiter man „auf ihr fortgeht, deſto weniger öde erſcheint ſie, und „die innerſten Theile derſelben ſind überall mit Pflanzen, „Bäumen und Grün bedeckt. Indeſſen ſieht man doch „auch überall die deutlichſten Spuren davon, daß ſie eine „große und totale Veränderung durch einen Vulkan und „ein Erdbeben erlitten, wodurch vielleicht der größte Theil „derſelben ins Meer verſenkt worden.

Wir beſuchten Inſeln, (fährt eben dieſer Schriftſtel„ler fort,) die noch immer brennende Vulkane hatten; „wir ſahen andere, die bloß noch eine Erhöhung und an-

„bere Spuren davon hatten, daß ſie in früheren Zeiten „von einem Vulkane gebildet worden; wir fanden endlich „auch Inſeln, die keine Ueberbleibſel eines Vulkans hat„ten, wohl aber ſtarke und unzweifelhafte Spuren davon „an ſich trugen, daß ſie eine gewaltſame Veränderung „erlitten und durch Erdbeben, unterirdiſches Feuer und „einen Vulkan zerrüttet worden, und ich kann nicht „umhin die Oſterinſel, die Inſel St. Helena „und die Inſel Aſcenſion zu denen der letzteren Art zu „zählen." —

Forſter nimmt alſo an, daß die genannten Inſeln ſchon über dem Waſſer exiſtirt, ehe ſie von Vulkanen angegriffen, oder durch die Wirkungen unterirdiſcher Feuer oder Erdbeben verändert worden.

In wiefern ſich dieſe Meinung Forſters in Anſehung der Inſel Aſcenſion und der Oſterinſel als wahrſcheinlich darthun laſſen möchte, iſt der Verfaſſer nicht im Stande zu beſtimmen, da er nie Gelegenheit gehabt hat, dieſe Inſeln zu unterſuchen. Was aber die Inſel St. Helena betrifft, ſo ſcheint ſich ſeine Meinung mehr auf eine flüchtige und oberflächliche Anſicht der Dinge, als eine genaue Unterſuchung zu gründen und es dürfte ihm ſchwer werden, ſie mit irgend einem Theile der äußeren Form und Bildung der Inſel, die der Unterſuchung offen liegt, in Uebereinſtimmung zu bringen. Giebt es hier einen Theil eines Urlandes, ſo muß es in einem mittleren Kerne beſtehen, der aber unſeren Blicken verborgen iſt. Alle Theile der Oberfläche,

von dem Gipfel bis zu dem Fuße der Inſel zeigen d[illegible] den analogen Bau und die nämlichen vulkaniſch[illegible] ſcheinungen, die über ſie verbreitet ſind. Zwa[illegible] wie ich ſchon bemerkt habe, allerdings eine große [illegible] ſchiedenheit zwiſchen der Zuſammenſetzung der im [illegible] ren liegenden Anhöhen und der am Ufer befindlichen [illegible] gel ſtatt; in dem erſteren nämlich, findet man mehr [illegible] und verrottete Steine und in den letzteren mehr Baſal[illegible] len und vulkaniſche Kohle: allein dieſe Verſchieden[illegible] in der Zuſammenſetzung dieſer Theile, iſt mehr ſchei[illegible] als wirklich, und ſcheint von den verſchiedenen Verhält[illegible] niſſen der nämlichen Stoffe, die beiden Lagen gem[illegible] ſind, herzurühren. Alle an der Küſte liegende Hügel, w[illegible] den von dünnen Thonlagern durchſtrichen und die im In[illegible] neren liegenden, die hauptſächlich aus Thon beſtehen durchdringen Schichten von Baſaltfelſen und vulkani[illegible] ſchen Kohlen und Schlacken. Selbſt die ungeheuern ſen[illegible] rechten Schichten von gebrochenem und geſpaltenem Fel[illegible] ſen und die Querreihen von zertrümmertem Steine, die ſich ſo häufig in allen den thonichten Hügeln finden, (die ihnen jedoch nicht ausſchließlich eigen ſind, in dem auch verſchie- dene an dem Ufer liegende Hügel aus parallelen Lagern von Baſalt, Lava und Thon beſtehen), werden ebenfalls von vertikalen Schichten eines ſplitterigen Felſen durch- drungen. Daß die im Inneren liegenden Berge, die hauptſächlich aus ſtark gebrochenem und geſpaltenem Thon und Stein beſtehen, eine ſtärkere Zerſetzung als die ſie umgebenden Theile müſſen erfahren haben, das kann nicht ſonderbar ſcheinen, wenn man bedenkt, daß dieſe Höhen ſchon ſeit lange mit Pflanzen bedeckt ſind und daß

dadurch und auch wegen ihrer groſſen Erhöhung ei-
n ſtärkeren und beſtändigeren Zufluß von Feuchtigkeit
s den Wolken bekommen, indem es oft auf ihnen reg-
t, und Nebel ſie umhüllen, indeß die an der Küſte lie-
nden Hügel von der Sonne ausgetrocknet werden. Die
rſetzung, die auf ihnen ſtatt gehabt und das Grün, das
eſe erhabenen Höhen bedeckt, giebt ihnen freilich bei dem
ſten Anblicke das Anſehen, als wären ſie alle von einer
ganz verſchiedenen Natur mit den nackten und öden Hü-
geln, die ſie umgeben: allein dieſe Verſchiedenheit iſt,
wie ich ſchon bemerkt habe, mehr ſcheinbar als wirklich,
und die Wirkungen des Feuers ſcheinen bei ihnen eben
ſo unverkennbar und ausgemacht zu ſeyn, als in irgend
einem anderen Theile der Inſel. Die Thonarten oder
die farbigen zerreiblichen Erdarten, aus denen die kegel-
förmigen Hügel beſtehen, ſcheinen von der nämlichen Art
und dem nämlichen Gewebe zu ſeyn, als die an dem Ufer
zwiſchen vulkaniſchen Schichten liegenden Thonlager und
wieder ſind die ſenkrechten Schichten und die ſchiefen Fel-
ſencylinder (ridges) alle, und die meiſten von ihnen in
regelmäßige Theile, wie die horizontalen Baſaltſchichten
zerſprungen und geſpaltet.

Sollte es nun nicht vernünftig ſeyn, von dieſer
Aehnlichkeit des Baues und der Geſtalt, die durch alle
Theile der Inſel herrſcht, den Schluß zu ziehen, daß das
Ganze, durch unterirdiſches Feuer, dem es ſeine eigen-
thümliche Geſtalt und Bildung zu verdanken hat, von dem
Grunde des Meeres ſey empor gehoben worden? Dieſe
Meinung ſcheint jeder Erſcheinung, die der gegenwärtige

Zuſtand der Inſel darbietet, zu entſprechen, und iſt es ſchwer ſich eine Vorſtellung davon zu machen, und auf welche Art vulkaniſche Feuer eine lange Zeit auf dem Boden des Meeres hätten beſtehen können, ohne ausgelöſcht zu werden, obgleich Naturkundiger die Möglichkeit davon zu erklären verſucht, und einige von ihnen angenommen haben, daß alle Vulkane urſprünglich auf dieſe Art entſtanden ſeyen. Wie ſchwer es uns aber auch immer werden mag, uns eine Vorſtellung davon und von dem furchtbaren Kampfe zwiſchen der brennenden Lava und dem über ihr liegenden Ocean zu machen, ſo ſcheint doch das eine unbeſtreitbare Thatſache zu ſeyn, daß die Baſis der Inſel St. Helena durch auf einander folgende Eruptionen unter dem Waſſer, wenn anders das äthiopiſche Meer damals ſchon exiſtirt hat, ſey gebildet worden. Wollte man dies nicht zugeben, ſo müßte man annehmen, daß hier ein Kern von einem Urlande vorhanden ſey, der dem Vulkane zum Sitz gedient, jetzt aber unter ſeinen Laven und Kohlen verdeckt ſey; allein dafür giebt es keinen Beweis, da das Ganze, ſo tief man hineindringen kann, von der nämlichen vulkaniſchen Beſchaffenheit iſt, als die Theile über dem Waſſer. In der That findet man auch die größten Lava- und vulkaniſche Kohlen- und Schlackenmaſſen, an dem Ufer des Waſſers und unter der Fläche deſſelben. Dieſe ſind da, wo ſie von den Wellen konnten erreicht werden, ausgewaſchen worden und haben tiefe Höhlungen zurückgelaſſen, daher auch manche Hügel an ihrem Fuße ſo voll Höhlen und Löcher ſind, daß ſie in der feurigen Einbildungskraft eines Dichters,

lich das Bild von einer mitten in den Wellen ſchwimmenden Inſel erwecken könnten.

Einige Reiſende, welche dieſe Inſel beſucht haben und von der Wildheit und Regelloſigkeit ihrer Geſtalt überraſcht worden ſind, haben ſie, ohne ihren Bau und ihre Bildung genugſam zu unterſuchen, für die Wirkung eines Erdbebens oder irgend eines unterirdiſchen Stoßes gehalten, der, indem er das Gewölbe des Oceans geöffnet, die ganze Maſſe plötzlich in die Höhe geſchleudert und ſie in dem Zuſtande gelaſſen habe, in welchem wir ſie noch jetzt ſehen. Allein dies anzunehmen, erlauben uns die an ihr wahrzunehmenden Erſcheinungen nicht. Denn wäre ſie plötzlich durch ein Erdbeben oder einen ähnlichen konvulſiviſchen Stoß empor gehoben worden, ſo müßte wahrſcheinlich die Ordnung und Lage ihrer Theile eine größere Verwirrung erfahren und ſtärkere Spuren einer ſolchen Gewalt an ſich haben, als es wirklich der Fall iſt. Die Stoffe aus welchen ſie beſteht, ſind ſo locker und unverbunden und ihre härteſten Schichten in ſo zarte, leicht von einander zertrennliche Theile geſplittert, daß jede zitternde Erſchütterung, wie die eines Erdbebens iſt, bei der Emporhebung der Inſel, wahrſcheinlich alles durcheinander geworfen und das Ganze zu einer nicht zu unterſcheidenden Maſſe würde gemacht haben. Man könnte eben ſo leicht glauben, daß ein Erdbeben eine Stadt emporheben könnte, ohne die Gebäude derſelben einzuſtürzen, als ſich einbilden, daß die Hügel auf St. Helena plötzlich dreitauſend Fuß hoch hätten können empor gehoben werden, ohne daß die Lage der zerbro-

chenen, lockeren und hängenden Felſen, aus denen ſie beſteht, wäre geſtört worden. Eine auf die Baſis derſelben ſogleich vertheilte und gleichförmig wirkende Kraft, die das Ganze hätte emporheben können, ohne die dieſelbe bildende Theile zu verwirren, annehmen zu wollen, das würde etwas annehmen heißen, für das wir keine Erfahrung haben, und das in ſeinen Wirkungen jenen unterirdiſchen Stößen ganz unähnlich ſeyn würde, die bisher, wo ſie ſtatt gehabt haben, Alles zerrütteten und entſtellten, was ihrer Wuth ausgeſetzt war.

Es ſcheint daher wahrſcheinlich, daß dieſe Inſel nicht plötzlich oder auf einmal, ſondern nach und nach iſt empor gehoben worden und daß alle die Riſſe und Spalten, die man in den horizontalen, ſchiefen und ſenkrechten Felſenſchichten, ſo wie in den Thonlagern wahrnimmt, erſt dann entſtanden ſind, nachdem dieſe Schichten ſchon die Lage angenommen, in der ſie ſich gegenwärtig befinden, und daß dies wahrſcheinlich während ihres Erkaltens und ihres Ueberganges aus einem weichen und flüſſigen Zuſtande in einen harten, geſchehen, da es ganz unmöglich ſcheint, daß ſie in ihrem gegenwärtigen getheilten und getrennten Zuſtande ſollten emporgehoben oder einer allgemeinen und gewaltſamen Erſchütterung ausgeſetzt worden ſeyn können, ohne eine gänzliche Veränderung in ihrer Ordnung und Einrichtung zu erleiden. Zwar findet man, wie auch bereits bemerkt worden, in der Richtung und der Mächtigkeit der verſchiedenen Schichten viele Unregelmäßigkeit, aber die Theile aus denen ſie beſtehen, paſſen doch genau zu einander und ſo

Wie auch immer die Trümmer ſind, in welche einige Felſen zerſplittert worden, ſo haben doch alle Theile ihre natürliche Lage behalten. Die in den Schichten ſelbſt vorkommenden Unregelmäßigkeiten, ſind bloß von der Art, daß ſie leicht dadurch entſtanden ſeyn können, daß die aus den vulkaniſchen Kratern ſtrömende Feuermaterie, über unregelmäßige, an verſchiedenen Stellen mehr oder weniger abhängige Flächen, bei den ſich folgenden Ausbrüchen geſtoſſen iſt.

Alle parallel laufende Schichten von Baſaltfelſen, vulkaniſchen Kohlen und zerſpaltenem Thon, die den Hauptkörper der Hügel ausmachen, ſcheinen die aufeinander folgenden Eruptionen ſolcher Vulkane, von denen ſie entſtehen, anzuzeigen, und doch kann man nirgends einen noch vorhandenen Krater entdecken. Dieſe müſſen von der Zeit vertilgt, oder durch irgend eine unterirdiſche Operation, die erſt nach der Bildung der Hügel erfolgt iſt, ausgefüllt worden ſeyn und das leztere wird wirklich durch einige Erſcheinungen wahrſcheinlich gemacht, von denen nachher noch die Rede ſeyn wird.

Es ſcheint nicht wahrſcheinlich, daß die ſenkrechten und die ſchiefſtreichenden Schichten von den zerbrochenen und geſpaltenen Felſen, die durch vulkaniſche Schichten laufen, vor der Bildung der Hügel ſchon, die ſie unterſtützen und in ihrer gegenwärtigen Lage zuſammenhalten, ſollten exiſtirt haben können, und es läßt ſich nicht begreifen, daß die parallelen horizontalen Lager und diejenigen, die ſie durchkreuzen, die Wirkungen gleichzeitiger Operationen könn-

ten geweſen ſeyn. — Aus dem bisher Geſagten folgt, daß die Erhebung der ſenkrechten Schichten und die reichen ſchiefen Steincylinder, welche die Hügel durchſchneiden, ſpäter müſſen entſtanden ſeyn, als die Inſel emporgehoben worden.

Aus dem allem ſcheint die wahrſcheinlichſte Folgerung die zu ſeyn: daß die verſchiedenen Maſſen welche die parallelen Lager der Hügel ausmachen, nach und nach durch vulkaniſche Eruptionen auf einander gehäuft worden; daß dieſe Maſſen, indem ſie kalt und hart wurden, nicht nur auf die Art geriſſen und geſpalten wurden, wie man ſie jetzt findet, ſondern daß aus der nämlichen Urſache, auch die Hügel ſelbſt große Vertiefungen und Schluchten bekamen; daß alle dieſe Vertiefungen und Schluchten und eben ſo auch die Krater, in der Folge mit aus der Tiefe ausgeworfenen flüſſigen Stoffen ausgefüllt worden und daß nun dieſe Stoffe, die, während ſie erkalteten und ſich zuſammenzogen natürlich ebenfalls Riſſe und Spalten bekamen, alle die ſenkrechten Felſenſchichten und die ſchiefen Steinreihen (ridges), die den Hügel durchkreuzen, gebildet haben. Dieſe Hypotheſe ſcheint ſich auf jede Erſcheinung, welche die Inſel darbietet, anwenden zu laſſen, denn alle Schichten und Lager, aus welchen der Hauptkörper oder die Hauptmaſſe der Hügel beſteht, ſind ohne allen Widerſpruch vulkaniſch und an vielen Stellen ſo geordnet, wie es von einem Vulkane ausgeworfene Stoffe zu ſeyn pflegen, und da, wo gewöhnlich der Krater iſt, findet man zuweilen eine winkelige oder koniſche Steinmaſſe, oder eine große

...kale Schicht, die den Berg in zwei gleiche Segmente ... Da die Thonarten und gefärbten Erden ihrer Natur ... mehr geneigt waren, Riſſe und Spalten zu bekommen, ... die ſteinige Maſſe, ſo bemerkt man daher auch, daß ... thonigen Hügel ſtärker, als alle andere Theile der Inſel ... von vertikalen Felſenſchichten durchſtrichen und an ... Abhängen von häufigen ſchiefen Reihen eines ge... nen und ſchiefrigen Steines durchſchnitten werden. ... lockere Gewebe aller dieſer vertikalen Schichten ſowohl, ... der ſchiefen Steinreihen, und auch der iſolirten und ...rechten Steinmaſſen, ſcheint es, wie auch bereits be...kt worden, zu beweiſen, daß ſie alle ihre Sprünge ... Riſſe erſt müſſen bekommen haben, nachdem ſie ſich ...eits in ihrer gegenwärtigen Lage befanden, da es ...ht wohl denkbar iſt, daß ſie hätten können verſetzt ...rden, ohne daß dadurch eine gänzliche Zerrüttung der ...heile, aus welchen ſie beſtehen, hätte entſtehen müſ...n, daß ſie folglich dann müſſen emporgehoben worden ...yn, da ſie ſich noch in einem weichen und flüſſigen Zu...ſtande, als einer Wirkung des Feuers befunden haben, und daß ſie endlich die Sprünge und Riſſe, die man noch jetzt an ihnen ſieht, erſt bei ihrem Erkalten und Zuſammenziehen, müſſen bekommen haben.

Man bemerkt alſo in dem Baue und der Einrichtung dieſer Inſel, die Spuren von zwei von einander verſchiedenen Operationen, die nicht gleichzeitig geweſen ſeyn können, ſondern von denen die eine auf die andere gefolgt ſeyn muß. Durch die erſte iſt durch ſucceſſive Eruptionen von vulkaniſchen Kratern, die große Maſſe der Hügel gebildet und durch die zweite ſind alle Spalten und Schluch-

ten der Inſel, ſo wie die Krater ſelbſt durch weitere Ex-
ploſionen glühender Stoffe ausgefüllt worden. Es ſcheint
demnach, daß, als bereits die Inſel bis zu ihrer gegen-
wärtigen Höhe gehoben worden, die unterirdiſchen Quel-
len, die den Stoff zu den vulkaniſchen Ausbrüchen herge-
geben, noch nicht ganz erſchöpft geweſen, ſondern daß ſie,
nachdem ſie eine Zeitlang nachgelaſſen, ihre Thätigkeit wie-
der erneuert und nun erſt die Klüfte und Spalten, die in
den Hügeln entſtanden, mit emporgeſtoßenen brennen-
den und geſchmolzenen Stoffen ausgefüllt worden. Daß
aber die ganze Inſel, ſelbſt bis zu der kleinſten Oeffnung,
von einigen Exploſionen durchdrungen worden, davon
finden ſich allenthalben häufige Beweiſe, indem jene
Stoffe alle Spalten und Riſſe, auf die ſie geſtoßen, aus-
gefüllt haben. Viele von den gefärbten Erd- und Thon-
ſchichten ſind von Platten eines geſchieferten Steines,
die nicht über einen Zoll dick ſind, durchdrungen und viele
Spalten in dem Baſaltfelſen ſind mit Adern einer rothen,
dem Ziegelmehle ähnlichen Erde, angefüllt. Durch alle
Thonhügel ſtreichen, wie ſchon erwähnt worden, zahl-
reiche Reihen von einem geſpaltenen Steine und außer
den ungeheuren vertikalen Schichten, welche die Hügel
theilen, ſtößt man auch an einigen Stellen auf ſehr große
ſenkrechte, lockere und zerſchmetterte Felſenmaſſen, die
dem Anſcheine nach, mit keiner ausgedehnten Schicht zu-
ſammenhängen. Da es nicht wohl möglich iſt, daß dieſe
vertikalen und ſchiefen Schichten ihre Lage und Richtung
in einem iſolirten Zuſtande und einzeln ſtehend ſollten ha-
ben behalten können, ſo müſſen ſie ſpäter entſtanden ſeyn
als die Hügel, die ſie unterſtützen und da wir annehmen,

daß ſie ihre Bildung von den Wirkungen des nämlichen unterirdiſchen Feuers erhalten, welches die Inſel empor gehoben, ſo darf es uns nicht wundern, ſie in ihrem Baue und in ihrer Geſtalt nicht weſentlich von den ſie umringenden Theilen verſchieden zu ſehen, da wirklich der ganze ſteinige Stoff, aus dem ſie beſtehen, ſo beſchaffen iſt, daß es höchſt wahrſcheinlich wird, daß er einmal der Wirkung einer heftigen Hitze ausgeſetzt geweſen und empor gehoben worden, als er ſich noch in einem weichen und flüſſigen Zuſtande befand.

Sollte es nun aber Jemanden, anſtatt anzunehmen, daß alle jene ſenkrechten und ſchiefen Felſenſchichten erſt nach der Bildung der Inſel empor gehoben worden, wahrſcheinlicher und natürlicher ſcheinen, ſie bloß als hervorragende und ſichtbare Spitzen eines inneren Kernes von einem alten Lande zu halten, das, weil es ehedem der Sitz eines Vulkans geweſen, jetzt von ſeiner Lava und ſeinen Kohlen bedeckt ſey, der möge ſich erinnern, daß die erwähnten Schichten unverkennbare Spuren davon an ſich tragen, daß ſie im Feuer geweſen und geſchmolzen worden; daß ſie durch und durch von ausgemacht vulkaniſchen Subſtanzen vermiſcht und durchdrungen ſind und daß endlich auch alle oberflächlichen Theile der Inſel einander in Bau und Anſehen ſo ähnlich und entſprechend ſind, daß es ſehr ſchwer iſt, irgend einen beſonderen Theil in Anſehung ſeines Urſprunges, als von den andern verſchieden und fremdartig zu betrachten. Das Ganze von dem Fuße bis zu der Spitze, ſcheint nur Eine große vulkaniſirte Maſſe zu ſeyn, die aus unregelmäßigen Schich-

ten von vulkaniſcher Schlacke, baſaltiſchem Felſen und gefärbten Erden- und Thonarten beſteht; und dieſe gefärbten Erden, die ſich in den an dem Ufer liegenden Hügeln bloß in zarten Linien zeigen, machen den vorzüglichſten Stoff aus, aus welchem die im Innern liegenden Höhen und kegelförmigen Hügel zuſammengeſetzt ſind. Alle dieſe Hügel werden von den in Frage ſtehenden ſenkrechten und ſchiefen Schichten durchkreuzt und dem Verfaſſer hat keine Hypotheſe wahrſcheinlicher geſchienen, als die: daß dieſe Schichten erſt nach der Bildung der Hügel, durch welche ſie laufen und ohne deren Unterſtützung ſie ſchwerlich ihre gegenwärtige Lage würden haben behaupten können, empor gehoben worden.

Während dieſer Operation kann die Inſel immer noch mehrere Stöße und Erſchütterungen, als Wirkungen jener ausdehnenden Kraft erfahren haben, welche nothwendig war, um die ungeheuern vertikalen Felſenſchichten und einzelne Felſenmaſſen emporzuheben und dieſe Erſchütterungen können viele Unregelmäßigkeiten verurſacht haben, ohne darum die allgemeine Einrichtung und Ordnung des Ganzen zu zerſtören, woraus ſich denn ſehr gut die Verwirrung und Unregelmäßigkeit, die man an einigen Stellen antrifft, erklären ließe, ohne deshalb ein Erdbeben annehmen zu müſſen. Indeſſen würde es doch allen Thatſachen und Erfahrungen zuwider und folglich abſurd ſeyn, bei einer Lage, die ſo viele nicht zu bezweifelnde Spuren von unterirdiſchem Feuer hat, die Mitwirkung eines Erdbebens läugnen zu wollen, aber der Verfaſſer behauptet auch weiter nichts,

als daß die Erhebung eines ſo regelmäßigen Baues, nicht die Wirkung einer ſolchen Urſache habe ſeyn können. Daß Erdbeben in der Nachbarſchaft von Vulkanen häufig ſind, iſt eine ſehr bekannte Sache und es iſt daher auch nicht unwahrſcheinlich, daß dergleichen auf St. Helena ſtatt gehabt; allein von welcher Art auch immer die Stöße geweſen ſeyn mögen, die ſie erſchüttert haben, ſo ſcheint ihre Wirkung nicht die Erhebung der Inſel, ſondern vielmehr die Verſenkung eines Theiles derſelben in das Meer geweſen zu ſeyn und verſchiedene an dem Ufer liegende Hügel ſehen gerade ſo aus, als ob ein großer Theil derſelben mit Gewalt davon weggeriſſen und getrennt worden ſey.

Es verdient auch noch in dieſer Rückſicht bemerkt zu werden, daß der Grund des Meeres, ſey es nun als Wirkung von Erdbeben oder unterirdiſchen Feuern, oder durch das Hinabfließen von Lavaſtrömen von den Hügeln um die ganze Inſel her und bis zu einer beträchtlichen Entfernung von ihr, ſo zerriſſen und unregelmäßig iſt, daß die Tiefe plötzlich von fünfzehn bis zu achtzig oder hundert Faden abwechſelt. Es läßt ſich wohl kaum bezweifeln, daß dieſe Ungleichheit und dieſer jähe Abfall des Grundes des Meeres nicht auf irgend eine Art mit den Urſachen, die die Inſel ſelbſt emporgehoben und deren Wirkungen ſich bis zu einer viel größeren Entfernung, als uns zu entdecken möglich iſt, mögen erſtreckt haben, zuſammenhängen ſollte. Man weiß, daß St. Helena nicht die einzige vulkaniſche Inſel in dieſen Breiten iſt; die Inſel Aſcenſion, welche kaum ſiebenhundert Meilen nördlich von

ihr liegt, hat einen ähnlichen Bau und ein eben ſo rauhes und trauriges Anſehen. Von einigen anderen, in den Charten verzeichneten Inſeln, iſt ſehr wenig bekannt und der Verfaſſer iſt ebenfalls nicht im Stande geweſen, mehr von ihnen zu erfahren. Indeſſen ſcheint es doch wahrſcheinlich, daß ſie alle einerlei Urſprung gehabt und daß in früheren Zeiten, in der Gegend des ſüdlichen atlantiſchen Meeres, vulkaniſche Feuer bei ſehr weit ausgedehnten Communicationen, ihr Weſen getrieben haben.

Es iſt in der That nicht möglich, ohne Verwunderung die zahlreichen Ueberbleibſel von Vulkanen, deren einige ſelbſt noch immer brennen, zu bemerken, die man auf den Küſten, dieſes und des nördlichen atlantiſchen Oceans zwiſchen der Breite von St. Helena, der Inſel Aſcenſion und den azoriſchen Inſeln antrifft. Einer Tradition zu Folge, die ſich aus den entfernteſten Zeiten herſchreibt, ſoll irgendwo in dieſem Striche, ein wenig weſtlich von Europa und Afrika, vormals eine ſehr große Inſel gelegen haben, die beiden genannten Continenten an Größe gleichgekommen. Eben dieſe Sage berichtet, daß dies unglückliche Land durch Erdbeben und unterirdiſche Feuer ſey zerſtört worden, und wäre dies, ſo könnte leicht der Urſprung der vielen Vulkane die jenen Strich umgeben, einigen Zuſammenhang mit denſelben gehabt haben. Von dem Daſeyn und der Verſenkung jenes Landes hat uns Plato zwar bloß eine ſehr unvollkommene und unvollſtändige Nachricht hinterlaſſen, die er aus den auf Tradition ſich gründenden Annalen der

ägyptiſchen Prieſter geſchöpft hatte, aber das Factum von der Exiſtenz und der Vernichtung eines ſolchen Landes iſt doch ſchon für ſich genommen, um ſo wahrſcheinlicher, da es bloß ein Glied in jener Reihe von Revolutionen ausmachen würde, die offenbar die ganze Oberfläche der Erde betroffen haben. Niemand, der zugiebt, was jetzt nur noch wenige in Zweifel ziehen werden, daß Europa ehemals das Bette des Oceans geweſen, kann daran zweifeln, daß ein feſtes Land das Bette des atlantiſchen Meeres eingenommen habe und enthalten die Inſeln Aſcenſion und St. Helena, wie Forſter will, wirklich noch einen Theil eines Urlandes, ſo könnte man ſie als zwei Vorgebirge irgend eines verſunkenen Continents betrachten, deſſen Vulkane, nach Büffon's Behauptung, nur in ſeinen höchſten Lagen exiſtiren konnten.

Sollte die Frage aufgeworfen werden: ob es wohl wahrſcheinlich ſey, daß St. Helena, welches ſo unbezweifelt die Wirkung eines Vulkans iſt, einmal wieder von den unterirdiſchen Feuern, die ihm das Daſeyn gegeben, könne angegriffen werden, ſo läßt ſich dieſe Frage freilich nicht genugthuend beantworten, aber zu der Bemerkung leitet ſie doch, daß viele Vulkane, die dem Anſcheine nach ganz ausgebrannt waren, ſich plötzlich aufs neue entzündet haben, und daß ſelbſt einige von ihnen, die ſo lange ſchon ruhig geweſen, daß kaum noch Jemand daran gedacht hat, daß ſie einmal feuerſpeiende Berge geweſen, doch auf einmal wieder mit großer Gewalt hervorgebrochen ſind. Dergleichen unerwartete Eruptionen, ſind denn nur deſto trauriger in ihren Fol-

gen geweſen, da die Bewohner eines ſolchen Landes, der trügeriſchen Ruhe jener unterirdiſchen Feuer zu viel vertrauend und angelockt von der, durch die vulkaniſche Asche bewirkten Fruchtbarkeit, ſich in ſorgloſer Sicherheit in der Nähe jener Vulkane angebaut haben.

Der erſte Ausbruch des Veſuvs, deſſen die Geſchichte gedenkt und bei dem der ältere Plinius ſein Leben verlor und die Städte Herculanum, Stabii und Pompeji an Einem Tage unter der Aſche begraben wurden, erfolgte, da eine lange Reihe von Jahrhunderten das Andenken an ſeine alten Eruptionen vertilgt hatte, obgleich ſachverſtändige Männer vermutheten, daß er ehemals ein Vulkan geweſen ſey. Zur Zeit der Regierung des Titus, in welcher dieſer Ausbruch erfolgte, war der ganze Berg angebaut, und unterſchied ſich von anderen Bergen, beſonders durch ſeine erſtaunenswürdige Fruchtbarkeit. Seit dieſem Ausbruche hat er denn, während eines Zeitraums von tauſend Jahren, von Zeit zu Zeit immer Feuer ausgeworfen, worauf er wieder faſt vierhundert Jahre lang, nämlich von 1136 bis zu dem Jahre 1506 ruhig blieb, ſo daß ſein Feuer ganz verlöſcht ſchien, und man ſagt, daß während dieſer langen Ruhe jeder Theil des Veſuvs ſey bewohnt geweſen, und daß Sümpfe und Gebüſch die Stelle eingenommen habe, an welcher jetzt ſein Krater iſt. Nach einer Ruhe ſo vieler Jahrhunderte, hätte man ihn alſo wohl für einen verlöſchten Vulkan halten können und doch ſchlummerte ſein Feuer bloß in ſeinem unterirdiſchen Gewölbe und brach mit vermehrter Wuth und verheerenderer Gewalt her-

von. Während der letzteren drei Jahrhunderte haben viele ſchreckliche Eruptionen dieſes Vulkans ſtatt gehabt, und in dem Laufe der letzten hundert Jahre, ſcheinen ſie ſo gar häufiger geweſen zu ſeyn und an Gewalt zugenommen zu haben.

Es ſind nun dreihundert Jahre verfloſſen, ſeit die Inſel St. Helena iſt entdeckt worden, und ſchon zu jener Zeit waren viele ihrer höchſten Spitzen, von denen wahrſcheinlich die Lava und die Kohlen, die überall in der Zuſammenſetzung der Inſel vorkommen, ſind ausgeworfen worden, mit Geſträuchen und Pflanzen bedeckt. Die Bildung eines urbaren Bodens und das erſte Hervorkeimen von Gewächſen in einer Lage, die ſo entfernt und einſam und der Einwirkung ſolcher Urſachen, von denen man weiß, daß ſie die gegenſeitige Mittheilung der Pflanzenſaamen von einem Lande an das andere bewirken, offenbar ſo ungünſtig iſt, kann aber nur während eines ſehr langen Zeitraumes zu Stande gebracht worden ſeyn. Wir ſind daher wohl berechtigt anzunehmen, daß die Inſel St. Helena ſchon viele Jahrhunderte vor ihrer Entdeckung müſſe aufgehört haben, Feuer oder Rauch auszuwerfen oder Zeichen von dem Daſeyn eines noch wirkſamen Vulkans zu geben. Man findet ferner auf dieſer Inſel und in ihrer Nachbarſchaft, auch nicht Eine von jenen Erſcheinungen, die man gewöhnlich in Gegenden antrifft, wo noch brennende oder ſolche Vulkane ſich vorfinden, die nach einem langen Zwiſchenraume von Ruhe wieder ausgebrochen ſind. Hier werden keine Erderſchütterungen gefühlt; es giebt keine Zeichen, daß in der Nähe

etwa ein Vulkan unter dem Meere verborgen ſey; auf der Inſel ſelbſt findet man weder ſchweflige, bitu minöſe, noch brennbare Stoffe, noch irgend Umſtand, aus dem man das Daſeyn verborgener irdi ſcher Feuer ſchließen könnte. Ja, ſelbſt die ſie um ben de Atmoſphäre zeigt nur ſelten und bloß in eine ſeh r geringen Grade ſolche elektriſche Phänomene, vo de en man annimmt, daß ſie in Verbindung mit de W irkſamkeit der Vulkane ſtänden. Sollte es daher, die ſe Inſel und das ſie umfließende Meer und die ſie um gel ende Atmoſphäre, ſeit ſo vielen Jahrhunderten i ei em vollkommen ruhigen Zuſtande geblieben, der du ni hts unterbrochen und geſtört worden zu ſeyn ſchei ni ht vernünftig ſeyn, aus dieſen und anderen ſchon we ihnten Umſtänden zu ſchließen, daß die ehedem in de r Nähe befindlichen unterirdiſchen Feuer, für im ve rlöſcht ſeyen und daß keine verborgene Quelle me üb rig ſey, die etwa ihre Wiedererneurung befürchten ließ ja, daß ſogar alle jene brennbaren Minen, aus welch di e Vulkane ihre Nahrung bekommen, völlig erſchöp un d die unter den Wellen befindlichen Vorrathskamm je ner Stoffe, ſelbſt von dem Ocean überſtrömt, oder au an dere Art zerſtört worden ſeyen? Dieſer Schluß würd a llerdings, wenn die Frage nach den gegenwärtigen Er ſcheinungen dürfte entſchieden werden, der natürlichſte ſeyn. Allein dieſe Frage ſelbſt, hängt mit zu vielen Ge genſtänden, die außer der Sphäre unſrer Beobachtungen liegen, zuſammen, als daß ſie völlig befriedigend könnte beantwortet werden. Bei jedem Schritte, den man bei Unterſuchungen der Art thut, ſtößt man auf die Gränzen

... unentdeckten Landes, wo die letzten Schimmer der Wahrſcheinlichkeit verſchwinden und ſich unter den Meteoren der Phantaſie verlieren.

Drittes Kapitel.

Bemerkungen und Beobachtungen das Klima der Inſel betreffend.

Die Luft der Inſel St. Helena iſt rein und geſund und das Klima iſt für eine Inſel, die in der heißen Zone liegt, ſehr gemäßigt. Da ihre Oberfläche hauptſächlich aus Felſen beſteht, und von keinem Gehölze beſchützt wird und noch überdies zweimal im Jahre den ſenkrechten Strahlen der Sonne ausgeſetzt iſt und oft von einer lang anhaltenden Dürre ausgetrocknet wird, kann man freilich wohl glauben, daß ſie einer großen Hitze unterworfen ſeyn müſſe; indeſſen ſteigt dieſe doch nie bis zum Uebermaaße und dabei genießt dieſes Klima der ganz beſonderen Glückſeligkeit, daß es gänzlich von allen jenen heftigen Naturerſchütterungen befreit iſt, die nicht ſelten ſo viele andere tropiſche Inſeln heimſuchen und verwüſten.

Aus ihrer großen Erhöhung und ihrer abwechſelnden Oberfläche, entſteht in verſchiedenen Höhen, auch eine Verſchiedenheit des Klimas und zu allen Jahreszei-

ten iſt die Temperatur der hohen inneren Theile von bis zu fünfzehn Graden tiefer, als die der Th[illegible] dem Ufer. Die mittlere Wärme ſcheint ohngefähr [illegible] und ſechzig Grade, oder wahrſcheinlich ein wenig [illegible]ger zu ſeyn, da das Thermometer auf den Höhen [illegible]len unter vier und fünfzig Grad fällt und im Jak[illegible]thale (James's Valley) nie über vier und achtzig [illegible] ſteigen ſoll. In den Thälern erreicht es ſelten und während einer kurzen Periode, dieſen Punkt, ind[illegible] auf den Höhen oft bis zu vier und fünfzig Grad fällt. [illegible] iſt indeſſen ſchwer, in dieſem Punkte ohne lange Be[illegible]achtungen angeſtellt zu haben, zu einer feſten Gewiß[illegible] zu gelangen. Dieſe konnte aber der Verfaſſer nicht [illegible]ſtellen, daher er genöthiget war, auch über Einiges [illegible] Nachrichten der Bewohner zu Rathe zu ziehen, die [illegible] dann mit ſeinen eigenen Beobachtungen verglichen [illegible] In den Monaten Julius und Auguſt, alſo in der kühle[illegible] Jahreszeit, fiel, während ſeines Aufenthaltes auf St. He[illegible]lena, das Thermometer im Jakobsthale nie un[illegible]ter acht und ſechzig Grad, noch ſtieg es über zwei un[illegible] ſiebenzig Grad, und auf den Höhen im Innern war i[illegible] der nämlichen Periode die Temperatur fünfzehn Gra[illegible] tiefer. Wenn man das Reſultat dieſer Beobachtungen mit den von einigen Einwohnern, die ihre Aufmerkſam[illegible]keit dieſem Gegenſtande gewidmet hatten, eingezogenen Nachrichten vergleicht, ſo wird es wahrſcheinlich, daß ſich die ganze Reihe der Thermometerveränderungen, auf verſchiedenen Höhen genommen und während der Periode eines Jahres, von dem zwei und fünf

halten bis zu dem vier und achtzigſten Grade erhitzt.

Innerhalb dieſer Temperaturgränzen, die der Geſundheit und einem langen Leben der Einwohner eben ſo günſtig, als geſchickt ſind, das Gedeihen der verſchiedenen, aus entfernten Klimaten hieher verpflanzten Produkte, zu befördern, wird die Vegetation der Hügel und Thäler von St. Helena durch den Einfluß des Südoſt-Paſſatwindes erhalten. Dieſer weht beſtändig auf der Inſel und zwar einen kurzen Zeitraum, den nämlich, in welchem die Sonne ihre Strahlen in vertikaler Richtung auf die Inſel wirft, ausgenommen, mit einem beſtändigen und gleichförmigen Strome, und überzieht die Höhen mit leichten Nebeln und Dünſten und mäſſiget zugleich die aus den unten liegenden Thälern zurückgeworfene Hitze.

Die Land- und Seewinde tropiſcher Länder, die eine Folge der Veränderung ſind, die alle vier und zwanzig Stunden in der Temperatur des Landes und des Meeres vorgeht, können nicht auf einer Inſel ſtatt haben, deren Gröſse und Einfluß zu unbeträchtlich iſt, als daß er die Richtung des Paſſatwindes verändern oder modificiren könnte, der ihre Temperatur der Wärme der ſie umgebenden Atmoſphäre und des ſie umringenden Meeres ſo nahe bringt. Die erfriſchenden Wirkungen dieſes beſtändigen Windes auf die Geſundheit, ſind viel dauernder und wohlthätiger, als die der See- und Landwinde anderer warmer Länder. Denn ſelbſt in den Gegenden, wo

dieſe mit der gröſsten Regelmäßigkeit wehen, gehen Perioden einer außerordentlichen Dürre und [illegible] vorher und folgen auch wieder auf ſie und außerdem iſt auch noch der von dem Lande herwehende Wind, [illegible] geſund, als der, welcher über die Oberfläche des [illegible] herweht.

Kein anderer bekannter Wind iſt ſo gleichförmig und beſtändig, als der, den man den Paſſatwind nennt. Da er ſeine Bewegung von der täglichen Umdrehung der Sonne bekömmt, und über einen weiten Raum des Meeres weht, wo er keiner von dem Einfluſſe in der Nähe befindlicher Länder verurſachten Störung unterworfen iſt, ſo behauptet er einen ſich gleichbleibenden und beſtändigen Lauf, der in verſchiedenen Gegenden ſchwächer oder ſtärker wird, ohne die Dazwiſchenkunft von Stürmen und Windſtillen. In den Theilen des Oceans, in welchen er hauptſächlich die Oberhand hat, iſt die Witterung mild, heiter und beſtändig, und es giebt daſelbſt keine heftigen Winde oder Orkane und ſelten Regen, und eben ſo ſelten ſind die Phänomene von Donner und Blitz. Der Himmel, der während die verſengende und trockene Hitze herrſchte, unbewölkt und brennend, oder in einen unbeweglichen weißen Nebel gehüllt war, wird dann mit leichten flockigen Wolken überſäet, die, indem ſie ſich um den Rand des Horizonts herziehen; den Anblick der aufgehenden und untergehenden Sonne mildern. Statt jener ungeheuren Anhäufung von Wolken, die ſich in einer begränzten und brennenden Atmoſphäre ſo häufig zuſammenziehen, und in plötzliche und heftige Stürme aus-

[...]en, iſt die Zeitperiode des Paſſatwindes bloß von [...]nen Regenſchauern, leichten Nebeln und Dünſten [be]gleitet. Dieſer beſtändige und gleichförmige Zuſtand [der] Atmoſphäre wird einigermaßen geſtört, wenn ſich [die] Sonne dem Zenith nähert, wodurch temporäre Windſtillen verurſacht werden, während welcher ſich Wolken anſammeln und Stürme erzeugen, die von heftigen, einander entgegengeſetzten Windſtößen begleitet werden. Die Entfernung der Sonne von dem Zenith aber, ſtellt den regelmäßigen Gang des Paſſatwindes wieder her und damit zugleich die beſtändig heitere Witterung dieſer Breiten, die bloß auf eine kurze Zeit war unterbrochen worden. Ich muß jedoch hiebei erinnern, daß hier bloß von ſolchen, von dem Aequator entfernten Theilen die Rede iſt, wo der Südoſtpaſſatwind der herrſchende iſt.

Dieſes ſind die gewöhnlichen Erſcheinungen jener milden und ruhigen Gegend, wo in einer ungeheuern Entfernung von jedem anderen Lande, die Inſel St. Helena in der weiten Einöde des Oceans entdeckt wurde. Da ihre Größe zu unbeträchtlich iſt, als daß ſie den gewöhnlichen Gang der Witterung, die in dieſen Breiten herrſcht, verändern oder modificiren könnte, ſo genießt ſie die nämliche beſtändige Heiterkeit des Klimas, die nämliche Sicherheit vor Stürmen und die nämliche unveränderliche Abwechslung der Jahreszeiten, die in allen inneren Theilen des äthiopiſchen Meeres herrſchet. Sie hat keinen anderen Wind, als den Paſſatwind; nie wird ſie von Orkanen erſchüttert, und man kann mehrere

Jahre auf ihr wohnen, ohne die Phänomene von Donner und Blitz beobachten zu können.

Eine Hauptunbequemlichkeit dieſes ſchönen Klima entſteht aus dem Mangel an Regen, wodurch die Verbeſſerung des Bodens gar ſehr gehindert wird und nicht ſelten eine wahre Geißel für das Land iſt, indem der Regen, der überhaupt hier zu ſparſam fällt, zuweilen ſo ſehr gemangelt hat, daß man ſchon Beiſpiele von einer drei Jahre lang anhaltenden ununterbrochenen Dürre kennt, die die Hausthiere ausrottete, viele Bäume vernichtete, und jede Spur von Vegetation hinweg ſengte.

In Ländern, die dem Einfluſſe von Winden ausgeſetzt ſind, die unmittelbar über eine große Strecke des Meeres herwehen, fehlt es ſelten an Regen und ſie leiden oft mehr Unbequemlichkeiten von zu feuchtem als zu trockenem Wetter. Es ſcheint daher allerdings ſonderbar, daß eine Inſel von einer ſolchen Erhöhung, die unter einem warmen Himmelsſtriche liegt, wo unaufhörlich ſo viele Feuchtigkeit von dem ſie umfließenden Meere ausdünſtet, von einer ſo außerordentlichen Dürre ausgetrocknet wird, da man, ihrer Lage nach, vielmehr das Gegentheil, nämlich vielen Regen, erwarten ſollte, indem jeder Wind, der ſie beſtreichen kann, mit Dünſten des äthiopiſchen Meeres geſchwängert kommen muß und man ſchon a priori vermuthen kann, daß ein gebirgiger aus den Wellen emporſteigender und bis zu der Höhe von beinahe zweitauſend ſiebenhundert Fuß ſich erhebender Fel-

ſey, der Anziehungsmittelpunkt für dieſe Ausdünſtungen werden müſſen, und daß dieſe, indem ſie ſich um ſeinen Gipfel her ſammeln und verdichten, in häufige Stürme und Regen ausbrechen würden: die Erfahrung aber lehrt das Gegentheil. St. Helena bietet die ſonderbare Erſcheinung eines Landes dar, das allenthalben von einem großen Meere umgeben iſt und doch eben ſo ſehr von Trokkenheit und Hitze leidet, als wenn es mitten in einer Sandwüſte läge.

Forſcht man nach den Urſachen dieſer außerordentlichen Dürre und dieſes Mangels an Regen, in einer Lage, wo beſtändig ſo viele Feuchtigkeiten ausgedünſtet werden und wo keine austrocknenden und heißen Winde wehen, ſo würde man wahrſcheinlich finden, daß es die folgenden wären:

1) Die große Einförmigkeit der Temperatur und die Beſtändigkeit des Paſſatwindes.

2) Der Mangel an Land und Seewinden und auch an regelmäßigen periodiſchen Winden.

3) Die Entlegenheit anderer Länder und die unbedeutende Größe der Inſel ſelbſt.

4) Die nackte Oberfläche derſelben.

Nur die letzte Urſache haben wir in unſerer Gewalt und nur ſie erlaubt Gegenmittel und wäre das Utile der einzige Zweck des Verfaſſers, ſo möchte er ſich vielleicht begnügen, ſich über dieſe Urſache allein und über die beſte Art St. Helena zu verbeſſern und anzubauen, zu

verbreiten; da es aber doch intereſſant iſt, zu un
welchen Einfluß die anderen Urſachen haben und
durch auch beſſer in den Stand geſetzt wird, zu
len, in wiefern es wahrſcheinlich iſt, daß ma
Einfluſſe durch mit der Oberfläche der Inſel v
mene Veränderungen entgegen wirken könn
der Verfaſſer noch bei dieſem Gegenſtande verwe

Es würde jedoch ſchwer ſeyn, zu erklären,
angegebenen Urſachen zur Verhinderung des Rege
len, ohne eine Vergleichung mit dem, was in
Rückſicht in anderen tropiſchen Klimaten geſchieht
ſtellen, und da unter dieſen der Verfaſſer am beſ
der Halbinſel von Indien und den umli
Inſeln bekannt iſt, ſo glaubt er, daß eine Vergl
des Klimas von Indien mit dem von der In
Helena, ein hinlängliches Licht über dieſen Geg
verbreiten könne, und er fürchtet nicht, daß er ein
theidigung bedürfen werde, daß er einige intereſſant
ſachen, die den vorliegenden Gegenſtand erläutern
hier einſchaltet.

Eine gleichförmige Temperatur, bei der kein
maaß von Hitze und Dürre ſtatt findet, und das
herrſchen eines und deſſelben Windes, ſcheint der
gung des Regens nicht günſtig zu ſeyn, den man i
dien und wahrſcheinlich in allen tropiſchen Ländern,
ter völlig entgegengeſetzten Umſtänden entſtehen ſ
nämlich durch die Hitze, die zuweilen bis zu einem au
ſerordentlichen Grade ſteigt, und durch die periodiſche

Winde, die in ganz entgegengeſetzter Richtung wehen, aber auf einander folgen. In Carnatik, das wegen der Gleichförmigkeit ſeiner Temperatur merkwürdig iſt, vergehen zuweilen fünf bis ſechs Monate, ohne einen Regenſchauer. Während dieſer Periode iſt die Witterung heiter und die Winde beſtändig und gleichförmig und der Unterſchied zwiſchen der Temperatur des Tages und der Nacht iſt ſo gering, daß es dort keinen Thau giebt, weil die Atmoſphäre in einem ſolchen Zuſtande ſich nicht von ihrer innerlichen Feuchtigkeit entbindet. Aber ein ſolcher außerordentlicher Grad von Hitze und Trockenheit bringt unter jenem Himmelsſtriche immer zufälligen Regen hervor, und dies iſt eine ſo unabänderliche Regel der Natur, daß die Temperatur nie zu einem ſehr außerordentlichen Grade ſteigt, ohne daß Stürme und Regen davon die Folge wären. Sehr oft erſcheint mitten in einer erſtickenden, brennenden Hitze und während die Sonne mit unerträglicher Stärke ſtrahlt, eine kleine dunkle Wolke, die ſich aber plötzlich vergrößert und den ganzen Himmel in Sturm und Regen einhüllt, und die Zerſtreuung dieſes Regens durch die einander entgegengeſetzten Windſtöße, die dann über die brennende Atmoſphäre entſtehen, iſt das große Mittel, deſſen ſich die Natur bedient um die Hitze der heißen Zone zu mäßigen, wo die Winde zu gewiſſen Perioden einen ſo hohen Grad von Hitze und Trockenheit bekommen, daß ſie bald jeder Art von Leben verderblich werden würden, wenn nicht noch zur rechten Zeit dieſe Stürme entſtänden, um alle ſchädliche Folgen zu verhüten. Allein die Hitze ſelbſt führt auch zugleich immer die Mittel mit ſich, die ihrer Vermehrung und

ihrer Dauer entgegen wirken und es iſt bemerkenswerth, daß die Temperatur nach heftigen Stürmen für viele Tage gemäßigt bleibt; ja ſelbſt der Wind, der vorher ſo austrocknend und heiß war, wird nun, da er über eine eben erſt mit Regen getränkte Fläche weht, ſo mild und erquickend als die Seeluft.

Indem nun die Natur die außerordentliche Hitze Indiens, durch die Herbeiführung und Zerſtreuung heftiger Stürme mäßiget, wirkt ſie zugleich durch öftere Regenſchauer der Dürre entgegen, die zu beſondern Zeiten entſteht und mildert ſie, und es iſt zum Erſtaunen wie regelmäßig der Gang dieſer Erſcheinungen zu gewiſſen Perioden an, beſonders in den trüben Monaten April und September iſt, wo es nichts ungewöhnliches iſt, daß, wenn den Tag über eine große Hitze und Dürre war, jeden Nachmittag ein Regen kömmt. Des Morgens aber regnet es um dieſe Zeit nie und in der Nacht ſehr ſelten. Die nachmittägigen Regen ſcheinen immer die Wirkung der Hitze des Tages zu ſeyn, an welchem ſie erfolgen und von Wolken herzurühren, die ſich innerhalb der Gränzen des ſichtbaren Horizontes anſammeln und ergießen. Nach Sonnenaufgang währt es lange ehe ſich Wolken zeigen, allein bei der Hitze und Trockenheit des Vormittags, ſammeln ſich rund um die Gränzen der Atmoſphäre her, kleine Wölkchen an, jedoch nicht etwa in der Richtung eines beſonderen Windes. Dieſe nehmen mit der wachſenden Hitze des Tages an Umfang zu, ziehen ſich zuſammen und bilden nun um den ganzen Horizont her, einen zuſammenhängenden Gürtel. Dieſer

wird Nachmittags oder Abends an verſchiedenen Stellen dunkel und ergießt ſich in Regen. Zuweilen bringt auch der ganze Gürtel Regen hervor, gewöhnlich aber iſt dieſer bloß auf beſondere Abtheilungen oder Gegenden eingeſchränkt, aus deren einer die Blitze hervorbrechen, worauf dann der kurz darauf aus der nämlichen Gegend her aufſpringende Wind angenehm kühl und erfriſchend weht. Nach Sonnenuntergang ſenken ſich jene Wolken unter den Horizont und die Nacht wird ſchön und ſternenhell. Dieſer Wechſel der Erſcheinungen dauert oft verſchiedene Wochen nach einander fort, während deren die Morgen immer ſchön, die Nachmittage wolkigt, die Abende regneriſch und die Nächte hell ſind.

Dieſe Umſtände ſind es, unter welchen die zufälligen Regen in Indien gewöhnlich erfolgen. Allein eben dieſe zufälligen Stürme und Regenſchauer, die ihren Grund in der übermäßigen Trockenheit und dem Nachlaſſen allgemeiner Winde haben, können nur ſelten in einer Lage ſtatt haben, wo die Temperatur ſo gleichförmig gemäßigt bleibt, und wo der Paſſatwind ſo ſelten und für eine ſo kurze Zeit von ſeiner Beſtändigkeit nachläßt. Indeſſen fehlt es doch der Inſel St. Helena nicht ganz an Erſcheinungen dieſer Art, indem die Einwohner die Beobachtung gemacht haben, daß in zehn, zwölf oder vierzehn Jahren einmal ein Sturm entſteht, der mit Donner und Blitz und einer ſolchen Regenfluth begleitet iſt, daß vieles Unheil dadurch angerichtet wird, indem dadurch die überhängenden Felſen locker gemacht und weggeriſſen und viele kleine Anpflanzungen und Gär-

ten an den Abhängen hinweg geſchwemmt werden. Wenn dieſer Fall eintritt, ſo geſchieht es in der heißen Jahres- zeit und während einer vorübergehenden Nachlaſſung des Paſſatwindes und bloß bei dieſer Art von Stürmen, die immer nur nach langen Zwiſchenräumen wiederkehren, hat man auf der Inſel das Schauſpiel von Donner und Blitz. Daß ſie überhaupt höchſt ſelten geweſen, davon iſt der Zuſtand der Inſel ſelbſt ein hinlänglicher Beweis. Denn wären ſolche Stürme häufig und von langer Dauer auf ihr geweſen, ſo müßten alle die hohen Spitzen und Gipfel, da ſie aus lockeren und zerbrochenen Felſen mit ebenfalls geriſſenen und bröckligen Thonarten untermiſcht, beſtehen, längſt der Erde gleichgemacht oder weggewa- ſchen worden und das Ganze in eine unregelmäßige Maſſe von Trümmern und Steinhaufen verwandelt worden ſeyn, ſo wie man in Indien wirklich die Beobachtung machen kann, daß nichts als bloß die Feſtigkeit des Granits im Stande geweſen ſey, den Verwüſtungen der Monſuhns zu widerſtehen.

Durch den Mangel der regelmäßigen Land- und See- winde wird für die Inſel St. Helena auch noch eine andere Quelle des zufälligen Regens verſchloſſen, welche, wie man beobachtet hat, das Entgegenſtrömen dieſer Winde oft in warmen Himmelsſtrichen öffnet, und an den Küſten von Indien iſt dieſer Umſtand um deſto merkwürdiger, da die See- und Landwinde hier während der Monate Januar, Februar und März, als einer Pe- riode, wo in einer beträchtlichen Entfernung von der Küſte gar kein Regen fällt, Regenſchauer hervorbringen. Viele

erfolgen gewöhnlich des Abends und Morgens, ſelten aber zu einer anderen Tageszeit; denn da der Seewind des Abends kalt auf die Dünſte und Ausdünſtungen des Landes weht, verdichtet er ſie und verwandelt ſie in Regen und auf gleiche Art bewirkt gegen Morgen der Landwind Regenſchauer auf dem Meere, indem er kalt dahin weht.

Der Einfluß dieſer Winde auf die Erzeugung des Regens iſt nicht auf eine beſondere Zeit des Jahres beſchränkt, ſondern man hat beobachtet, daß ſie zu allen Zeiten ähnliche Wirkungen haben. Auf der Küſte Koromandel iſt, während die Weſtwinde daſelbſt herrſchen, die vom Mai bis zum September mit einer ſolchen Stärke und Beſtändigkeit dort wehen, daß ſie die ganze Atmoſphäre mit Wolken und Dünſten, die ſie von den weſtlichen Wäldern (Ghauts) und der malabariſchen Küſte herführen, überdecken, die Luft in einem ſehr austrocknenden und heiſſen Zuſtande und es fällt daſelbſt kein Regen, ausgenommen wenn dieſe Winde nachlaſſen. Wenn nun um dieſe Zeit einmal die weſtlichen Winde an der Küſte ſich legen und ſich dagegen der Seewind von der entgegengeſetzten Seite her erhebt, ſo iſt ſeine erſte Wirkung die, daß er die Wolken und Dünſte verdichtet und verdunkelt, und ſie in Regen verwandelt. Man kann ferner auch oft die Beobachtung machen, daß, wenn der Himmel vollkommen heiter und wolkenleer iſt, der Seewind, der bei einem hellen Horizonte ſehr kalt weht, die Luft plötzlich mit Dünſten und Nebeln erfüllt, die er offenbar nicht von weitem her kann geführt haben, ſondern ſie gleich-

ſam als einen Niederſchlag in einer gleichförmig vollen Atmoſphäre, aus derſelben muß empor geſtiegen haben.

Es ſcheint daher einleuchtend, daß einer tropiſchen Inſel dadurch, daß auf ihr keine Land- und Seewinde wehen, eine Quelle von zufälligen oder gelegenheitlichen Regen verſtopft iſt; daß aber die Inſel St. Helena keine täglichen Winde dieſer Art hat, kann uns nicht als etwas Außerordentliches vorkommen, wenn wir uns an ihren kleinen Umfang, an ihre milde Temperatur und an die Beſtändigkeit des Paſſatwindes erinnern.

Indem aber die Entbehrung der Land- und Seewinde die nothwendige Urſache wird, daß keine vielen zufälligen Regen die Inſel befeuchten, ſo ſcheint dagegen wieder der Umſtand, daß auf ihr, anſtatt der Monſuhns oder periodiſcher von entgegengeſetzten Punkten herwehender Winde, das ganze Jahr hindurch beſtändig nur der nämliche Wind herrſcht, die Haupturſache davon zu ſeyn, daß ſie keine beſtimmten oder regelmäßige Regenzeiten hat. In allen Klimaten Oſtindiens, ſind die allgemeinen Regen, wenn ſie einfallen, immer mit der Veränderung der Monſuhns verbunden und man hat beobachtet, daß ſie immer in der verſchiedenen Temperatur der Luft ſtatt haben, welche mit dem Aufſpringen oder Beginnen dieſer periodiſchen Winde verbunden iſt. An den Küſten von Malabar und Koromandel, zum Beiſpiele, bewirkt der erſte Stoß der Südweſt- und

Nordoſtwinde unmittelbar eine Milderung der Tempera- tur und die Atmoſphäre, die vorher von austrocknenden Winden erhitzt wurde, ohne von einem Regenſchauer ab- gekühlt zu werden, wird jetzt mit wäſſerigten Ausdün- ſtungen angefüllt, die anfänglich nur leicht ſind, allmäh- lig aber ſich vermehren und dichter werden und endlich ſich in ſchweren und langanhaltenden Regen ergießen. Aber auch eine ziemlich lange Zeit nachher, wenn dieſe Re- gen vorüber ſind, wehen die Monſuhns noch fort, ohne nun noch eben ſo wenig als der Paſſatwind auf St. He- lena, auch nur Einen Regenſchauer hervorzubringen. Wahrſcheinlich geſchieht dies in beiden Ländern aus ei- nerlei Urſache, nämlich: weil die regneriſchen Monſuhns zwiſchen der Atmoſphäre des Meeres und des Landes für eine Zeitlang ein Gleichgewicht der Temperatur bewirkt haben. Allein die Hitze vermehrt ſich ſehr ſchnell, die Winde werden heiß und austrocknend, der Thau ver- ſchwindet und die Küſten von Malabar und Koro- mandel ſchmachten wieder unter dem Drucke einer ex- ceſſiven Hitze, bis endlich ihre reſpektiven Monſuhns, die von dem nahen Meere her wehen, die Zeit der Kühlung und der allgemeinen Regen wieder herbei führen.

Man könnte ſagen: daß ſich zwiſchen einem großen Lande, wie Indien iſt, und zwiſchen einer kleinen In- ſel, deren Oberfläche und Atmoſphäre nie einen Grad von Hitze annehmen kann, der viel ſtärker wäre als die Hitze des die Inſel umgebenden Meeres, keine Verglei- chung anſtellen laſſe, und daß folglich das Entgegenwe-

ben der Monſuhns hier nicht die nämliche Wirkung haben könne, als in Indien, und daß jede Art des Windes, die über ſie wehet, da ſie nothwendig über einen ungeheuren Meeresraum kommen müſſe, in Bezug auf Hitze und Feuchtigkeit, die nämliche Eigenſchaft werde haben müſſen. Man muß ſich indeſſen dagegen erinnern, daß die indiſchen Monſuhns nicht bloß auf die Halbinſel beſchränkt ſind; ſie bringen die nämlichen Wirkungen auch auf den Inſeln der aſiatiſchen Meere hervor, wo die Zeit ihres Eintretens die Regenzeit iſt. Daß ein auf St. Helena von irgend einem anderen Punkte als der Südoſt-Gegend herwehender Wind die nämliche Beſchaffenheit und Temperatur haben werde, iſt, ſo wahrſcheinlich es auch immer ſeyn möge, doch der Wirklichkeit und Erfahrung entgegen; denn während des kurzen Ausbleibens des Paſſatwindes, weht zuweilen eine kurze Zeit ein Nordweſtwind und dieſer iſt den Einwohnern ſehr unangenehm, weil er niederſchlagend und ungeſund iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Nerven der Einwohner, die einmal an die Gleichförmigkeit des Paſſatwindes gewöhnt ſind, von jedem anderen Winde, der von dieſem in Anſehung der Hitze oder der Feuchtigkeit verſchieden wäre, empfindlich würden afficirt werden. Indeſſen hält der Nordweſtwind, wenn er ſtatt hat, nur eine kurze Zeit an und wird bald wieder von dem anhaltenden Strome des Südoſtwindes verdrängt. Er kann daher auch keinen Einfluß auf die Entſtehung allgemeiner Regen haben, die den Beobachtungen zufolge, von den Wirkungen von Winden abhängen, die während einer feſtgeſetzten Zeit aus der nämlichen Gegend herwehen.

Daß Winde, die eine verſchiedene Temperatur haben, und aus entgegengeſetzten Punkten auf einander folgen, unabhängig von anderen Umſtänden, Regen hervorbringen, ſcheint nach den Wirkungen, von denen wir angenommen haben, daß ſie ihren Grund in den Land- und Seewinden von Indien hätten, ganz ausgemacht zu ſeyn. Eben ſo gewiß iſt es, daß Monſuhns, wenn ihre Kräfte erſchöpft ſind und ſie eine Gleichförmigkeit der Temperatur und der Feuchtigkeit in den Gegenden, durch welche ſie ihren Lauf richten, wieder hergeſtellt haben, noch eine geraume Zeit nachher fortwehen, ohne den geringſten Regen zu verurſachen. Dies kann vielleicht einigermaaßen die Wirkungen des Paſſatwindes auf St. Helena in den Perioden erläutern, in welchen er mit Regenſchauern verbunden iſt. Obgleich hier der Regen keine beſtimmte Zeit hat, ſo erfolgt er doch am gewöhnlichſten in der heißeſten oder kälteſten Zeit des Jahres, während welcher die Temperatur dieſes kleinen Erdflecks am ſtärkſten von der Temperatur des ihn umgebenden Meeres abweicht. Während der heißeſten Jahreszeit ſcheint die größere Kälte des Paſſatwindes die innerliche Feuchtigkeit aus der erhitzten Atmoſphäre zu entwickeln und in der kälteſten Jahreszeit verdichtet die Kälte auf den Höhen der Inſel die von dieſem Winde herbei geführten Dünſte, wie dies offenbar im Julius und Auguſt der Fall iſt. Indeſſen muß davon ohnfehlbar auch etwas den Wirkungen eines mechaniſchen Drucks und Stoßes zugeſchrieben werden; denn da die von dem Paſſatwinde herbeigeführten leichten Dünſte in ihrem Laufe durch die hohen Gipfel der Inſel aufgehalten werden, werden ſie ſo lange gegeneinander getrieben und

geſtoßen, bis ſie ſich zuſammenhäufen und die zur Hervorbringung des Regens nothwendige Dichtigkeit erlangen. In Anſehung dieſes Regens, der während der kalten Jahreszeit fällt, iſt es bemerkenswerth, daß er, während er auf den innern Bergen oft ſehr beträchtlich iſt, immer geringer wird, je weiter er ſich herabſenkt, bis er ſich endlich in den Thälern an dem Ufer in einen Nebel oder Staubregen verwandelt. Die ſchwächeren Regenſchauer dieſer Jahreszeit treffen oft alle zuſammen bloß die hohen angebauten Theile, wo ſie eine ſchöne Vegetation erhalten und den Quellen Nahrung geben, indeß auf die, an dem Meere liegenden nackten Hügel, ihrer Erhöhung ungeachtet, kein Tropfen Regen fällt.

Ueber die dritte Urſache, welche als ein Grund der unter dieſem Himmelsſtriche herrſchenden ungewöhnlichen Trockenheit iſt angeführt worden, nämlich die Kleinheit der Inſel und ihre Entfernung von anderen Ländern, iſt hier nur ſehr wenig zu ſagen nöthig, denn es fällt gleich beim erſten Anblick in die Augen, daß ein ſo kleiner Erdfleck, der in einem ſo weiten Umfange mit Waſſer umgeben iſt, nur einen unbedeutenden Einfluß auf die Temperatur der ihn umringenden Atmoſphäre, die durch den unveränderlichen Gang des Paſſatwindes regulirt wird, haben kann; ſo wie es nicht minder einleuchtend iſt, daß er, da er ſo weit von dem Ufer irgend eines Continents oder einer anderen Inſel entfernt iſt, nicht, wie viele Inſeln in den aſiatiſchen Meeren, an den regneriſchen Jahreszeiten anderer Länder Theil nehmen kann.

Endlich iſt auch noch eine Urſache der auf der Inſel herrſchenden Dürre und des Mangels an Feuchtigkeit: die Nacktheit ihrer Oberfläche, die in ihrem gegenwärtigen unbedeckten und unbeſchützten Zuſtande keinen Einfluß auf Regen und Thau und das Herabfallen von beiden haben kann, und die außerdem wohl eine Folge der hohen Lage der Inſel ſeyn möchten. Daß Holzungen, wenn ſie in hohen Gegenden wachſen, einen Einfluß auf Wolken und Ausdünſtungen haben, iſt keinem Zweifel unterworfen, und dieſe Erfahrung ſcheint in kalten Klimaten weniger merkwürdig zu ſeyn, als in warmen, wo den Beobachtungen zufolge, Regenmangel oft mit der Hitze und der Nacktheit der Oberfläche zuſammenhängt. Die ſtark mit Holz bewachſenen Berggipfel behalten eine Kühle, welche die vorüberziehenden Dünſte aufhält und verdichtet, während man oft die Wolken über die nackten und gebirgigen Flächen von felſigen Gipfeln dahin gleiten ſieht, ohne daß ſie ſich in Regen ergießen. Eben ſo iſts auf St. Helena, wo die leichten Regenſchauer der kalten Jahreszeit hauptſächlich auf die mit Holz bewachſenen und kultivirten Theile des Inneren eingeſchränkt ſind, indeß man die Wolken und Dünſte, welche dieſe Schauer verurſachen, über die nackten Hügel am Ufer dahin ziehen ſieht, ohne ſie zu befeuchten.

Dieſer Umſtand macht es wahrſcheinlich, daß das dortige Klima bereits einige Veränderung in Bezug auf Feuchtigkeit erfahren hat, und daß noch lange nach der Bildung dieſer vulkaniſchen Inſel ihre Atmoſphäre ſelt-

ner durch Regenſchauer erfriſcht worden, als es gegenwärtig geſchieht. Bei ihrer Lage in einer Breite, wo weder außerordentliche oder plötzliche Veränderungen der Atmoſphäre, noch tiefe Windſtillen oder ſchnelle Abwechſelung von Winden, eine ungewöhnliche Anſammlung von Wolken befördern, mußte, ehe die inneren Hügel mit Geſträuche und Pflanzen bedeckt waren, die bloße Erhöhung der Inſel nur einen geringen Einfluß auf die über ſie hinziehenden Dünſte haben. Daß auf einer verbrannten und verſchlackten Oberfläche die erſte Vegetation nur ſehr langſam und ſchwer werde von ſtatten gegangen ſeyn, iſt leicht zu glauben; allein nachdem die Bäume und Geſträuche, (auf welchem Wege ſie auch immer mögen hieher gekommen ſeyn,) einmal Wurzel unter den Felſen gefaßt hatten, müſſen ſie auch ſogleich die zur Beförderung ihres Wachsthums und ihrer Vermehrung erforderliche Feuchtigkeit an ſich gezogen haben, denn ſie hatten einige von den Hügeln bedeckt, die gegenwärtig ganz nackt ſind. Nachdem nämlich hier eine Niederlaſſung iſt bewerkſtelliget worden, verhinderten die ſeitdem eingeführten Ziegen durch ihr Zerfreſſen derſelben und ſelbſt die Bewohner, die ſie zum Brennholz brauchten, das fernere Wachsthum jener Gewächſe. Wäre die Inſel unentdeckt geblieben, ſo würden die auf ihr einheimiſchen Gummibäume und Straucharten ſich wahrſcheinlich von den im Innern liegenden Höhen aus, wo ſie zuerſt wuchſen, über alle die ſie umgebenden Hügel und Thäler bis an das Ufer des Meeres hin, verbreitet haben. Aber ſchon da, als noch die Natur beſchäftigt war, die rohe vulkaniſche Maſſe zu überwältigen und ihre Oberfläche allmählich mit Pflan-

zu zu bekleiden, wurde ſie von dem zudringlichen Men- ſchen in einem ihrer entfernteſten Aſyle überfallen, ehe ſie noch ihr angefangenes Werk vollendet hatte, und was ſie damals unvollendet laſſen mußte, kann nun bloß durch menſchliche Sorgfalt ergänzt werden. Jedoch, es würde unnöthig ſeyn, hier noch mehr über dieſe Materie zu ſagen, da der Verfaſſer noch einmal, wenn nämlich von dem Boden und den Producten der Inſel St. Helena und von den beſten Mitteln ſie zu verbeſſern, die Rede ſeyn wird, darauf zurück kommen muß.

Bei einer Beſchreibung des Klima's dieſer Inſel iſt es erforderlich, auch noch beſonders und ausführlicher von dem wohlthätigen Einfluſſe deſſelben auf die Geſundheit ihrer Bewohner zuſprechen, da zumal in dieſer Rückſicht wahrſcheinlich kein Land auf der Erde St. Helena übertrifft. Gleichfrei von allen Extremen von Wärme und Kälte, ſo wie von allen plötzlichen Veränderungen der Temperatur und den Unbequemlichkeiten einer außer- ordentlich feuchten oder trockenen Atmoſphäre, in- dem die Luft, ob es gleich nur ſehr ſelten regnet, nie von austrocknenden Winden erhitzt wird, kann dieſe Lage nicht anders als vortheilhaft für die Geſundheit und die Erreichung eines glücklichen hohen Alters ſeyn und man findet auch wirklich, daß dies die Bewohner im allge- meinen erreichen und — was noch wichtiger iſt — daß ſie von den meiſten ſolcher Krankheiten befreit ſind, welche die Bewohner von weniger gemäßigten und veränderli- cheren Klimaten zu befallen pflegen. Die kranke Mann- ſchaft der Schiffe, die hier anlegen, geneſet in ſehr kurzer

Zeit wieder, und von den Invaliden, die von den verſchiedenen indiſchen Regimentern als unheilbar und zum Dienſt untauglich nach Hauſe geſchickt werden, erlangen ſie während ihres Aufenthaltes auf St. Helena ſo ſchnell ihre Geſundheit wieder, daß ſie ſich hier aufs neue anwerben laſſen und dann fortgeſetzt einer guten Geſundheit genießen. Hievon hat der Verfaſſer einige ſehr merkwürdige Beiſpiele an Menſchen geſehen, die er in Indien in einem ſolchen Zuſtande von Schwäche, oder an ſo ſchweren Krankheiten leidend gekannt hat, daß ihre Geneſung, ja ihre bloße Exiſtenz in dieſem Klima unmöglich ſchien, die aber auf St. Helena vollkommen wieder hergeſtellt wurden, ſo daß ſie wieder ſtark und kraftvoll genug für jede militäriſche Verrichtung geworden waren. Dieſe Thatſache verdient die Aufmerkſamkeit der oſtindiſchen Compagnie, da es ihr einen Fingerzeig giebt, wie das dortige Militär bequemer und wohlfeiler rekrutirt werden kann, als es unmittelbar von Europa aus möglich iſt. Außerdem würde die Befolgung dieſer Maaßregel, nämlich die Rekrutirung des Militärs auf St. Helena von den indiſchen Regimentern, noch darum ſehr vortheilhaft ſeyn, weil die oſtindiſchen Truppen, ſtatt ihren Dienſt bloß auf Parade- und Exercierplätzen zu lernen, auf dem Schauplatze beſtändiger Kriegsunruhen und unter den Augen von Offizieren gebildet werden, die ſelbſt zu den beſchwerlichſten Dienſten gewöhnt ſind.

Aber auch für die Flotten der Compagnie iſt es von der größten Wichtigkeit, an dieſer Inſel eine ſo bequem

gangene Station zu haben, die einen Ueberfluß von vortrefflichem Waſſer hat, und deren Klima für die Kranken und Wiedergeneſenden ſo günſtig iſt. Hier kann ſich das Schiffsvolk ruhig zum Schlafe an dem Ufer niederlegen, ohne einige Gefahr zu laufen, oder befürchten zu müſſen, daß ihm die Nachtluft werde ſchädlich werden, und die Schiffe ſelbſt haben weder Stürme noch Orkane zu fürchten.

In der That, es giebt nur ſehr wenig Plätze, die ſo viele Vortheile in ſich vereinigten, als dieſer vulkaniſche Felſen, deſſen rauher und nackter Anblick ſo wenig zu verſprechen ſcheint. Sein großer Werth und ſeine Wichtigkeit, als eine bequeme Station für die Schiffe der Compagnie, wird aber noch einleuchtender, wenn man bedenkt, daß es auf dem Wege nach Indien, oder in den orientaliſchen Meeren nur wenig Plätze giebt (wenn anders außer dieſem überhaupt noch einer vorhanden iſt) wo die Schiffe in allen Jahreszeiten ſo ſicher anlegen können, als hier. Auf verſchiedenen jener Inſeln, über welche die Natur ihre Güter ſo verſchwenderiſch verbreitet hat, wird man von bösartigen Krankheiten angeſteckt, wenn man die Nacht über am Ufer bleibt, und dies geſchieht ſogar zu gewiſſen Jahreszeiten, ſchon dann, wenn man ſich auf Schiffen, die nahe am Lande hinſegeln, oder in der Nähe deſſelben in der See liegen, während der Nacht, dem von dem Lande her wehenden Winde ausſetzt. Es iſt daher ſehr zweckmäßig, daß die Directoren den Befehlshabern ihrer Schiffe die ausdrück-

liche Verordnung gegeben haben, bei Joh... nicht anders als nur in den ausgemachteſten No... anzulegen, und wenn es geſchehen müſſe, Nie... von ihrem Schiffsvolke unter keinem Vorwande z... ben, die Nacht hindurch an dem Ufer zu bleib... Die nämliche Gefahr von Krankheiten befallen z... den, führt das Anlegen von verſchiedenen ande... ſeln und an vielen in den öſtlichen Meeren liegen... gewiſſen Jahreszeiten bei ſich, und es iſt bemerken... daß viele der ungeſundeſten von ihnen, an dem... des Meeres mit ſchönem Grün und einer üppigen... tation prangen, und daß ſie gewöhnlich dem Aequat... her liegen, als St. Helena, und folglich den St... Windſtillen und der erſtickenden Trockenheit jenes, h... tigen Himmelsſtriches unterworfen ſind. Indeſſen... dankt doch die Inſel ihre Befreiung von Stürmen, ... immer ruhige Atmoſphäre und ihre geſunde Luft ... ihrer Entfernung von jenen Aequatorbreiten, wo die... tur den tiefen Windſtillen und der ungeſunden Be... ſenheit des Klima's dadurch abhilft, daß ſie die... mente in Bewegung ſetzt, noch kann die Abweſe... ſchädlicher Dünſte und Nebel auf derſelben, der N... heit ihrer Oberfläche zugeſchrieben werden; ſondern... wahre Urſache von alle dieſem, iſt der vorherrſchende... ſtändige Paſſatwind, der über einen weiten Strich... Meeres weht, in deſſen Nähe kein Land liegt, das ſe... Lauf ſtören oder unterbrechen könnte.

*) Eigentlich Hinzuan, eine von den Komorriſchen Inſeln, die ſonſt ſehr als ein Erfriſchungsplatz gerühmt wird. D. H.

In den tropiſchen Ländern ſind gewöhnlich die offenen Ebenen und das Ufer des Meeres die einzigen Plätze, die nicht ungeſund ſind. Die Nachbarſchaft von Hügeln hat man der Geſundheit nachtheilig gefunden, und Europäer können ſelten in eingeſchloſſenen Thälern, die immer ſchädliche Dünſte enthalten, leben. Es kann alſo für die geſunde und heilſame Luft von St. Helena keinen ſtärkern Beweis geben, als die in den engen Thälern, wo die Einwohner ihre Wohnungen aufgeſchlagen haben, herrſchende Geſundheit. Die meiſten ihrer Wohnungen ſtehen auf dem Boden ſehr enger Thäler, oder vielmehr Schluchten, an deren Seiten ſich hohe Hügel und ſteile Abhänge erheben. Eine Lage der Art aber, würde auf der Inſel Java, oder auch ſelbſt auf dem geſünderen feſten Lande von Indien, ſchlechterdings unbewohnbar ſeyn.

Was aber jene der Geſundheit ſo zuträgliche Beſchaffenheit dieſer eingeſchloſſenen Plätze noch merkwürdiger macht, iſt, daß dieſes Klima, ob es gleich im Ganzen genommen ſehr trocken iſt, und kaum jemals mit hinlänglichem Regen erquickt wird, doch zu gewiſſen Jahreszeiten ſehr neblicht iſt, und die Morgen und Abende ſehr rauh und ſchauerlich ſind; allein auch davon empfinden weder die Eingebornen, noch auch die aus Europa ankommenden neuen Pflanzer, einen andern Nachtheil, als daß ſie in jener Periode mehr dem Schnupfen und Rheumatismen ausgeſetzt ſind, als gewöhnlich. Allein ſie kennen keine bösartigen und anſteckenden Fieber, und von den gefährlichſten Krankheiten anderer

Länder ſind ſie ganz befreit. Dahin gehören die Kinderpocken, die bisher den Weg noch nicht nach St. Helena gefunden haben; und da jetzt durch Jenners glückliche Entdeckung, die unter die wichtigſten in den Annalen der Menſchheit aufgezeichneten gehört, dieſe Plage vermuthlich aus ganz Europa verbannt werden wird, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die Eingebornen dieſer glücklichen Inſel, ſie auch nicht anders als bloß aus der Beſchreibung werden kennen lernen. Daß ſie das Gift dieſer Krankheit bisher noch nicht erreicht hat, das verdanken ſie offenbar ihrer entfernten Lage. Dagegen kömmt es wohl auf die Rechnung der Gutartigkeit des Klima's ganz allein, daß man noch kein Beiſpiel davon hat, daß hier jemals ein Hund ſey mit der Waſſerſcheu befallen worden.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die Hitze dieſes Klima's nie zu einem übermäßigen Grade ſteigt, und daß die Temperatur ſtets mild und angenehm iſt. Dies muß aber von der Inſel überhaupt genommen verſtanden werden, denn in den tiefen und engen Thälern macht in einer Jahreszeit, das Zurückwerfen der Sonnenſtrahlen von den nackten Felſen, die Luft ſchwül und unleidlich; und doch ſteigt hier das Thermometer nicht über vier und achtzig Grad, und erreicht ſelten dieſen höchſten Punkt, ob man gleich denken ſollte, daß wegen der Gewalt der unumwölkten und vertikalen Sonne, die noch durch die Zurückwerfung ihrer Strahlen von den umliegenden Felſen vermehrt wird, die Hitze viel höher ſteigen müſſe. Auf den Höhen und an den Abhängen iſt die Temperatur

für das Gefühl immer angenehm, und die beſtändige Reinheit und Beweglichkeit der Atmoſphäre macht es wahrſcheinlich, daß auch ein viel größerer Grad von Hitze daſelbſt noch nicht als ſchwül würde empfunden werden.

Um dies noch einleuchtender zu machen, muß man bemerken, daß der Grad von abſoluter Wärme der Atmoſphäre, der durch das Thermometer angegeben wird, kein Kriterium für das Gefühl von Wärme, das der menſchliche Körper empfindet, abgeben kann. Das letztere iſt ein zu relatives Gefühl, indem es von dem beſonderen Zuſtande der Luft, und von der Gewohnheit des Individuums abhängt. Dieſes Factum, daß ſo ſehr mit der allgemeinen Erfahrung übereinſtimmt, und leicht, beſonders von denen die in tropiſchen Gegenden leben, als wahr beſtätigt werden kann, iſt, ſo viel dem Verfaſſer davon bekannt iſt, zuerſt von dem Geſchichtſchreiber von Anſon's Reiſe erwähnt worden, und obgleich dieſer Schriftſteller Manches, dieſen Punkt betreffendes, überſehen hat, ſo hat er doch den allgemeinen Grundſatz mit der ihm gewöhnlichen Klarheit und Stärke aufgeſtellt und erkläret. — Er bemerkt, (S. 256.) ſehr richtig: „Daß, ſo wie die Gegenwart und beſtändige Erneue„rung von friſcher reiner Luft zum Athemholen unent„behrlich iſt, es auch eine Art von verdorbener und ſtok„kender Luft giebt, die oft durch lang anhaltende große „Hitze erzeugt wird, und die in uns das Gefühl von „ſchwüler und erſtickender Wärme in einem viel höhe„ren Grade erregt, als die bloße Hitze der Luft allein,

„wenn ſie rein und in Bewegung wäre, thun würde.
„Es iſt daher einleuchtend, (fährt er fort,) daß das
„Thermometer nie den Grad der Hitze angeben und be-
„ſtimmen kann, den der menſchliche Körper von jener
„Urſache empfindet.“ —

In allem dieſem ſtimmt der Verfaſſer mit dieſem unterhaltenden und belehrenden Schriftſteller überein. Allein wenn er nun weiter behauptet: daß die Gleichförmigkeit und ununterbrochene Dauer der Hitze der tropiſchen Himmelsſtriche, ſie für den menſchlichen Körper heftiger und unerträglicher mache, als ihm die veränderliche Hitze höherer Breiten ſey, und daß der nämliche Grad von abſoluter Hitze in den meiſten Gegenden zwiſchen den Wendekreiſen beſchwerlicher und unleidlicher ſey, als in der gemäßigten Zone, ſo ſcheint er ſowohl in Anſehung ſeiner Thatſachen, als auch ſeines Räſonnements, ſich in einem völligen Mißverſtändniſſe zu befinden; denn, was den erſten Punkt betrifft, ſo iſt gerade die Gleichförmigkeit der tropiſchen Hitze der Umſtand, der ſie erträglicher macht, als ſie außerdem ſeyn würde, und dies nach der Einrichtung der Natur des menſchlichen Körpers, der, ſo unangenehme Empfindungen ihm auch immer der erſte Eindruck einer außerordentlichen Hitze verurſachen mag, ſich doch leicht an eine neue Lage gewöhnet. Menſchen, die in wärmere Klimaten verſetzt werden, finden bei ihrer Ankunft in ſolchen Ländern, daß die unangenehmen Empfindungen, die ihnen die Hitze verurſacht, nicht lange dauern, und ſie erfahren, ſo lange ſie geſund bleiben, von der herrſchenden Tempe-

tatur des Klima's keinen Nachtheil und keine Unbequemlichkeit. Was aber den zweiten Punkt betrifft, ſo fehlt ſoviel daran, daß der nämliche Grad von abſoluter Hitze innerhalb der Wendekreiſe erſtickender ſeyn ſollte, als er es in höheren Breiten iſt, daß gerade das Gegentheil davon der Fall iſt. So iſt, zum Beiſpiele, die Hitze in Großbrittannien, in dem Verhältniſſe zu ihrem Grade viel austrocknender und erſtickender, als die in Oſtindien. Dies iſt eine Thatſache, die keiner beſtreiten wird, der die Temperatur beider Klimate aus Erfahrung kennt, daher man auch nicht ſelten Perſonen ſich über die Hitze in England beklagen hört, wenn das Thermometer nur ein wenig über sechs und ſiebenzig Grad ſteht, die zwanzig Jahre lang in einem Klima gelebt haben, deſſen mittlere Temperatur beinahe um zehn Grade höher iſt, und wo, während eines großen Theiles des Jahres, das Thermometer im Schatten bis über neunzig Grade ſteht.

Aber unſer Verfaſſer ſucht die Behauptung: daß der nämliche Grad von abſoluter Hitze innerhalb der Wendezirkel drückender und ſchwüler ſey als in höheren Breiten, noch auf folgende Art zu beweiſen: „Die Gleichförmigkeit und das Anhalten der tropiſchen Hitze, trägt „dazu bei, die Luft mit einer Menge von aus der Erde „und dem Waſſer aufſteigenden Dämpfen und Dünſten „zu ſchwängern, und da von dieſen viele von unreiner „und ſchädlicher Natur ſind, und wegen der Regelmäſſigkeit der Winde in ſolchen Gegenden, welche die Ausdünſtungen bloß von einer Stelle zur anderen ſchieben,

„ohne ſie zu zerſtreuen, nicht leicht hinwegſchaffen wer„den, ſo wird dadurch die Atmoſphäre weniger tauglich zum Athemholen und man fühlt nun eine ſogenannte „erſtickende Hitze; da im Gegentheile in höheren Breiten „dergleichen Ausdünſtungen in geringerer Menge aufſteigen, und auch die unregelmäßigen und heftigen Winde „ſie oft zerſtreuen, ſo daß im Allgemeinen, weil die Luft „rein und nicht ſo ſtockend iſt, der nämliche Grad von abſoluter Hitze doch nicht ein gleiches Gefühl von Unbehaglichkeit und Sticken erreget. (S. 257.)“

Es ſcheint auffallend, daß ein ſo gründlicher und ſcharfſinniger Schriftſteller als Herr Robins iſt, ſo unachtſam zu einer Anſicht dieſer Dinge hat können verleitet werden, die allen Thatſachen und aller Erfahrung ſo ſehr entgegen iſt. Dies würde gewiß nicht geſchehen ſeyn, wenn er vor Abfaſſung ſeiner Geſchichte Gelegenheit gehabt hätte, die Gegenden ſelbſt zu beſuchen, die er beſchreibt, indem gerade das Gegentheil von dem ſtatt hat, was er annimmt. Denn ſtatt daß die Gleichförmigkeit und die anhaltende Dauer der tropiſchen Hitze die Luft mit ſchädlichen Dämpfen und Dünſten erfüllen ſollte, trägt ſie im Gegentheile mehr als ſonſt dazu bei, ſie zu verflüchtigen und zu zerſtreuen, und dieſe Hitze bewirkt, in Verbindung mit der beſtändigeren Thätigkeit und Wirkſamkeit der Winde, die ſie immer hervorbringt, eine größere Leichtigkeit und Reinheit in dem Zuſtande der Atmoſphäre, als dieſe in höheren Breiten während der heißen Witterung beſitzt. Dies ſcheint die wahre Urſache zu ſeyn, warum ein viel

geringerer Grad von abſoluter Hitze in den höheren Breiten ſchwüler wird als in jenen Gegenden. Aus welcher anderen Urſache, als wegen der größeren Reinheit und Leichtigkeit der Luft, iſt denn wohl ein Menſch im Stande mit Leichtigkeit in einer Temperatur zu leben und zu athmen, die der des menſchlichen Blutes gleich iſt? und wie geht es zu, daß einige der heißeſten Länder in der heißen Zone überall geſund ſind, indeß die lang anhaltende Hitze höherer Breiten ſelten unterläßt Krankheiten zu erzeugen? Woher kömmt es endlich, daß in tropiſchen Ländern die zuſammengehäuften Ausdünſtungen von bevölkerten Hoſpitälern und von allen Schlupfwinkeln des Geſtankes und der Fäulniß, die Luft weniger merklich mit ihren ſchädlichen Ausflüſſen verderben, als es in ähnlichen Lagen während der heißen Witterung unter nördlichen Breiten geſchieht? Alles dies kann nur die Folge der reinigenden Wirkungen einer außerordentlichen und anhaltenden Hitze und der Beſtändigkeit der Winde ſeyn, die ſie erregt. Bewirkte die Hitze ſolcher Klimate, die den ſenkrechten Strahlen der Sonne ausgeſetzt ſind, nicht wirklich eine größere Reinigkeit, Leichtigkeit und Bewegung in dem Zuſtande der Atmoſphäre, ſo würde nie ein menſchliches Weſen in der heißen Zone haben exiſtiren können. Wären die Schlüſſe des Verfaſſers von Anſon's Reiſe richtig, ſo könnten wir leicht mit den Alten annehmen, daß dieſer Theil der Erde unbewohnt ſeyn müſſe, denn eine Hitze, welche die Luft unaufhörlich mit ſchädlichen Dämpfen und Dünſten ſchwängert, die die Winde wegen ihrer Regelmäßigkeit, bloß von einer Stelle zur andern ſchieben können, ohne

ſie zu zerſtreuen, muß als unvermeidliche Folge ein unerträgliches und verpeſtetes Klima hervorbringen.

Der Wunſch, einen wichtigen Irrthum zu berichtigen, hat vielleicht den Verfaſſer weiter geführt als zu ſeinem eigentlichen Zwecke: nämlich das Klima von St. Helena zu beſchreiben, wo die Hitze nie übermäßig wird, nöthig zu ſeyn ſcheinen möchte; allein das, was über dieſen Gegenſtand iſt geſagt worden, kann doch zur Erklärung davon dienen, warum die Temperatur, trotz der Gewalt der vertikalen Sonne, die noch durch die Zurückwerfung ihrer Strahlen von einer Felſenoberfläche verſtärkt wird, hier beſtändig ſo geſund und angenehm iſt.

Viertes Kapitel.

Von den einheimiſchen und fremden Produkten, und von den Mitteln, die Inſel zu verbeſſern.

Bei der erſten Entdeckung von St. Helena fand man verſchiedene Geſträuche und Pflanzen wild wachſend auf der Inſel, von denen einige, nach Forſter's und anderer Botaniker Behauptung, einen neuen und eigenthümlichen Charakter haben. Wie dieſe Pflanzen hieher gekommen? das zu unterſuchen, ſcheint, ſo vergeblich auch die darüber aufgeſtellten Vermuthungen immer ſeyn

mögen, doch ſehr natürlich. In einem entfernten und einſamen Winkel des Oceans liegend, wo die, ihre Bildung begleitenden Erſcheinungen der menſchlichen Wißbegierde verborgen waren, gewährt dieſe Inſel gar nichts, was es uns begreiflich machen könnte, woher ihr die Saamen von Pflanzen gekommen, nachdem ſie zu ihrer Aufnahme und Ernährung geſchickt geworden. Während der Periode ihres Brandes, der ſo ſichtbar jeden ihrer Beſtandtheile getroffen, konnte ſie nicht der Aufenthalt von Pflanzen oder Thieren ſeyn, und man kann nicht wohl annehmen, daß irgend ein verborgener Lebenskeim ſich unverſehrt unter den aus den Kratern der Vulkane fließenden Maſſen ſollte haben erhalten können. Wie lange und wie heftig dieſe Vulkane gebrannt haben, darüber laſſen ſich wohl Vermuthungen aufſtellen; aber nicht etwas gewiſſes beſtimmen. Die ungeheuere Mächtigkeit einiger der Baſaltſchichten, von denen jede einzelne, nach der Gleichförmigkeit ihres Baues zu ſchließen, die Wirkung eines beſonderen Ausbruchs geweſen zu ſeyn ſcheint, und die vielen beſonderen Schichten, aus welchen die Hügel beſtehen, und die vielleicht in ſehr von einander entfernten Perioden ausgeworfen worden, dies ſcheint doch wohl die große Heftigkeit und die lange Dauer jener Feuer, die ſie hervorgebracht, zu beweiſen. Und als nun endlich die unterirdiſchen Quellen, die dieſen einander folgenden Ausbrüchen Nahrung gaben, ganz erſchöpft waren, und die vulkaniſche Maſſe der Einwirkung der Temperatur der ſie umgebenden Luft und des ſie umfließenden Waſſers überlaſſen hatten, mußten doch nothwendig noch viele Jahre verſtreichen, ehe

auf der Oberfläche derſelben ein Boden konnte ge[illegible] werden, der zur Erzeugung und Ernährung von P[illegible]zen geſchickt war.

Nachdem endlich ihre Feuer verlöſcht waren, [illegible] ſie für die Bewohner des Oceans nicht länger ein Gegenſtand des Schreckens blieb, wurde ſie ſehr wahrſcheinlich der Aufenthalt der Meerſchildkröten und einiger Arten von Seevögeln. Allein iſt es wohl wahrſcheinlich, daß dieſe letzteren ihr die Samen von Gewächſen ſollten zugeführt haben? Kein in irgend einem Lande einheimiſcher Vogel hätte den Weg zu dieſer Inſel gefunden, und wären auch einige zufällig durch Sturm dahin getrieben worden, ſo würden ſie doch aus Mangel an Nahrung umgekommen ſeyn, da man zur Zeit ihrer Entdeckung keinen Landvogel auf ihr fand. Könnte man vielleicht annehmen, daß einige unglückliche Vögel, welche in Guinea oder Benguela von den Samen von Pflanzen gefreſſen, von ihrem Wege abgekommen und von Stürmen auf dieſen unwirthbaren Fels getrieben worden wären, auf dem ſie umgekommen, und ob ſie gleich nicht wie der Phönix ihr Geſchlecht von neuem erzeugen können, doch mit ihrer Aſche zugleich den erſten Keim von Vegetation hier niedergelegt hätten? — Dagegen könnte man aber den Zweifel erheben, wie es wohl möglich ſeyn könne, daß irgend ein Vogel, den die Natur zu einem Landbewohner beſtimmt, und ſeinen Flügeln folglich nur die Kraft für kleine Reiſen gegeben, einen ſo langen Flug habe aushalten können, ohne vor Müdigkeit aus der Luft herabzufallen. Denn obgleich Zugvögel noch

weitere Reiſen machen können, ſo vollenden ſie ihre Wanderung doch nicht in einem Fluge und ohne Plätze zum Ausruhen aufzuſuchen.

Die einzigen beſtändigen Winde dieſer Breiten, wehen von der Küſte von Afrika her, welches das nächſte Land iſt; man könnte alſo annehmen, daß vielleicht die Saamen der Gewächſe durch dieſe Winde und durch Strömungen von jener Küſte auf die Inſel ſeyen gebracht worden. Allein giebt es wohl ſchon Beiſpiele davon, daß Länder vermittelſt der Winde und Strömungen ſich einander ihre Producte mitgetheilt hätten? Seit eine Niederlaſſung auf St Helena angelegt ward, ſind zwar viele auf dem Cap der guten Hoffnung, und an dem weſtlichen Ufer von Afrika einheimiſche und wachſende Straucharten dahin verpflanzt worden, welche fortgekommen ſind, und ſich von ſelbſt vermehrt haben; allein keine dieſer Arten iſt von den Oſtwinden und Strömungen hierher geführt worden, und von einigen der einheimiſchen Bäume und Straucharten, die ſchon auf dieſer Inſel zur Zeit ihrer Entdeckung wuchſen, hat man, wie verſichert wird, keine anf den gegenüber liegenden Küſten von Afrika gefunden. Die Art, wie die Inſel ihre erſte Vegetation bekommen hat, wird uns alſo ſo lange ein Geheimniß bleiben, bis wir im Stande ſeyn werden, den Schleier hinwegzunehmen, der uns den geheimnißvollen Urſprung der uns umgebenden Dinge verhüllt.

Vielleicht könnte man noch die Vermuthung aufſtel-

len, daß einige auf der Meeresfläche zufällig ſchwimmende Samen, von Seevögeln wären aufgefangen und gefreſſen, und dann durch den natürlichen Weg von ihnen auf die Spitzen der Inſel gebracht worden, wo, wie man ſieht, ſie zuerſt Wurzel gefaßt haben. Dies könnte um ſo eher für wahrſcheinlich gelten, wenn man ſich erinnert, daß hier die Vegetation nicht vom Ufer des Meeres ausgegangen iſt, und ſich von da über die innern Theile verbreitet hat, ſondern daß ſich die Sache gerade umgekehrt verhält. Sie begann auf den höchſten Spitzen, und verbreitete ſich von da nur ein klein wenig abwärts, und alle äußere, an das Meer gränzende Theile haben noch bis auf den heutigen Tag eine nackte und verſchlackte Oberfläche, und alle Pflanzenſamen mußten, ehe ſie einen Boden fanden, in welchem ſie wurzeln konnten, beinahe 2,700 Fuß über die Fläche des Meeres emporgehoben werden. Allein, wenn man auch dies alles zugeben wollte, ſo bleibt doch noch immer die Frage übrig: wie die, einen ganz eigenthümlichen Charakter habenden Pflanzen, die man auf der Inſel findet, hierher gekommen ſind. Sollen wir vielleicht außer den Winden und Strömungen, und der Thätigkeit der Vögel, die noch ſchnelleren Flügel der Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, und uns vorſtellen, daß dieſe Pflanzen die Nachkömmlinge und Ueberbleibſel irgend eines alten, der Inſel nahe gelegenen Landes ſeyen, das aber nicht mehr exiſtirt? Oder daß St. Helena, unmittelbar nach ſeiner Entſtehung einige verſtreute Samen von Bäumen und Pflanzen von Plato's berühmter Atlantis, vor ihrer Verſenkung, bekommen habe? — Dergleichen Träume

Einbildungskraft dienen bloß uns zu zeigen, wie un-
[…]fend alle unſere Hypotheſen über Gegenſtände dieſer
[…]t, und wie vergeblich und fruchtlos unſere Verſuche
[…], in jenes Land der Dunkelheit und der Räthſel ein-
[…]dringen, das überall die ſichtbare Sphäre unſerer Be-
[…]achtungen begränzt.

[…]. Es wachſen auf der Inſel gegenwärtig nicht mehr
[…] neun bis zehn verſchiedene Arten von Sträuchen
und Bäumen, von denen einige ihr eigenthümlich ange-
hören ſollen. Einer der ſonderbarſten von den letztern,
[…] der von den Einwohnern ſogenannte Farrenkraut-
baum. Er wächſt bis zu einer Höhe von zwanzig bis
fünf und zwanzig Fuß, und hat eine ſehr große Aehn-
lichkeit mit dem Farrenkraute. — Die Natur ahmt oft
bei ihren größeren Producten genau die Muſter nach,
die ſie bei der Bildung der kleinern ihrer Werke zum
Grunde legte, wovon der Farrenkrautbaum von St.
Helena ein auffallendes Beiſpiel giebt, denn er iſt
buchſtäblich ein Farrenkraut, von der Größe eines
gewöhnlichen Baumes. — Einen andern Baum nen-
nen die Bewohner, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem
Kohle, den Kohlbaum, und dann haben ſie auch noch
zwei bis drei Gummibäume, die ein, dem arabiſchen
ähnliches, Gummi liefern. Einer von dieſen ſcheint mit
dem Tumakarry auf der Küſte von Koromandel
einerlei Baum zu ſeyn, die beiden andern aber haben
keine Aehnlichkeit mit der Mimoſa, die das arabiſche
Gummi giebt. — Es giebt auch auf der Inſel einen
Strauch, deſſen Blätter, wenn ſie zerquetſcht werden,

einen ſtark aromatiſchen Geſchmack haben, den die [...]gen ganz beſonders lieben. — Eine andere Pf[...] wird wegen der Beſchaffenheit des Gewebes ihrer R[...] und ihres Holzes der Fadenholzbaum (string wo[...] tree) genannt. Ferner gehören zu den hier wachſenden Pflanzen, der Ebenholzbaum und die Aloe, die ebenfalls einheimiſch ſind, und ein Strauch, der dem Buchsbaume ähnlich ſeyn ſoll, den aber der Verfaſſer nicht geſehen hat. Die Aloepflanzen wachſen beſonders hoch und ſtark, und viele von ihnen ſtanden in der Blüte. — Dies waren die einzigen Bäume und Straucharten, die man auf der Inſel wachſend fand, als ſie entdeckt wurde. —

Von kleineren vegetabiliſchen Producten waren die vorzüglichſten einheimiſchen, außer einigen Grasarten: Endivien, Portulak, Meerfenchel, (Crithmum maritimum), wilder Sellerie und Waſſerkreſſe, von denen der Meerfenchel und der Portulak noch jetzt am häufigſten daſelbſt wachſen, und die einzigen Pflanzen ſind, die man in den, an dem Meere liegenden Thälern und auf ihren Hügeln antrifft, wo ſie in den Löchern und Spalten der Felſen wachſen. An andern Stellen dieſer Felſen, findet man keine Spur von Vegetation, ausgenommen an ſolchen, über die das Waſſer ſeinen Lauf genommen hat, und die ganz mit wildem Sellerie und Waſſerkreſſe, die vorzüglich an dieſen Plätzen wachſen, bedeckt ſind.

Die einheimiſchen Bäume und Geſträuche waren ehemals viel häufiger als jetzt. Zum Beweiſe dieſer

Behauptung kann der Umſtand dienen, daß in den Stadtbüchern der an die Bewohner ertheilten Erlaubniß gedacht wird, Holz auf ſolchen Plätzen zu hauen, wo jetzt keine Spur von einem Strauche oder einem Baume mehr iſt. Man hat ſie zu Brennholz oder anderen ökonomiſchen Zwecken gehauen, und auch die Ziegen, die hier ſehr häufig ſind, haben viele von ihnen vernichtet. Bei dieſer Behandlung würden ſie wahrſcheinlich bald alle von der Inſel verſchwunden ſeyn, wenn nicht endlich die Bewohner ihrer Erhaltung einige Aufmerkſamkeit gewidmet hätten. So legte der Obriſt Robſon, ehemaliger Gouverneur, mit einem lobenswerthen Eifer für die Vortheile der Compagnie und für die Wohlfahrt eines Platzes, zu deſſen größten Nachtheilen der Mangel an Holz gehört, ſehr große Pflanzungen von ſolchen der Inſel urſprünglich angehörenden Bäumen, in den, gegen Südoſten liegenden Thälern an. Vorzüglich pflanzte er ſolche Bäume an, die das Gummi geben, und daher auch Gummibäume genannt werden. In dieſem Theile der Inſel, deſſen Lage offener und freier iſt, als irgend eine andere, bemerkte der Verfaſſer einen Umſtand, welcher beweiſt, mit welcher Schärfe hier der Paſſatwind weht. Verſchiedene indianiſche Fruchtbäume nämlich, und beſonders der Pampelmußbaum, waren da, wo ſie über die Wände, die ihnen Schutz gaben, hinweggewachſen waren, von der Schärfe des kalten Paſſatwindes wie angefreſſen und verwittert. Indeſſen habe ich dieſe Beobachtung bloß in dieſem Theile der Inſel, der kalt und ohne Schutz iſt, gemacht. In allen Lagen hingegen, die von den umherliegenden Hügeln

Schutz haben, und bei nur wenigen von ihnen fehlt, ſcheinen die indiſchen Fruchtbäume noch gut genug fortzukommen.

Man hat auch in der That die Anpflanzung der Producte der meiſten Klimate hier mit Erfolg verſucht. In dem Garten des Obriſten und ehemaligen Gouverneurs Brooke, der ſich unter andern auch durch Anpflanzung vieler ausländiſchen Gewächſe um die Inſel verdient gemacht hat, ſah der Verfaſſer auf einem kleinen Raume eine große Mannichfaltigkeit von Bäumen und Geſträuchen, die alle üppig wuchſen, und aus den entfernteſten Theilen der Erde, und den verſchiedenartigſten Klimaten, aus Brittannien, Afrika, China, Indien, Neuſeeland, Neuſchottland, Neu-Südwallis und Amerika, hierher waren zuſammengebracht worden. Beſonders wurde man überraſcht von dem kraftvollen Wachsthume der Eichen, Kaſtanienbäume, Stechpalmen, des Bambusrohres, der Palmen, der engliſchen Trauerweiden, der Cypreſſen, der Pomeranzen- und Apfelbäume und des Piſang. Zwiſchen dieſen wuchſen Erdbeeren, Kaffeepflanzen, Wein, Olivenbäume und ſehr große blühende Aloeſtauden, und auch noch der, den ſüdlichen Gegenden von Afrika eigene Ginſter und Heide, und einige ſchöne Mimoſen von Botanybai. Die dieſen Platz umringenden Hügel waren mit Brombeerſträuchen und ſtachlichtem Ginſter bedeckt, zwiſchen denen Myrten und ſchottländiſche Föhren wuchſen. Der ſtachlichte Ginſter war vor ungefähr acht Jahren eingeführt worden, und ſchon ſind viele von den Höhen mit

ihm bedeckt. Alle dieſe Gewächſe wachſen hier mit den Gummiholzbäumen und anderen einheimiſchen Pflanzen vermiſcht, und ſcheinen alle eben ſo gut als dieſe fortzukommen. Die ſchottiſchen Föhren waren ſehr ſtark, und die Myrte wächſt hier zu einer ungewöhnlichen Höhe.

Man hat mich verſichert, daß der Apfelbaum hier im Jahre zweimal Früchte trage. Die Aepfel ſind ſehr wohlſchmeckend, und einige Sorten von ihnen von auſſerordentlicher Größe. Ein Einwohner verſicherte mich, daß er einen geſehen habe, der vierzehn Zoll im Umfange gemeſſen habe. — Man hat auch Verſuche mit dem Kirſchbaume und dem Birnbaume gemacht, aber ſie kommen nicht fort, und dies iſt auch der Fall mit der Stachelbeere. Auch der Piſang gedeihet nur in den niedrigen und beſchützten Thälern. Die Pfirſche war ſonſt die häufigſte Frucht auf der Inſel, allein es ſind nur wenige dieſer Bäume gegenwärtig noch übrig. Dieſer ſchätzbare Fruchtbaum, der ſchon ſeit vielen Jahren hier eingeführt iſt, gedieh und vermehrte ſich zum Erſtaunen, faſt überall wohin er gebracht wurde, und pflanzte ſich wie ein einheimiſches Gewächs von ſelbſt fort. Wohin auch immer der Zufall ein Samenkorn von ihm führte, und wenn es ſelbſt in eine Felſenritze war, da keimte es, und wuchs zu einem blühenden Baume empor, und von den Früchten gab es einen ſo großen Ueberfluß, daß es ſehr gewöhnlich war, die Schweine mit ihnen zu füttern. Allein ſeit ungefähr dreißig Jahren hat ein, entweder von Isle de France oder von dem Cap der guten Hoffnung mit den Reben des Konſtantiaweins

eingebrachtes Inſekt, faſt alle Pfirſichbäume verwüſtet, und alle bisher angewandten Mittel haben ſeinen Verheerungen bis jetzt noch keinen Einhalt zu thun vermocht. Es ſetzt ſich an dem Stamme der Baumes an, der dann mit einer weißen Kruſte bedeckt und kurz darauf welk wird und abſtirbt.

Die Bewohner haben alles verſucht, dieſes Inſekt zu vertilgen, aber dies iſt bisher ohne allen Erfolg geſchehen. Sie haben die Bäume beräuchert, die weiße Kruſte abgeſchabt, den Stamm mit einem Decoct von Tabak gewaſchen u. ſ. w., allein keines dieſer Mittel hat ſeiner Abſicht entſprochen.

Dieſes verderbliche Inſekt iſt ſo klein, daß man es mit bloßem Auge nicht ſehen kann. Es greift auch noch einige andere Bäume an, und beſonders den Gummiholzbaum und den Maulbeerbaum; der Stamm des Pfirſichbaums ſcheint jedoch ſein Lieblingsaufenthalt zu ſeyn. Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß dieſes Inſekt, das, wie ſchon erwähnt, mit den Reben des Konſtantiaweins vom Cap der guten Hoffnung, oder mit einigen Straucharten von Isle de France ſoll hieher gebracht worden ſeyn, gegenwärtig an keiner von dieſen beiden Pflanzen mehr gefunden wird. Die Verheerungen derſelben beſchränken ſich faſt allein auf den Pferſich- und den Maulbeerbaum, und auf eine oder zwei einheimiſche Straucharten. Ein alter Einwohner, der mir die Verwüſtungen, die es ſchon angerichtet hat, unter lauten Klagen beſchrieb, rief dabei mit

thränenden Augen aus: „wir hätten ihm gern die Hälfte „unſerer Bäume Preiß gegeben, wenn dies Inſekt nur „unſre Pferſiche verſchont hätte, die einen ſo großen „Werth für uns hatten!“ — Allein dieſer unerbittliche kleine Feind wird dieſer Klagen nicht achten, und es iſt wahrſcheinlich, daß er, da er bisher jedem gegen ihn angewandten Mittel widerſtanden hat, ſeine Verheerungen ſo lange fortſetzen werde, bis er die Einwohner dieſer geſunden und köſtlichen Frucht gänzlich beraubt hat. Dieſe Beſorgniß iſt um deſto beunruhigender, da kein anderer Fruchtbaum hier ſo gut gedeihet, und ſo wenig Mühe verurſacht als der Pferſichbaum. Er wuchs gern in jedem Theile der Inſel, da im Gegentheile die Anpflanzung und Kultur verſchiedener anderer Fruchtbäume, wegen des Mangels an Regen, der ſteinigten Beſchaffenheit des Bodens und der Kälte des Paſſatwindes mit mehreren Schwierigkeiten verbunden iſt.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die am Meere liegenden Thäler faſt ganz öde ſind und, wie die ſchwarzen vulkaniſchen Hügel, die ſie von einander trennen, kaum die kleinſte Spur von Vegetation zeigen. Dieſe Unfruchtbarkeit der Thäler wird von den Einwohnern den Wirkungen einer ſalzigen Imprägnation zugeſchrieben, die wahrſcheinlich von den nahe liegenden Hügeln ausgeht, wo ſich in den Felſenlöchern beträchtliche Salzquantitäten bilden, die dann von dem Waſſer hinweggeführt werden. Sie beſtehen hauptſächlich aus gemeinem Salze, das ſich aus den Ausdünſtungen des anliegenden Meeres abſetzt und kryſtalliſirt. Indeſſen hindert dieſe ſalzige Schwängerung

an ſolchen Stellen, wo nur einige Verſuche mit der Kultivirung derſelben gemacht wurden, keineswegs die Fruchtbarkeit. Im Jakobsthale (James Valley), wo man ſich einige Mühe mit der Bearbeitung des Bodens gegeben hat, gedeihen ſowohl einheimiſche als ausländiſche Pflanzen außerordentlich wohl, und in dem dieſem am nächſten liegenden Rupertsthale, wo bisher nichts zur Verbeſſerung des Bodens iſt gethan worden, ſteht ein Palmbaum, der ſo hoch und ſtark iſt, als die gewöhnlichen indiſchen Palmen. Wo aber Eine Palme ſo gut gedeihet, da können gewiß auch andere wachſen; ja dieſe Bäume ſcheinen ſogar in den an der See liegenden Thälern am beſten fortzukommen, weil man den Palmbaum innerhalb der Wendekreiſe hauptſächlich in ſolchen Lagen findet.

So wenig vortheilhaft auch St. Helena wegen der Seltenheit des Regens, wegen des ſteinigen Bodens und wegen des nachtheiligen Einfluſſes des Paſſatwindes auf einige Gewächſe der Kultur der Pflanzen überhaupt ſeyn mag, ſo iſt doch, im Bezug auf die Temperatur kein Ort der Erde beſſer geſchickt, die Produkte aller Klimate auf ſich zu vereinigen, und wir haben in der That auch ſchon geſehen, daß wenigſtens viele Pflanzen, die ſowohl warmen als kalten Klimaten angehören, hier fortkommen. — Wo wir bereits den Ginſter und die Myrte neben einander wachſen ſehen, und zwiſchen ihnen viele indiſche Bäume, ſo wie auch die Eiche, die Kaſtanie, die ſchottiſche Föhre und mehrere Pflanzen von Neuholland, Afrika und Amerika, da iſt doch gewiß

Ermunterung genug, in der Verbeſſerung des Werthes fortzufahren, und ihn durch weitere Verbreitung und Vermehrung der einzigen Quelle von Wohlſtand und Lebensgenuß, die ſie darzubieten ſcheint, noch zu erhöhen.

Die Verbeſſerungen, die man bisher gemacht hat, ſind nur ſehr partiell und erſtrecken ſich beinahe bloß auf einige wenige Plätze bei den Gartenhäuſern der Einwohner, die nicht weit von einander entfernt liegen. Alle dazwiſchen liegende Thäler ſind gänzlich vernachläſſiget. Die ganze Oberfläche bietet, in ihrem jetzigen Zuſtande, von einer ſie beherrſchenden Höhe geſehen, gleich einem Miniaturgemälde von Arabien, nur einige wenige, unter nackten Felſen und unfruchtbaren Thonlagern zerſtreute grüne Plätze dar, und nicht allenthalben kann ſich das Auge an dem lieblichen Anblicke einer grünenden Natur weiden. Je weiter ſich die Vegetation an den inneren Bergen herabzieht, deſto ſparſamer wird ſie, bis ſie endlich zwiſchen den am Meere liegenden Hügeln und Thälern gänzlich verſchwindet.

Je trauriger und unfruchtbarer nun der Zuſtand der Inſel im Ganzen genommen iſt, deſto überraſchender iſt es zu ſehen, daß die im Inneren liegenden Hügel, ſo wie die Thäler, die ſie bilden, alle mit der üppigſten Vegetation bedeckt ſind, und dies wird deſto auffallender, da man ſie nur erſt dann ſehen kann, wenn man dicht an ihnen iſt, und der Zugang zu ihnen eine ſo nackte und traurige Gegend darbietet. Dieſe Höhen ſcheinen zuerſt mit den einheimiſchen Geſträuchen und

Pflanzen bedeckt geweſen zu ſeyn; und dieſe wachſen vermiſcht mit vielen ausländiſchen, noch immer fort, und auch die letzteren kommen ſo gut fort, daß es ſchwer wird zu entſcheiden, ob die der Inſel eigenthümlichen Geſträuche, oder der Stachelginſter, die Myrte, die ſchottiſche Föhre, die Mimoſen von Neuholland, oder die Heyde und der Ginſter von Afrika beſſer gedeihen. In dieſen Stellen, deren Schönheit durch den Kontraſt, welchen die ſie umgebende Unfruchtbarkeit mit ihnen macht, noch mehr erhöht wird, kann man deutlich ſehen, was ein günſtiges Klima und ein ſehr fruchtbarer Boden, auch ohne menſchliche Unterſtützung zu bewirken vermag.

Nichts iſt natürlicher bei der Beobachtung dieſer Verſchiedenheit, als die Frage: was wohl der Grund dieſer ausſchließenden Fruchtbarkeit der höchſten Spitzen und der zwiſchen ihnen liegenden Thäler ſeyn möge? Bei der erſten Anſicht könnte man ſich leicht verſucht fühlen, anzunehmen: daß dieſe Höhen die Ueberbleibſel eines Urlandes ſeyn möchten, welche die vulkaniſchen Eruptionen, deren Lava und Kohlen, die jene Höhen umgebenden Theils der Inſel gebildet, nicht erreicht hätten. Allein dieſe Vorausſetzung hat Schwierigkeiten, deren bereits erwähnt worden, und es iſt auch ſchon gezeigt worden, daß dieſe Höhen einen gleichen Bau und eine gleiche Anordnung mit den an der Küſte liegenden Hügeln haben, und ſich von dieſen nur dadurch unterſcheiden, daß ſie mehr Thon haben, und daß die Felſen verfallener und zerſtörbarer ſind. Auch ſind auf den Höhen die glänzend rothen Thonarten mit einer ſchwarzen Dammerde

vermiſcht, welche die Zerſtörung der auf ihnen wachſenden einheimiſchen Pflanzen, geliefert hat. Wahrſcheinlich iſt dieſe Verſchiedenheit des Bodens, vorzüglich aber die große Erhöhung derſelben, die ihnen einen beſtändigen Zufluß von Feuchtigkeit ſichert, die Urſache der Fruchtbarkeit dieſer Theile, indem ſie ſelten von der brennenden und lang anhaltenden Dürre leiden, welche in den niedrigern Gegenden ſtatt hat. Gewöhnlich ſind ſie in leichte Wolken und Dünſte gehüllt, und haben oft Regen, wenn in den übrigen Theilen der Inſel an keinen zu denken iſt. Daß die verſchiedenen Grade der Erhöhung auch verſchieden auf die Wolken wirken, iſt bereits erwähnt worden, ſo wie auch der davon abhängenden Erſcheinung, daß, wenn in den Thälern an dem Ufer ein bloßer Nebel liegt, der nicht naß macht, in höheren Gegenden ſchon ein Staubregen und auf den Spitzen der im Inneren liegenden Hügel, ein dichter Regen ſtatt findet. Auf den letzteren iſt auch die Temperatur von zehn bis funfzehn Graden niedriger als in den Thälern, und dieſer größere Grad von Feuchtigkeit und Kühle macht, indem er den Quellen, aus denen alle die kleinen Bäche, welche die Inſel bewäſſern, entſpringen, Nahrung giebt, zu gleicher Zeit jene höheren Lagen ſo ungemein fruchtbar und reich an Produkten.

Dieſe Umſtände zuſammen genommen, müſſen das Wachsthum und die Vermehrung der wenigen einheimiſchen Pflanzen, die, mögen ihre Samen auch auf welchem Wege ſie wollen, hieher gekommen ſeyn, zuerſt bloß auf den höchſten Lagen befindlich waren, gar ſehr

begünſtiget haben. Daß ſie ſich von da über viele der nordwärts liegenden Hügel verbreiten mußten, das beweiſen, wie auch ſchon erwähnt worden, die öffentlichen Regiſter; welche ſagen, daß in vorigen Zeiten die Erlaubniß bewilliget worden ſey, Holz auf ſolchen Plätzen zu hauen, wo jetzt keines mehr zu finden iſt. Hätte man den Gang der Natur nicht geſtört, ſo würden die einheimiſchen Pflanzen wahrſcheinlich mit der Zeit die ganze Oberfläche der Inſel überzogen haben; und daß ſie zur Zeit der Entdeckung der Inſel, erſt einen ſo kleinen Raum eingenommen hatten, das beweiſt vielleicht ein ſpätes Nachlaſſen des vulkaniſchen Feuers ſtärker, als alle andern Erſcheinungen es thun. Aber dem ſey nun auch wie ihm wolle, gegenwärtig würden ſich jene auf der Inſel einheimiſchen Pflanzen doch nicht weiter verbreiten und vermehren können, theils weil ſie von den Ziegen vernichtet werden, und theils, weil man ſie noch jetzt, wo ſie von ſelbſt wachſen, zu Brennholz ſchlägt. — Die Bemühungen der Natur eine rauhe und vulkaniſche Oberfläche zu bekleiden, konnten anfänglich nicht anders als langſam und ſchwach ſeyn, auch wenn ſie von außen nicht wären geſtört worden, und unter den angegebenen Umſtänden wird St. Helena, ſo ſehr auch jetzt die Bewohner jene Bemühungen der Natur unterſtützen mögen, doch noch lange in ihrem gegenwärtigen Zuſtande von Nacktheit bleiben, und jene ſchwarzen vulkaniſchen Klippen, zu denen bisher nur wenige Pflanzen von Meerfenchel und Portulak einen Weg gefunden haben, werden noch Jahrhunderte hindurch, dem Seefahrer den nämlichen Anblick der Verheerung darbieten.

Es würde jedoch traurig ſeyn, wenn man annehmen müßte, daß die Natur, nachdem ſie ſo viele Hinderniſſe bei der erſten Anpflanzung von Gewächſen in einer ſo entfernten und iſolirten Lage überwunden, die an dem Ufer liegenden rauhen vulkaniſchen Hügel, zu einem Zuſtande ewiger Leere und Unfruchtbarkeit, verdammt habe. Ihre gegenwärtige Nacktheit kann, in einem Klima, das ſich ſchon der Anpflanzung ſo vieler Produkte ſowohl kalter als heißer Länder ſo günſtig bewieſen hat, nicht als ein Uebel betrachtet werden, gegen welches es kein Mittel gäbe, und dem Holzmangel würde ſicherlich durch die Aufmunterung und Begünſtigung des Anbaues und der Vermehrung der einheimiſchen Pflanzen und durch die Einführung ſolcher Bäume und Straucharten, die in anderen Ländern in ähnlichen Lagen wachſen und daher wahrſcheinlich auch hier gedeihen würden, abgeholfen werden.

Ob aber gleich verſchiedene Verſuche, die mit dem Anbau mehrerer Arten von ausländiſchen Gewächſen gemacht wurden, vollkommen gelungen ſind, ſo hat man ſie doch bisher mehr der Zierde, als des Nutzens wegen unternommen, und keine Pflanzung hat ſich bis jetzt weiter als auf die Verzierung und Verbeſſerung des Sommeraufenthaltes der Einwohner erſtreckt, indeß alle dazwiſchen liegenden Thäler und Hügel, gleichſam als ſollten ſie durch ihre traurige und öde Geſtalt, den grünenden Stellen zur Folie dienen, nicht bloß vernachläſſiget liegen, ſondern ſogar der vormals auf ihnen wachſenden Geſträuche beraubt worden ſind.

Der einzige, die allgemeine Verbeſſerung der Inſel bezweckende Verſuch wurde vor ungefähr ſiebenzehn Jahren gemacht, da ſich einige der Einwohner ſelbſt, zu dieſem löblichen Zwecke in eine Geſellſchaft vereinigten. Um einen Fond zu bekommen, mußten die Subſcribenten Einen ihren Umſtänden angemeſſenen Beitrag geben. Der Zweck dieſer Geſellſchaft war, den Geiſt der Induſtrie zu wecken und den Eifer für botaniſche Verſuche anzufachen. Sie wollte durch die Vertheilung kleiner Geldprämien das Anlegen von Pflanzungen, den Gartenbau und überhaupt jede Art von Verbeſſerung, deren der Boden fähig wäre, befördern und ermuntern. Hätten die beſchränkten Mittel der Unternehmer es ihnen erlaubt, dieſen Plan ihrer Abſicht gemäß auszuführen, ſo würde dies für die Inſel ſehr wohlthätige Folgen gehabt haben. Aber die Einwohner ſind weder zahlreich noch vermögend genug, weitumfaſſende Plane zu Verbeſſerungen auszuführen und man kann die Geſellſchaft nicht tadeln, daß ſie, bei ſo vielen zu überwindenden Schwierigkeiten und dem Mangel eines zweckmäßigen Fonds, ihre Bemühungen bald einſtellte. Inzwiſchen möchte es doch wohl intereſſant ſeyn, hier die Nachricht von den Reſultaten einiger ihrer erſten Verſuche, die mit einem glücklichen Erfolge gekrönt wurden, zu finden.

Zuerſt wählte die Geſellſchaft drei Stücke Landes, die in Anſehung ihrer Lage und ihres Klimas verſchieden waren, um auf ihnen Verſuche mit ſolchen ausländiſchen Gewächſen anzuſtellen, die ſie würde bekommen können. Das eine Stück Landes war im Jakobs-

thale, wo die Temperatur im Durchſchnitte von vier und ſiebenzig bis ſechs und ſiebenzig Grad, die Hitze aber in den Sommermonaten über achtzig Grad iſt. — Das andere war bei dem Landgouvernementshauſe, wo die mittlere Temperatur ungefähr ſechs und ſechzig Grad iſt; und das dritte lag auf einer der Höhen, die der hohe Pik genannt wird, und wo das Thermometer zwölf bis vierzehn Grade tiefer ſteht. Dieſe ganze Temperaturveränderung, die von den verſchiedenen Stufen der Erhöhung entſprang, hat innerhalb eines Raumes von drei Meilen ſtatt. Der im Jakobsthale umgeriſſene Boden, der aus ungefähr zwei Morgen (acres) beſtand, wurde geſchickt zum Anbau aller orientaliſchen Pflanzen, als des Mangobaums, des Mangoſtanbaums, des Jumba Malak, des Kaffeebaums und des Piſangs u. ſ. w. geſunden. Das Klima dieſer Stelle war dieſen und noch vielerlei anderen Producten ſo günſtig, daß der Boden, der vorher bloß ein Stein- und Felſenhaufen geweſen war, in der kurzen Zeit von zwölf bis vierzehn Monaten, mit einer großen Menge von Geſträuchen und Bäumen bedeckt wurde und noch überdies das Hoſpital reichlich mit Wurzeln und Küchenkräutern verſehen konnte. — Die Pflanzung bei dem Gouvernements-Garten, war noch größer und mannichfaltiger an Gewächſen, da das dortige Klima den Produkten faſt aller anderen Länder günſtig war; und die auf dem hohen Pik ſchien gleichfalls zum Anbau ſaftiger Gewächſe und der harten Bäume und Straucharten nördlicher Gegenden, ſehr geſchickt.

Bei ihren früheren Arbeiten wurde die Societät ſehr kräftig von Doktor James Anderſon, der gegenwärtig Oberarzt vom Fort St. George iſt, als einem Manne unterſtützt, an deſſen eifrige und thätige Menſchenliebe, die immer bereit iſt bei allem mitzuwirken, was einen Bezug auf Wohlfahrt und Glück der Menſchheit hat, man ſich in dieſem Theile der Welt, dem er während eines Aufenthaltes von vierzig Jahren, ein beſtändiger Wohlthäter geweſen, noch lange mit Achtung und Dankbarkeit erinnern wird. Seiner Sorgfalt und ſeinem Eifer verdankt man es, daß viele Pflanzen und Samen der nützlichſten Bäume und Straucharten, die in Oſtindien wachſen, von den Oſtindienfahrern nach St. Helena gebracht wurden, und wären die Mittel der Societät dem Eifer dieſes Mannes gleich geweſen, ſo würden nicht nur der Inſel große Vortheile aus ihren Pflanzungen erwachſen, ſondern ſie würde auch in Kurzem die Niederlage vieler der ſchätzbarſten Produkte der Welt geworden ſeyn.

Eine Inſel, deren Klima ſo mild und geſund iſt, die ſich auf dem Wege der von Indien zurückkehrenden Schiffe und dazu in einer ſehr bequemen Entfernung zwiſchen Groß-Brittannien und deſſen öſtlichen Beſitzungen befindet und noch überdies in einer jener glücklichen Breiten liegt, wo die bei ihr anlegenden Schiffe zu keiner Jahreszeit den Verwüſtungen der Stürme, noch ihre Mannſchaft der Gefahr von Krankheiten angeſteckt zu werden ausgeſetzt iſt, iſt doch gewiß eine ſehr ſchätzbare Eroberung. Selbſt in militäriſcher Hinſicht kann ſie

.. ein Poſten von einiger Wichtigkeit betrachtet werden, .. da ſie auf mehreren Seiten ſchon durch die Natur ..überwindlich gemacht und auf den übrigen ſtark durch .. Kunſt befeſtiget iſt, ſcheint ihr, um ihren Werth und ihre ..chtigkeit ganz vollſtändig zu machen, nichts zu fehlen, .. Waldung und ein weiter verbreiteter Anbau ſolcher Ge..ächſe, deren Kultur die Natur ihrer ſteinigen Oberfläche ..ſtattet.

Daß die Thäler nicht zum Anbau von Getraidearten geſchickt ſind, das iſt ausgemacht; ſelbſt wenn die Beſchaffenheit ihres Bodens es auch geſtattete, ſie umzupflügen, ſo würden doch die Aerndten, wegen der häufig herrſchenden Dürre und Trockenheit, ungewiß und unſicher ſeyn. Die Einwohner ſind folglich in Anſehung des Brodkorns, deſſen ſie nothwendig bedürfen, von ſehr entfernten Ländern abhängig, deſſen Zufuhr noch dazu ſehr leicht durch Schiffbrüche, oder durch in Europa entſtandene Kriege unterbrochen werden kann. Um ſich dagegen ſicher zu ſtellen, müſſen ſie auf den Anbau ſolcher Bäume und Pflanzen bedacht ſeyn, welche die Trockenheit des Klimas ertragen und den Abgang des Brodkorns am beſten erſetzen können. Pataten, Yamswurzeln und den Piſang haben ſie ſchon; die beiden erſteren gedeihen gut und auch der Piſang wird in einigen Lagen mit gutem Erfolge gebaut. Die Anpflanzung der verſchiedenen Palmenarten hingegen, die doch eine ſicherere Hülfsquelle gewähren würden, weil ſie weniger von Dürre leiden, ſcheint gänzlich vernachläſſigt zu werden, und doch iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß ſie nicht in den Thälern gedeihen ſollten.

Es iſt nicht die Abſicht des Verfaſſers hiermit zu behaupten, daß die Produkte dieſer Bäume, es ſeyen das Mark oder die Kerne oder das Fleiſch der Früchte u. ſ. w. in ihrem rohen und unzubereiteten Zuſtande für europäiſche Konſtitutionen eine leichte und angemeſſene Nahrung ſeyen, denn das ſind ſie gewiß nicht. Indeſſen ſind ſie doch geſchickt, für eine Zeitlang das Leben zu erhalten und zur Zeit einer Hungersnoth würde man froh ſeyn, ſeine Zuflucht zu ihnen nehmen zu können, und zu einer ſolchen Zeit, in Rückſicht deren der Anbau der Palmen auch hauptſächlich empfohlen wird, kann es für die Inſel keine ſicherere Hülfsquelle geben, als die Produkte dieſer Bäume, da verſchiedene Arten derſelben ſelbſt den höchſten Grad der Dürre ausdauern. Einer tropiſchen Inſel, die kein Getraide producirt und wo auch die geringeren Pflanzengewächſe der Gefahr ausgeſetzt ſind, durch Regenmangel zu Grunde zu gehen, ſcheint wenn ihr die Palmen fehlen, ihr beſter und ſchönſter Schmuck und ihre ſicherſte Hülfsquelle zur Zeit des Mangels zu fehlen. Da nun noch überdies dieſe Bäume zu ſo vielerlei nützlichen Zwecken können benutzt werden, und mehr als jeder andere Baum zur unmittelbaren Erleichterung und Bequemlichkeit des Lebens des Menſchen ſelbſt dienen, ſo iſt es deſto auffallender, daß die Kultur derſelben bisher ſo ſehr vernachläſſigt worden iſt.

Wollte man den von der Natur ſelbſt bezeichneten Pfad verfolgen, die auch bei der Vertheilung ihrer Geſchenke nichts vergeblich thut, ſo müßte man die Einfüh-

rung der Palmen als den erſten, bei der Verbeſſerung von St. Helena zu beachtenden, Gegenſtand betrachten, weil ſie das wichtigſte Product ſolcher Inſeln und Landküſten ſind, die in der heißen Zone liegen. Dort iſt dieſer ſchöne und nützliche Baum in einem ſolchen Ueberfluſſe und ſo großer Mannichfaltigkeit verbreitet, daß ſeine Erſcheinung den unterſcheidenden Charakter der Anſicht der Länder ausmacht, in denen er wächſt, ſo wie er auch das natürlichſte Symbol tropiſcher Himmelsſtriche abgiebt. Er iſt unſtreitig das beſte Geſchenk, das der gütige Urheber der Natur den Bewohnern jener heiſſen Regionen verliehen hat. Wundervoll für die Zwecke eines einfachen Lebens eingerichtet, gewährt er, ohne die Arbeit der Zubereitung, eine Speiſe und ein die Freude weckendes Getränke, die man in rauheren Klimaten nur mit Mühe und Arbeit ſich verſchaffen kann. Seine breiten, weit umherreichenden, mit dem lieblichſten Grün geſchmückten Blätter, kühlen und ſchirmen den dürſtenden Boden auf dem er wächſt, indem ſie ſich leicht zu einem angenehmen Dache bilden laſſen, das die Eingebornen gegen Sonne und Regen ſchützt.

Unter dem zahlreichen Geſchlechte der Palmen, giebt es — obgleich verſchiedene ſchöner ſind — doch keine Art, die ſo ganz vorzüglich nützlich wäre, als die Kokospalme. So lange der Menſch noch in dem Stande der Natur lebt, hat er nur wenig Bedürfniſſe, die dieſer bewundernswürdige Baum nicht befriedigen könnte, der zur Erreichung ſo verſchiedener und mannichfaltiger Zwecke eingerichtet iſt, daß ihn die Hindues, die ihn

in ihren Gedichten und Geſängen verherrlichen, mit Bewunderung und Anbetung, als das redendſte und rührendſte Beiſpiel der Wohlthätigkeit der Vorſehung betrachten.

Die nämliche Wohlthätigkeit und Weisheit iſt auch ſichtbar in der Art der Fortpflanzung und weiteren Verbreitung dieſes Baumes, indem dieſe oft durch ein Zuſammenwirken natürlicher Urſachen geſchieht. Da nämlich dieſe Bäume an dem Meere wachſen, und oft über die Brandung hinüberhängen, ſo fallen die reifen Früchte in das Waſſer, und werden nun von Winden und Strömungen oft ſehr weit hinweggeführt. So werden ſie nicht ſelten auf die ſandigen Ufer irgend einer enfernten Inſel geworfen, auf welcher ſie Wurzel ſchlagen. Auf dieſe Art ſind ſie auf einige unbewohnte Inſeln verpflanzt worden, auf denen zur Zeit der Entdeckung Indiens auf dem Wege über das Cap der guten Hoffnung, noch kein Baum dieſer Art wuchs. Und hier kann der Verfaſſer nicht umhin, einer merkwürdigen Urſache zu erwähnen, welche die Art der Einführung einer neuen Art der Kokospalme, auf der Weſtküſte der Halbinſel von Indien betrifft. Die Eingebornen von Travankor nämlich, hatten ſchon lange bemerkt, daß ſtarke Weſtwinde immer eine große Menge von Kokosnüſſen an ihre Küſten trieben, die ſie, weil ſie von einer beſondern Geſtalt waren, Meer = Kokosnüſſe nannten, und von denen ſie glaubten, daß ſie wirklich auf dem Grunde des Meeres wüchſen, da ſie ſich gar keinen Begriff davon machen konnten, wo ſie ſonſt her-

kommen ſollten. Ihren Nachrichten zufolge, vergieng eine lange Zeit, ehe ſie auf die Vortheile aufmerkſam wurden, die ihnen der Anbau dieſer Pflanze gewähren konnte. Sie blieb den freien Wirkungen der Natur überlaſſen, und ſproßte ſo hie und da unter dem Sande hervor. Jetzt aber betrachten ſie den Baum als einen ihrer nützlichſten Bäume, und ſchätzen ihn in einigen Stücken noch höher, als die gemeine Kokospalme. Wahrſcheinlich kam er von den Seſchellen, oder von einer der entfernten maldiviſchen Inſeln, wo man die nämliche Art noch jetzt findet. *)

Aus dem bisher Geſagten ſcheint ſich zu ergeben, daß vorzüglich niedrige Inſeln und flache Ufer an dem Meere liegender Länder dem Fortkommen und Gedeihen der Kokospalme günſtig ſind; an dieſen Plätzen gedeihet ſie am beſten. Zwar wächſt ſie auch in hohen und von dem Meere entfernten Lagen, wenn ſie dahin verpflanzt wird, aber ſie kömmt da doch nicht ſo gut fort. Auf St. Helena ſcheinen alſo die an dem Meere liegenden Thäler geſchickter zum Anbau dieſer Bäume zu ſeyn, als irgend ein anderer Theil, da man in dieſen Thälern ſchon Proben davon hat, daß hier ſowohl die Kokospalme, als auch die Dattelpalme gedeihet. Im Ruperts Thale ſteht noch jetzt ein ſehr ſchöner Dattelbaum, der dem bloßen Zufalle ſein Daſeyn zu verdan-

*) Hier iſt von dem ſogenannten Maldiviſchen Kokosbaume die Rede, der auf der Palmen-Inſel (einer von den Seſchellen) einheimiſch iſt, und deſſen Frucht ehemals ſo äußerſt hoch geſchätzt wurde. D. H.

ken zu haben ſcheint, indem man für den Anbau dieſes Thales ſo wenig gethan hat, daß ein einſamer Dattelbaum überhaupt der einzige Baum in dem größten Thale der Inſel iſt, obgleich ſchon das ſchöne Wachsthum dieſes einzelnen Baumes hinlänglich beweiſt, daß auch mehrere der Art eben ſo gut daſelbſt gedeihen würden, und daß überhaupt der Grund der Thäler an den meiſten Stellen mit Hainen von Dattelbäumen und Kokospalmen könnte bedeckt ſeyn.

Neben dieſen ſollten aber auch Verſuche mit anderen ſchätzbaren Palmen gemacht werden, und vorzüglich mit ſolchen Arten von ihnen, welche den Einwohnern bei eintretendem Getraidemangel die größte Hülfsquelle gewähren würden. Eine der außerordentlichſten Palmen wächſt auf der Küſte Malabar, und wird von den dortigen Eingebornen: Codda Panni genannt. Das Mark des Baumes wird zu Brod gebacken, und die Zweige deſſelben ſind ſo groß, daß ein einziger zwölf Menſchen Schutz gegen Sonnenſtrahlen oder Regen geben kann. Auch kennen die Eingebornen den Werth ihrer Palmbäume ſehr gut, da ſie einen Theil des Jahres von den Producten derſelben leben müſſen. Der Codda Panni und auch noch eine andere malabariſche Palme, nämlich der Todda Panni würde für St. Helena ſehr ſchätzbar ſeyn. Sie ſind beide von der Sagopalme,*) die für ſich allein genommen, ſchon eine große Eroberung ſeyn würde, verſchieden.

*) Cycas circinalis. — Doch wahrſcheinlich nur Abarten derſelben; denn in der Malabariſchen Sprache heißt die Sagopalme — Todda-panna. D. H.

Die Fächer- oder Weinpalme (Borassus flabelliformis) iſt eine ſehr feſte Palmenartſt, welche längs der Küſten von Malabar und Koromandel aus dem todten Sande emporwächſt, und ihn an einigen Stellen mit einem luftigen offenen Walde, an anderen aber mit einem undurchdringlichen Dickicht bedeckt. Sie giebt ein feſtes und ſehr dauerhaftes Bauholz, und ihre Frucht iſt, obgleich weniger ſchätzbar als die Kokosnuß, doch in vielen Rückſichten nützlich. Dieſer Baum verlangt nur wenig Feuchtigkeit, und würde wahrſcheinlich auf St. Helena fortkommen. In einigen Theilen von Indien wird er bloß in der Abſicht gepflanzt, daß er den zärtlicheren Palmen, zwiſchen welchen er wächſt, dergleichen die Areka- Palme oder Betelnußpalme iſt, Schutz gewähre. — Eben ſo iſt es wahrſcheinlich, daß auch der Brodfruchtbaum, ob man gleich bis jetzt noch keinen Verſuch damit gemacht hat, auf einigen Theilen der Inſel, und beſonders unter den inneren Hügeln, wo es feuchter als an anderen Stellen iſt, gedeihen werde. Wenigſtens findet man, daß er es in ähnlichen Lagen in Indien thut, wo er leicht fortkommt, ob man gleich bis jetzt noch ſeiner Kultur keine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet hat.

Neben den Palmen, die zur Zeit des Mangels das Brod erſetzen könnten, ſollten auch noch ſolche Bäume eingeführt werden, deren Früchte in hohem Grade geſund und nahrhaft ſind. Unter dieſen iſt unſtreitig einer der ſchätzbarſten, der Jackbaum oder indiſche Brod-

baum *), auch Jakkabaum, der die größte Frucht trägt, die man kennt, und ein schönes dem Mahagony ähnliches Holz giebt. Dieser Baum würde wahrscheinlich unter den thonigen Hügeln im Inneren der Insel gedeihen: in Tanjor wächst er wenigstens in einem jenem ähnlichen Boden, in welchem man viele vulkanische Producte findet. In dem Salzboden an dem Meere, kömmt er nicht fort, auf den Gipfeln der Hügel aber wächst er üppig, woher er auch, nach den Behauptungen der eingebornen Indier, ursprünglich in die Ebenen verpflanzt wurde. Ein sonderbarer, vielleicht nicht allgemein bekannter Umstand in Ansehung dieses Baumes ist, daß er seine Früchte zugleich aus den Zweigen, dem Stamme und auch aus dem Theile des Stammes treibt, der sich unter der Erde befindet, daher sie auch die Eingebornen ausgraben. Die ausgegrabene Frucht halten sie für die beste, und die Zeit ihrer Reife erkennen sie an dem Zerspringen und Ausreißen des Erdreichs, unter welchem sie liegt. Dieser Baum, der einer der schönsten und nützlichsten der Welt ist, ist den europäischen Botanikern noch nicht lange bekannt. Seine Blätter sind sehr dicht aneinander und schattig, und haben einige Aehnlichkeit mit den Blättern des Lorbeerbaums. Die Frucht ist von einer ganz außerordentlichen Größe, und enthält ein gesundes und süßes Fleisch,

*) Artocarpus integrifolia. — Der Brodbaum mit ungetheilten Blättern, im Unterschiede von Artocarpus incisa, mit getheilten Blättern. S. Forster vom Brodbaume. 1784. D. Ü.

in welchem kleine Kerne, Jakkanüſſe genannt, liegen, die einen ausgeſuchten Geſchmack haben, und nahrhaft ſind, daher ſich auch die Eingebornen von einigen der Hügel in Indien, dieſer Kerne, wie des Brodes, bedienen.

Der Mahwahbaum, *) der in den ſandigen Wüſten von Bahar und Oriſſa wächſt, die oft einfallende furchtbare Dürre jenes Klima's aushält, und den Eingebornen eine ruhige Subſiſtenz ſichert, ſcheint ſich für das nicht ſo dürre Klima von St. Helena ſehr gut zu ſchicken, und ſollte daher auch dort eingeführt werden.

Außer den genannten Bäumen, deren Anbau vorzüglich in Bezug auf die unmittelbaren Lebensbedürfniſſe empfohlen worden, ſollte man nun auch noch ſolche Bäume und Straucharten anpflanzen, welche der Oberfläche des Bodens Schutz gegen Sonnenſtrahlen und Winde gewähren, und brauchbares Holz liefern könnten. Dadurch würde denn auch zugleich bewirkt werden, daß die Inſel ſtärkern Thau, und häufigern und allgemeiner verbreiteten Regen bekäme, das Gedeihen der kleinern Pflanzen würde befördert werden, und man würde hinreichendes Holz für die Inſel ſelbſt, und die Bedürfniſſe der hier anlegenden Schiffe erhal-

*) Ein Baum von einem noch nicht beſchriebenen Geſchlechte, aus der Klaſſe der Polyandria monogynia L. Man ſehe Hamilton's Nachricht von demſelben in den Asiatick Researches I. S. 14.) D. H.

ten. — Wie ſehr dies überhaupt hier fehlen müſſe, kann man ſchon aus der Inſtruction ſehen, welche die Direktoren der oſtindiſchen Compagnie den Befehlshabern ihrer Schiffe gaben, indem es ihnen darin beſonders eingeſchärft wird, einen hinlänglichen Vorrath von Holz aus Indien mit ſich zu nehmen, um die Einwohner von St. Helena nicht in dieſer Rückſicht in Verlegenheit zu ſetzen, weil ſich wegen der großen Seltenheit dieſes Artikels, der Gouverneur und der Rath genöthiget geſehen, die Ausfuhr deſſelben zu verbieten, — Sollte nicht ein Platz, dem die Compagnie ſo viele Sorgfalt widmet, verdienen, daß ſie einen Theil ihrer Freigebigkeit dazu anwendete, ihn durch Holzanpflanzungen zu verbeſſern und zu verſchönern? Dadurch würde dieſe Niederlaſſung in Anſehung ihrer ſelbſt glücklicher und unabhängiger und auch der Welt weſentlicher nützlich werden. Dieſer Verbeſſerungsplan könnte einem Theile nach ohne große Koſten ſchon dadurch ausgeführt werden, daß die Compagnie den Befehl ertheilte, daß ihre von Indien und England dahin kommenden Schiffe Saamen und Pflanzen, von den meiſten nutzbaren Strauch- und Baumarten mit auf die Inſel brächten, wo ſie dann ſelbſt einige Sachverſtändige anſtellen müßte, um die Aufſicht über die entſtehenden Pflanzungen zu führen.

Sollte dieſer Plan je zur Ausführung kommen, ſo müßten Verſuche mit einer großen Mannichfaltigkeit von Gewächſen gemacht werden, da es nach der Beſchaffenheit der bisher gemachten Verſuche nicht möglich iſt zu

entſcheiden, welche Arten von Pflanzen, ob die aus heißen oder aus kalten Klimaten ſich beſſer für dieſen Platz ſchicken, da einige über Erwartung gut gediehen, und wieder einige, von denen man glaubte, daß ſie mit beſſerem Erfolge könnten gepflanzt worden ſeyn, die Erwartung betrogen haben. So ſollte man zum Beiſpiele wohl glauben, daß da, wo man den Apfel ſo gut gedeihen ſieht, auch die Birne und die Kirſche gedeihen müſſe, und doch hat, nach dem Zeugniſſe der Einwohner, das Gegentheil ſtatt. — Keine indianiſche Pflanze ſcheint weniger für dieſe Lage geeignet, als das Bambusrohr, weil es Feuchtigkeit liebt, und am beſten an den Ufern von Flüſſen, und in fruchtbaren naſſen Gründen, am Fuße von Hügeln, wächſt; und doch kömmt das Bambusrohr außerordentlich gut auf St. Helena fort. Eben ſo würde nicht leicht Jemand glauben können, daß der Stachelginſter, der Brombeerſtrauch und die Föhre der nördlichen Länder, ſo ſtark und üppig auf dem Gipfel eines vulkaniſchen Felſens in der heißen Zone wachſen würden; und doch gedeihen dieſe Pflanzen hier ſo gut, wie in Großbrittannien. Auch von den zahlreichen nützlichen Producten warmer und kalter Breiten, mit denen man bisher noch keine Verſuche gemacht hat, würden wahrſcheinlich viele gut anſchlagen. Warum aber nicht alle Bäume und Straucharten eines und deſſelben Landes, wenn ſie verpflanzt werden, gleich gut gedeihen, das möchte wohl ſchwer zu erklären ſeyn; wahrſcheinlich aber würde dieſe Eigenheit des Bodens und des Klimas, die vielleicht jetzt noch dadurch verſtärkt wird, daß die Gründe ſo entblößt und

nackt ſind, mit den Fortſchritten der Verbeſſerung verſchwinden, denn wenn die Oberfläche mehr Schutz bekäme, würde ſie auch nothwendig feuchter und milder bleiben, und auch der ſchädliche Einfluß des ſcharfen Paſſatwindes würde dadurch geſchwächt werden.

Die erwähnten verſchiedenen Arten der Palmen ſind als die Vegetabilien angeführt worden, die höchſt wahrſcheinlich am beſten in den Thälern fortkommen würden. Auf den bloßen felſichten Höhen dagegen würden vielleicht die indiſchen Straucharten eben ſo gut gedeihen. Von dieſen Straucharten würden die Mimoſen die nützlichſten ſeyn. Außer dem Schutze, den ſie der Oberfläche geben würden, würden ſie den Einwohnern auch Brennholz liefern, und die Einfuhr von Kohlen in einem Klima unnöthig machen, wo man des Feuers bloß zur Zubereitung der Speiſen bedarf. Die Kultur der Wald- und Zimmerholzbäume hingegen würde am beſten an den Abhängen und auf den Gipfeln der im Innern liegenden Hügel gelingen, und ſollte dies wirklich der Fall ſeyn, ſo würden auch dieſe Anpflanzungen ohnfehlbar einen günſtigen Einfluß auf das Klima haben, indem ſie Wolken anziehen und Regen befördern würden.

Dieſer Plan zur Verbeſſerung der Inſel durch die eben angegebene modificirte Art des Anbaues der vorgeſchlagenen Gewächſe, ſcheint nicht nur der Natur des Bodens und der Lage der Thäler angemeſſen zu ſeyn, ſondern er ſtimmt auch mit dem Gange überein, den die

Natur bei Bekleidung der Oberfläche eines der älteſten Länder der Erde, nämlich der Halbinſel von Indien, genommen hat, indem die Ufer derſelben mit Palmenhainen bedeckt ſind, niedrige Straucharten die höheren felſigen Gründe einnehmen, und Wälder die inneren Berge umringen, ſo daß ſogar die Einwohner dieſes Landes die verſchiedenen Theile deſſelben, noch bis auf den heutigen Tag, nach der jedem eigenthümlichen Gewächsart, von einander unterſcheiden und die Palme, das Bambusrohr, der Thekbaum (Teak) und die Mimoſen behaupten noch immer ihre alten, ihnen von der Natur ſelbſt angewieſenen Plätze.

Auch die Anpflanzung des Thekbaums*), eines der ſchätzbarſten und höchſten unter allen indiſchen Bäumen, ſollte hier verſucht werden, und wenn man einen Schluß von den Gegenden, in welchen er gewöhnlich wächſt, machen darf, ſo könnte man wohl voraus verſprechen, daß er die Erwartung erfüllen werde. Einige der ſchönſten Thekbäume nämlich, die man in den Animali-Wäldern **) findet, wachſen mitten unter Felſenſtücken empor, wo man gar keine andere Art von Erde ſieht, als ein wenig rothe oder Thonerde, die der von St. Helena gleich iſt. Könnte man nun auch noch neben

*) Tectona grandis, hohe Tectona. Willdenow.

**) Animali oder Anamale, auch die Elephantenberge genannt, ein Gebirge auf der weſtlichen indiſchen Halbinſel.

D. H.

dem ſo nützlichen Thekbaume den Puhn *), einem andern indiſchen Baum anpflanzen, ſo würde auch dieß ein ſchätzbarer Zuwachs ſeyn. Er wächſt gerade und bis zu einer erſtaunlichen Höhe, und wird hauptſächlich zu Maſten für Schiffe benutzt. Haine von dieſen Bäumen auf den Höhen angelegt, würden den Einfluß, den ſie auf Regen und Thau haben würden, abgerechnet, für die Inſel eine Quelle von innerem Reichthume werden, und zugleich auch den Flotten, die ſonſt nicht ſo leicht geneigt ſeyn möchten, hier anzulegen, Bequemlichkeiten gewähren, die ſie wohl bewegen könnten hieher zu kommen.

Von noch vielen anderen Bäumen, deren Anbau wahrſcheinlich einen glücklichen Erfolg haben würde, begnügt ſich der Verfaſſer nur noch einen einzigen hier anzuführen. Es iſt der Banianenbaum **) jenes edelſte Produkt des Pflanzenreichs, das aus einem kleinen Samen, der zuweilen in die Spalte eines Felſen fällt, entſtehend, aufſchießt, und ſich bis zu dem Umfange und der Pracht eines Luſthaines ausbreitet. Dieſer Baum würde vielleicht unter den Felſen, an den Seiten der Hügel, gedeihen. In Indien faßt er in ſolchen Lagen oft Wurzel und wächſt empor. Häufig ſchießt er aus den Mauern einer Pagode hervor, verbreitet ſich um ſie her, und ſchließt das ganze Gebäude mit ſeinen Wur-

*) Boonboom nach holländiſcher Sprache der Connarus aſiaticus, nach Willdenow zu Deutſch die aſiatiſche Baumbohne oder der Bohnenbaum.

**) Ficus benjamina. D. H.

zeln und Faſern ein, ſo daß er an manchen Stellen die Mauern, die ſonſt zuſammen fallen würden, zuſammen hält und unterſtützt. Man findet daher auch noch Ruinen jener Gebäude, die ſo von dem Banianenbaum umgeben ſind, und von denen die untern Theile von den Eingebornen [illegible] genommen wurden, indeſſen die obern noch unterſtützt in den Faſern des Baumes hängen. Gewiß, kein Baum würde für St. Helena vortheilhafter ſeyn, als dieſer; er würde die getrennten Baſaltſtücken zuſammen halten und die Wohnungen gegen die Beſchädigungen ſichern, denen ſie oft von den ſich unerwartet loßreißenden und herabrollenden Steinmaſſen ausgeſetzt ſind.

Daß aber der Banianenbaum unter dieſen lockeren Felſen wachſen werde, ſcheint darum nicht unwahrſcheinlich zu ſeyn, weil der Pipel *) der ihm gleichet, und in Indien in ähnlichen Lagen wächſt, in dem Ruperts thale, bei dem Gouvernementshauſe, fortgekommen iſt. Zwar ſteht dort nur ein einziges Exemplar dieſes Baumes, aber es iſt geſund und wächſt aus der Lava hervor. Niemand konnte mir ſagen, wie er dahin gekommen ſey. Wo aber der Pipel wächſt, da kommt wahrſcheinlich der Banianenbaum auch fort. Der letztere Baum wächſt oft aus den Spalten des Granits hervor, wo man keine Spur von Erde bemerkt. Sehr häufig ſind auch ſogar Baumſtämme der Boden, in welchem er ſeine Wurzeln ſchlägt, beſonders die Stämme des Palmyra.

*) Pipal, der Pagodenbaum. Ficus religiosa. D. H.

Auf der Küſte Koromandel, zwiſchen [illegible] und Sadras, befindet ſich eine ſehr große Pflanzung von Fächerpalmen, von welcher jede mit einem Netze von den Wurzeln des Banianenbaums umſchlungen iſt, der aus Samen entſprungen iſt, den Vögel in die Riſſe der Stämme haben fallen laſſen. Dieſe an ſich intereſſanten Thatſachen führt der Verfaſſer hauptſächlich in der Abſicht an, damit zu beweiſen, daß der Banianenbaum ſehr leicht wurzelt, und alſo auch wahrſcheinlich mit gutem Erfolge auf St. Helena könnte angepflanzt werden.

Bekämen aber die Thäler und die felſigen Anhöhen Schutz durch die Anpflanzung von Bäumen, ſo würden dann auch künſtliche Wieſen angelegt und eine Menge nützlicher Kräuter können angebaut werden, die bei dem jetzigen nackten Zuſtande der Inſel die Dürre nicht aushalten können. Einen großen Vortheil gewähren die in Indien einheimiſchen Baum- und Straucharten, von denen viele auch hier fortkommen würden, dadurch, daß ſie den Gräſern Schutz gewähren, und ſo auch in trocknen und heiſſen Zeiten dem Vieh eine hinlängliche Weide ſichern, indeß die offenen, des Schutzes der Bäume beraubten Plänen, in ſandige Wüſten verwandelt werden, und nicht einen Halm von Gras geben. Dieſe harten Straucharten ſcheinen die erſten Produkte zu ſeyn, mit welchen die Natur in heiſſen Klimaten, den felſigen und ſandigen Boden überzieht, die, indem ſie den unter ihrem Schatten wachſenden zarteren Kräutern Schutz gewähren, wahrſcheinlich zugleich den Boden zur Auf-

nahme und Ernährung von Wäldern und Fruchtbäumen zu bereiten. Es würde gewiß vortheilhaft ſeyn, dieſen Gang der Natur nachzuahmen, und die ſteinigtſten und ödeſten Theile mit ſolchen indiſchen Straucharten anzupflanzen, weil ſie hier die nämlichen wohlthätigen Wirkungen als dort haben würden.

Um aber dieſen Verbeſſerungsanſtalten einen vollſtändigen glücklichen Erfolg zu ſichern, und den nachtheiligen Wirkungen einer lang anhaltenden Dürre für die jungen, noch unbeſchützten Pflanzungen vorzubeugen, würde es nöthig ſeyn, ſich künſtliche Waſſervorräthe zu verſchaffen. Dies könnte durch Anlegen von Teichen und Waſſerbehältern geſchehen, die ſo angebracht werden könnten, daß daraus die meiſten Theile der Inſel leicht und ſchnell mit einem hinlänglichen Waſſervorrathe könnten verſehen werden. Viele dieſer Ciſternen könnten durch die Quellen der inneren Hügel angefüllt und mit immer neuem Zufluſſe verſorgt werden, und auch die von Zeit zu Zeit fallenden Regen würden ihren Vorrath vermehren. Es iſt allerdings auffallend, in einer Lage, der es ſo ſehr an Waſſer fehlt, und wo eine künſtliche Vertheilung deſſelben ſo weſentliche Vortheile gewähren würde, ſo viel vergeblich ins Meer laufen zu ſehen. Der menſchliche Fleiß kann oft der Natur nachhelfen. Dies würde auch in Anſehung dieſer Inſel, in dieſer Rückſicht geſchehen können, wenn man den auch nicht zu häufig fallenden Regen, auf die erwähnte Art auffangen und vertheilen würde; und dies ſcheint in der That auch der einzige Weg zu ſeyn, auf welchem man

zu dem Zwecke gelangen kann, die Kultur der Inſel zu bewerkſtelligen, ohne viel zu wagen, oder Gefahr zu laufen, die Unternehmung fehl ſchlagen zu ſehen. Die Anlegung einer hinreichenden Anzahl von Teichen und Waſſerbehältern würde nicht viel Koſten verurſachen, und auf jeden Fall würden dieſe hier viel geringer ſeyn, als in ſo vielen anderen Ländern, wo die Eingebornen noch viel beträchtlichere aufwenden müſſen um ſich gegen Hungersnoth zu ſichern.

Hätten ſich andere Völker durch Koſten und Schwierigkeiten abhalten laſſen, ähnliche nützliche Unternehmungen auszuführen, ſo würde nie ein Geſetzgeber der Hinduer es übernommen haben, den Reißbau in Karnatik einzuführen, und die Einwohner eines der trockenſten und heißeſten Klimaten gelehrt haben, zu ihrer Subſiſtenz ein zartes Korn zu bauen, das nicht außer dem Waſſer wachſen kann. Durch Anlegung unermeßlicher und zahlreicher Teiche und Waſſerbehälter, und durch die Einrichtung erſtaunenswürdiger Werke, die den Lauf der Flüſſe hemmen, und das Waſſer derſelben weit umher verbreiten, hat man Karnatiks Ebenen, auf welche zuweilen in ſechs Monaten kein Regen fällt, und die nicht ſelten ſehr lange von keinem Thau erfriſcht werden, gezwungen, reiche Aerndten eines Korns zu geben, das bloß im Waſſer gedeiht, und obgleich dieſe Ebenen ſelbſt, bloß aus einem mit Geſträuch bedeckten Felſen- und Sandboden beſtehen, ſo ſind ſie doch durch den anhaltenden Fleiß der Hinduer, Indiens Garten und Kornboden geworden. Es iſt die Frage,

ob Europens Bewohner, bei all ihrer gerühmten Kultur und ihren ſtolzen Anſprüchen auf Superiorität, unter gleich ungünſtigen und widerſtrebenden Umſtänden, Muth und Geduld genug gehabt hätten, ein ſo bewundrungswürdiges Denkmal öffentlicher Wohlthätigkeit zu unternehmen und auszuführen.

Allein ſo groſser Anſtrengungen bedürfte es nicht einmal, um auf St. Helena die Verbeſſerungen zu bewirken, deren die Inſel fähig iſt. Die Anpflanzungen ihrer Hügel und Thäler mit Bäumen und Geſträuchen würde die Zubringung des Waſſers nur eine Zeitlang nöthig haben; denn ſobald ſie zu gröſserer Stärke und Reife gelangt wären, würden ſie wahrſcheinlich ſo viel Thau und Regen herbeiziehen, als nothwendig wäre, ſie grünend zu erhalten und ihr ferneres Wachsthum zu befördern.

Durch Verbeſſerungen der Art, würde dann auch wahrſcheinlich eine kleine Veränderung in der Beſchaffenheit des Klimas erfolgen; es würde nämlich feuchter werden, als es gegenwärtig iſt. Denn um Thau und Regen zu befördern, giebt es kein andres Mittel, als die Bepflanzung der leeren felſigen Spitzen mit ſolchen Bäumen und Geſträuchen, deren Fortdauer man auf ihnen bewerkſtelligen kann. Daſs aber dergleichen Pflanzungen, wenn ſie einmal zu einiger Stärke gekommen ſind, die zu ihrer Erhaltung und ihrem ferneren Wachsthume erforderliche Feuchtigkeit an ſich ziehen würden, das machen die Erſcheinungen auf den Hügeln im Innern höchſt wahr-

ſcheinlich, auf denen man Haine von grünenden Bäumen und Sträuchen findet und wo, wie ſchon erwähnt worden, oft leichte Regen fallen, indeß die an dem Ufer liegenden nackten Felſen, ihrer großen Höhe ungeachtet, nicht ein Tropfen berührt.

Allein, obgleich durch dieſes Mittel die natürliche Trockenheit des Klimas einigermaaßen vermindert und der Aufenthalt auf derſelben für die Bewohner bequemer und angenehmer gemacht werden könnte, ſo iſt doch nicht zu erwarten, daß die auf der Oberfläche eines ſo kleinen Erdflecks gemachten Verbeſſerungen, eine weſentliche Veränderung der Jahreszeiten auf demſelben hervorbringen würden. Große Landſtrecken mögen wohl durch die Wirkungen der Kultur, durch die Lage ihrer Wälder und durch Austrocknung von Sümpfen, beträchtliche Veränderungen der Temperatur und des Klima's erfahren; aber eine kleine, von dem Einfluſſe jedes anderen Landes entfernte und in einem ungeheueren Ocean liegende Inſel, deren Klima und Temperatur durch den unveränderlichen Lauf des Paſſatwindes beſtimmt wird, kann keinen großen Einfluß auf die Jahreszeiten und den beſonderen Zuſtand der in dieſen Breiten vorherrſchenden Atmoſphäre haben. Ob daher gleich Holzanpflanzungen höchſt wahrſcheinlich Regenſchauer häufiger machen würden, als ſie gegenwärtig ſind, ſo iſt es doch nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Regen jemals hier ſo häufig und ſo regelmäßig periodiſch werden ſollten, als ſie es in den meiſten anderen tropiſchen Ländern ſind, und St. Helena wird aller menſchlichen Kunſt und allem Fleiße zum Trotze, immer ein

trocknes Klima bleiben, wenn nicht irgend eine große Naturrevolution andere Länder in ſeiner Nähe von dem Grunde des Meeres emporhebt, oder durch Hemmung des Laufes des Paſſatwindes macht, daß periodiſche Monſuhns, veränderliche Winde oder abwechſelnde Land- und Seewinde auf der Höhe des äthiopiſchen Meeres entſtehen. Bis jetzt ſind dieſe gewöhnlichen Regenquellen warmer Länder für St. Helena durch ſeine eigene Lage verſchloſſen; da ſchon dieſe die, allgemeine und zufällige Regen in tropiſchen Ländern hervorbringenden Haupturſachen, durchaus unwirkſam macht und auch die Quellen der beſonderen Regen der Inſel nur ſchwach und ungewiß ſind, ſo würde wahrſcheinlich die einzige Veränderung, die eine mit Bäumen bepflanzte und angebaute Oberfläche in dieſer Rückſicht hervorbringen würde, die ſeyn: daß durch ſie mehr Regen und Feuchtigkeit würde angezogen und länger erhalten werden, als von einem nackten Felſen, deſſen Temperatur faſt immer heißer iſt, als die des ihn umgebenden Meeres.

Sollte vielleicht Jemand ſagen, daß durch die vorgeſchlagenen Verbeſſerungen leicht die geſunde Luft der Inſel könnte verdorben werden, ſo iſt dies wegen der beſonderen Beſchaffenheit des dortigen Klima's und wegen der Richtung der Winde nicht zu fürchten. Es iſt zwar wahr, daß die ungeſundeſten unter den tropiſchen Inſeln und beſonders unter denen der aſiatiſchen Meere gerade die ſind, wo es die häufigſten Produkte des Pflanzenreichs giebt; allein die Bösartigkeit ihres Klimas entſteht keinesweges aus ihrem Pflanzenreichthume, ſondern

iſt vielmehr die Folge der ſo oft dort herrſchenden anhaltenden und erſtickenden Hitze, tiefer Windſtillen und übermäßiger Regen, denen ſie unterworfen ſind. Von alle dem und den daraus entſpringenden ſchädlichen Wirkungen iſt St. Helena gänzlich befreit. Es verdankt ſein geſundes Klima nicht ſeiner nackten Oberfläche, ſondern dem unveränderlichen Einfluſſe des Paſſatwindes, der ſeine Hügel und Thäler noch immer reinigen und erfriſchen würde, wenn auch ſeine ganze Oberfläche mit Holz bedeckt wäre und jene dunklen und rauhen vulkaniſchen Klippen, mit ihren tiefen Schluchten und überhängenden Felſenſtücken bis an den Rand des Meeres mit der üppigſten Vegetation und dem lieblichſten Grün verziert würden, denn ſo lange dieſer ſich gleichbleibende nnd geſunde Wind die Inſel durchwehen wird, würden nicht leicht ſchädliche Ausdünſtungen von der größeren Feuchtigkeit einer waldigen Oberfläche entſtehen.

Wohl aber würde die Anpflanzung von Holzarten die Anſicht der Inſel gar ſehr verſchönern. Die Abwechslung und Wildheit der Oberfläche, die aus der ſonderbaren Bildung der Felſen und Hügel entſteht, gränzt an das Abentheuerliche und dieſes rohe und von der Natur angelegte Scenenſpiel bedarf bloß des Schattens von Bäumen und der Verſchönerung durch Gehölz, um das Ganze zu einem der angenehmſten und romantiſcheſten Plätze der Erde zu machen. Anſtatt das Auge mit einem ſo furchtbaren und traurigen Anblicke unter einem ſo gütigen und kräftigen Himmel zu beleidigen, würde dann die Inſel in dieſer tiefen Einſamkeit des Oceans, die angenehmſte und

erquickendſte Erquickung für alle ſeyn, die ſich ihr nähern würden.

Fünftes Kapitel.

Von den Bewohnern und ihrer Lage. — Andere, die innere Verfaſſung der Inſel betreffende Bemerkungen.

Gern denkt man ſich die Lage einer kleinen Kolonie, die zwiſchen den Thälern einer felſigen Inſel eingeſchloſſen und durch einen unermeßlichen Ocean von den Unruhen und den Leiden der übrigen Welt getrennt iſt, als den Wohnſitz der Glückſeligkeit — und dieſen möchten vielleicht die, welche die Zufriedenheit in der Einſamkeit ſuchen, in den Thälern von St. Helena zu finden vermeinen. Im Genuſſe von Ruhe und Sicherheit, ſollte man glauben, daß ihre Bewohner keine andere Sorge, als die für ihre Familien und ihre Gärten kennen müßten, indem ſie von vielen jener Quellen von Streit und Hader nichts wiſſen, die größere Geſellſchaften beunruhigen und ängſtigen und unter dem lieblichen Klima ihres Wohnſitzes mit einigen der beſten Güter beglückt worden ſind, welche dieſe Welt zu geben vermag: — mit langem Leben; Befreiung von Krankheit; geſunden Kindern und ſchönen Weibern. Allein man muß, ſo unangenehm es auch ſeyn möge, doch geſtehen, daß die Glückſeligkeit und Zufriedenheit, die ſich Manche als unzertrennlich

von der Abgeſchiedenheit von der groſſen und geſchäftvollen Welt denken, bloß täuſchende Traumbilder ſind, die ſich Philoſophen und Dichter in der angenehmen Hoffnung gemacht haben, dort etwas zu finden, was bisher noch nicht auf der Erde iſt gefunden worden. Nur wenige von St. Helena's Bewohnern ſcheinen mit ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden, nur wenige dürfen nicht von dem ſehnlichen Verlangen erfüllt werden, ſie mit einer anderen vertauſchen zu können. Der Wunſch: nach Hauſe zu gehen, welcher das Verlangen nach England zu kommen, ausdrückt, wird ſo wohl von den eingebornen Bewohnern, als auch von den neuen Pflanzern mit ſichtbarem Vergnügen und ſehr häufig ausgeſprochen. Sie ſcheinen ihre Lage als einen Zuſtand der Verweiſung zu betrachten, aus welchem befreit zu werden, nur ſehr wenige von ihnen die Hoffnung haben, denn diejenigen, die ſich in dem Dienſte der oſtindiſchen Compagnie befinden, haben nur ſehr mäßige Gehalte und die übrigen, ſehr wenig Gelegenheit Reichthümer zu erwerben. Daß diejenigen Einwohner, die durch ihren hieſigen Aufenthalt und ihre dortigen Geſchäfte von ihren Verwandten und Freunden getrennt wurden, wünſchen wieder zu dieſen zurückzukehren, dies iſt ſehr natürlich; aber deſto unerklärlicher ſcheint es bei den Eingebornen, die nie die Inſel verlaſſen haben, daß ſie ſo ein ſtarkes Verlangen: nach Hauſe zu gehen, zu erkennen geben.

Es würde angenehm ſeyn von einer kleinen, zu einer ſo traurigen Einſamkeit verurtheilten Geſellſchaft,

die ſo wenig Gelegenheit hat, mit der übrigen Menſchheit in Verkehr zu kommen, die Ueberzeugung zu haben, daß die Glieder derſelben ihre Tage angenehm zuſammen verleben, und daß Neid und Zwietracht nie den Weg zu dieſen abgeſchiedenen Thälern gefunden haben, die man ſich gern als den Aufenthalt liebenswürdiger Einfalt und Unſchuld denken möchte. Aber, wie ſehr iſt es zu bedauern, daß der Friede und das geſellige Verkehr auch dieſer Niederlaſſung, ſey es nun durch Familien-Eiferſucht, die ſo leicht in einer ſolchen beſchränkten Lage entſtehen kann, oder durch jene kleinen Erzählungen aus der ſkandalöſen Chronik und das Zuflüſtern der Verläumdung, das man ſo oft in kleinen Geſellſchaften hört, oder durch irgend eine andere Urſache, zuweilen iſt geſtört worden! Ein ſcharfſinniger und gut unterrichteter Reiſender, der auch dieſe Inſel beſuchte, macht in dieſer Rückſicht folgende Bemerkungen: „So lange Schiffe auf „der Rhede liegen und die Einwohner beſchäftigt ſind, „ihre Bedürfniſſe zu befriedigen, oder ihre Gäſte zu unterhalten, oder Nachrichten über die Begebenheiten im „Auslande von den Fremden einzuziehen, ruhen auch „die unter ihnen herrſchenden Zwiſtigkeiten. Allein, „wenn die Schiffszeit vorüber iſt und ſie keine Geſchäfte „mehr haben, und auch die Gegenſtände, die ihnen die „Vorfälle im Auslande darbieten, durchgeſprochen ſind, „ſo leben zuweilen die inneren Zwiſtigkeiten wieder auf, „ſo daß die Regierung ſich genöthigt ſieht, um ihre Gemüther von ihren Privatſtreitigkeiten abzulenken, ſie mit „militäriſchen Uebungen, oder auch mit häuslichen Ver-

„gnügungen und theatraliſchen Unterhaltungen zu be„ſchäftigen.

Für diejenigen, die von dem fröhlichen und angenehmen Schauplatze Oſtindiens, wo das geſellige Leben durch die gröſte Leichtigkeit und Freiheit des Verkehrs und durch die unbegränzteſte Gaſtfreiheit belebt wird, hieher kommen, ſcheint die Art, wie die Bewohner von St. Helena ihre Zeit zubringen, abgeſchmackt und langweilig zu ſeyn. Da ſie von ſo wenig Gegenſtänden umgeben ſind, die ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigen und zerſtreuen könnten, ſo ſcheint es dem Fremden ſonderbar, daß ſie nicht mehr und allgemeiner Unterhaltung im geſellſchaftlichen Leben ſuchen, denn die Schiffzeit ausgenommen, da ſie ihren ländlichen Aufenthalt verlaſſen und in James Town leben, bringen ſie den übrigen Theil des Jahres, von einander getrennt, in ihren Gartenhäuſern zu, die durch Felſenſtücke, Abgründe und Schluchten von einander geſchieden werden, und alſo ſchon an ſich ein leichtes und öfteres Zuſammenkommen unmöglich machen. Allein dieſes ruhige und abgeſonderte Leben haben ſie wahrſcheinlich gewählt, weil es ihren Umſtänden und der Sorgfalt für ihre Familien am meiſten zuſagt und da es noch überdies ihre Geſundheit erhält und zur Erreichung eines hohen Alters beiträgt, ſo haben ſie um ſo weniger Urſache die gaſtfreundliche Geſelligkeit ihrer indiſchen Brüder zu beneiden, die, wenn ſie auch die Freuden der gegenwärtigen Stunde ſichert, nicht eben die Geſundheit und ein langes Leben begünſtigt.

Es iſt zur Gewohnheit geworden, daß die Paſſagiere der nach England zurückkehrenden Oſtindienfahrer, ſo lange ſie ſich hier aufhalten, ihre Wohnung in den Häuſern der Einwohner nehmen und von ihnen, den Gouverneur, Vicegouverneur und einige andere, welche Fremde mit uneigennütziger Gaſtfreiheit bei ſich empfangen, ausgenommen, mit Koſt und Quartier gegen Bezahlung verſorgt werden. Gewöhnlich beklagt man ſich darüber, daß dieſe auſſerordentlich hoch ſey, allein man ſollte ſich erinnern, daß man die meiſten Artikel für die Küche hier nur mit Schwierigkeit erhalten kann, daß die Bewohner nur ſehr wenig Gelegenheit haben, ihren kleinen Ueberfluß abzuſetzen, oder ihn wieder zu erſetzen und daß diejenigen, die daran Theil nehmen, gewöhnlich ſehr gut im Stande ſind, für ihre Bewirthung auch gut zu bezahlen. Es ſcheint daher ſehr billig zu ſeyn, daß reiche Fremde, die mit dem Beſten, was hier zu bekommen iſt, und noch dazu wahrlich mit vieler Güte und Aufmerkſamkeit bewirthet wurden, wieder zur Erleichterung des Lebens ihrer Wirthe und zur Wohlfahrt der Niederlaſſung das Ihrige beitragen.

In einer Lage, durch welche die Einwohner für den größten Theil ihrer Lebenszeit von aller Gemeinſchaft mit der übrigen Welt abgeſchnitten und darauf beſchränkt ſind, die nackte Oberfläche des Meeres zu überſchauen, muß ihnen ja wohl jede Veränderung angenehm ſeyn und man kann ſich wohl vorſtellen, wie intereſſant ihnen jede Erſcheinung eines Schiffes ſeyn müſſe. Die Ankunft der nach England zurückkehrenden Oſtindienfahrer,

iſt die wichtigſte Begebenheit des ganzen Jahres für ſie und ſie belebt die ganze Niederlaſſung mit Munterkeit und Freude. Dann verlaſſen ſie ihre Gärten, kommen nach James Town, öffnen ihre Häuſer zur Aufnahme und Bewirthung der Schiffspaſſagiere und unterhalten ſie mit Schauſpielen, Tänzen und Konzerten. Dieſe munteren Geſellſchaften werden noch mehr belebt durch die Gegenwart vieler angenehmer und ſchöner einheimiſcher junger Frauenzimmer, die bei der allgemeinen Feſtlichkeit ein beſonderes Intereſſe ſich zu zeigen, zu fühlen ſcheinen und zwar wahrſcheinlich nicht ohne die angenehm ängſtliche Erwartung, von einem Schauplatze hinweggenommen zu werden, wo ſie die beſtändige Beſchauung von einerlei Gegenſtänden ermüdet. Und wirklich haben ſie oft in den Herzen ihrer Gäſte, ſtärkere Empfindungen, als die der bloßen Sympathie erregt und ſchon oft ſind Damen von St. Helena der Schmuck des häuslichen Lebens und die Zierde der feinſten Zirkel in England und Indien geworden. Zu ſolchen glücklichen und angenehmen Ereigniſſen mag denn freilich wohl der Umſtand etwas beigetragen haben, daß viele jener Fremdlinge, die mit einer durch die indiſche Atmoſphäre zerrütteten Geſundheit hieher kamen, eine plötzliche Erneurung ihrer Lebenskraft und ihres Muthes empfanden; denn in Gemüther, die ſo von den Wirkungen wiederkehrender Geſundheit erheitert werden, findet auch leicht die Liebe Eingang.

Aber wo dieſe auch nicht mit im Spiele iſt, da iſt doch ſchon das Gefühl erneuerter Geſundheit hinreichend,

das Vergnügen des kurzen Aufenthaltes zu erhöhen, und da die Einwohner artig und zuvorkommend ſind, und den Fremden alles Sehenswürdige der Inſel gerne zeigen, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß dieſe ihre Zeit hier ſehr angenehm zubringen werden, denn der Menſch mag ſo viel lieber angenehm unterhalten, als belehrt werden, daß er gern den Mangel an Unterricht und Einſicht über den Eigenſchaften eines guten Humors und eines zuvorkommenden Betragens vergißt. Die Unterhaltung der Eingebornen, iſt die Unterhaltung ſchlichter, anſpruchloſer Menſchen, und dreht ſich hauptſächlich um ihre eignen Angelegenheiten. Ein abgeſchiedenes Leben auf einem Raume zugebracht, wo man nichts ſieht, als den Himmel und den Ocean, iſt nicht ſehr geſchickt, die Menſchen zu Philoſophen, oder Weltbürgern zu machen. Wo der Geiſt mit ſeinen Anſichten bloß auf die Scenen und die Beſchäftigungen einer kleinen Inſel beſchränkt iſt, da werden auch die Begriffe deſſelben immer die beſchränkten Umſtände verrathen, die ſie erzeugen. Die Bemerkung einer Dame von St. Helena: „Daß die Ankunft der Oſtindienfahrer in „England London wahrſcheinlich ſehr lebendig machen „werde,“ war, ob ſie gleich in England ſelbſt ein Lächeln erregen mag, doch in der Lage, in welcher ſie gemacht wurde, ſehr natürlich, da die Ankunft der Oſtindienfahrer auf St. Helena eine feſtliche Zeit und eine Begebenheit iſt, die alle, und beſonders die Weiber, die voller Erwartung ſind, intereſſirt.

Als der Verfaſſer eines Tages mit einem Herrn,

der nie von der Inſel gekommen war, ſpazieren giengen, und beide an einem Platze ſtehen blieben, wo auf einer kleinen Stelle die Vegetation ſehr üppig war, rief dieſer mit aufgehobenen Händen und großem Feuer aus: „Wäre St. Helena überall ſo fruchtbar als an dieſer Stelle, ſo würde es das herrlichſte und reichſte „Land der Welt ſeyn!“ Der Verfaſſer ſprach darauf über die großen und fruchtbaren Regionen von Aſien und Europa, die ſich gleich dem Weltmeere bis zu unermeßlichen Entfernungen erſtrecken, und mit denen verglichen, St. Helena ſehr klein ſey; aber es gelang ihm nicht, ſeinen Geſellſchafter eines andern zu überzeugen, oder es ihm begreiflich zu machen, daß es irgendwo ein Land geben könne, das ſchöner wäre, als das ſeinige, wenn dies gehörig angebaut wäre. So wahr iſt es, daß unſere Vorſtellungen von dem Raume abhängen, auf dem wir unſere Erfahrungen erlangen. Und doch verſichern uns einige Metaphyſiker, daß man dieſe Vorſtellungen ſich auch in einem Kerker verſchaffen könne; und ſo ein Mann mag freilich wohl im Stande ſeyn, ſich in einem Kerker oder ſonſt irgendwo, für eine Zeitlang in den Glauben von der Nichtexiſtenz der Materie hinein zu philoſophiren; allein die klaren und überzeugenden Begriffe von den Dingen, die unſer Urtheil und unſere Handlungen ordnen, ſind die Früchte der Erfahrung. Der erwähnte Herr, der mehr als ſechzig Jahre auf einer Inſel gelebt hatte, die nur zwanzig engl. Meilen im Umfange hat, und auf der nur einige unbedeutende Stellen ſind, die man fruchtbar nennen kann, konnte ſich keine klare Vorſtellung davon machen, daß es

irgendwo in der Welt etwas reicheres und schöneres geben könne, als St. Helena seyn würde, „wenn er — um mich seiner eigenen Ausdrücke zu bedienen — „über„all bis zu dem Rande des Wassers grün wäre.“ Mag man immer über diese Einfalt lächeln; haben selbst die aus dem gemeinen Leben genommenen Bilder und Beschreibungen Homer's und Virgil's einen eigenthümlichen Anstrich von den Ländern bekommen, in denen sie lebten, und von den Zeitumständen, unter welchen sie schrieben; so kann es uns nicht als etwas außerordentliches vorkommen, daß die Eingebornen eines entfernten, isolirten Felsens, ihre Ideen nach dem Muster ihrer eigenen kleinen Welt geformt haben.

So beschränkt indessen auch immer ihre Begriffe in Bezug auf andere Länder seyn mögen, so vollkommen gut sind sie über ihre eigenen Angelegenheiten unterrichtet, und derjenige, der bei ihnen, wenn er Geschäfte mit ihnen abzumachen hat, die Einfalt von Schäfern oder Wilden zu finden vermeinte, würde seine Erwartung getäuscht sehen. Sie sind zur Anbringung der wenigen Artikel, die ihnen ihre Armuth zu verkaufen, oder zu vertauschen gestattet, geschickt genug, und einige von ihnen, machen sogar ziemlich weit aussehende Speculationen. So erzählte mir einer, zum Beispiele, mit sichtbarer Freude und Selbstzufriedenheit, wie gescheut er sich benehmen wollte, wenn er einmal eine große Stange, oder eine große Rah, oder ein anderes, zu einem Schiffe nothwendig gehörendes Stück, das er künftig gut verhandeln könnte, zu kaufen oder zum Ge-

ſchenk bekäme, wie er es mit vorſichtiger Kargheit in ſeinem Vorrathshauſe aufheben wolle, bis etwa ein unglückliches Schiff, das von den Stürmen der ſüdlichen Breiten gelitten hätte, an der Inſel anlegte und genöthiget wäre, ſich mit jenen Artikeln zu verſehen, da er denn leicht den Preis derſelben ſelbſt würde machen können. Die Innhaber eines Monopol's, die groſse Geſchäfte machen, mögen vielleicht bei dieſer kleinlichen Vorſtellungsart lächeln, indeſſen bleibt doch der Grundſatz immer der nämliche, er mag nun nach einem gröſſern oder einem kleinern Maaßſtabe in Ausübung gebracht werden, und ſein unglücklicher Gegenſtand mag nun ein Schiffer, der einer Bramſtange bedarf, oder eine Gemeinde ſeyn, die kein Brod hat.

Nur dem Vorurtheile, oder der Leichtgläubigkeit kann die Bemerkung auffallend ſeyn, daß die Eingebornen von St. Helena wie alle andere Menſchen ſind, und zu Zeiten von den nämlichen eigennützigen Leidenſchaften regiert werden. Ein Mährchen von unglaublichen Sitten, würde, ſo angenehm es auch immer den Unwiſſenden und Leichtgläubigen unterhalten möchte, doch keinen Glauben finden, und der Verfaſſer hat auch gar nicht die Abſicht, ein fabelhaftes Geſchlecht von Weſen, die eben ſo ſehr von den übrigen Menſchen verſchieden wären, als die ſonderbare Geſtalt der Felſen, unter denen ſie leben, von der Geſtalt anderer Länder abweicht, hier zu ſchildern. Er hält vielmehr auch hier die Wahrheit für nützlich, denn es kann den Neid niederhalten, und die Partheilichkeit für die eingebildeten

Tugenden, der von der übrigen Welt Entfernten ſchwächen, wenn man erfährt, daß auch diejenigen, die durch ihre Lage am meiſten gegen die Macht der böſen Beiſpiele geſichert ſcheinen, doch von den Fehlern und Schwächen anderer Sterblichen nicht frei ſind.

Für einen Fremden iſt es ſchwer, die wahre Zahl der Einwohner genau zu beſtimmen. Vor einigen Jahren wurde behauptet, daß ſich die Volksmenge auf mehr als zwei tauſend Seelen erſtrecke, unter welchen fünfhundert Soldaten, und ſechshundert Schwarze befindlich wären. — Es giebt auf der Inſel gegen ſiebenzig Gartenhäuſer, in welchen ſich die Einwohner gewöhnlich vom October bis zum April oder Mai, welches ihre Sommerzeit iſt, aufhalten, und ſo lange iſt auch das Jacobsthal (James Valley) verlaſſen. Man ſagt, daß es dann zuweilen heiß und unangenehm daſelbſt ſey. James Town (Jacobsſtadt) liegt in dieſem Thale der nördlichen Bay gegenüber, wo die Schiffe vor Anker gehen, und beſteht aus einer einzigen Straße, die nett genug, aber unregelmäßig gebauet iſt. Sie hat ein gutes Pflaſter von kleinen Steinen, die von dem Meere geglättet und gerundet worden. Obgleich das Jacobsthal eines der weiteſten iſt, ſo iſt es doch noch immer ſo enge, daß die Häuſerreihen an jeder Seite der Straße, die mit den Hügeln parallel laufen, ſo nahe an den letzteren ſtehen, daß die vom Regen losgeriſſenen und herabrollenden Felſenſtücken, ſchon durch die Dächer derſelben gedrungen, und zuweilen die Bewohner getödtet haben.

Die Gartenhäuſer liegen in verſchiedenen Theilen der Inſel, und beſonders an der Südſeite, nach der Sandbai zu, wo man die wildeſten Gruppirungen antrifft, die man ſich vorſtellen kann. Die Lage dieſer Gartenhäuſer iſt ſehr ſonderbar und überraſchend, da ſie hie und da an ſanften Abhängen oder auf kleinen, an verſchiedenen Höhen der Hügel hervorſpringenden Terraſſen erbauet, und mit kleinen Gruppen von Bäumen und Geſträuchen umgeben ſind. Von dem Dianen-Pick aus, kann man ſie auf allen Seiten überſehen, wie ſie, gleich Käfigen, in Winkeln kleben, und in ſo verſchiedenen Höhen hängen, daß die Entfernung von dem höchſten bis zu dem unterſten, nach der Höhe gerechnet, nicht geringer, als zwei tauſend Fuß ſeyn kann. Die Wirkung der kleinen Gruppen von Bäumen und Immergrün, womit ſie verziert ſind, wird durch den rauhen und öden Anblick der, zwiſchen ihnen liegenden Hügel und Felſen, noch mehr erhöht. Dieſe Häuſer ſind aber bloß für den Aufenthalt nüchterner Beſitzer berechnet, und es iſt ein Glück für die Einwohner, daß ſie dem Trinken und luſtigen Geſellſchaften ſo wenig ergeben ſind, weil dieſe für ſie leicht durch ein Lokal gefährlich werden könnten, wo die Wohnungen mit ſo furchtbaren Abgründen und Schluchten umgeben ſind.

Dagegen genießen ſie in dieſen romantiſchen und geſunden Zufluchtsörtern, was beſſer und wünſchenswürdiger, als alle Freuden der Geſellſchaft iſt: die Vergnügungen des häuslichen Lebens, und die Glückſeligkeit zahlreiche und hoffnungsvolle Familien zu erziehen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß in dieſem Klima die Weiber fruchtbar, ihre Niederkunften leicht und ihre Kinder geſund ſind. — Es verdient aber hiebei als ein beſonderer Umſtand angeführt zu werden, daß auf dieſer Inſel, wie auf dem Cap der guten Hoffnung, mehr Mädchen als Knaben geboren werden ſollen, welches, wenn ſich der Verfaſſer nicht ſehr irrt, auch in Oſtindien der Fall iſt. Von Großbrittannien weiß man, daß dort mehr Knaben als Mädchen geboren werden, und dies geſchieht wahrſcheinlich in allen nördlichen Ländern. Sollte dies Factum wirklich wahr ſeyn, — woran man doch noch Urſache hat zu zweifeln; — daß innerhalb der Wendekreiſe mehr Mädchen, und gegen die Pole zu, mehr Knaben geboren würden, ſo wäre es wohl der Aufmerkſamkeit der Philoſophen werth, weil die Aufklärung deſſelben uns leicht mehr Aufſchlüſſe über die Ordnung und die Plane der Natur geben könnte, die ſie befolgt, indem wir vielleicht den Grund entdecken würden, warum ſie, obgleich durch Mittel, die uns gänzlich unbekannt und ein Geheimniß ſind, ein ſo verſchiedenes Verhältniß der männlichen und weiblichen Geburten zu einander, unter verſchiedenen und entgegengeſetzten Klimaten, in der Abſicht, das Menſchengeſchlecht fortdauern zu machen, bewirkt hat?

Die inneren Hülfsquellen der Inſel, in ſo fern ſie die Mittel ihrer Subſiſtenz und ihres Wohlſeyns betreffen, ſind nur gering und beſchränkt. Indeſſen verſehen doch die kleinen Meierhöfe und Gärten der Einwohner, dieſelben mit einigen vortrefflichen Früchten, Küchen-

kräutern und mehligen Wurzeln, die, in guten Jahren nicht nur für ihren eigenen Bedarf hinreichen, ſondern auch der Mannſchaft, der auf der dortigen Rehde ankernden Schiffe, eine erwünſchte Erfriſchung gewähren. Indeſſen giebt es kein Getraide zu Brod daſelbſt, und die Ländereien ſcheinen überhaupt dem Anbau mehlgebender Körner nicht günſtig. Man hat zwar ein wenig Gerſte geſäet und ſie gedeihet auch gut, aber ſie iſt von Ratten verwüſtet worden, die hier in unglaublicher Menge, wie die Schmetterlinge umherſchwärmen, und dieſe und das Inſekt, das die Pfirſichbäume angeht, ſind die ärgſten Feinde, mit denen die Einwohner bei ihrem Garten- und Ackerbau zu kämpfen haben. Die Ratten ſollen in engliſchen Schiffen, und das Pfirſichinſekt und die Schmetterlinge mit einigen ausländiſchen Gewächſen hieher gebracht worden ſeyn. Mögen ſie aber auch hierher gekommen ſeyn wie ſie wollen, ſo iſt ſo viel gewiß, daß ſie ſich zum großen Verdruſſe der Einwohner, und zum höchſten Nachtheil und Hemmung des Feldbaues, bis zum Erſtaunen vermehrt haben.

Es iſt ſonderbar, daß einige Thiere, wenn ſie in ein für ſie neues Klima verſetzt werden, ſich viel ſtärker als in dem Lande, woher ſie gebracht werden, verbreiten und vermehren. Ein höchſt merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art hat man kürzlich in Indien, auf der Küſte Koromandel erlebt, wohin eine Art der Kochenille, Sylveſter genannt, von Braſilien gebracht wurde. Man betrachtete dieſes Inſekt als eine große Bereicherung, und verwendete anfänglich viele Sorgfalt auf ſeine Erhaltung

ſuchte ſich von nichts anderem zu nähren, als von gewöhnlichen einheimiſchen Opuntia, deren man ſich dem ganzen Lande gewöhnlich zu Hecken bedient. In zer Zeit aber zerſtörte das Inſekt alle Opuntien in rnatik, und die Niederlage, die dieſes gefräßige er unter ihnen anrichtete, war ſo vollſtändig, daß noch übrigen Stumpfe der Hecken ausſahen, als wä- ſie vom Feuer verzehrt worden. Aber dabei blieb es t einmal; denn als unſere Armee im Jahre 1799 in ſore war, erzählten es ihnen die Einwohner als s Außerordentliches und Unerklärliches, daß auch ihre ntien zu der nämlichen Zeit, gänzlich aufgezehrt wor- wären. So zerſtört ein kleines, von Braſilien in blichen Abſicht eine Kochenillmanufaktur zu errich- eingebrachtes Inſekt, in dem kürzeſten Zeitraume von Jahren, faſt alle Opuntien auf der Halbinſel ndien.

Die Yamswurzeln und Pataten ſind auf St. He- vortrefflich und ihre Aerndten hinreichend für den uch der Einwohner und auch für das Bedürfniß r anlegenden Schiffe. Wenn die Proviantſchiffe ur rechten Zeit ankommen, und das Getraide feh- d, ſo bedient man ſich der Yamswurzeln und der n ſtatt des Brodes. Es giebt auch Piſangfrüchte nanas *), allein dieſe ſcheinen nicht ſo gut zu n. — Man hat auch etwas guten Kaffee gebaut

*) Früchte von der Musa paradisiaca und Musa sapientum. D. H.

und das Klima ſcheint der Kultur dieſer ſchätzbaren Pflanze ſehr günſtig zu ſeyn. — Die hier wachſenden Aepfel ſind vortrefflich und ziemlich häufig, und die Pfirſchen, von den wenigen Bäumen, die der Wuth des Inſektes entgiengen, von dem ausgeſuchteſten Geſchmacke. Auf den inneren Höhen werden keine Früchte reif, welches eine Folge der Kälte des Paſſatwindes iſt. Es giebt jedoch viele Lagen, welche Schutz haben und dieſer natürliche Schutz könnte leicht noch durch Holzanpflanzungen verſtärkt werden. Man findet auch ſehr gute Kohlarten und die meiſten anderen europäiſchen Gartengewächſe, aber nur in geringer Menge; dagegen giebt es einen groſſen Ueberfluß von Portulak, wildem Sellerie und Waſſerkreſſe, die kranken und mit dem Scorbut behafteten Schiffsmannſchaften unmittelbare Erleichterung gewähren können.

Der beſte und häufigſte Artikel unter den Lebensmitteln, iſt das Rindfleiſch, das ſehr fett, ſaftig und wohlſchmeckend iſt. Allein dieſe ihre ſchätzbarſte und weſentlichſte Hülfsquelle, fehlt ihnen doch auch zuweilen, wegen der auſſerordentlichen Dürre des Klima's und vor wenig Jahren kamen mehr als zweitauſend Stück Hornvieh aus Futter- und Waſſermangel um. — Die Ziegen ſind ſehr häufig und man hat auch gutes Bock- und Schöpſenfleiſch, gutes Geflügel und etwas Wildpret. Rephüner, Phaſanen, Tauben und andere Vogelarten, ſind ebenfalls eingeführt worden. Der Reißvogel Oſtindiens (Loxia oryzivora,) lebt und vermehrt ſich hier, ob man gleich glauben ſollte, daß eine verbrannte und felſige

berfläche ſich nicht für einen Vogel eigne, der in ſei-
m wilden und natürlichen Zuſtande in Indien, auf
erſchwemmten Reißfeldern lebt. Einige kleinere Vo-
larten hat man auch eingeführt und das Klima würde
ſer Klaſſe von Geſchöpfen ſehr angemeſſen ſeyn, wenn
nur Futter genug daſelbſt fänden. Die Repphüner
d ziemlich häufig und man ſieht mehrere Völker von
en zwiſchen den bloßen felſigen Hügeln, wo man nichts
lickt, wovon ſie ſich nähren könnten. Hier trifft man
h einige ſchöne Ringelphaſanen und Kaninchen an,
, wie auch guineiſche Hennen, ſämmtlich von dem
uverneur ſind auf die Inſel gebracht worden. Es
t auch auf derſelben eine kleine blaue Taube und ein
phuhn mit rothen Füßen, die man, wie Forſter
ibt, (aus welchem Grunde, weiß der Verfaſſer nicht,)
1 auf der Inſel als ſie entdeckt wurde, gefunden hat.
e Meinung widerſpricht jedoch den Nachrichten, wel-
er Verfaſſer bekommen hat. Endlich giebt es hier
eine kleine, aber dauerhafte Pferderaſſe, die urſprüng-
on dem Cap hieher gebracht worden iſt. Sie ſind ſehr
ch, und ſchicken ſich ſehr gut für die Wege, die ſteil,
und gefährlich ſind. Dieſe Wege ſind ſchräglaufend
Hügel gehauen und an der offenen Seite mit einer
mauer verſehen, ohne die ſie ſehr gefährlich ſeyn
n. An einigen Stellen dieſer Wege geht man un-
ckeren überhängenden Felſenmaſſen hinweg, die
ſchauderhaften und drohenden Anblick gewähren.

s leidet keinen Zweifel, daß die Zahl der Thiere
r Inſel beträchtlich könnte vermehrt und auch noch

einige nützliche Arten derſelben könnten eingeführt werden. Die dieſer Einführung entgegenſtehende Hauptſchwierigkeit, würde die ſeyn, daß man nicht Futter genug in allen Jahreszeiten für ſie würde herbeiſchaffen können. Vielleicht wird aber das Land durch die Bearbeitung und beſſere Anpflanzung deſſelben auch feuchter, oder es erfährt eine natürliche Veränderung, die, wenn man einigen mündlichen Ueberlieferungen glauben darf, wirklich zum Theil ſchon erfolgt iſt. Dem Zeugniſſe einiger Reiſenden zu folgen, die dieſe Inſel vor vielen Jahren beſucht haben, hatten die damaligen Bewohner derſelben, die auf der Inſel geboren waren und ſchon ein ziemlich hohes Alter erreicht hatten, weder jemals donnern hören, noch blitzen ſehen. Dieſe Phänomene kommen doch aber jetzt alle zehn, zwölf bis vierzehn Jahre einmal vor.

Daß aber Veränderungen der Art in der Atmoſphäre wirklich erfolgen können, das beweiſen mehrere Beiſpiele. So hat, zum Beiſpiel, das Nordlicht, das man in vorigen Zeiten in England jeden Herbſt ſah, das aber ſpäter mehrere Jahre lang ſich nicht mehr ſehen ließ, neuerlich angefangen wieder zu erſcheinen, obgleich in einem ſehr ſchwachen Grade. Eben ſo weiß man aus den Verſicherungen einiger der älteſten Bewohner von Nordſchottland, denen dieſes Factum durch Tradition von ihren Vätern und Großvätern her, welche Augenzeugen davon waren, bekannt war, daß dieſes Meteor ſich in ihrer Hemiſphäre nicht eher hat ſehen laſſen, als gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, woraus man

ſchließen kann, daß es damals erſt nach einer ſo langen
(Z)eit müſſe wieder erſchienen ſeyn, daß ſogar das Anden-
(ke)n an ſein ehemaliges Daſeyn verloren gegangen geweſen.
(E)s iſt alſo das plötzliche Hervorbrechen des Blitzes, der
(ſei)ner Natur nach wahrſcheinlich ſehr viel ähnliches
(mi)t dem Nordlichte hat, von einer Atmoſphäre, in der er
(ſich) ſo lange nicht gezeigt hat, daß man ſich ſeiner Erſchei-
(nu)ng entweder gar nicht mehr, oder doch nur ſehr dunkel er-
(inn)ert, gar keine an ſich unglaubliche oder mit dem Laufe
(der) Natur unvereinbare Sache, die gar keine Analogie
(für) ſich hätte. Forſter, der, als er vor mehreren Jah-
(ren) St. Helena beſuchte, hier Nachrichten erhielt,
(die) mit dem was bisher über dieſen Gegenſtand geſagt
(wor)den, übereinſtimmen, hat verſucht, eine Urſache von
(der) Nichterſcheinung des Blitzes und des Donners auf
(der) Inſel anzugeben. Er bemerkt nämlich, daß alle Hü-
(gel u)nd höchſten Felſen aus einer Art von Lava oder ver-
(glaſet)er Schlacke beſtehen alſo, wie alle glasartigen Kör-
(per,) idioelektriſch oder Nichtleiter ſeyn müſſen, und folg-
(lich d)ie Elektricität der Atmoſphäre von ihnen nicht abge-
(leitet) werden und keine Exploſion entſtehen kann. —
(Iſt d)ies der Fall, so hat vielleicht die Zerſetzung der Ober-
(fläche) durch die weitere Verbreitung von Pflanzen, oder
(die da)durch bewirkte Vermehrung von Thau und Regen,
(dazu) beigetragen, daß die Inſel gegenwärtig ein etwas
(beſſ)er elektriſcher Leiter iſt, als ſie in den Tagen jener
(alten) Einwohner derſelben war, mit denen ſich Forſter
(darüb)e unterhielt.

(F)ür Menſchen die auf einem Erdflecke leben, auf dem

die inneren Erhaltungsmittel mit ſo ſparſamer Hand überhaupt vertheilt ſind und durch die verſengende Dürre noch unſicherer werden, iſt es ein wichtiger Vortheil und eine große Bequemlichkeit, daß das ihn umgebende Meer einen Ueberfluß von eßbaren Fiſchen hat, indem an den Küſten deſſelben, die Schildkröte mit eingerechnet, ſiebenzig verſchiedene Arten davon gefangen werden. Es ſcheint ſonderbar, eine ſo große Menge und Verſchiedenheit dieſer Meerbewohner an einer entlegenen und einſamen Inſel zu finden, auf der man kein anderes lebendes Weſen als einige umherſchweifende Seevögel antraf; allein die Sache iſt weder außerordentlich, noch unerklärbar. Da nämlich die Fiſche frei ſind und die Natur des Elementes in welchem ſie leben, keine Einſchränkung derſelben geſtattet, ſo ſchweifen ſie leicht von einem Theile des Meeres zu einem anderen und in den Abgründen des Oceans, wo die Temperatur auf einem Raume vieler Grade der Länge und Breite ſich ſo wenig verändert, fühlt man kaum die Abwechſelungen des Klimas, die viele Landthiere auf beſondere Breiten beſchränken, oder andere mit den wechſelnden Jahreszeiten auszuwandern zwingen. Es kann daher auch nicht wunderbar ſcheinen, daß, indeß es auf vielen, von Continenten weit entfernten Inſeln, nur wenige Arten von Säugethieren, kriechenden Amphybien oder Inſekten giebt, das ſie umgebende Meer einen Ueberfluß von mehreren Arten von Fiſchen hat, und daß man einerlei Fiſcharten in ſo weit von einander entfernten Lagen antrifft. So ſind von den ſiebenzig Arten, die bei St. Helena gefangen werden, mehrere auch kalten Breiten gemein, und man ſieht, zum Beiſpiele, die

Wallfiſche in ſo groſſer Menge um die Inſel herſpielen, daß der Wallfiſchfang hier mit eben ſo groſſem Vortheile wohl könnte getrieben werden, als es mit Sicherheit und ohne Schwierigkeit geſchehen könnte, da hier das Meer weder vom Eiſe unfahrbar gemacht, noch von Orkanen beunruhiget wird. Dieſer Umſtand kann noch künftig den Grund zu einer Quelle des Handels und des Reichthums für die Inſel ſelbſt legen. Die Fluth ſteigt hier ſelten über drei und einen halben Fuß, aber dagegen entſteht zuweilen an dem Ufer eine furchtbare Brandung, die vordem, ehe ein Kay, der jetzt die Communication zwiſchen dem Meere und dem Lande vollkommen ſicher und leicht macht, angelegt worden, den abſegelnden oder anlandenden Böten mitunter gefährlich wurde.

Zur Bearbeitung des Feldes, zum Fiſchfange und als Hausbediente braucht man hier Negern oder vielmehr Menſchen in deren Complexion ſich die ſchwarze Farbe nach allen ihr möglichen Schattierungen zeigt und deren Geſichtszüge eben ſo verſchieden ſind. Dieſe Menſchen, die entweder von den durch die erſten europäiſchen Anſiedler hieher gebrachten Schwarzen abſtammen, oder ſeitdem von Weſtindien, Guinea, Madagaskar oder dem Cap der guten Hoffnung hier eingeführt worden ſind, befanden ſich, bis noch vor wenig Jahren in dem Zuſtande der Sklaverei. Aber ſchon ſeit lange war das Recht, Sklaven zu haben, durch einige heilſame und menſchliche Verordnungen eingeſchränkt und der Zuſtand der Sklaven ſelbſt gemildert worden und neuerlich

iſt endlich, zur Ehre der Directoren der oſtindiſchen Compagnie die Sklaverei ganz abgeſchafft worden. — Die Freiſprechung von ſechshundert Schwarzen von dem Zuſtande der Knechtſchaft, kann zwar nur wenig von Europa's Schuld hinwegnehmen und von dem, Afrika zugefügten, Unrechte wieder gut machen; aber es iſt doch erfreulich auch ſelbſt nur eine einzelne Handlung der Gerechtigkeit und des Mitleidens gegen einen unbeträchtlichen Theil jener unglücklichen Menſchenraſſe erzählen zu können, den die ſcheußliche Grauſamkeit der Europäer aus ſeiner Heimath geſchleppt und zur Sklaverei verdammt hat und zwar nicht etwa weil wir jemals von jenen Menſchen beleidiget worden, oder aus Begierde ihnen wohlthätig zu werden, ſondern bloß darum, weil unſere Gewalt uns unglücklicherweiſe ermächtiget ihre Schwäche zu benützen und ſie, ihrer Leiden nicht achtend, zu Werkzeugen unſerer Habſucht zu machen.

Die Freilaſſung der Schwarzen war eine Handlung der Menſchlichkeit, die hier um deſto wünſchenswürdiger und von der oſtindiſchen Kompagnie um ſo natürlicher zu erwarten war, da von ihren weitverbreiteten Beſizzungen dieſe Inſel der einzige Theil war, wo die Sklaverei jemals geduldet wurde. Sie wurde durch die erſten europäiſchen Anſiedler hier eingeführt, und man hat in dieſer Rückſicht die Beobachtung gemacht, daß Weiſe in einem heiſſen Klima ſelten ſelbſt arbeiten, wenn ſie Sklaven haben können, die die Arbeiten für ſie verrichten. Die hieſigen Schwarzen blieben lange unter der unbedingten und

unbeobachteten Herrſchaft ihrer Herren, bis endlich die ein-laufenden Klagen über Unterdrückung und Mißbräuche, die daraus entſtanden, den Gerichtshof der Directoren bewogen, ſie unter den unmittelbaren Schutz der Regierung der Inſel zu geben und für die Zukunft alles Einbringen von Sklaven zu verbieten. Zugleich wurden auch mehrere Verordnungen gegeben, die zur Abſicht hatten, ihre Lage zu erleichtern und ſie ihnen erträglicher zu machen und durch die ſie ſcheinen aufgemuntert worden zu ſeyn, ſich zu verheurathen und Kinder zu zeigen; denn es iſt Thatſache, daß vor der Bekanntmachung dieſer Geſetze ein jährlicher Menſchenverluſt unter ihnen von ungefähr zehn vom Hundert ſtatt hatte, daß ſie ſich aber, ſeit ſie unter den unmittelbaren Schutz der Regierung der Inſel geſetzt und alle fernere Sklaveneinbringung verboten worden, vermehrt haben. Dieſes Factum berichtet George Staunton, in ſeiner kurzen Nachricht von dieſem Platze.

Es iſt indeſſen wohl noch immer erlaubt, zu bezweifeln, ob wohl eine bloß partielle Milderung eines Uebels, das ſeiner Natur nach den menſchlichen Geiſt ſo durchaus erniedriget, als es die Sklaverei thut, und welches das einzig kräftige und unabhängige Prinzip der Thätigkeit ſo ganz zerſtört, die unter dieſer Lage ſeufzenden unglücklichen Weſen jemals mit ihrem Zuſtande ganz zufrieden, oder für ihre Herren nützlicher machen könne. Da, wo Menſchen wider ihren Willen in einem Zuſtande der Dienſtbarkeit gehalten, und zur Arbeit bloß durch die Furcht und die Beiſpiele der Strafe angetrieben werden, iſt es ſchwer ihre Bande zu löſen, oder das

Anſehen ihrer Gebieter auch nur im geringſten zu vermindern, ohne bei ihnen eine ſtarke Tendenz zu Ungehorſam und Unordnung rege zu machen. Trunkenheit, Ausſchweifungen und Faulheit werden immer die natürliche Folge bei Menſchen ſeyn, die ſich von der Willkühr ihrer Herren befreit fühlen, ohne zugleich ganz aus einem Stande treten zu können, der an ſich ſelbſt keine das Leben erleichternde Hoffnung geſtattet und auch durch nichts den Fleiß erweckt und belebt. Dies ſchien auch, wie die beſtändigen Klagen der Eigenthümer über ihre Sklaven beweiſen, und nach den Beobachtungen, die der Verfaſſer über die Faulheit und den Hang zu Ausſchweifungen der Sklaven ſelbſt machte, der Fall auf St. Helena zu ſeyn. Bei dieſer Lage der Sachen, war es daher gewiß beſſer, die Sklaverei ganz abzuſchaffen, damit die, welche nun nicht mehr zur Uebung ihrer Schuldigkeit durch Furcht getrieben wurden, durch die Betrachtung ihres eigenen Nutzens und durch die Ausſicht auf Belohnung, dazu möchten bewogen werden.

Dieſe Inſel, die für die oſtindiſche Kompagnie, als eine zur Erholung ihrer Flotten bequem gelegene Station, ſo wichtig iſt, iſt dies noch mehr durch die Zurückgabe des Kap's der guten Hoffnung geworden, weil es nun keine andere Station für engliſche Oſtindienfahrer mehr giebt, wo ſie ſchicklich und bequem anlegen können, um Waſſer und friſchen Proviant einzunehmen. Zwar iſt das Kap, das in einem geſunden und fruchtbaren Klima liegt, und eine ungeheuere Landſtrecke beherrſcht, welche alle Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens,

von denen ſie jetzt ſchon einen Ueberfluß beſitzt, liefern kann, in Beziehung auf ſeine manichfaltigen Hülfsquellen, ohne Widerſpruch von einem weit größern Werthe, als eine kleine unfruchtbare Inſel, die gar kein Getraide und nur wenig Holz erzeugt; allein, als eine Station für engliſche Oſtindienfahrer betrachtet, hat es doch viele Unbequemlichkeiten, die von der Lage ſeiner Länder und von der allgemeinen Richtung der in jenen Breiten herrſchenden Winde, entſtehen. Um es für England zu einem wichtigen Poſten zu machen, der ihm entweder als eine Schutzwehr für ſeine oſtindiſchen Beſitzungen, oder als ein Haven dienen konnte, von dem aus, es ſeine Angriffe auf die Kolonien anderer Mächte hätte richten können, hätten nothwendig große Summen auf die Verbeſſerung deſſelben und die Herſtellung und Unterhaltung ſtarker und hinreichender Garniſonen, müßen verwandt werden. Da aber dies nur mit einem großen Aufwande, der mit keinem davon zu erwartenden Vortheile im Verhältniſſe ſtand, hätte bewerkſtelliget werden können, ſo war es beſſer, das Cap ganz aufzugeben. Für England würde der Hauptnutzen deſſelben bloß von negativer Art geweſen ſeyn, nämlich in ſo fern denn nicht eine andere Macht in den Beſitz davon gekommen, und ein ehrgeiziges und unternehmendes Volk beſonders davon ausgeſchloſſen wäre, das von einem ſolchen Haven aus, den engliſchen Handel beunruhigen und Flotten daſelbſt gegen die öſtlichen Beſitzungen Englands hätte ausrüſten können.

Die Inſel St. Helena, deren Erhaltung und

Behauptung mit einem unverhältnißmäßig geringern Aufwande bewerkſtelliget werden kann, iſt ihrer Natur nach feſter und leichter zu vertheidigen, da ſie nur auf einigen wenigen Punkten von einem Feinde angegriffen werden kann, und auch dieſe Punkte, die bereits befeſtiget ſind, durch Beifügung noch einiger Werke, unüberwindlich gemacht werden können. Ein Feind kann hier auch nicht leicht durch Ueberraſchung landen, weil Signale überall auf der Inſel ſo angebracht ſind, daß man augenblicklich Nachricht von der Annäherung von Schiffen an die Küſte geben kann. Ueberdies hat man hier auch zur Vernichtung eines Feindes Mittel, die ſich in ihren Wirkungen leicht mächtiger und zerſtörender beweiſen möchten, als Feuergewehre, da ſchon wenige unbewaffnete, auf die Spitzen der Hügel geſtellte Menſchen, durch Herabrollen lockerer Felſenſtücke, die Feinde in einem jener tiefen und engen Thäler, wo ſie allein landen können, und von wo aus ſie, gewiß nur mit der größten Schwierigkeit, die Spitzen erklimmen müſſen, ehe ſie mit ihren Gegnern handgemein werden, oder von der Inſel Beſitz nehmen können, zu vernichten im Stande ſind. Von dieſer Art von Waffen beſitzt St. Helena, obgleich anderer Hülfsmittel beraubt, einen überflüſſigen Vorrath auf der Spitze eines jeden ſeiner Hügel und an allen Abhängen derſelben. Und damit man dies nicht etwa für eine ſchimäriſche Behauptung halten möge, hält es der Verfaſſer für dienlich, daran zu erinnern, daß dieſe Vertheidigungsart in Indien, wo viele Forts auf den Spitzen von Felſen und Hügeln errichtet ſind, ſchon oft mit Erfolg iſt angewen-

t worden. In dem merkwürdigen Feldzuge des Mar-
ꞁis Cornwallis, den er mit eben ſo viel Einſicht
s Glück gemacht hat, erfolgte der einzige Unfall, den
e engliſchen Truppen erlitten, bei Kiſtnaguerry,
lches ein, auf der Spitze eines ſteilen und hohen Fel-
ns, errichtetes Fort iſt, von dem die Belagerten
geheuer große Steine und Felſenſtücke auf die Stür-
nden herabrollten.

Als eine für die nach England ſeegelnden Oſtindi-
ahrer beſtimmte Station betrachtet, hat St. He-
a noch Vorzüge vor dem Kap. Seine Lage iſt ſehr
tem, und da man hier nichts von den Stürmen und
übeln Witterung weiß, die bei dem ſüdlichen Vorge-
e von Afrika herrſcht, ſo übertrifft es das Kap in
Heiterkeit des Klimas und der Sicherheit ſeiner
de bei weitem. Indeſſen hat doch auch die Inſel
e Unbequemlichkeiten; man kann ſich ihr nämlich
in dem Strome des Paſſatwindes nähern, und auch
iſt einige Geſchicklichkeit und Kunſt nothwendig.
zeuge, die aus einer, der Richtung des Paſſatwindes
gen liegenden Gegend herkommen, ſind daher genö-
, einen gewaltigen Umweg zu machen. Ferner
eben deswegen einleuchtend, daß die Schiffe nicht
r unter dem Winde liegenden Seite der Inſel vor
gehen können, wogegen ſie zu allen Jahreszeiten
und unbeſorgt an dem über dem Winde liegenden
nkern. Ueberdies kann auch die Inſel, da ſie auf
che des großen Oceans, in dem ſie liegt, und auf
h weit und breit kein andrer Landfleck findet, nach

welchem der Schiffer ſich richten könnte, nur einen ſo unbedeutenden Punkt ausmacht, von Fahrzeugen, die nicht genau windwärts ſegeln, leicht verfehlt werden; und weichen ſie einmal nur ein wenig von dieſer Richtung ab, ſo iſt es ſehr ſchwer, wieder hinein zu kommen, und ſie ſind genöthiget, wieder bis zu einer großen Entfernung auf das hohe Meer zu fahren, um wieder in die Längen zu kommen, von wo aus der Paſſatwind mit beſtändiger Richtung nach ihr wehet. Man erzählt von einem brittiſchen Befehlshaber, der ſie auf ſeinem Wege verfehlt hatte, daß er, nachdem er ſich vergeblich bemüht ſie aufzufinden, die Aufſuchung derſelben, in der feſten Ueberzeugung aufgegeben habe, daß ſie neuerlich von den Wellen müſſe verſchlungen worden ſeyn. Vielleicht erregt dieſes Benehmen ein mitleidiges Lächeln; und doch iſt für einen Seemann, der mit St. Helena bekannt iſt, und es auf ſeinem Wege verfehlt, eine ſolche Beſorgniß keinesweges unnatürlich, da ſie ſehr gut durch die geognoſtiſche Beſchaffenheit der Inſel, durch ihre überhangenden und abgetrennten Klippen und ihre löcherige und ausgehöhlte Baſis gerechtfertiget wird.

Von der James's Bai, welche an der Nordſeite liegt, und in welcher die Schiffe Jamestown gegenüber vor Anker gehen, ſagt man, daß ſie die Unbequemlichkeit habe, daß ſie, in einer kleinen Entfernung von dem Ufer, ſehr ſteil abſchieße. Die Sandbai, welche an ſich genommen, viel beſſer und geräumiger, und von den wildeſten und außerordentlichſten

rappirungen umringt iſt, kann nicht als Ankerplatz
braucht werden, weil ſie zu weit windwärts liegt.

Indeſſen würden doch dieſe aus der Lage der Inſel
ſpringenden Unbequemlichkeiten den hier anlegenden
trzeugen und Flotten vollkommen vergütet werden,
nn nur der Platz ſelbſt ihnen mehr Vorräthe darböte,
Bedürfniſſe befriedigen zu können. Daß ihre in
n Bequemlichkeiten und Hülfsquellen nicht ſollten
ächtlich vermehrt und ſie ſelbſt im Ganzen ver-
rt und verſchönert werden können, das kann
em Zweifel unterworfen ſeyn; denn dies beweiſt
as ſchon hinlänglich, was bisher geſchehen iſt.
urch iſt ſchon der Platz für die, welche daſelbſt
ien, oder auch nur eine Zeitlang dort verweilen, ein
merer und befriedigenderer Aufenthalt geworden.
ber wie groß auch die Bequemlichkeiten, mit denen
inftig dürfte ausgeſtattet werden, und wie wich-
ich die Verbeſſerungen ſeyn mögen, durch die ihre
äche dürfte verſchönert werden, ſo ſind doch die
n Vorzüge der Inſel bloß von ſolchen Urſachen ab-
, die nicht leicht aufhören werden zu wirken, da
eder ihren Grund in der Ordnung der Elemente
ahreszeiten haben. Und wäre auch dieſe freuden-
id traurige Inſel in ſich ſelbſt jedes Mittels der
tenz für Menſchen, Vögel oder andere Thiere be-
milderte auch kein Baum, kein Strauch und
Spur von Vegetation den Anblick von Verwüſtung
hrecken, der das Schauderhafte ihrer Einſamkeit
rhöht, und ihrem angenehmen und belebenden

Klima einen Anſtrich von Traurigkeit giebt: ſie würde dennoch den ſeefahrenden Fremblingen ſchätzbare Erleichterungen und Vortheile gewähren, denn: zu allen Jahreszeiten können Schiffe mit Sicherheit auf ihrer Rheede vor Anker gehen; um ihre Ufer ſchwärmen zahlloſe Schaaren von Fiſchen; aus ihren Hügeln quillt ein Ueberfluß des reinſten Waſſers, und ihre Atmoſphäre erquickt eine ſtets geſunde Luft.

Zugabe.

Zugabe.

Nachrichten
von
der Inſel St. Helena.

Aus einigen früheren Reiſebeſchreibungen.

Da die Anſicht unſers Verfaſſers von der Inſel St. Helena von derjenigen, unter welcher ſie von früheren Reiſebeſchreibern dargeſtellt worden iſt, ſich einigermaaßen unterſcheidet, und da einige dieſer früheren Berichte wirklich interessant genug ſind, um auch jetzt noch in geographiſchen Archiven aufbewahrt, und beſonders mit der gegenwärtigen Beſchreibung verglichen zu werden — welches in Anmerkungen unter dem Texte nicht wohl geſchehen konnte; ſo dürfte es wohl unſeren Leſern und überhaupt allen Geographiefreunden nicht unangenehm ſeyn, die wichtigſten dieſer früheren Berichte in kurzen, gehörig erläuterten Auszügen hier als Zugabe beigefügt zu finden.

Dieſemnach folgen hier in chronologiſcher Ordnung:

1. Georg Forſter's Schilderung von St. Helena, aus deſſen Reiſe um die Welt.

2. Makintoſh's Brief aus und über St. Helena, aus ſeinen Reiſen nach Oſtindien u. ſ. w.

3. Langſtedt's Nachricht von dieſer Inſel, aus deſſen (ſonſt nicht ſehr bedeutender) Reiſe nach Südamerika, Aſien und Afrika.

Zwei Berichte von Teutſchen und einer von einem Britten, deren Vergleichung unter ſich und mit der Beſchreibung unſers ungenannten Verfaſſers den Geographiefreunden vielleicht um ſo mehr Vergnügen machen wird, als ſie hier die Stimmen mehrerer Berichtgeber hören, deren Nachrichten zuſammengenommen, das Ganze mehr vervollſtändigen.

I.

Georg Forſter's
Schilderung
der Inſel St. Helena.

Die James-Bai, der gewöhnliche Ankerplatz, wird durch das Fort James beſtrichen. Die Stadt vor uns lag in einem engen Thale, von einem ſteilen und öden Berge, an jeder Seite eingefaßt, die ſehr verbrannt und elend ausſahen. Ueber dem Ende des Thals erblickt man doch etliche grüne Berge, und in der Stadt ſelbſt ſtanden ein paar Kokospalmen. Wir landeten an einer neulich erbauten Treppe, die wegen der hohen Brandungen ſehr nöthig war. Wir giengen zwiſchen einer hohen überhängenden und einer Parapetmauer längs der See, nach einem Thore mit einer Zugbrücke, welches verſchiedene kleine Batterien vertheidigen. Dies brachte uns an eine beträchtliche Batterie vor einer Eſplanade und einer ſchattigen Allee von Banianen-Bäumen (Ficus religiosa). Die Wohnung des Gouverneurs enthält verſchiedene geräumige bequeme Zimmer, die beſonders wegen ihrer Höhe in dieſem warmen Klima angenehm ſind. Von außen aber iſt ſie ohne Zierrath, ſo wie alle Gebäude der Stadt, die neue Kirche nicht ausgenommen, die ſeit Kurzem von einer Art auf der Inſel befindlichen Kalkſteine erbaut worden iſt. Ein kleiner Garten hinter dem Hauſe des Gou-

verneurs, enthält etliche ſchattige Gänge, nebſt mehreren oſtindiſchen Bäumen, unter andern auch die Barringtonia. Die Kaſernen der Garniſon, welche die oſtindiſche Compagnie hier unterhält, liegen etwas weiter im Thale hinaus, daſelbſt ſiehet man auch das Hoſpital, mit einem Obſt- und Küchengarten, wo die Kranken Erlaubniß haben herumzugehen. Verſchiedene andere der Compagnie gehörige Gebäude liegen in eben dieſem Thale. Die Hitze iſt ohnerachtet des Seewindes faſt unausſtehlich, indem ſie von einem hohen Berge an jeder Seite eingeſchränkt und zurückgeworfen wird. Daher der Aufenthalt in der Stadt zuweilen nicht nur düſter, ſondern auch höchſt unangenehm iſt. Die meiſten Einwohner vermiethen den Fremden, die hieher kommen, Zimmer. Allein die geringen Produkte einer kleinen Inſel, wie St. Helena, geben nicht zu, daß man ſo gut lebt wie am Cap. Die Munterkeit des Geſprächs der Einwohner läßt deutlich merken, daß man hier keine Gelegenheit vernachläſſigt, nützliche Kenntniſſe aus guten Büchern zu ſammeln. Man iſt nicht grauſam gegen die Sklaven, ſie haben aber auch nicht den ſchädlichen Einfluß auf die Erziehung der Kinder, als am Cap, wo ſie das Feuer, welches die Hitze des Klimas entzündet, noch mehr anfachen. *)

*) Die Stelle aus Dr. Hawkesworths Beſchreibung von Capt. Cooks erſter Reiſe um die Welt, in dem Endeavour (Hawkesw. 3r Bd. S. 411) worin die Einwohner beſchuldiget werden, daß ſie ihre Sklaven mißhandeln, beleidigte die hieſigen Einwohner welche dieſes laſen: „Auch will man in demſelben bemerkt haben, die Einwohner hät-

Wir machten einen Spazierritt auf die Berge. — Wir ritten den Berg hinauf, welcher nach Weſten liegt und der Leiter-Berg genannt wird. Der erſt neuerlich gemachte Weg geht in einem Zikzak Berg hinan, und iſt ſehr bequem. Er iſt neun Fuß breit und an der Seite des Thals mit einer drei Fuß hohen Mauer eingeſchloſſen, welche von ſolchen Steinen aufgeführt worden iſt, aus welchen der ganze Berg beſteht. Er beſteht aber aus einem Haufen Lava, welche hin und wieder zu einer braunen Erde verwittert iſt, an vielen Stellen aber große Maſſen einer ſchwarzen, löcherichten Schlacke ausmacht, die zuweilen verglaſet zu ſeyn ſchien. Solche Felsſtücke hängen an vielen Orten über den Weg herüber und ſtürzen bisweilen zum Schrecken und mit großer Gefahr der Einwohner herunter, welches gemeiniglich durch die am Berge weidenden Ziegen veranlaßt wird. Die Soldaten der Garniſon haben daher Befehl, alle Ziegen wegzuſchießen, welche ſich auf dieſen hohen Klippen zeigen, und da ihnen die erlegten Ziegen gehören, ſo laſſen ſie es an Befolgung dieſes Befehls nicht ermangeln. Wir kamen an der Spitze des Bergs ins Land hinein, und kaum hatten wir eine halbe Meile zurückgelegt, ſo fiel uns mit einem Male der ſchönſte Proſpekt in die Augen. Er beſtand aus verſchiedenen ſchönen Hügeln, die mit dem herrlichſten Grün bedeckt und mit fruchtbaren Thälern

„ten keine Schiebkärren, dies iſt aber falſch, es giebt daſelbſt viele Schiebkärren, und große Karren, die man vor Capt. Cook mit Fleiß alle Tage vorbeizubringen ſchien.

durchſchnitten waren, in welchen ſich Frucht- und Baumgärten, wie auch andere Plantagen befanden. Einige Hutungen waren mit einem Gehäge von Steinen umgeben und mit einer zwar kleinen aber ſchönen Art von Hornvieh und engliſchen Schafen angefüllt. Jedes Thal hat einen kleinen Bach, und einige dieſer Bäche ſchienen an den beiden hohen Bergen zu entſpringen, die in der Mitte der Inſel liegen und oft in Wolken verhüllt ſind. Wir paſſirten verſchiedene Berge und hätten eine Ausſicht nach der Sandy-Bai, welches eine kleine Bucht an der andern Seite iſt, und eine Batterie zur Bedeckung hat. Der Proſpekt iſt hier ungemein romantiſch, die Berge waren bis an die Spitzen mit wilden Wäldern bedeckt und einige, beſonders der Dianen-Pik, erhoben ſich in die ſchönſten Formen. Die Felſen und Steine dieſer höhern Gegend waren von ganz anderer Art, als in den niedrigern Thälern. Unterwärts gab es unläugbare Spuren alter Vulkane; hier oben aber beſtand alles aus dunkelgrauen thonigten und ſchichtweiſe liegenden Steinen, zuweilen auch aus Kalkſtein und an verſchiedenen Stellen aus einem fetten weichen Seifenſteine. Das Erdreich, welches dieſe Schichten bedeckt, beſteht an vielen Orten aus fettem Boden, ſechs bis zehn Zoll tief und bringt eine große Mannichfaltigkeit herrlich wachſender Pflanzen hervor, unter denen ich einige Staudengewächſe bemerkte, welche ich noch in keinem anderen Theile der Welt angetroffen habe. Man ſiehet darunter Kohlbäume, Gummibäume und Rothholz, wie die Einwohner ſie zu nennen pflegen. Erſtere ſtehen in feuchtem naſſem Grunde, letztere aber auf den Bergen, wo der Boden ungemein

bürre iſt. Dieſe Verſchiedenheit von Pflanzen kann wohl nicht in der Verſchiedenheit des Klimas in den beſondern Theilen der Inſel ihren Grund haben, wie man hat vorgeben wollen, denn ich habe alle dieſe Pflanzen dicht nebeneinander wachſend gefunden und überhaupt iſt dieſe Inſel weder ſo groß noch ſo ungeheuer hoch, daß in ſolcher eine Verſchiedenheit des Klimas angenommen werden könnte. Der Kohlbaum wächſt hier wild, und hat ziemlich große Blätter, auch zeigte ſich bei näherer Erkundigung, daß man bloß zum Brennen ſich deſſen bediene, und daß ſich keine Urſache angeben laſſe, warum man ihn eben den Kohlbaum genannt habe. Er darf keinesweges mit dem Kohlbaume in Amerika, Indien und der Südſee verwechſelt werden, denn dieſer gehört zum Palmengeſchlechte. Die meiſten Antworten der Sklaven, die wir wegen ihres Zuſtandes befragten, waren ſehr günſtig für ihre Herren und hinreichend, die hieſigen Europäer von dem Vorwurfe der Grauſamkeit loszuſprechen. Die Soldaten ſind, wie es ſcheint, am übelſten dran, denn ſie haben Jahr aus Jahr ein nichts als geſalzene Speiſen, welche die oſtindiſche Compagnie noch dazu kürzlich austheilen läßt. Ihr Sold iſt auch geringe. Die arbeitſamen haben zuweilen Urlaub, um für die Einwohner zu arbeiten und von den Bergen Holz zur Stadt zu bringen. Die hieſigen Pferde bringt man hauptſächlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung hieher; doch werden jetzt auch einige auf der Inſel gezogen, ſie ſind klein von Wuchs, aber zum Klettern in bergigen Gegenden ſehr geſchickt. — Das Landhaus des Gouverneurs liegt drei (engl.) Meilen von der Stadt. Das Haus iſt

nicht groß, hat aber eine ungemein angenehme Lage in der Mitte eines geräumigen Gartens, in welchem wir verſchiedene europäiſche, afrikaniſche und amerikaniſche Pflanzen, vorzüglich aber einen reichen Ueberfluß von Roſen und Lilien, Myrten und Lorbeerbäumen antrafen. Verſchiedene Alleen von Pfirſichbäumen ſahe man mit Früchten beladen, die von vorzüglich gutem Geſchmacke und von den unſrigen verſchieden waren. Die übrige europäiſche Bäume hatten nur ein kümmerliches Anſehen, und ſollen, wo ich nicht irre, niemals Früchte tragen. Wein war zu verſchiedenen Malen gepflanzt worden, konnte aber wegen des Klimas nicht fortkommen. Kohl und andere Gartengewächſe kommen ſonſt wohl fort, wird aber mehrentheils von Raupen gefreſſen. Wir fanden einige kleine Stellen mit Gerſte beſäet, die aber ebenfalls, ſo wie andere hier geſäete Getraidearten, größtentheils von den Ratten gefreſſen werden, die man hier in unendlicher Menge findet, und daher das Land nur zu Graſungen nützet, deren herrliches grünes Anſehen, in einem Lande zwiſchen den Wendezirkeln, zu bewundern iſt. Man ſagte, die Inſel könne 30,000 Stück Hornvieh erhalten, es fanden ſich aber damals nur 2600 Stück darauf. Nach dem großen Umfange des ungenützten Bodens zu urtheilen, möchte wohl weit mehr gehalten werden können, man verſicherte uns aber das einmal abgeweidete Gras ſchieße vor Winters nicht wieder auf, man müſſe alſo eine gewiſſe Anzahl von Weiden für den Winter ſparen. Das Rindfleiſch iſt ſaftig, vortrefflich von Geſchmack und ſehr fett. Da der Abgang deſſelben beſtändig und groß iſt, ſo kann es niemals zu alt werden.

Die gemeine europäiſche ſtachliche Pfriemenſtaude (Ulex europ.), welche unſere Landleute mit großer Mühe auszurotten ſuchen, iſt hier gepflanzt worden, und hat nun über alle Weiden fortgewuchert. Indeſſen hat man das Mittel gefunden, dies Staudengewächs hier zu nutzen, das ſonſt aller Orten für unbrauchbar und ſchädlich gehalten wird. Der Anblick des Landes iſt nicht immer ſo reizend, als jetzt geweſen, indem der Boden vor Zeiten von der entſetzlichen Hitze ganz verbrannt war, welche Gras und Kräuter nur kümmerlich fortkommen ließ. Allein die eingeführten Pfriemenſtauden wucherten der Sonne zum Trotze fort, und erhielten den Boden etwas feucht. In ihrem Schatten fieng nun an Gras zu wachſen, und nach und nach iſt das ganze Land mit dem ſchönſten Raſen überzogen worden. Jetzt bedarf man der Pfriemen nicht mehr und man giebt ſich alle Mühe, ſie auszurotten und bedient ſich derſelben als Brennholz, welches auf der Inſel ſelten iſt und womit ich nirgends habe ſparſamer umgehen ſehen als hier und am Cap.

Wir ſahen einige Völker Rephühner von der kleinen rothbeinigen Art, welche auf der afrikaniſchen Küſte ſo gemein ſind. Der jetzige Gouverneur hat auch Ringfaſanen, Perlhüner und Kaninchen eingeführt. Jetzt iſt die Jagd noch verboten, ſie vermehren ſich aber ſo ſtark, daß die Einſchränkung derſelben bald unnöthig ſeyn wird. Es könnten noch verſchiedene Artikel hier eingeführt und gepflanzt werden. Man könnte Klee ſäen, der dem Hornvieh reicheres Futter geben würde, als das gewöhnliche Gras

allein, und der Ackerbau könnte mit andern Früchten noch verbeſſert werden. Man könnte Eſel vom Senegal einführen, die nach Herrn Adanſon's Berichte daſelbſt ſo vortrefflich ſeyn ſollen, ſie würden ſehr gut zum Laſttragen dienen, und ſich mit dem ſchlechteſten Futter begnügen, das man hier zur Weide des Hornviehes nicht brauchen kann. Wir fanden auch eine kleine Art blauer Tauben die hier zu Hauſe ſind, und Reißvögel (Loxia oryzivora) ſind aus Oſtindien gebracht worden. In einem kleinen Meierhofe müſſen ſich zwei Bráminen wirklich aufhalten zur Gefangenſchaft, weil man ſagt, ſie hätten der Compagnie zu ſchaden geſucht; ſie ſind wohl gehalten, haben Erlaubniß auszugehen, beſitzen Haus und Garten und haben Sklaven zur Bedienung. Herr Graham gab den Einwohnern einen Ball. Bei dem Eintritte ins Zimmer hatte ich das Vergnügen, durch den Anblick eines zahlreichen Zirkels von wohlgebildeten und mit Geſchmack gekleideten Frauenzimmern, ſehr angenehm überraſcht zu werden. Ich glaubte unverſehens in eine der glänzendſten Hauptſtädte von Europa verſetzt zu ſeyn; ihre Züge waren regelmäßig, ihre Geſtalt reizend und ihre Farbe blendend ſchön. Sie hatten dabei ungezwungenes Betragen, Feinheit der Sitten, angenehme Lebhaftigkeit und vielen Scharfſinn, welchen ſie im Geſpräche vortheilhaft fühlen ließen. Man erzählte uns, daß auf dieſer Inſel ungleich mehr Mädchen als Knaben geboren würden. Die Zahl der Einwohner in St. Helena überſteigt nicht 2000 Perſonen, ungefähr 500 Soldaten und 600 Sklaven mit eingerechnet; die Inſel hat etwa 20 (engl.) Meilen im Umkreiſe

und 8 in ihrer größten Länge. Die oſtindiſchen Schiffe, die hier anlegen und für ihre Mannſchaft Erfriſchungen am Bord nehmen, verſehen die Einwohner mit allerlei indianiſchen Waaren. Auch läßt die Compagnie jährlich ein oder zwei Schiffe auf der Hinreiſe nach Indien zu St. Helena anlegen, um dort den nöthigen Vorrath von europäiſchen Waaren und Lebensmitteln abzuliefern.

Viele Sklaven beſchäftigen ſich ſtets mit der Fiſcherei, die längs den felſigen Ufern der Inſel ſehr ergiebig iſt, und auf dieſe Art nähren ſich die Einwohner das ganze Jahr hindurch, zur Abwechslung giebt ihnen ihr Horn- und Federvieh, desgleichen verſchiedne Wurzeln ſtatt des Brodes, zuweilen auch engliſches Pökelfleiſch hinlänglichen Unterhalt. Und ſo ſcheint ihr Leben ſehr glücklich in Ruhe und Zufriedenheit dahin zu fließen, frei von den unzähligen Sorgen, welche ihre Landsleute in England quälen. *)

*) M. ſ. was unſer anonymer Verfaſſer oben hierüber ſagt!
D. H.

2.

Makintoſh's Brief über St. Helena an einen Freund in London.

St. Helena d. 5. Nov. 1780.

Sie werden allem Vermuthen nach unbillig genug ſeyn, eine Beſchreibung von einem Orte zu verlangen, den die ungerechte Parteilichkeit gewiſſer Leute, die im Dienſte unſrer oſtindiſchen Compagnie ſtehen, als ein vollkommenes Paradies beſchrieben hat. — In allgemeinen Dingen wäre ich wohl willig und bereit, den Meinungen des großen Haufens nachzugeben; aber bei dieſer Gelegenheit, da ich von der Richtigkeit meiner eigenen Grundſätze überzeugt und nunmehr vollends darin beſtärkt worden bin, kann ich unmöglich jenen Schilderungen, denen alle menſchliche Fähigkeiten, und ſogar die gemeinſte Vernunft widerſprechen, blindlings beiſtimmen.

Die Inſel St. Helena, die allem Anſehen nach durch einen Ausbruch, oder eine Erſchütterung der Natur über die Fläche des großen atlantiſchen Weltmeers emporgekommen iſt, liegt unter dem 16ten Grade ſüdlicher Breite, und im 6ten Grade weſtlicher Länge von London, beſteht aus einem einzigen Felſen von zirkel-

runden Figur, und hält im Umfange etwa 24 engliſche Meilen.

Daß die ganze Inſel einen Brand erlitten hat, iſt außer allem Zweifel. Die innere Maſſe von feſtem Felſengrunde beweiſt, daß ſie in der Gewalt des Feuers geweſen und von ihm aufgelöſt worden ſey. In dieſer ſchwebenden Geſtalt ſind, nachdem das Feuer erloſchen, oder gelöſcht worden iſt, die wagrechten Adern oder Schichten verhärtet geblieben, wie Glas, wenn es im Begriffe ſteht, flüſſig zu werden, ſich durch die Hitze nach ſeiner eigenen Schwere neigt, und dieſe Geſtalt, wenn das Feuer weggenommen wird, behält, ja ſogar ſeine durchſichtige Eigenſchaft verliert. Die Theile, dicht an der Oberfläche, gleichen der gemeinen Lava, wie ſie von feuerſpeienden Bergen oder Vulkanen ausfließt. Die Schichten von Lehm, die zu Aſche gebrannt wurden, haben an manchen Stellen noch jetzt das urſprüngliche Anſehen und die Farbe von Aſche, und die Schichten von Thon behalten ihre Stelle mit der Verkohlung gebrannter Ziegel, in der erſten oder zweiten Lage.

Die Anhöhen der Inſel, wenn ſie auf feſtem Lande oder auf einer großen Inſel lägen, würden den Namen von Hügeln bekommen, aber auf einem ſo enge begränzten Raume, wie St. Helena hat, machen ſie Anſpruch auf den Namen von Bergen. Auf der ganzen Inſel findet ſich kaum eine Ebene von einem Dutzend engliſcher Morgen Landes *); und es hat vom Anfang

*) Acre ein Stück Landes von 720 Fuß in der Länge und 72 Fuß in der Breite.

gar in den meiſten Fällen Schwierigkeit gemacht, eine Ebene zu finden, die nur ſo groß war, daß man auf derſelben ein Haus, mit den dazu gehörigen Wirthſchaftsgebäuden, bequem anlegen konnte *).

Die dünne Oberfläche, oder das wenige Erdreich über den Felſen iſt locker und leicht, aber doch von fruchtbarer und treibender Kraft, wenn es nur zu rechter Zeit mit Regenſchauern beglückt, und ihm mit ein wenig Dünger oder Mergel nachgeholfen wird, wovon man auf der Inſel großen Ueberfluß an ſehr reichen, ſowohl weiſſen als blauen Mergelgruben hat.

Gleichwohl finde ich nicht, daß die Einwohner den Nutzen und Gebrauch des Mergels recht kennen gelernt hätten. Ich ſelbſt ward ihn an der Landſtraße gewahr, und ſteckte ein paar Hände voll in meine Taſche, um die Eigenſchaft deſſelben nach meiner Rückkunft in die Stadt zu unterſuchen. Da ich aber hernach mit den Leuten von der ausnehmenden Güte dieſes Mergels redete, ſo ſchien es mir, als ob ſie mich nicht einmal verſtänden.

Quellen giebt es dermalen nicht mehr noch, als eine einzige, aus der die Schiffe mit Waſſer verſehen werden können, und es iſt auch ſelbſt dieſe ſo unbedeutend, daß die Einwohner eine Menge von dem Waſſer in ein großes Becken ſammeln müſſen, um die Ankunft der Compagnie-Schiffe abzuwarten.

*) Daß dies etwas übertrieben iſt, beweiſen die übrigen Berichte. D. H.

Es giebt nur zwei Plätze, wo es möglich iſt, an dieſer Inſel zu landen; ſie liegen an zwei entgegengeſetzten Seiten derſelben, und ſind überaus gut befeſtiget; der Platz gegen den Wind iſt viel zu gefährlich, als daß irgend ein Schiff, es ſey gebauet wie es wolle, wagen könnte, dort anzulegen, und den anderen unter dem Winde, welcher bei der Hauptſtadt iſt, anzugreifen, würde ein gefährliches Unternehmen ſeyn, nicht allein wegen einer Menge von Batterien, die hier mit vieler Einſicht und Geſchicklichkeit angelegt ſind, ſondern auch wegen der Schwierigkeit, ſichern Ankergrund am Damme zu finden, welcher ſchmal, und dem Lande zu nahe iſt. Denn die Strömung iſt ſtark, und wenn man den Anker am Rande des Dammes fallen läßt, ſo wird das Schiff treiben, und im Augenblicke ſo ſehr unter den Wind fallen, daß es eine mühſame und langweilige Arbeit erfordert, ehe es die Inſel wieder erreichen kann. —

Außer den Einwohnern, die ſich, Männer und Weiber, Kinder und Greiſe, und Leute von allen Farben zuſammen gerechnet, auf 2400 Menſchen (wovon der größte Theil aus Sklaven beſteht,) belaufen mögen, befinden ſich noch zwiſchen 5 und 600 Mann regulirte Truppen da, die von der oſtindiſchen Compagnie gehalten werden, und da die Compagnie in dem jährlichen Vorrathsſchiffe die meiſten Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens aus Europa hieher ſchickt, woſern ſie nicht auf Koſten der Compagnie aus Indien, China und Cap hieher gebracht werden, ſo laſſen ſich die jährlichen Koſten

der Inſel von einigen der letzt vergangenen Jahre her, ein Jahr ins andere gerechnet, auf dreißigtauſend Pfund Sterling anſetzen, da hingegen die Inſel ſelbſt der Compagnie ſo wenig, als ihrer Schiffahrt, weiter den mindeſten Nutzen ſchafft, als daß ſie einen Sammelplatz für ihre Schiffe abgiebt.

In den letzt vergangenen Jahren, iſt die Inſel von der beſtändig anhaltende Dürre ſo ſehr ausgeſogen worden, daß ſie nicht im Stande war, den Schiffen, die da landeten, die geringſte Erfriſchung darzubieten. Sogar das Waſſer iſt da rar geworden. Das Hornvieh iſt vor Hunger umgekommen, und die Gärten liefern jetzt kaum Vegetabilien = Nahrung genug für die Einwohner.

Kurz, dieſe Inſel kann nie ein Gegenſtand der Eroberung für die Feinde Großbrittanniens werden, außer etwa in einem Kriege mit Holland. Freilich aber würde der Handel der Britten in keine geringe Verlegenheit kommen, wenn die Holländer dieſe Inſel wegnähmen, und ſich auch nur bis zu einem Friedensſchluſſe in dem Beſitze derſelben behaupteten. Befänden ſich hingegen die Truppen und Einwohner von St. Helena in einer andern fruchtbaren Gegend auf dem feſten Lande, ſo würden die Schiffe der Compagnie bei der Veränderung ſehr gewinnen, und die Pflanzer, die ſich da niedergelaſſen hätten, würden doch die ſüßen Früchte ihrer Induſtrie genießen; ich kann mir nichts anders vorſtellen, als daß, wenn eine feindliche Macht die Felſen,

aus welchen die groſse Quelle entſpringt, unterminiren und ſie mit Pulver ſprengen wollte, eine ſolche Erſchütterung wahrſcheinlicher Weiſe dem Laufe des Waſſers eine andere Richtung geben, und dadurch die Inſel ſchlechterdings unbewohnbar machen würde. Dermalen iſt ſie augenſcheinlich eine unnütze Laſt für die Compagnie, und zugleich ein ewiges Gefängniſs, worin den Einwohnern ein langſamer Tod von Nahrungsmangel und Hunger bevorzuſtehen ſcheint. *)

Ich bin geſtern Abends wieder an Bord gegangen, und jetzt wird ſo eben das Signal gegeben, die Anker zu lichten.

Ich bin u. ſ. w.

*) Daſs auch hier unſer Verfaſſer ſehr übertreibt, iſt offenbar.
D. H.

3.

F. L. Langſtedt's Beſchreibung der Inſel St. Helena.*)

Am 21ſten Mai 1787 Morgens ſahen wir das ſteile, dem erſten Anblick nach unfruchtbare, zum Theil rund geformte, zum Theil ſpitzige und abhangende Gebirge, die Inſel St. Helena, auf welcher in der Entfernung zwar nicht gar viel, aber doch etwas Gras und einige Pächtershäuſer zu ſehen waren. Sie liegt unter 16 Grad ſüdlicher Breite, und 6 Grad 4 Minuten weſtlicher Länge, 1900 engliſche Meilen weſtlich von dem feſten Lande von Afrika und 2000 öſtlich von Südamerika. Sie hat von weitem beinahe die Geſtalt einer Schildkröte, nach der neueſten Ausmeſſung 32 engliſche Meilen im Umfange, und iſt mit abwechſelnden Thälern, Ebnen und Bergen auf die angenehmſte Weiſe durchſchnitten. Der erſte hervorragende ſpitzige Felſen heißt Barn-Point, ein

*) Der Vf. war im J. 1781 mit teutſchen Truppen in engliſchen Dienſten, als Feldprediger nach Oſtindien gegangen. Auf ſeiner Rückreiſe kam er nach St. Helena, und ſeine Schilderung dieſer Inſel iſt gewiß nicht das ſchlechteſte Stück ſeiner im J. 1789 zu Hildesheim erſchienenen Reiſebeſchreibung. D. H.

andern Munden's-Point, zum Andenken des braven engliſchen Kapitäns Munden, welcher den Holländern die Inſel wieder abgenommen hat. An der Nordſeite bemerkten wir ſechs in den Felſen gehauene Batterien, links beim Eingange in die Bai Chapel-Valley-Bai genannt, deren Kanonen dem Waſſer gleich liegen; die ſtärkſte hat 26, größtentheils 48 pfündige Kanonen und heißt Fort-James, die andern ſind mit 22, 20 und 15 Kanonen verſehen. An dem Landungsplatze iſt eine doppelte Batterie. Auf der andern Seite hat die Natur ſelbſt dieſen Ort befeſtigt; denn die See iſt ſo tief, daß man nirgends als auf der Nordweſtſeite Ankergrund finden kann, und auch da hat ſie viele Klafter Waſſer bis hart an die Inſel, wo die Schiffe anlegen können. Die Berge ſind ſo ſteil, daß wenn ſich auch ein Boot mit Mannſchaft herannahen wollte, man ſie mit großen Steinen vom Berge hinunter tödten könnte. Auf zweien der höchſten Berge ſind Lärmplätze und Flaggenſtangen, zu einem Zeichen, daß Schiffe im Geſicht, wie auch drei Kanonen befindlich, die bei einer ſolchen Gelegenheit abgefeuert werden, um die Inſel in Bewegung zu ſetzen. Rings um die Inſel her, ſind gute Wege mit unbeſchreiblicher Mühe, Arbeit und Koſten in den Felſen eingehauen, ſelbſt da, wo es ſo ſteil iſt, daß man glauben ſollte, menſchlicher Fleiß und Geſchicklichkeit wäre nie vermögend geweſen, durch dieſe harten Felſen Wege zu bahnen. Wir trafen hier das engliſche Kompagnieſchiff, General Gattard an. Abends traf auch der Earl of Oxford ein. Tags darauf gieng ich ans Land und nahm mein Logis bei einer verwittweten Engländerin Mſtrs. Bird, täglich

für 13 engliſche Schillinge, Eſſen und Trinken mit eingeſchloſſen. Denn hier ſind eben ſo wenig als am Kap Wirthshäuſer, ſondern die daſigen Einwohner nehmen für Bezahlung jeden Fremden auf, er ſey von einer Nation von welcher er wolle, und begegnen ihm weit artiger als am Kap. Theuer iſts freilich hier, daran iſt aber die geringe Größe der Inſel und die Menge Schiffe, die hier ankern, Schuld. Die Stadt welche mehr als hundert wohlgebaute Häuſer hat, (denn meiner Einſicht nach, getraue ich mir nicht ſie mit Cook ſchlecht zu nennen) die zwiſchen zwei überaus hohen, beim Eingange rund gebildeten Bergen in einem Thale, Chapel-Valley genannt, liegen; (außerdem ſind hier noch zwei andere Baien die Fiſchers- und Ruperts-Bai, wo Gold zu finden ſeyn ſoll) worunter ſich das Gouverneurshaus, die Kalviniſche Kirche, die Schule, das Gerichtsverſammlungshaus, (Seſſionhouſe), das Hoſpital, das Zeughaus, Vorrathshaus, der Kompagnie-Marſtall und die Baraken (für 500 Mann Soldaten, worunter ſehr viele Teutſche ſind,) auszeichnen; ſie ſind ſtatt der Ziegel mit einer Art Schilf (Rush) gedeckt. Es wohnen auf dieſer Inſel beinahe 200 Familien, die faſt alle von engliſchen Aeltern herſtammen und ſich wie alte Engländer aufführen und kleiden. Außerdem halten ſie eine anſehnliche Zahl ſchwarzer Sklaven, die aus verſchiedenen Weltgegenden herſtammen und im Lande abgeſondert von ihnen, in elenden kleinen Häuſern wohnen. Die der Kompagnie zugehörigen Sklaven wohnen alle in einem Hauſe, unter einem Aufſeher beiſammen. Einige behandeln ſie wohl etwas hart. Die Stadt hat ein Thor nach dem

Landungsplätze hin, nebſt zwei Straßen, und außerdem zwei Hauptwege ins Land hinein. Wir kamen im Winter dahin, der ſich mit dem Junius anfängt, aber auch ſo erträglich iſt, daß er nur den Namen hat und nur in zuweilen eintretenden kühlen Regen beſteht. Die abwechſelnden Jahreszeiten ſollen ſich aber nicht allemal zu einer beſtimmten Zeit einſtellen. Das Klima iſt überaus mild und geſund, weder zu warm noch zu kalt; auch ſoll es hier überaus ſelten Gewitter geben, weil das Land mit der Gewittermaterie beinahe iſolirt. Aber zuweilen gehen Wolkenbrüche nieder, und ſetzen das mit ſo hohen Gebirgen umgebene tiefe Land in nicht geringe Gefahr. Während meines 23 tägigen Aufenthalts auf dieſer Inſel regnete es ſehr oft und zuweilen heftig und kalt; jedoch erlebten wir auch zuweilen angenehme Witterung, die weder zu warm noch zu kalt war; ausgenommen auf den hohen Gebirgen, die ich verſchiedene Male beſtieg. Die oſtindiſchen Schiffe aller Nationen nehmen hier Waſſer und friſche Proviſionen, als: Kartoffeln, weißen Kohl (der aber bei weitem nicht ſo gut als am Kap iſt) Ignamen, Plantanen, Parslain, Schweine, Ochſen von engliſcher Zucht, Hüner, vorzüglich kalekutiſche, Ziegen, (die hier in großer Zahl ſind, aber deſto weniger Schafe) Enten, Gänſe, ſo viel die Einwohner entübrigen können, auf ihrer Rückreiſe ein, und treiben einigen Schleichhandel mit ihnen, weil ſie nicht öffentlich handeln dürfen, denn die Kompagnie hat ſich den ausſchließenden Handel vorbehalten; dieſe Inſulaner haben deswegen auch keine Schiffe, ſondern nur einige Boote.

Die Inſel iſt aber ſo klein und der Wind ſo ſehr gegen die aus Europa kommenden Schiffe, daß ſie ſie ſehr ſelten wahrnehmen. Die Geſchäfte der Kompagnie werden durch einen Gouverneur, Vice-Gouverneur und Proviantmeiſter verwaltet, die einen ſtehenden Gehalt von der Kompagnie haben und außerdem eine öffentliche wohl verſehene Tafel, an welcher alle Kapitäns, Befehlshaber und vorzügliche Paſſagiere der eingelaufenen Schiffe willkommen ſind. Im Monat Januar werden jährlich zwei Proviantſchiffe von England herausgeſchickt, weil man kein Getraide hier baut und deshalb in Kriegs- oder theuren Zeiten, wenn die Schiffe ausbleiben, ſich mit Yams und Kartoffeln behelfen muß. Die engliſche Plantage bringet Kartoffeln und Ignamen, (Yams) Feigen, große und kleine Piſangs, Goavas, Granatäpfel, Pomeranzen, Zitronen, Kaffee, welſche Bohnen, Wälſchkorn, Tabak, Zuckerrohr, Mandeln, etwas Baumwolle, Myrthen und Oelbäume, (Ricinus Indicus) hervor. Allein der größte Theil daſiger Landesprodukte wird von Mäuſen gefreſſen, die in den Felſen herbergen und nicht ausgerottet werden können; das Mehl wird alles aus England gebracht und giebt, (weil es mulſtig) eben nicht das beſte Brod; deswegen halten die Einwohner ungemein viel Katzen, ſo wie am Kap große Hunde. Es giebt auch Moskiten, Hundertfüße und Skorpione hier, aber ſonſt keine ſchädlichen Thiere.

Man findet hier auch europäiſche Früchte und Gewächſe, wiewohl nicht in ſehr großer Menge: Wein, Aepfel, Pferſiche, Aprikoſen, Maulbeeren, Artiſchocken; vor-

[illegible] zum Theil wohlriechende Blumen, als die Si-lugia, die wunderbare rothe Blume, die Acacia, Mal-dſa, wohlriechende Narziſſen und Lilien, (die hier wild wachſen) Tuberoſen, Anemonien, Levkoien; — verſchiedene merkwürdige Kräuter; unter andern ein antiſeptiſches Kraut gegen den Skorbut von den Engländern Purslain genannt (Portulaca oleracea, Lepidium oleraceum) an Blättern unſerm Portulak ähnlich; man macht auch Salat davon und verkauft es an die Schiffe; ferner ein Kraut, welches die Engländer Sampher nennen und das Blätter, grünen Raupen ähnlich hat. — Das Pagodenkraut führt wegen ſeiner Frucht, die einer goldenen indiſchen Pagode gleicht, dieſen Namen.

Am 25ſten gieng ich durch einen ſteilen und beſchwerlichen, obgleich nicht unebnen, ſondern im Zikzak herumführenden wohlangelegten Weg ins Land, deſſen Erdreich mir unter einem ſo milden und warmen Himmelsſtriche nicht nur zur Erzeugung aller aſiatiſchen, ſondern auch europäiſchen Früchte tauglich genug vorkam. Nur fehlt es an dem Fleiß und der Betriebſamkeit dieſer Inſulaner, die ſich bloß von den vielen hier anlegenden Schiffen und den darauf befindlichen Paſſagieren zu erhalten ſuchen. Auch traf ich viele überaus angenehm gelegene, wohl angelegte meublirte Landhäuſer an. Die hin und wieder befindlichen grünen Thäler, waren mit Geſträuche, unſern Wachholderſträuchen etwas ähnlich, geziert, die eine ganz niedliche gelbe Blume trugen, und von den Engländern Frezes-Buſh (ſtachlichter Ginſt) ge-

nannt wurden, wie auch mit vielen anderen nützlichen Bäumen bewachſen.

Der daſige Kompagniegarten iſt ziemlich groß, hat eine überaus angenehme vortheilhafte Lage gegen die See und iſt mit vielen anſehnlichen Geſträuchen und Bäumen beſetzt. Unter andern bemerkte ich den oſtindiſchen Banianenbaum, die rothe und weiße Sorte; den Mangoſabaum, der eine ſchöne rothe wohlriechende Blume trägt; den ſüßen Mandel- und Feigenbaum (Cactus opuntia), den oſtindiſchen Arekabaum, den Baumwollenbaum, den chineſiſchen Roſenbaum (Hibiſcus Roſa Sinenſis) u. ſ. w.

Hier iſt eine Allee von indiſchem Bambu gebildet, die auch nicht wenig reizend war.

Die Zahl der Vögel und beſonders der Singvögel, iſt hier ſehr gering. Nur die Nachtigall ſoll ſich auf dieſer Inſel befinden; außer ihr giebt es eine Menge niedlicher kleiner Vögel, unſern Stieglizen nicht unähnlich, die man St. Heleneſperlinge (Javas-Birds) nennt, die einen ſchwarzglänzenden Kopf und einen rothen Schnabel haben; ohnfehlbar war es der Javaniſche Sperling (Loxia Oryzivora Linn.), der Schnabel war bald mehr bald weniger röthlich. Die untere Kinnlade ein wenig länger als die obere; die Zunge ſcharf und zerriſſen, der Kopf und die Backen ſchwarz, die Schläfe weiß, der Hals, Rücken und Schwungfedern oben blau und ſchwarzgrau, die Schwungfedern unten weislicht, der Bauch röthlich weiß,

die zwölf Schwungfedern ſchwarz, die Federn unter dem Schwanze weiß, die Beine und Füße von lichter Farbe, die Hinterzehe ſo lang als die mittlere Vorderzehe.

Unter dem wilden Geflügel kennt man nur das Rebhun, den Faſan und wilde Tauben; ſonſt giebts aber auch außer den wilden Kaninchen kein Wildprät.

Am 27ſten wars beinahe den ganzen Tag trübe mit ſo ſtarkem Regen verknüpft, daß das Waſſer von den Bergen ſtrömte; dabei wars überaus kühl. Ueberhaupt hielt trübes regnichtes und kühles Wetter, welches nach Ausſage der Einwohner in dieſer Jahreszeit nichts ungewöhnliches war, bis zum dritten Julius an, da ſich das bisherige melancholiſche Wetter in warmes und angenehmes verwandelte. Ich benützte daher dieſe erwünſchte Gelegenheit, dieſes gewiß ganz ſonderbare und außerordentliche Land näher kennen zu lernen. Meine Neugierde wurde aber auch jetzt zur Genüge befriedigt. Ich fand die angenehmſten Gegenden, Berge, Thäler und Ebnen. — Die reizendſten Plantagen und Pächtereien, zwei von ſehr ſteilen Gebirgen herabſtürtzende Bäche, die ſich durch anmuthige grüne Thäler krümmten. Vorzüglich auffallend war mir eine gewiſſe romantiſche Gegend, die man für die ſchönſte auf der ganzen Inſel hält, und die den Namen Sandy-Bai führt. Hier ſtellen ſich dem Auge ſo viele maleriſche Felſenſpitzen dar, daß man in Verlegenheit geräth, welche man zuerſt betrachten ſoll.

Unter dieſen zeichneten ſich beſonders viere aus, deren

Größt man Loths-Point; die ſchmalere zur Seite ſtehende Loths-Weibs-Point nennt; und man könnte vielleicht mit eben dem Rechte die zwei übrigen Loths-Töchter-Point nennen. Von dieſem Platze ſieht man gerade wieder in die See, und folglich hat man beinahe die Länge der Inſel, im Durchſchnitte ungefähr 10 engliſche Meilen, erreicht. Ich ſtieß während dieſer Beobachtungsreiſe auf verſchiedene angenehme Bäume und Geſträuche z. B. auf den überaus niedlichen haarblätterichten nicht allzuhohen Strauch, den die Engländer Cublilaes nennen, und der ſelbſt in England wächſt; den Kohlbaum (Arbor oleracea) engliſch (Cabbage Tree) und den Gummibaum, (Gumtree) deſſen Holz die Engländer zum Brennen brauchen; den Rongebaum und einen oſtindiſchen Baum, der eine dem Senf ähnliche Schote trägt, deſſen Nutzen aber unbekannt war. Auſſerdem bemerkte ich verſchiedene angenehme Geſträuche, einen niedrigen feingebildeten ſchmalblätterichten Strauch, den die Engländer Paran nennen; einen andern nicht allzuhohen, dunkelgrün blätterichten Strauch (Caſſava-Manſok) genannt, der eine ſtachliche Frucht, einem Apfel gleich trägt, deren Samen den Indianern, wenn er geſtoßen wird, ſtatt des Brods dienen ſoll, ſeine Blätter aber ſind, wenn ſie grün ſind, giftig; den Brikelbeerſtrauch, der runde ſchwammartige, mit Stacheln beſetzte Blätter und Früchte hat, die den herrlichſten karmoſinrothen Saft enthalten, den ſogenannten Velvet-Thorn, der eine ſchwarze Frucht, unſern ſchwarzen Kirſchen ählich trägt; einen beſondern Roſenſtrauch, der weißgefüllte, überaus wohlriechende Roſen trug. Des Gouverneurs

Landhaus und Garten hat eine überaus vortheilhafte Lage; iſt wohl angelegt und hat von allen Seiten die See im Geſicht. Unter andern merkwürdigen Bäumen traf ich darin den chineſiſchen Lebensbaum, die immer grüne Eiche, Cypreſſen, Myrten und Rosmarinſtauden von außerordentlicher Höhe (20 Fuß) an; ſo wie auch einen vorzüglichen Baum, den man Moontree (Mondbaum) nannte; ſein Stamm war ungefähr zwei Fuß hoch, einen Zoll im Diameter, ſein Gipfel regulär, beinahe kronförmig; die Blätter oval und dickfleiſchigt, die Oberfläche weis wie mit Reif bedeckt, ſo daß man ganz bequem darauf ſchreiben könnte, die Blüte röthgelb, einer Hyazinthe an Geſtalt ähnlich, Glockenartig, aber ohne Geruch, und man mochte ſie unterwärts oder aufwärts fallen laſſen, ſo drehten ſie ſich allemal ſenkrecht.

Man findet in dieſem Lande ganze Schichten von Lava, Bimsſtein und verglaste Schlacken, ferner einen ganz durchhöhlten Stein, von den Engländern Honey-Comb (Honigſeim) genannt, welches nichts anders als ausgebrannte Stücke Metall ſind; ein höchſtwahrſcheinlicher Beweis, daß dieſe Inſel entweder vulkaniſchen Urſprungs, oder daß ſich doch vulkaniſche Begebenheiten auf derſelben ereignet haben, welches letztre nicht im geringſten zu verkennen iſt. Die Farbe und Schwere vieler am Tage liegenden Steine, läßt das Daſeyn verſchiedner anſehnlicher Erze vermuthen, ſo wie erfahrne Leute die Exiſtenz des edelſten Metalls in Kiſchrreh- und Rupertsbai verſichern. Man hat aber gute Urſachen, es

nicht bekannt werden zu laſſen; ſo wie man auch keinen Franzoſen, Portugieſen und Spanier ins Land zu gehen erlaubt, ſondern wenn dergleichen Schiffe da ſind, beide ins Land führende Wege bis 10 Uhr des Nachts durch Schildwachen beſetzt hält.

Die See um dieſe Inſel herum iſt reichlich, ſowohl mit ſchädlichen, als eßbaren Fiſchen verſehen, die den Einwohnern den Mangel anderer Nahrungsmittel erſetzen, ja ſogar den Schweinen Unterhalt ſchaffen; daher ihr Fleiſch ganz anders als das Europäiſche ſchmeckt. Der Haifiſch (Menſchenfreſſer) Sprützfiſch, Felſenfiſch, (Rock-Fish), Cavallos, Albekoren, Schildkröten und vorzüglich die Makrele ſind hier ſehr gemein und in allen Jahrszeiten zu ſehen.

Das Land ſelbſt wird durch die Sklaven angebaut, welche freilich alle Arbeiten verrichten müſſen, aber nicht alles, wie Cook ſagt, auf dem Kopfe tragen. Man hat auch Schubkarren und kleine Wagen, mit Ochſen beſpannt, worauf man ſchwere Sachen aus dem Lande holt, ob man gleich nicht mit kleinen Karriolen oder Kutſchen, der engen und ſteilen Wege halber fahren kann, ſondern immer auf kleinen Afrikaniſchen, der Berge gewohnten, Pferden reiten muß, welches Herren und Damen durchgängig thun.

Unter die Vorzüge dieſer zwar kleinen, aber überaus angenehmen Inſel iſt ohnſtreitig die ſchöne ſchattige Allee zu rechnen, welche aus rothen Banianenbäumen gebildet iſt, und ſich eine Viertelſtunde weit erſtreckt. Einige da-

von ſind von den bei heftigen Regengüſſen herabgeſtürzten Felſenſtücken zerſchmettert worden, haben aber andern weit beträchtlichern Schaden verhütet. Zu fürchten ſtehet allerdings, daß mit der Zeit noch mehrere Stücke herabrollen, und ſich heftige Erderſchütterungen auf dieſer Inſel äußern dürften.

Die wohlangelegte koſtbare und ſehr wohlthätige Waſſerleitung verdient endlich auch noch eine Erwähnung, vermittelſt welcher das aus den Felſen ſpringende Waſſer eine beträchtliche Strecke weit in ein, nahe am Landungsplatze befindliches ſteinernes Gebäude durch eiſerne Röhren geleitet, und durch Hülfe eines Hahns, den man öffnen und ſchließen kann, in die Fäſſer zum Behuf der hier eingelaufenen Schiffe gelaſſen wird.

Auf dem daſigen Kirchhofe findet man ſehr anſehnliche ſteinerne Monumente, mit zweckmäßigen Inſchriften, welche zu Ehren der Verſtorbenen errichtet worden ſind. Unter andern fiel mir dasjenige in die Augen, welches zu dankbaren Erinnerungen an einen Soldaten, der in der vor einigen Jahren allda entſtandenen Revolte, bei redlicher Ausübung ſeiner Pflicht, ſie nach Vermögen unterdrücken zu helfen, ſein Leben verlor, mit einer ſehr paſſenden Ueberſchrift veranſtaltet worden iſt.

Die Einwohner dieſer Inſel, denen der Handel mit andern Nationen (welches gewiß nicht wenig hart iſt) verboten iſt, unter denen man auch keine Manufacturiſten und Handwerker findet, nähren ſich größtentheils von Viehzucht und Ackerbau, tauſchen auch zuweilen von den Matroſen und ankommenden Paſſagiers gegen ihre

Landesprodukte, Hemden, lange Hoſen, Leinwand, Kattun, Seide, Muſſelin, Rak, Zucker, Rum, Zwiebak, Thee, Mehl u. ſ. w. aus. Sie ſind gröſtentheils ſehr wirthſchaftlich, aber nicht betriebſam genug, ſonſt würden ſie ihr mehrerer Produkte fähiges Land beſſer bearbeiten, und verlaſſen ſich zu ſehr auf die hier ankernden Schiffe, die ihnen ihre wenigen Produkte theuer abnehmen und das mangelnde unter der Hand zuführen. In Geſellſchaft ſind ſie etwas ſonderbar, wenigſtens nicht von dem einnehmenden unterhaltenden Weſen, welches die Bewohner von Alt-England ſo ſehr im Umgange äußern, und hierinnen andern Nationen den Vorzug ſtreitig machen; aber mehr Zucht, Ehrbarkeit und äußerliche Religioſität findet man unter ihnen, als vielleicht in Alt-England und bei anderen Nationen.

Dieſe Inſel ſoll, wie die Geographen angeben, am Feſte der Kaiſerin Helena, Mutter des Kaiſers Konſtantin des Großen, entdeckt worden ſeyn, von der ſie noch bis jetzt den Namen führt. Jedoch findet man auf der ganzen Inſel keine Spur, daß die Portugieſen jemals eine Kolonie hier angelegt hätten. Die engliſch-oſtindiſche Kompagnie nahm im Jahr 1600 Beſitz davon, und behielt ſie ununterbrochen bis 1673, da ſie ihr die Holländer durch einen Ueberfall entriſſen. Allein ſie behaupteten ſie nicht lange, ſondern innerhalb eines Jahres wurde ſie von dem tapfern engliſchen Kapitain Munden wieder erobert, der zugleich drei im Haven liegende holländiſch-oſtindiſche Schiffe, zur Beute machte.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel.

Lage und allgemeine Anſicht der Inſel. — Beſchreibung ihrer Erdſchichten und vulkaniſchen Erſcheinungen. 3

Zweites Kapitel.

Bemerkungen über den Urſprung und die Bildung der Inſel. 32

Drittes Kapitel.

Bemerkungen und Beobachtungen das Klima der Inſel betreffend. 59

Viertes Kapitel.

Von den einheimiſchen und fremden Produkten, und von den Mitteln, die Inſel zu verbeſſern. . . . 90

Inhalt.

Fünftes Kapitel.

Von den Bewohnern und ihrer Lage. — Andere, die innere Verfaſſung der Inſel betreffende Bemerkungen. 13

Zugabe. 163

1. Forſters Schilderung von St. Helena. . . . 167

2. Makintoſh's Brief über St. Helena. . . . 176

3. Langſtedt's Beſchreibung von St. Helena. 182

J. P. Bellaire's
Infanterie-Hauptmanns bei dem Generalſtabe der franzöſiſchen Armee

Beſchreibung

der

vormals venetianiſchen Inſeln und Beſitzungen im joniſchen Meere

oder

der jetzigen Republik

der ſieben vereinigten Inſeln.

Nebſt
einem kurzen Abriſſe ihrer neueſten Geſchichte.

Aus dem Franzöſiſchen.

Mit einigen Anmerkungen des Ueberſetzers
herausgegeben
von
Theophil Friedrich Ehrmann.

Mit einer Charte.

Weimar,
im Verlage des F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoirs
1806.

Vorerinnerungen.

Neben verſchiedenen Reiſen von Gelehrten und Handelsleuten, haben wir in neueren Jahren die genauere Bekanntſchaft mit mehreren Ländern, vorzüglich dem, in anderen Rückſichten ſo verderblich gewordenen franzöſiſchen Revolutionskriege zu danken. Beſonders gilt dieß Aegypten, Syrien und den ehemaligen venetianiſchen Beſitzungen in der ſogenannten Levante, die wir vorzüglich durch Offiziere und andere Begleiter der Armee beſſer kennen lernten. Was zunächſt die eben erwähnten Inſeln und andere Beſitzungen im joniſchen Meere betrifft, ſo lieferten bereits die Gebrüder Arbois, Offiziere bei dem Generalſtabe

der franzöſiſchen Diviſion, welche dieſe Inſel beſetzten, eine Beſchreibung derſelben im Jahre 1798 und der zur Organiſation des Departements des ägäiſchen Meeres ernannte Regierungscommiſſär Rulhière folgte ihnen im Jahre 1799 mit der Beſchreibung des von ihm organiſirten Theils derſelben in dem uns nur dem Titel nach bekannten: Essai sur les isles de Zante, de Cérigo, de Cérigotto et des Strophades. Eine neuere Frucht dieſer Expedition der franzöſiſchen Armee iſt das Original des hier zum Theil ganz, zum Theil auszugsweiſe überſetzten Werks:

Précis des Opérations générales de la diviſion françaiſe du Levant, chargée pendant les années V. VI. et VII. de la défenſe des isles et des poſſeſſions ex-vénitiennes de la mer jonienne, formant aujourd'hui la *République des ſept Isles.* Cet ouvrage contient des obſervations politiques, topographiques et militaires, ſur les isles joniennes, ſur Ali, Pacha de Jan-

nina et ſur la Baſſe Albanie. Il eſt orné d'une carte géograph. de l'isle de *Corfu* et du territoire de *Butrinto* — par *J. P. Bellaire*, Capit. d'Infant. attaché à l'état major gén. de l' Armée. (Paris bei Majiacle 1805. VIII. u. 486 S. gr. 8.

Der Verfaſſer war, eben ſo wie die Gebrüder Arbois, bei dem Generalſtabe angeſtellt; und obgleich ſeine Hauptabſicht dahin gieng, die militäriſche Geſchichte der levantiſchen Diviſion zu ſchreiben, ſo iſt doch beinahe die Hälfte ſeiner Arbeit geographiſch. Dieſer Theil des Werkes iſt es, der hier, dem Plane unſerer Bibliothek gemäß, faſt vollſtändig überſetzt geliefert wird, da hingegen aus den übrigen Abſchnitten nur ſo viel ausgehoben iſt, als dem Zwecke dieſer Sammlung angemeſſen ſchien. Uebrigens iſt es nicht das erſte Mal, daß unſere Bibliothek ſich mit dieſen ehemaligen venetianiſchen Beſitzungen beſchäftiget. Schon im dritten Bande lieferte der verſtorbene Sprengel einen Auszug aus Graſ-

ſet St. Sauveur's Werke über dieſelben, mit einer Vorrede, in welcher er die Schriftſteller, die Nachrichten von ihnen lieferten, bis auf die Gebrüder Arbois und den Verfaſſer des von ihm bearbeiteten Originals herab, würdigte. Eben dieſe Vorrede überhebt uns des Geſchäfts, über die Vorgänger unſeres Verfaſſers mehr zu ſagen. Was aber dieſen ſelbſt betrifft; ſo iſt es wohl überall ſichtbar, daß er, — die nach den Bemerkungen franzöſiſcher Beamten und Offiziere kürzer behandelten Inſeln Zante, Cerigo, Cerigotto und die Strophaden abgerechnet — überall ſelbſt als Augenzeuge ſpricht, und ſeine Vorgänger auch da, wo er mit ihnen genau übereinſtimmt, ſo wenig ausſchrieb, daß er ſie vielmehr anderwärts oft ſtillſchweigend berichtigte. Uebrigens findet ſich darin Manches, was ſeine Vorgänger, wie er in der Vorrede nur andeutet, überſahen, oder vernachläſſigten. Dahin gehören unter andern, die, auch auf der dieſer Ueberſetzung beigefügten Charte bezeichnete, Eintheilung der Inſel Corfu in Cantone, und die Eintheilung der Beſitzun-

gen in Albanien in vier beſondere Theile, verſchiedene topographiſche Details u. a. m. Gut that dagegen der Verfaſſer daran, daß er da, wo Graſſet St. Sauveur beſonders ausführlich iſt, vorzüglich bei dem ehemaligen politiſchen Zuſtande der Inſeln und bei verſchiedenen Theilen der Charakteriſtik der Einwohner, kürzer ſich faßte. Auch bei den Angaben aus der älteren Geſchichte that er dies. Daher glaubte der Ueberſetzer, dieſe wenigen hiſtoriſchen und geographiſchen Anmerkungen beibehalten zu müſſen, die der verſtorbene Sprengel vielleicht, nach ſeinem Auszuge aus Graſſet St. Sauveur zu urtheilen, weggelaſſen hätte. Dagegen iſt die ausführliche Geſchichte der levantiſchen Diviſion, die den Hauptzweck des Verfaſſers ausmachte, wie oben ſchon bemerkt worden, in einen kurzen Auszug gebracht, der als hiſtoriſcher Anhang folgt, und zugleich die Geſchichte der politiſchen Organiſation dieſer Inſeln durch die Franzoſen enthält. Was auſſerdem der Ueberſetzer bei der Bearbeitung des Originals gethan hat, findet ſich an Ort und Stelle in Noten bemerkt, die ſich theils

auf einzelne Stellen des Originals an ſich, theils in Vergleichung mit einigen der neueſten Vorgänger des Verfaſſers beziehen. Stillſchweigend iſt übrigens durchaus das franzöſiſche Maaß und Gewicht in teutſches, und die vormalige franzöſiſche Zeitrechnung in die gewöhnliche umgewandelt worden.

Der Ueberſetzer.

J. P. Bellaire's

Beſchreibung

der

vormals venetianiſchen Inſeln und Beſitzungen im joniſchen Meere

oder

der jetzigen Republik

der ſieben vereinigten Inſeln.

J. P. Bellaire's

Beſchreibung

der

Republik der ſieben vereinigten Inſeln.

Erſter Abſchnitt.

Chorographie der Inſel Corfu. — Die Häven Gouin, Affiona und St. Nicolo. — Fort St. Angelos. — Inſeln Fano und Merlere. — Caſſopo, ehedem Caſſiope. — Berg St. Sauveur. — Ehemaliger Name der Inſel. — Revolutionen derſelben bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Inſel Corfu iſt die erſte, auf die man bei der Fahrt aus dem adriatiſchen Meere in das joniſche oder griechiſche zwiſchen dem Cap Otranto und der Inſel Cerigo trifft.

Sie hat ungefähr ſechszehen Lieues in der Länge, ſechs in der größten Breite, und, da ihre Küſte viele Buchten hat, ſechs und vierzig Lieues im Umfange. Ihre

Volksmenge beträgt ungefähr 59 bis 60,000 Menſchen. *) Wahrſcheinlich war ſie ehedem volkreicher; aber die langwierigen und verderblichen Kriege, welche ſie führen mußte, die Einfälle der Barbaren, und die Verwüſtungen der Peſt haben ſie auf die angegebene Zahl verringert.

Die im Ganzen bergige Inſel, war lange in vier Bezirke getheilt, die nach der Lage oder der Beſchaffenheit des Bodens genannt wurden. **) Die Venetianer hatten aber in den letzten Zeiten ihrer Herrſchaft den guten Einfall, die Inſel in ſieben Cantone zu theilen, die ihren Namen von den Hauptorten erhielten.

---

1. Milichia oder Leſchimo. Dieſer Canton begreift einen Flecken und ſiebzehn Dörfer und Weiler. Er iſt verhältnißmäßig der fruchtbarſte und bevölkertſte der Inſel; man findet in demſelben einige Eichen-Waldungen und Salzwerke. — Der Name Leſchimo ſcheint von den griechiſchen Wörtern ***) *Leſco* (*Levcos*, Weiß) und *Amo* (*Ammos*, Sand), herzurühren, und dem Canton deshalb gegeben worden zu ſeyn, weil ſich auf demſelben,

*) Graſſet St. Sauveur und die Gebrüder Arbois geben Länge, Breite und Umfang höher an; die Volksmenge iſt bei dem erſteren dieſelbe; nach dem letzteren aber 70,000. D. Ueb.

**) Dieſe vier Bezirke erwähnen die oben genannten Reiſenden, die Beſchreibung nach der neuen Eintheilung iſt unſerm Verfaſſer eigen. D. Ueb.

***) Es iſt hier immer vom Neugriechiſchen die Rede. D. Verf.

längs der Küſte, viel Sand findet. *) Eben daher hat auch die Spitze, welche das Ende dieſes Theils und der Inſel im Südoſten ausmacht, den Namen Cap blanc erhalten.

2. Strongili. Dieſer Canton begreift zwei Flekken und ſiebzehn Dörfer. Er enthält die Ruinen der von den Sarazenen zerſtörten Stadt Gardichi oder Guardichi, die der Sitz eines Erzbisthums war. Dieſe Ruinen finden ſich bei dem Flecken St. Matthäus, ungefähr eine Lieue vom Meere. Der Fluß Meſſongi, der beträchtlichſte der Inſel, entſpringt in dieſem Canton. Zwiſchen dem rechten Ufer des Fluſſes und dem Meere, in der Nähe des letzteren, iſt eine moraſtige Ebene, auf welcher ſich, bei Regenwetter und bei hoher Flut, die von den benachbarten Bergen fließenden Gewäſſer, und das Meer vereinigen und eine Art von See bilden, der Corriſſia heißt. Da die alten Charten der Inſel an dem Orte, wo ſich jetzt dieſer See findet, eine ziemlich tiefe Bucht angeben: ſo dürfte vielleicht einſt dieſe Bucht wirklich exiſtirt haben, und der Eingang zu derſelben durch Ueberſchwemmungen verſchloſſen worden ſeyn. Die Gegend um den See iſt gut angebaut.

3. Corfu. Dieſer Canton begreift die Hauptſtadt der Inſel mit ihren Vorſtädten, den Haven Gouin, die Salzgruben von Potamo und Caſtrati, die

*) Nach dieſer Ableitung wäre der bisher gewöhnliche Name Leſchimo oder Meſchimo unrichtig. D. Ueb.

Bucht Paläopolis, zwei Flecken und zwei und zwanzig Dörfer. Die Stadt und ihre Vorſtädte weggerechnet, iſt der Canton, nach dem von Milichia, der bevölkertſte. Der Haven Gouin liegt am Canale von Corfu, ungefähr ½ Lieue weſtlich von der Inſel Lazaretto, in einer ziemlich großen und tiefen Bucht, die aber einen engen Eingang hat. Von der Stadt iſt der Haven zu Lande zwei Lieues entfernt. Hinter der Bucht von Gouin giebt es Schuppen und Magazine, die zum Kalfatern der Schiffe der ehemaligen venetianiſchen Marine, oder zur Ausbeſſerung ihres Takelwerkes dienten. Die Bucht von Gouin hat einen guten Schlammgrund, iſt von Bergen und Hügeln umgeben, und gegen alle Winde geſchützt. Die größten Schiffe können ganz nahe am Lande ankern, müſſen aber zur Ein- und Ausfahrt Windſtille erwarten, und ſich buchſiren laſſen, weil der Eingang in die Bucht ſich allmählig durch Sandbänke verſtopft, welche durch die Strömungen und Südoſtwinde angelegt werden, aber leicht weggeſchafft werden könnten. Am Haven iſt eine ziemlich reiche Quelle ſüßen Waſſers. Nahe dabei iſt das Dorf Gouin. Es iſt wenig bevölkert, weil die Luft der Gegend, beſonders im Sommer, wegen der Ausdünſtung mehrerer naher Moräſte und der Untiefen am Ende der Bucht ſehr ungeſund iſt. Von dem Dorfe führt nach Corfu eine gepflaſterte Straße; die einzige, die ſich auf der Inſel befindet.

4. Liapades. Dieſer Canton beſteht aus zwei Flecken und fünfzehn Dörfern. Es begreift die zwei gut

eingebauten Thäler, Roppa und Gaiderana. Das erſte und größte dieſer Thäler, das ſeinen Namen von dem Dorfe Roppa hat, wird von dem Fluſſe Ermones bewäſſert; ein Name, der wahrſcheinlich von *Erimos* (Wüſte) herrührt, weil die Gegenden der Bucht, in welche er ſich ergießt, nicht bewohnt ſind. Ungefähr an derſelben Stelle, auf welcher ſich jetzt das Thal Roppa befindet, geben alte Charten einen See Gaudar, und ein aus dem moraſtigen Theile des Sees beſtehendes Thal St. Georg an. Ein im See entſpringender Fluß Dafnila ergießt ſich in den Meerbuſen von Corfu bei Ipſo; ein anderer, am Eingange des Thales St. Georg, gegen die Gränzen des Sees hin, entſtehender Fluß, Ermones, fällt links, von dem Dorfe Gianades, ins Meer. Aus allem dem ſchließe ich, daß der See Gaudar ehedem wirklich vorhanden war, und entweder durch natürliche Urſachen, oder durch Menſchenhände ausgetrocknet wurde. Das Thal hatte vielleicht ſeinen Namen von einem dem heiligen Georg geweihten Kloſter, das gegenwärtig bei dem Dorfe Chilia liegt. Der Fluß Dafnila, der noch vorhanden iſt, und das Thal Gaiderana bewäſſert, heißt jetzt Stropho Potamo*) (der drehende oder ſchlängelnde Fluß). Den Namen Gaiderana, der von dem griechiſchen

*) Im Original ſteht Strapho P.; nach dem neugriechiſchen müßte es aber Strypho oder Stripho, nach dem Altgriechiſchen Stropho heißen, ſo wie die zwei kleinen Inſeln bei Zante entweder die Strophadiſchen oder Striphali-Inſeln genannt werden. D. Ueb.

Worte Gaïdaros (Eſel) *) herkommt, erhielt das Thal wegen ſeiner Eſelzucht.

5. Spagus. Dieſer Canton enthält einen Flecken, achtzehn Dörfer und einige Eichenwälder. An den Küſten dieſes Cantons finden ſich zwei Ankerplätze, die nach dem Haven und der Rhede von Corfu, die beſten der Inſel ſind. Der erſte, der Haven St. Nicolo, der ganz auf der linken Seite vom Canton am Meere liegt, kann die größten Schiffe aufnehmen, und hat einen guten Grund. Der andere, der Haven Affiona, ſo genannt von einem kleinen Fluſſe, der ſich in denſelben ergießt, iſt größer als jener, hat aber einen ſchwierigeren Eingang. Indeſſen gewährt er den Schiffen, die ihre Zuflucht in denſelben nehmen, große Sicherheit gegen die Winde, und man findet darinn eben ſo viel Waſſer und einen eben ſo guten Grund als in dem erſteren.

Das zwiſchen beiden Häven nach dem Meere zugehende Land, ſchließt ſich bei dem Haven St. Nicolo mit einer Halbinſel, deren Landenge ſehr ſchmal iſt. Auf dieſer Inſel ſtand ehedem eine Stadt, die von den Sarazenen zerſtört wurde, und auf deren Ruinen Alexis I. aus dem Hauſe der Commenen zu Ende des eilften Jahrhunderts ein Fort St. Angelos bauen ließ, das den Genueſern bei einem Angriffe zu Anfange des funf-

*) Eigentlich wohl nicht Gaïdaros, ſondern Gadaros.

D. Ueb.

zehnten Jahrhunderts widerſtand. Nach der Zerſtörung dieſes Forts, wurde aus deſſen Ruinen ein Kloſter gebaut; das, ſo wie die Halbinſel, Palaͤo Caſtriſſa heißt.

In dem zwiſchen Palào Caſtriſſa und dem Hafen von Aſſnana liegenden Theile iſt ein faſt ſpitziger Berg in Geſtalt eines verlängerten Kegels, auf deſſen Gipfel man nur nach langen Umwegen gelangt, indem man der Spitze der benachbarten Berge nachgeht. Auf dieſer unbezwinglichen Poſition befindet ſich eine alte Feſtung, das Schloß St. Angelos, das im dreizehnten Jahrhunderte von Michael II. Herzog von Corzyra gebaut wurde, und das die Türken bei der Belagerung von Corfu im Jahre 1537 vergebens zu erobern ſuchten. Das Schloß iſt übrigens ſeit länger als einem Jahrhunderte verlaſſen, und liegt in Ruinen. Wegen der Schwierigkeit, Artillerie hinauf zu bringen, die man vermittelſt Winden, faſt vertical über 450 Fuß hoch, hinauf winden mußte, konnte es immer nur mit einigen Stücken von kleinem Kaliber beſetzt werden. Der größte Vortheil, den das Schloß gegenwärtig, vermöge ſeiner Lage, gewährt, iſt der, daß man von demſelben alles in der Ferne entdeckt, was aus dem adriatiſchen, mittelländiſchen und joniſchen Meere kommt. Es liegt noch keine Lieue vom Meere, zwiſchen demſelben und den Dörfern Crini, Macrades, Viſtona und Krinilla.

Die eben erwähnten Dörfer ſind ziemlich volkreich. Ihre Lage auf dem Gipfel und dem Abhange ſehr hoher Berge, die ſich nördlich in weiten Rundungen ſteiler Felſen endi-

gen, ſetzt ſie in den Stand, ſich vereinigt gegen eine ziemlich beträchtliche Macht zu vertheidigen, und ſelbſt die Zugänge zu dem Schloſſe St. Angelos, vom Innern der Inſel her, zu verſchließen, weil man nur durch ſie hindurch nach denſelben gelangen kann. Die Dörfer Erini und Macrades, liegen am höchſten auf einer ſchönen Bergfläche, die mit den engen und ſteilen Wegen nach denſelben, einen auffallenden Contraſt bildet. Dieſe Fläche iſt mit Oel- und Feigenbäumen bedeckt, und wird von friſchen Gewäſſern befeuchtet, die eine angenehme Wieſe unterhalten, auf der man eine angenehme Kühlung, ſelbſt bei der gröſten Hitze, genießt. Auch giebt dieſe Gegend, wegen ihrer mannichfaltigen und ſchönen, maleriſchen Ausſichten, einen trefflichen Standpunkt für den Zeichner ab.

Ungeachtet übrigens die ganze Gegend um das Schloß bergig iſt, ſo gehört ſie doch zu den am beſten angebauten auf der Inſel. An mehrern Orten haben die Einwohner die Induſtrie ſo weit getrieben, daß ſie das Herabfallen des Erdreichs am Abhange, durch kleine Mauern, oder durch feſt an einander ſtehende Stangen, die in gewiſſen Entfernungen, Stufenweiſe, bis an den Gipfel des Berges ſtehen, hemmen. Auch hat die Natur ſelbſt dieſe wilden Gegenden ausgeſchmückt: Weinſtöcke, Myrthen, Aloen, Nopals, indiſche Feigenbäume und immer grüner Epheu, vereinigen ſich auf eine angenehme Weiſe mit den Felſen, die ſie bedecken.

6. Agrafus. Dieſer Canton begreift außer zwei

Flecken, neunzehn Dörfer, und enthält mehrere Eichenwälder. Den Küſten deſſelben gegen über, liegen die beiden Inſeln Fano und Merlere.

Die erſtere Inſel, ehemals Ottonus oder Othonus genannt, liegt ungefähr zwei Lieues W. N. W. vom Kap Sidari auf Corfu, und erſtreckt ſich von O. N. O. nach W. S. W. Sie hat etwas über zwei Lieues im Umfange, und enthält nur ein Dorf in ihrer Mitte, und einen Ankerplatz für ſehr kleine Schiffe. Sie iſt unbebaut, bergig, und von Bäumen entblößt. Zwiſchen Fano und den Küſten des Cantons Agrafus, ſind mehrere Klippen, deren größte Salmatrachi heißt; die übrigen führen den Namen Diaplo, Caravi und Scorpidachi.

Die Inſel Merlere liegt ungefähr 1½ Lieue nördlich vom Kap Sidari, und etwas über eine Lieue öſtlich von Fano, hat etwas über eine Lieue im Umfange, und enthält nur eine kleine Anzahl von Wohnungen. Sie iſt bergig, unfruchtbar, und von Bäumen und Sträuchen entblößt. Nach der Meinung vieler Gelehrten iſt Merlere das alte Maltace oder Malthace, das Ptolemäus und Plinius, als eine Inſel in der Nähe von Corcyra, anführen.

7. Peritia. Dieſer Canton beſteht aus einem Flecken und zehn Dörfern.

Auf der Küſte dieſes Cantons, an dem nördlichen Eingange des Kanals von Corfu, liegt die Halbinſel

Caſſopo, auf welcher ſich das alte Caſſiope oder Caſſiopea befand, eine Stadt, die Ptolemäus und Cicero erwähnen. Letzterer ſagt in einem ſeiner Briefe, daß er, nach ſeiner Abreiſe aus dem Haven von Corcyra, am folgenden Tage zu Caſſiope anlangte, nachdem er 120 Stadien gemacht hatte, welches, wenn man die gewöhnlichen Stadien annimmt, 755 Toiſen, oder etwas über drei Lieuen ausmachen würde; und dies iſt ſo ziemlich die Entfernung zwiſchen der Halbinſel Caſſopo und dem Haven von Corfu.

Caſſiope war durch einen dem Jupiter Caſſius geweihten Tempel berühmt, deſſen mehrere Medaillen von Corcyra erwähnen, und von dem die Stadt wahrſcheinlich ihren Namen erhalten hatte. Die Reſte dieſer ehemaligen Stadt, ſind nicht ſehr bedeutend, und mit den Ruinen einer alten, von den griechiſchen Kaiſern oder den Königen von Neapel, auf den Ruinen und aus den Reſten von Caſſiope gebauten Feſtung vermiſcht. Grübe man auf der Halbinſel Caſſopo und in der umliegenden Gegend nach; ſo fände man vielleicht einige Spuren von Denkmälern oder andern Gegenſtänden, die über die Lage von Caſſiope und deren Einwohner, genauere Ideen verſchafften. — Uebrigens ſcheint die Gegend zu allen Zeiten irgend einen der Verehrung des Volks geweihten Gegenſtand darbieten zu ſollen. An die Stelle des Tempels des Jupiter Caſſius, trat eine der heiligen Jungfrau geweihte, in den erſten Zeiten nach der Abſchwörung des Heidenthums erbaute, Kirche. Die Jungfrau von Caſſopo

[illegible] bei den Sartiagern, und ſelbſt bei den Einwohnern von Nieder-Albanien, in groſſem Anſehen. Kein griechiſches Schiff geht bei der Halbinſel vorbei, ohne dem Heiligthum mit einer Artillerie- oder Musketenſalve, ſeine Ehrfurcht zu bezeugen.

In dem nordöſtlichen Theile deſſelben Cantons, an dem Kanale von Corfu, findet ſich der etwa eine Viertel Lieue über die Meeresfläche erhabene Berg S. Sauveur, der höchſte Berg der ganzen Inſel, die man von hier aus ganz entdeckt. Der Berg hat ſeinen Namen von einem auf deſſen Gipfel erbauten Kloſter, das von den Griechen ſehr verehrt wird, und wohin alle Jahre am Johannisfeſte die frommen Corfioten ſich haufenweiſe ſowohl aus der Stadt als aus verſchiedenen Cantonen begeben, ſo heiß es auch um dieſe Zeit zu ſeyn pflegt. Der Berg ſelbſt, ſo wie die umliegende Gegend, und der gröſſere Theil des Cantons Peritia, iſt ſehr holzreich; man findet darin eine ziemlich groſſe Menge von Eichen und Cypreſſen.

Keiner von den Flüſſen, welche die Inſel Corfu bewäſſern, iſt ſchiffbar, und ſie liefern keine andere Fiſche als Forellen.

Die ganze Inſel enthält nur eine Stadt mit zwei groſſen Vorſtädten, elf Flecken und hundert und achtzehn Dörfer und Weiler. Die Häuſer auf dem Lande

ſind ſehr einfach gebaut, und größtentheils mit Stroh gedeckt.

Der Kanal von Corfu, der durch das Meer zwiſchen den Küſten Nieder-Albaniens und dem öſtlichen Theile der Inſel Corfu gebildet wird, hat ungefähr zwölf Lieues in der Länge, und drei in der größten Breite. Der Theil zwiſchen der Bucht von Criſſafi, Riva d'Ipſo, dem Hafen Gouin und den Inſeln Lazaretto und Vido, heißt der Meerbuſen von Corfu; er hat faſt überall guten Grund, und hundert und funfzig Fuß Waſſer.

In Rückſicht der verſchiedenen Namen, unter welchen die Inſel Corcyra bekannt war, und des Urſprungs ihrer Einwohner, ſtimmen die älteren und neueren Schriftſteller nicht ganz überein. Doch ſcheint der erſte Name der Inſel Scheria geweſen zu ſeyn, den ihr Homer, mit dem Beinamen der fruchtbaren, giebt. Nachher hieß ſie Drepanum, Phäacia, (Phäakia) Corcyra (Korkyra) und Corfu. Der Name Drepanum, welcher Sichel bedeutet, iſt ihrer Geſtalt nach der angemeſſenſte. Den Namen Corcyra, erhielt die Inſel, Diodor zufolge, daher, daß die Prinzeſſin dieſes Namens, eine Enkelin des Oceans und der Thetis, von ihrem Verführer Neptun dahin gebracht wurde, wo ſie Phäax gebar, der ſeinen Namen den Phäaciern gab, und den Alcinous zeugte; nach Homer aber (im 6. Geſange der Odyſſee), war Alcinous der Sohn des Nauſithous, des er-

ſter König der Phäacier, einem Sohne des Neptuns und der Peribö a, einer Tochter des Rieſen Eurymedon. Nach Bochart kömmt der Name Corcyra, von dem arabiſchen Carcura, das ein wildes Land bedeutet; eine Behauptung, zu der vielleicht eine Stelle der Odyſſee Veranlaſſung gab. Nach dieſer Stelle führte Nauſithous ſein Volk nach der friedlichen, damals wilden, und von der Gemeinſchaft der Menſchen abgeſonderten Inſel Scheria. Im achten Geſange deſſelben Gedichts, läßt Homer den Alkinous ſagen, daß zwölf Könige mit ihm die Herrſchaft über die Inſel Phäacia theilen.

Die Ankunft des Cherſikrates, der ſich mit einer Colonie aus Corinth verbannter Griechen auf Corcyra niederließ, iſt die entfernteſte Epoche, von welcher ſich die gewiſſe Geſchichte der Inſel datirt, (nach Larcher 756 Jahr vor unſerer Zeitrechnung.) Damals wurde Corcyra eine Republik. Die erſte Unternehmung der Corcyraner war die Gründung von Epidamnus und nachher von Apollonia. Da ſie von ihren Vorfahren, den Gefährten des Cherſikrates, den Haß gegen Korinth geerbt hatten: ſo führten ſie lange Krieg gegen dieſe Republik: die von dem ganzen Peloponnes unterſtützten Korinther würden aber unfehlbar die Corcyraner unterdrückt haben, wenn ſich nicht Athen mit ihnen gegen Sparta und Korinth verbunden hätte. Nach Herodots Verſicherung hatte jedoch außer den Athenern, kein Volk eine ſo blühende Seemacht, auch ſchlug ſie mehrmals die Flotte der Korinther und ihrer

ausgeſchoſſen. Eine große Anzahl von Medaillen zeugen von der Macht, welche die Corcyraner über das Meer ausübten, von der Verehrung, die ſie dem Jupiter, der Cibele, dem Neptun, Apollo, Hercules, Bacchus und Janus erwieſen. Die mehrſten Medaillen von Corcyra haben auf der einen Seite eine Galeere, auf der andern das Wort Korcyra, oder die Chiffer K, P, oder den Buchſtaben K, oder die Buchſtaben K, O, Π.

Agathokles, Tirann von Syracus, bemächtigte ſich der Inſel Corcyra, behielt ſie aber nur einige Tage. — Pyrrhus, König von Epyrus, nahm die Hauptſtadt derſelben, und nöthigte die Corcyraner unter ſeinen Fahnen gegen die Römer zu dienen. — Späterhin eroberten die Illyrier die Inſel unter Teuca's Regierung. Bald darauf ergab ſie ſich an die Römer, und von dieſer Epoche datirt ſich ihr Verfall. —

Die Corcyraner ergriffen die Partei des Pompejus gegen Cäſar; dieſer, nicht zufrieden damit, ihnen zu verzeihen, ſtellte die Republik wieder her. Als ſie ſich aber mit Antonius gegen Auguſtus vereinigte, eroberte ſie der letztere, und beraubte ſie aller ihrer Freiheiten. Caligula gab ſie ihnen zum Theil, Claudius gänzlich zurück. Unter dieſer letztern Regierung wurden die Corcyraner Chriſten. Faſt allen römiſchen Kaiſern lieferten ſie Truppen und Schiffe. — Späterhin machte die Inſel einen Theil des orientaliſchen Reichs aus, und auch die griechiſchen Kaiſer wurden von ihnen unterſtützt. Aber ſeit dem Verfall des

...tiſchen Reichs, ſank ihre Marine allmählich, und ge-ſchwächt und geriethen in ihren gegenwärtigen Zuſtand.

Genſerich, König der Vandalen, Totila, König der Gothen, und die Saracenen verwüſteten die Inſel Corcyra, aber Totila allein bemächtigte ſich der Stadt, die er gänzlich verwüſtete.

Roger, König beider Sicilien, entriß Corcyra den Truppen des Emanuel Comnenes; dieſer unterjochte aber die Stadt bald wieder durch Hunger. Dieſer Kaiſer machte aus Epirus, Aetolien und Corcyra ein Herzogthum.

Karl von Anjou, König von Neapel und Sicilien, entriß die Inſel Johann, einem Sohne des Herzogs Michaels IV., und damals trat an die Stelle des Namens Corcyra der Name Corfu. *) Karl der Hinkende, ein Sohn Karls von Anjou, gab die Inſel Corfu als Lehn an ſeinen Bruder Philipp, Fürſt von Tarent. Bei dem Tode der beiden Söhne Philipps kam Corfu wiederum unter die Herrſchaft der Könige von Neapel; aber unter der Regierung des Herzogs von Braunſchweig ſchüttelten die Inſulaner

*) Da der Verfaſſer die älteren Namen der Inſel erklärt; ſo wollen wir über dieſen neueſten und jetzt allein gewöhnlichen bemerken, daß er, nach der Meinung einiger Geographen, von ihrer Feſtung auf einer Anhöhe herrührt, welche die Griechen ſchon früher κορυφη (Höhe) nannten. D. Ueb.

das Joch ab, verjagten die neapolitaniſche Beſatzung, und ſtellten die republikaniſche Verfaſſung wieder her.

Bald nach dieſem Ereigniſſe ergaben ſich die Corfioten, aus Furcht, daß ſie der Gegenſtand der damaligen furchtbaren Rüſtungen der Genueſer wären, an die Venetianer, denen ſie tapfer in allen Kriegen gegen die Türken dienten, und oft regelmäßige Truppen lieferten; und dieſe behielten ſie ſeit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, bis die Franzoſen die joniſchen Inſeln in Beſitz nahmen. *)

Die Hauptſtadt des alten Corcyra hat den Ruhm, daß ſie dem Themiſtokles und Ariſtoteles, da beide aus Athen vertrieben wurden, eine Freiſtätte gab. Die ehrenvolle Aufnahme, welche Beliſar bei den Corcyranern fand, als dieſer große Held bei Juſtinian in Ungnade gefallen war, beweiſet, daß ſie Tapferkeit und Verdienſt zu würdigen, und die unglückliche Tugend zu ehren wußten.

*) Die neueſte Geſchichte von Corfu und der übrigen ehemaligen venetianiſchen Inſeln im mittelländiſchen und ägäiſchen Meere folgt am Ende in einem kurzen Auszuge.

D. Ueb.

Zweiter Abſchnitt.

Beſchreibung des Forts und der Stadt Corfu. — Inſeln Vido und Lazaretto. — Haven und Rhede von Corfu. — Lateiniſche und griechiſche Kirche. — St. Spiridion. Juden. — Theater. — Vorſtädte Manduchio und Caſtrati. — Der Caridachio-Brunnen. — Bay Palaͤopolis. — Chryſopolis. — Die Gärten des Alcinous.

Die Stadt Corfu liegt auf einer Landſpitze, die ſich in den Canal O. N. O. erſtreckt. Der mit der Inſel in Verbindung ſtehende Theil iſt wohl befeſtigt, und über ſechs hundert Toiſen breit.

Ungeachtet die Feſtungswerke von Corfu im Ganzen den neueren Feſtungswerken ſehr nachſtehen: ſo müſſen ſie doch zur Zeit ihrer Erbauung (vor mehr als zweihundert Jahren), ſowohl nach ihrer Lage, als nach der Feſtigkeit ihrer Schanzen, zu den wichtigſten in Europa gehört haben. Vermittelſt einiger Ausbeſſerungen könnte der Platz noch jetzt bedeutend werden; aber nie würde er wegen des Waſſermangels, dem die Garniſon und die Einwohner bei großer Hitze ausgeſetzt ſind, ſehr nützlich oder gut zu vertheidigen ſeyn.

Die Citadelle oder alte Feſtung liegt am äußerſten Ende der Spitze von Corfu. Ihre Werke ſind nur nach der Inſel zu regelmäßig, wo ſich zwey große Baſtionen, jede mit einer ſehr hohen Katze finden, deren

Hauptzweck iſt, den Nebengraben (Contrefosse) zu beſchießen; einen breiten und tiefen, ſteil ausgeſtochenen, mit Mauern bekleideten (trocknen) Graben; der eine zweite Linie hinter der Courtine macht, welche die beiden Baſtionen trennt, und in deren Mitte ein mit der Stadt in Verbindung ſtehendes Thor ſich findet. Dieſes Thor führt zu einer hölzernen Brücke über den breiten und tiefen Graben, durch welchen die Citadelle von der Esplanade geſchieden wird. Mitten in dieſem Graben iſt ein Waſſergraben, in welchen man Seewaſſer geleitet hat; ſo daß hier ein Zufluchtsort für die griechiſchen und albaniſchen Barken iſt, die im Haven weder ankern, noch ausladen können. Dieſer Graben geht durch die ganze Erdſpitze, hat aber nur von der Baſtion zur Rechten her einen Eingang. — Der Waſſergraben, der Kanonierſchaluppen aufnehmen kann, wurde in der Abſicht angelegt, die Vertheidigung der Citadelle zu verſtärken, und die Küſtenſchiffahrt mit den andern Inſeln und mit Albanien zu erleichtern.

Das beträchtlichſte Gebäude, das man beim Eintritt in die Citadelle bemerkt, iſt der Pallaſt des ehemaligen Provveditore oder Gouverneurs der Feſtung. Er hat zwei Stockwerke, und liegt dem Thore gegenüber. Links nach dem Nebengraben iſt die Rüſtkammer, unter welcher Magazine für die Artillerie ſind. Es iſt ein ziemlich gut gebautes, rechtwinkliches Haus, das den Nebengraben der Länge nach beſtreicht. Die Rüſtkammer iſt groß und gut getäfelt. Bei der Ankunft

der Franzoſen enthielt ſie eine ziemliche Menge von Rüſtungen und alten Waffen.

Vor dieſem Gebäude, bei dem Thore der Citadelle und des Nebengrabens, ſteht die Statue zu Fuß des Marſchalls Grafen von Schulenburg, der Corfu im Jahr 1716 gegen die Türken vertheidigte. Dieſe Statue iſt von weißem Marmor, und ſtellt dieſen groſſen Helden in römiſcher Kleidung, mit einer Lorbeerkrone auf dem Haupte, und einem Marſchallsſtabe in der rechten Hand vor; Das Piedeſtal iſt mit Trophäen in halb erhabener Arbeit geziert, und hat folgende Innſchrift.

Mathiae Johanni,
Comiti à Schulenburgio,
Summo terreſtrium
Copiarum praefecto
Chriſtianae Reipublicae
In Corcirae obſidione,
Fortiſſimo aſſertori,
Adhuc viventi ſena —
Tus anno M.DCCXVII.

Geht man links weiter, ſo findet man den Pallaſt des ehemaligen General-Provedítors, der eine ganz gewöhnliche Facade und keine Zierden hat; ſo daß man in der Ferne dies Gebäude eher für ein Magazin, als für die Wohnung eines Generalgouverneurs hält. Der Eingang iſt düſter und ſchmutzig; es iſt ein Vorſaal, der

zur Wachtſtube dient. Der Pallaſt hat drei Stockwerke, und enthält ziemlich große Appartemens, aus denen man eine ſehr angenehme Ausſicht auf den Haven Mandrachio, die Inſel Vido, die Rhede und den Meerbuſen von Corfu, kurz über den ganzen nördlichen Theil des Canals genießt. Da dieſe Seite der Citadelle dem Nord- und Nordoſtwinde ausgeſetzt, dagegen aber durch ſehr hohe Felſen, von denen ich weiter unten ſprechen werde, vor dem Südwinde geſchützt iſt: ſo gewährt er bei ſehr heißer Witterung einen trefflichen Zufluchtsort. Der Pallaſt iſt übrigens noch von mehreren Häuſern umringt, in welchen, zur Zeit der Venetianer, die Räthe, der Staatsſecretär, der Canzler und andere bürgerliche Beamte und Officiere wohnten.

Weiterhin ſind die Magazine der Marine, unterirdiſche, weitläuftige und gut angelegte Gebäude, und das Quartier der Slavonier, ein ebenfalls ſchönes Gebäude von drei Stockwerken, das ungefähr zwölfhundert Mann enthalten kann, und hinter demſelben, nach dem Felſen zu, eine lange Gallerie, worin die Küchen angebracht ſind. — Die Stuben aller Kaſernen der joniſchen Inſeln haben keine Kamine, weil das Klima das Einheizen nicht eben dringend erfordert. Iſt der Nordwind zu kalt, ſo begnügt man ſich damit, in die zu wärmende Stube einen Kohlentopf zu ſetzen.

Von dem Quartier der Slavonier und den Magazinen der Marine kömmt man, auf einer ſteinernen Treppe mit breiten Stufen, in den Haven Mandrachio,

in welchem die Galeeren und kleinen Schiffe ſtehen. Dieſen Haven bildet die Courtine, welche die Baſtion zur Rechten von dem baſtionirten Thurme trennt, durch welchen das Thor von Mandrachio vertheidigt wird, und ein Molo, der von dieſem Thore aus nach der rechten Flanke derſelben Baſtion geht.

Der Haven Mandrachio kann zehn Galeeren, und eben ſo viel Halb-Galeeren enthalten. Sie werden an dem Molo befeſtigt, den ſie beſtreichen, und richten ihre Spitze nach dem Meere, ſo daß ihre Kanonen den Haven und den Eingang zwiſchen der Citadelle und der Inſel Vido ſchützen. Der Molo iſt von Quaderſteinen erbaut, und ſehr hoch; der Eingang des Havens, der eine rechtwinkliche Form hat, iſt bei der Baſtion rechts. Vom Thore Mandrachio bis zur Baſtion rechts iſt ein Damm, auf welchem die Courtine Mandrachio ruht. Dieſe Courtine hat keinen Wallgang, und wird nur von einer gemauerten, mit Falconetten beſetzten und mit Schießſcharten verſehenen Bruſtwehr vertheidigt, hinter welcher ein Auftritt (Banquette) iſt.

Das untere Ende der Citadelle von N. O. nach O. S. O. beſteht aus zwei rechtwinklichen Baſtionen, die ſich gegenſeitig beſtreichen; ſie ſind auf Felſen gebaut, deren Fuß vom Meere beſpült wird. Sie machen den Theil aus, den die Franzoſen die öſtliche Batterie nannten.

Mitten in der Citadelle erheben ſich zwei ſehr hohe

Felsen, welche die übrigen Forts und die Stadt, so wie einen Theil der Insel, bestreichen. Sie liegen auf einer Linie, und in einerlei Richtung mit der Spitze von Corfu. Es sind dieselben, ehedem wahrscheinlich noch höheren, Felsen, von denen Virgil den Aeneas (im dritten Buche) sagen läßt: „Bald verloren wir die hohen Thürme der Phäacier aus dem Gesichte.“ Das Land zwischen diesen Felsen ist eben, an beiden Ecken mit Brustwehren versehen, und enthält eine Kirche und einige Gebäude.

Der Felsen über der östlichen Batterie heißt das Meerschloß. Auf der Spitze desselben steht ein kleines viereckiges Fort, das eine Batterie Kanonen von starkem Kaliber, ein Pulvermagazin und ein Wachthaus enthält; eine hohe hölzerne sehr steile Treppe führt in dasselbe.

Der höhere Felsen zunächst der Esplanade, das Landschloß genannt, enthält ebenfalls Artillerie, und macht eine Art Bastion, welche die Stadt bestreicht. Man hat auf diesem Felsen die Posten für die Haven-Signale angelegt.

Der Weg, der zum obern Theile der Citadelle führt, wird durch kleine mit Artillerie versehene Werke vertheidigt. Der Eingang dazu, rechts vom Landschlosse, ist ein Thor mit einer Zugbrücke und einem langen Gewölbe, das an den Felsen stößt. Dieser Weg wird durch eine kleine Bastion gedeckt.

Der nach Süden zu, oder von der rechten Seite der öſtlichen Batterie hin liegende Theil der Citadelle, der ſich an den Felſen ſtützt, iſt nicht beſſer gedeckt, als der nördliche. Er wird von einem baſtionirten Thurme beſtrichen, der ſich mit dem von Mandrachio, ungefähr in einerlei Höhe befindet. Dieſer Thurm ſchützt eine mit Schießſcharten und Schießlöchern verſehene Courtine, die bis an die Baſtion zur Linken geht. Dieſer ganze Theil der Citadelle, die hintere Seite des Quartiers der Slavonier, ſo wie des Pallaſtes des Feſtungs-Gouverneurs, die linke Seite des Landſchloſſes und das die Eſplanade begränzende Vordertheil, ſind mit einer groſſen Menge von Privathäuſern, Magazinen und mehreren ziemlich beträchtlichen lateiniſchen Kirchen bedeckt, ſo daß die Citadelle eine Art kleiner Stadt ausmacht. Auch enthält die Feſtung weitläuftige Gewölbe und mehrere groſse Ciſternen und Pulvermagazine.

Die Eſplanade iſt eine groſſe Strecke Landes zwiſchen der Stadt und der Citadelle, der Rhede von Corfu und der Bucht von Caſtrati. Sie iſt ungefähr eine Lieue lang und vierhundert Toiſen breit. Man findet auf derſelben einige kleine Kirchen und andere Gebäude, nebſt mehreren Ciſternen, die gröſstentheils ausſchließlich der Beſatzung und der Kriegs-Marine gehören. Die Eſplanade iſt ſandig, ziemlich eben, und ohne Bäume. Sie dient zum Manövriren und Exerciren der Beſatzung, und zum Spatziergange in der Nacht bei groſſer Hitze. Warum man keine Bäume angepflanzt hat, um auch am Tage hier ſpatzieren zu gehen, weiß ich mir

nicht zu erklären. Gegen die Rhede und den Meerbuſen von Caſtrati zu, wird ſie von gemauerten, mit Schießſcharten verſehenen Bruſtwehren begränzt.

Der Wall am Thore St. Nicolo bei der Esplanade, und der Wall zwiſchen dieſem und dem Spilea-Thore, ſind nicht hoch genug, um ſie gegen das Erklettern zu ſchützen; ihre Bruſtwehren, ſo wie alle die, welche die Rhede und den Haven beſtreichen, ſind nicht terraſſirt; ihre Schießlöcher ſind ſchlecht durchbrochen, man mag nun auf das Kreuzfeuer und die Richtung des Flankenfeuers, oder auf ihren Mangel an Böſchung am Fuße der Schanzen ſehen.

Die Stadt Corfu hat vier Thore; zwei nach der Rhede zu, (die ſchon erwähnten Thore St. Nicolo und Spilea) eins nach der Landſeite (das königliche oder franzöſiſche) und eins nach der Bucht von Caſtrati (das Thor Rimanda oder Raimonde). Das letztere führt nach der gleichnamigen Vorſtadt, am Meer-Ufer hin.

Die erſten beiden Thore St. Nicolo und Spilea ſind am wenigſten befeſtigt; das letztere iſt nur mit einer einfachen Mauer bekleidet. In der Nähe, unter der neuen Feſtung, welche die Stadt längs der Rhede und dem Haven endigt, iſt ein kleiner Platz, wo ſich alte, halb verwüſtete Kaſernen befinden. Vor dem Thore von Spilea iſt ein kleiner Haven. Der Name des Thores kommt von dem griechiſchen Worte

Spilia (Grotte), weil es hier ehedem eine Grotte gab, in welcher man eine ſteinerne heilige Jungfrau fand, der man den Namen Spiliatiſſa gab, und nachher eine Kirche baute.

Die zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts erbaute neue Feſtung, welche die Franzoſen *Fort-neuf* nannten, beſteht aus zwei nach der Stadt und dem Haven zu ſtreichenden Baſtionen, aus zwei Courtinen, einem Hornwerke, mehreren Ravelins, Lünetten, Fleſchen u. ſ. w. Dieſe letzteren, die ſich nach der Landſeite und dem Meerufer hin ausdehnen, beſtreichen die Nachbarſchaft der äußern Forts, und flankiren einen Theil der Stadtmauer. Das neue Fort an ſich beſtreicht auf doppelte Kanonenſchußweite die umliegenden Gegenden der Feſtung, der Stadt und den untern Theil der Citadelle, von der es etwa eine Lieue entfernt iſt. Es enthält mehrere Souterrains und einige Ciſternen; die im oberen Theile befindlichen haben aber durch die Zeit, und beſonders durch Mangel an Ausbeſſerungen, ſo gelitten, daß ſie kein Waſſer mehr halten. Dies iſt für die Beſatzung ſehr beſchwerlich, weil in dieſem ſehr hohen Theile die Kaſernen liegen. Auch enthält dieſe Feſtung Militärgebäude und einige Privathäuſer; alle Gebäude ſind aber in ſehr ſchlechtem Zuſtande.

Zwiſchen dieſem Fort und dem königlichen Thore iſt eine ſehr hohe und geſchloſſene Baſtion, das Fort Tenedos, ſo genannt, weil es über dem lateiniſchen Kloſter dieſes Namens liegt. Dieſe Baſtion enthält eine

kleine Kaſerne, ein Wachthaus, ein Pulvermagaz und einige Kaſematten. Sie beſtreicht die umliegend Gegenden der äußeren Forts, und flankirt das neue F und die das königliche Thor deckenden Werke. D Thor, das ſich links vom Fort Tenedos, mitten einer verpalliſadirten Courtine befindet, führt nach d äußeren Forts, nach den drei Vorſtädten, und in d Innere der Inſel. Es wird von einem Scheerwerke un einem Ravelin gedeckt.

Links von dieſem Thore, immer nach der Landſeit zu, iſt eine große Baſtion, die Baſtion des Centrums genannt, und zwiſchen dieſem Werke und dem Thore Rimanda, iſt eine andere Baſtion, Pasqualino, von gleichem Umfange, die beide die umliegenden Gegenden der Inſel und die äußeren Werke, die Bucht und die Vorſtadt Caſtrati beſtreichen, und die Stadtmauer, ſo wie die das Rimandathor deckenden Werke flankiren.

Die Stadtmauer zwiſchen dem königlichen und Rimandathor wird von einer Bollwerkswehre mit einem Unterwalle, einem Hornwerke, drei Halbmonden, und mehreren an der Bucht von Caſtrati am Meerufer ſtufenweiſe angelegten Lünetten und Fleſchen gedeckt.

Vor dem neuen und dem Tenedos-Fort, liegt das Fort Abraham, das nach der Belagerung von 1716 auf dem gleichnamigen Berge angelegt wurde. Dies Fort hat zwei Baſtionen und einen bedeckten Weg,

hält eine kleine Redoute, eine Kaſerne, ein Pulver-
gazin, Wachthäuſer, und unterirdiſche dreifache Ga-
len mit Schießſcharten für Gewehre. Es iſt in ziem-
gutem Zuſtande, und beſtreicht die Bucht und die
orſtadt Manduchio, und das ganze Terrain zwi-
en den Höhen von Potamo und Caridachio.

Unter dem Forte Abraham, links, dem könig-
chen Thore gegen über findet man die kleine Vorſtadt
St. Roch, die nur eine einzige Gaſſe hat, deren meh-
ſte Einwohner Milch und friſche Käſe verkaufen.
Zwiſchen dieſer Vorſtadt und dem Fort St. Sauveur,
immer links hin, liegt die Redoute St. Roch auf einer
Ebene; ein Werk, das die Forts St. Abraham und
St. Sauveur flankirt, und zwei Souterrains enthält,
welche mit dieſem Fort in Verbindung ſtehen.

Das Fort St. Sauveur auf dem gleichnamigen
Berge, der weniger hoch iſt, als der Abrahamsberg,
liegt zwiſchen der Redoute St. Roch und der Bucht von
Caſtrati, und macht die linke Seite der äußeren Ver-
theidigungslinie aus. Es iſt weitläuftiger als das Fort
Abraham, hat aber keinen bedeckten Weg. Es hat
mehr gelitten als das letztere Fort, dem es dadurch gleich
kommt, daß es aus zwei durch eine Courtine verbunde-
nen Baſtionen beſteht. Das Fort St. Sauveur be-
ſtreicht die Bucht und die Vorſtadt von Caſtrati, die
Höhen und Salzwerke bei dieſer Vorſtadt, und flankirt
die Redoute St. Roch und das Fort Abraham. Es
wurde mit jenen zwei Werken zugleich gebaut, umfaßt

einige kleine Gebäude und Magazine, und mehrere unterirdiſche Gallerien, die ſeine Gräben durchſchneiden und flankiren, und die ſich zum Theil in eine ziemliche Entfernung aufs platte Land ausdehnen.

Die Hauptkaſernen der Stadt liegen am Ende der Esplanade, bei dem Thore Rimanda. Sie haben zwei Haupttheile. Der größte heißt die Pasqualino Kaſerne, und mag ungefähr tauſend Mann faſſen; die zweite heißt die Artillerie-Kaſerne, und ſcheint fünfhundert Mann beherbergen zu können. Alle Kaſernen in den ehemaligen venetianiſchen Beſitzungen haben nur Feldbetten.

Ungefähr ſechshundert Toiſen, N. N. O. von der Feſtung, der Baſtion rechts von der Citadelle, und der Stadtmauer bis zum neuen Fort gegenüber, liegt die Inſel Vido, von den Franzoſen Friedensinſel (*Ile de la Paix*) genannt. Dieſe Inſel iſt bergig, mit Olivenbäumen bedeckt, und hat ungefähr eine Lieue im Umfange. Weſtlich liegt ein Weiler an einer kleinen Bucht, in der ſich ein Ankerplatz für Kanonierſchaluppen und Handelsbarken findet. Nahe bei dieſem Weiler ſieht man die Reſte einer Redoute, die von den Neapolitanern angelegt wurde, welche auch auf dem höchſten Hügel eine Schanze gebaut haben, von der man jetzt nur noch einige Spuren bemerkt. Der Umkreis der Inſel iſt in natürliche Courtinen und Baſtionen zerſchnitten; ſo daß man dieſen Poſten, vermittelſt einiger Feſtungswerke und einer gewiſſen Anzahl Truppen, einer guten Vertheidigung

empfänglich machen könnte. Ueberhaupt aber iſt dieſe Inſel bei ihrer Lage längs der Rhede und des Havens von Corfu, und beſonders wegen der Nähe, ein wichtiger Poſten. Bei den Alten hieß ſie Pitia; Thomas Porcacchi, der ſie die Klippe St. Vido nennt, ſagt, daß ſie zu ſeiner Zeit auch von ihrem Beſitzer die Klippe Malipiero genannt wurde. *) Noch jetzt gehört ſie einem Privatmanne zu Corfu.

Weſtlich und nahe bei der Friedensinſel zwiſchen derſelben und der Lazarethinſel liegt die kleine Klippe Condilonissi ehedem Caloyero genannt, weil daſelbſt eine kleine von einem Mönche beſorgte Kirche ſtand. **) Große Schiffe können nicht zwiſchen dieſer Klippe und der Friedensinſel durchfahren, weil die Straße ſehr eng iſt und eine Klippe enthält.

Ebendaſelbſt, noch keine Lieue von der Stadt, iſt die Lazareth-Inſel (Lazaretto), die ehedem den Namen St. Demetrius führte. Hier liegen die Schiffe, auf denen man Quarantaine halten läßt. Dieſe Schiffe wurden unter den Venetianern ſehr ſchlecht gehalten, und ſind weder ſehr groß, noch ſchön gebaut.

*) Hr. Porcacchi, ein toskaniſcher Gelehrter, ſtarb im J. 1785. Das Werk, auf welches ſich der Verfaſſer hier und anderwärts bezieht, iſt wahrſcheinlich das unter dem Titel der *Iſole più famoſe del mondo deſcritte* erſchienene.

D. Ueb.

** Καλογερος heißt im neugriechiſchen Mönch; daher im Franzöſiſchen das Wort *Caloyer*. D. Ueb.

Die Rhede von Corfu beſteht aus dem Theile des Meeres, der ſich zwiſchen der Friedensinſel und der Feſtung befindet. Sie iſt dem Oſt- und Weſtwinde ausgeſetzt, und um nicht den Nordwinden preisgegeben zu ſeyn, muß man näher an der Inſel als an der Stadt ankern.

Der Haven von Corfu iſt eine Art von Becken, welches die Friedensinſel, die Klippe Condiloniſſi, die Lazarethinſel, die Bucht von Manduchio und das neue Fort bilden. Er iſt der weiteſte, bequemſte und ſicherſte in den levantiſchen Gewäſſern; man findet darin faſt überall guten Grund und an achtzig Fuß Waſſer. Er ſcheint mir der alte Haven Hyllus zu ſeyn, von welchem ein Scholiaſt des Dyoniſius Periegetes ſpricht.

Die Feſtung von Corfu erfordert, in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, zu einer guten Vertheidigung derſelben vierhundert und funfzig Batterieſtücke, und eine Beſatzung von ſiebentauſend Mann, nämlich 5700 Mann Infanterie, 800 Artilleriſten, 400 Sapeurs und 100 Arbeiter für die Artillerie- und Ingenieurgeſchäfte. — Die Feſtungswerke ſind größtentheils von den Venetianern gebaut.

Unter den Venetianern hielt die Feſtung zwei denkwürdige Belagerungen gegen die Türken aus. Die erſte fand im Herbſte 1537 ſtatt. Die Beſatzung beſtand aus 2500 Italiänern, und einer gleichen Anzahl von Corfio-

ten, und wurde von Simon Lèon und Ludwig v. Arvod commandirt. Die Feſtung war auf einige Monate mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen verſehen. Die über 25,000 Mann ſtarke türkiſche Armee, lagerte ſich bei dem Fluſſe Potamo, und bemächtigte ſich bald der Berge Olivekte, Abraham und St. Sauveur. Der Kapudan Paſcha Khair-eddin Barbaroſſa ließ auf den beiden letzten Poſitionen Batterien Kanonen, und auf der Inſel Vido eine Batterie von Mörſern aufführen; aber die Tapferkeit der Belagerten, die ſchlechte Witterung und eine Art von Epidemie, die ſich unter der türkiſchen Armee ausbreitete, nöthigte den Großvezier, Ayas Paſcha, die Belagerung aufzuheben. Bei dem Rückzuge verwüſteten die ottomaniſchen Truppen die Inſel, verbrannten mehrere Dörfer, und führten eine große Menge Einwohner beiderlei Geſchlechts mit ſich hinweg.

Die zweite Belagerung fand im Sommer 1716 ſtatt. Die damals von dem Marſchall Grafen Schulenburg und dem Generalproveditor Anton Loredan commandirte Feſtung, enthielt eine zahlreiche, und mit allen Bedürfniſſen zu einem lebhaften Widerſtande überflüſſig verſehene Beſatzung. Der Haven und die Rhede wurden von einer Eskadre von zwei und zwanzig Schiffen, einer großen Menge leichter Fahrzeuge, einer Galeerenflotte und andern Ruderſchiffen vertheidigt. Die ungefähr 30,000 Mann ſtarke türkiſche Armee, unter dem Befehle des Großvezier Ali Paſcha, lagerte ſich an dem Potamo, und bemächtigte ſich der drei obgedachten

Poſitionen, auf welchen ſie ſtarke Batterien aufſtellten. Nach einer Belagerung von vierzig Tagen, entſchloſſen ſich die Türken, wüthend über den vergeblichen Verſuch mehrerer Angriffe, und auf die Nachricht, daß die Belagerten Verſtärkung erhielten, zu einem allgemeinen Sturm auf die Feſtung. Sie waren aber dabei eben ſo wenig glücklich, und verloren mehrere tauſend Mann. Dieſe Niederlage bewog den Großvezier zum ſchleunigen Rückzuge, ſelbſt mit Zurücklaſſung ſeiner ganzen Artillerie und des Gepäckes der Armee.

Die Häuſer der Stadt Corfu, die ungefähr zwölftauſend Einwohner zählt, haben gewöhnlich zwei Stockwerke, und weder Hof noch Garten. Sie ſind größtentheils mit Vorhallen verſehen, die bei ſtarker Hitze und zur Regenzeit ſehr zu ſtatten kommen, und haben flache Dächer oder Terraſſen. Die Stadt iſt ſchlecht gepflaſtert, und unreinlich; die Hauptſtraßen, nämlich die Kaufmanns-, St. Spiridions-, alte Feſtungs-, königliche und Waſſerſtraße ausgenommen. Bei dem Mangel an Abtrittsgruben in den Häuſern und Kaſernen, ſind die übrigen Straßen, die überdies alle enge ſind, voll von Unrath. Das Judenquartier gehört zu den weniger ſchmutzigen.

Weder die Stadt, noch deren Forts, haben eine Quelle; man findet nur Ciſternen, die bei dem Eintritte der Hitze zur Conſumtion der Bürger und der Beſatzung nicht zureichen. Ueberdies iſt dann das Waſſer trübe, übelſchmeckend und ungeſund. Daher treibt eine große

Anzahl von Fachini's oder italiäniſcher Laſtträger, einen großen Theil des Jahres hindurch, kein anderes Geſchäft, als daß ſie auf ihrem Rücken, oder auf Eſeln, auf dem Fluſſe Potamo, der nach dem Meſſengi der beträchtlichſte iſt, Waſſer hohlen, um es an die Bürger von Corfu zu verkaufen. Die Marine hohlt ihr Waſſer aus eben dieſem Fluſſe und aus der Quelle von Cariſ-bachia. Im Sommer 1798 mußte man ſogar aus eben dieſem Fluſſe auf einer gewiſſen Anzahl von Schiffen Waſſer hohlen, um die ausgetrockneten Ciſternen der Beſatzung zu füllen.

Seit den erſten Zeiten der Bekehrung der Inſulaner, war die Kirche von Corfu, der Sitz eines Biſthums, das gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts zu einem Erzbisthume erhoben wurde. Die Einkünfte des Erzbiſchoffs betragen ungefähr 15,000 Franken, mit Inbegriff einer Rente der Stadt von 2500 Franken; er hat zehn Domherrn unter ſich, welche das Kapitel ausmachen. Der biſchöffliche Pallaſt, ein wohlgebautes, ziemlich weitläuftiges, achteckiges Gebäude, von zwei Stockwerken, liegt in der Nähe der lateiniſchen Kathedralkirche und des Theaters. Außer dieſer Kathedralkirche, enthält die Stadt noch vier lateiniſche Kirchen, nämlich: das Collegium Annonciada, ein Franziskanerkloſter, ein Kapuziner- oder das Tenedos-Kloſter, und die Kirche der Jungfrau vom Roſenkranze, auf der Esplanade.

Einen griechiſchen Biſchof hat die Inſel nicht. Aus

Nachgiebigkeit gegen den Prälaten zu Venedig, verordnete der daſige Senat, daß die Biſchöffe der griechiſchen Kirche auf St. Maura, zu Argoſtoli (auf der Inſel Cephalonien) und zu Capſali (auf der Inſel Cerigo) ihren Sitz haben ſollten. Die biſchöffliche Würde der griechiſchen Kirche, wird auf Corfu durch einen Protopapa oder Erzprieſter repräſentirt, der, unter der Regierung der Venetianer, immer aus einer adelichen und zum Rathe gehörigen Familie gewählt wurde. Dieſer Protopapa bleibt immer fünf Jahre im Amte. Er wird durch die Stimmenmehrheit gewählt, und führt immer den Titel eines Groß-Protopapas, zum Unterſchiede der übrigen auf den andern Inſeln. Nach Verlauf jener fünf Jahre, tritt er wieder in die Klaſſe der Papas oder Weltprieſter zurück, und behält von ſeiner Würde keine andern Reſte, als einiges Anſehen, und das Recht einen carmoiſinrothen Gürtel zu tragen.

Die griechiſche Geiſtlichkeit iſt im Ganzen ſehr unwiſſend. Während meines Aufenthalts auf den joniſchen Inſeln und in Albanien, lernte ich mehrere Papas kennen, die weder leſen noch ſchreiben konnten. Sie hatten ſogar keine Begriffe von chriſtlicher Moral und Dogmatik, und verſtanden ſich nur auf das Leſen der auswendig gelernten Meſſe, und das Herſagen einiger Gebete, die ſie auf alle Umſtände anwendeten.

Die Bauart der griechiſchen Kirchen auf den joniſchen Inſeln, hat nichts Ausgezeichnetes. Die Zierden des Innern, das immer ſehr reinlich gehalten wird, be-

ſtehen in einfachem Getäfel, und einer großen Menge von Gemälden oder Schnitzeleien, auf Holz oder Metall; Bildhauerarbeiten ſieht man nicht. Sie werden durch viele Lampen erleuchtet, die Tag und Nacht vor den Bildern der Jungfrau und der Heiligen brennen. Alle Griechen haben in ihren Häuſern eins oder mehrere ſolcher Bilder, am Haupte des Bettes, vor welchen, wie in den Kirchen, eine brennende Lampe ſteht. Selbſt die Luſtdirnen beobachten dieſe Gewohnheit ſtrenge; ſie würden in der Nacht zu ſterben fürchten, wenn ſie nicht, beim Schlafengehen, vor dem Bilde der Jungfrau und ihres Schutzheiligen, ein Gebet herſagten.

Der Altar in der griechiſchen Kirche findet ſich hinter einem Verſchlage, ſo daß der Prieſter den Gottesdienſt ungeſehen verrichtet. Einige einzeln liegende, Privatperſonen gehörige, Kapellen, dienen zugleich dem Prieſter, der ſie beſorgt, zum Eß- und Schlafzimmer. Dem Altar gegen über, iſt das Bette, in welchem der Prieſter bei einer liebenswürdigen Gattin, die geiſtlichen Sorgen vergißt, um ſich mit einer rein irdiſchen Glückſeligkeit zu beſchäftigen.

Der Kirchengeſang der levantiſchen Griechen, iſt ſehr übeltönend, und ſcheint dem Ohre ſogar unerträglich, beſonders wenn man den Geſang in den italiäniſchen Kirchen gehört hat, wo die Dienſtmagd und der Bauer eben ſo richtig ſingen, als der Chorſänger.

Der griechiſchen Kirchen und Kapellen in der Stadt

Corfu, und deren Forts, ſind ſechs und dreißig. Die beträchtlichſten ſind die des heiligen Spiridion, und der Maria Spiliotiſſa. Die erſte iſt die einzige griechiſche Kirche auf den joniſchen Inſeln und in Albanien, an welcher ich einen Glockenthurm ſah; die übrigen Kirchen haben nur eine oder zwei ſehr kleine Glokken, die unter freiem Himmel auf dem Dache oder dem Portal zwiſchen zwei Pfoſten hängen.

Die Inſel hat eine ziemliche Menge griechiſcher Klöſter. Bei der Stadt ſind zwei Nonnenklöſter; das erſte für Adeliche, iſt in der Vorſtadt Caſtrati, das andere in Manduchio.

Die Kirche St. Spiridion iſt die verehrteſte, weil ſie eine Mumie enthält, welche die Mumie dieſes Heiligen ſeyn ſoll. Sie iſt die Kathedralkirche der Griechen, und wird von zehn Papas bedient, welche die Geſchäfte der Chorherrn verrichten, und mit den Canonicis der lateiniſchen Kirche gleiche Ehre genießen. Die Kirche iſt ſehr reich durch die zahlreichen ex voto, mit denen ſie verziert iſt; dies ſind Beine, Arme, Hände, Finger, Lampen, Schiffe und andere Gegenſtände von Gold oder Silber, welche die Frommen dem heil. Spiridion darbrachten, um ſeinen Schutz anzuflehen, oder ihm ihre Dankbarkeit zu beweiſen. Es giebt darunter ſogar Geſchenke von Muhamedanern.

Der heil. Spiridion wurde auf der Inſel Cypern geboren, und war anfangs Pfarrer. Durch ſeine

Tugenden gelangte er unter der Regierung Conſtantin des Großen zum Biſthum von Tremanto, einer Stadt auf Cypern, wo er ſtarb. Seine Leiche wurde zuerſt in ſeiner Kirche beigeſetzt, nachher aber nach Conſtantinopel gebracht, von wo ein Grieche ſie bei der Eroberung dieſer Hauptſtadt durch Muhamed II. nach Corfu rettete. Ein Sohn dieſes Griechen gab die Reliquie dieſes, durch viele Wunder vor und nach ſeinem Tode berühmten Heiligen, ſeiner Tochter als Brautſchatz, als er ſie an einen Adelichen auf Corfu, Stamati Bulgari, verheurathete. Seit dieſer Zeit blieben die Bulgari's Eigenthümer dieſer Reliquie, und immer bekleidet ein Mitglied dieſer Familie das Amt eines Protopapas oder Oberpfarrers an der Kirche des heil. Spiridion.

Die Mumie des heil. Spiridion wird in einer Ebenholzkiſte verwahrt, die mit vergoldeten und mit Edelſteinen beſetzten Silberplatten überzogen iſt. Vorn hat ſie ein großes Glasfenſter, durch welches man den Heiligen in ſeinem biſchöflichen Ornate ſieht. Die Griechen der joniſchen Inſeln, in Albanien und der Provinz Janna, ja ſelbſt die Lateiner, haben das größte Vertrauen zu dieſem Heiligen, und ſchreiben ihm alle glücklichen und unglücklichen Staats- und Privatereigniſſe zu. Der ſtärkſte Schwur der Corſioten iſt, wenn ſie bei dem heil. Spiridion ſchwören. Das gemeine Volk der Stadt würde eher Gott läſtern, als ſich den geringſten Scherz gegen ſeinen Heiligen erlauben.

Zum Andenken der Befreiung von Corfu im Jahre 1716, welche die Griechen dem heil. Spiridion zuſchrieben, wird der Kaſten des Heiligen, wie dies auch bei allen öffentlichen Unfällen geſchieht, alle Jahre, gegen die Mitte des Sommers, acht Tage hindurch, öffentlich ausgeſetzt. Während dieſer Zeit ſind die Thüren, die Fenſter und der Glockenthurm der Kirche mit Myrthen- und Lorbeerguirlanden und mit Bändern geziert; die Glocken tönen unaufhörlich, und die Papas ſind damit beſchäftigt, den Gläubigen den Schutz des Heiligen zu erflehen, und ihnen Wachskerzen, Bänder und andere Gegenſtände zu verkaufen, die man mit ſeiner Mumie berührt hat. Am achten Tage wird der Kaſten in großer Proceſſion in der Stadt und auf der Eſplanade umher getragen. Dieſe Proceſſion beſteht aus der ganzen griechiſchen Geiſtlichkeit der Inſel, und einer großen Menge von Papas vom feſten Lande, die dann ihre Taſchen mit Indulgenzen und Amuletten füllen. Sie zieht eine große Menge Fremder in die Stadt; es kommen Griechen von mehr als vierzig Lieues weit herbei.

Die in der Stadt wohnenden Juden machen ohngefähr das Sechſtel der Volksmenge aus. Sie wohnen in drei Straßen, deren Eingänge, zur Zeit der Venetianer, durch Thore verſchloſſen und durch Linientruppen bewacht wurden. — Die Juden von Corfu und Zante ſind größtentheils Abkömmlinge von denen, die vom Papſte Paul IV. aus Ancona vertrieben wurden, und in dieſe beiden Städte flüchteten. In den erſten Zeiten der venetianiſchen Herrſchaft, mußten die Juden auf Corfu

einen groſsen runden Fleck von gelbem Tuche auf der Bruſt tragen, und durften weder auf der Inſel, noch überhaupt auf venetianiſchem Gebiete, liegende Gründe beſitzen; doch verloren ſich dieſe tyranniſchen Gebräuche mit der Zeit. Indeſſen erdulden die Juden auf Corfu und Zante noch jetzt von Seiten der Griechen viele Demüthigungen. Vor der Ankunft der Franzoſen auf beiden Inſeln würde ein Jude, der ſich in der Oſterzeit auſserhalb ſeinem Quartiere hätte ſehen laſſen, in Gefahr geweſen ſeyn, ermordet zu werden. Die Generale Chabot und La Salcette ſahen ſich ſogar bei dem groſsen griechiſchen Feſte im Jahre 1798, genöthiget, die Judenquartiere durch franzöſiſche Detaſchements bewachen zu laſſen, um Unheil zu verhüten. Uebrigens ſind die Juden die induſtriöſeſte und arbeitſamſte Sekte auf den joniſchen Inſeln.

Die Stadt Corfu hat mehrere Caſinos nach Art der venetianiſchen. Sie iſt die einzige auf den joniſchen Inſeln, die ein Theater beſitzt, das auf der ehemaligen Börſe angelegt iſt. Es iſt klein, ſo wie der mit drei Logen-Reihen verſehene und ſchlecht verzierte Saal. Man giebt auf dieſem Theater italiäniſche Opern und Ballette, auf dieſelbe Art wie in Italien.

Weſtlich von der Stadt, unterhalb des neuen Forts und des Forts Abraham, iſt die Vorſtadt Manduchio. Sie iſt groſs, macht aber nur eine Straſse aus, die um die gleichnamige Bucht gebaut iſt, die zwiſchen dem neuen Fort und dem ziemlich hohen Berge Olivatte,

dem alten Iſthon liegt. Die Manduchioten ſind von Natur ſtolz und übermüthig. Sie treiben Schiffahrt, viele auch Seeräuberei. Können ſie dies nicht: ſo vermiethen ſie ſich an Privatleute als Meuchelmörder. Die Venetianer mußten oft Gewalt und Strenge gegen ſie brauchen.

Oberhalb dieſer Vorſtadt, ungefähr eine Lieue von der Stadt findet man den Flecken Potamo auf einem ſchönen Hügel, unter welchem der Fluß gleiches Namens ſich findet. Der Flecken und ſeine Umgebungen ſind lachend und maleriſch, und gewähren den Bürgern von Corfu einen ſehr angenehmen Spaziergang.

Südlich von der Stadt, oberhalb des Forts St. Sauveur, liegt die Vorſtadt Caſtrati, die größer als Manduchio iſt. Sie hat verſchiedene Straßen, und liegt theils an dem Ufer des Meeres um die gleichnamige Bucht, theils auf Hügeln und Anhöhen, auf der ſich ſehr angenehme, mit Orangen-, Citronen-, Palmen-, Feigen-, Granaten-, Oliven- und anderen Bäumen bepflanzte Weinberge befinden. Auch wird dieſe Gegend am häufigſten von den Bürgern von Corfu während des Sommers und eines Theils des Herbſtes beſucht. Die Caſtratiden haben ſanfte und ländliche Sitten; ſie beſchäftigen ſich mit Fiſchfangen, einiger Viehzucht, und mit dem Baue ihrer Gemüſegärten, die ſich auf eine ziemliche Strecke nach den äußeren Forts erſtrecken. Dieſe Gärten verſorgen die ganze Stadt mit Gemüſe. Der Name Caſtrati, der Hammel bedeu-

tet, rührt daher, daß auf den umliegenden Hügeln die Schafe geweidet werden, die man für die Schlachtbänke der Stadt mäſtet. *)

Am Ende von Caſtrati, ſüdſüdöſtlich, findet man ziemlich hohe Berge, welche die hintere Seite der Vorſtadt decken; und nahe dabei am Ufer des Canals, die ziemlich reiche Quelle Caridachio, die aus dem unteren Theile eines Berges entſpringt, und ein klares und geſundes Waſſer liefert, das für die Caſtratiden von Werth iſt.

Ungefähr eine halbe Lieue ſüdlich von Caſtrati, iſt der ehemalige Alcinous-Haven oder die Bay Paläopolis (Altſtadt), ſo genannt von den Neugriechen, weil Chryſſopolis, die Hauptſtadt der Phäacier, an ihrem Ufer ſtand. Nach der Behauptung einiger Schriftſteller hieß dieſe Stadt auch Cherſopolis, und lag auf einer Halbinſel. Die Angabe iſt jedoch unrichtig. Wenn eine Stadt in Corcyra ſo hieß: ſo kann es nur die geweſen ſeyn, die Cherſikrates auf der Stelle bauete, auf der jetzt Corfu ſteht, oder die, die

*) Ueber dieſe Etymologie giebt mir weder ein altgriechiſches, noch ein neugriechiſches Wörterbuch Aufſchluß: im Neugriechiſchen findet ſich aber das Wort καςρὰκι, Städtchen, das einem Etymologen leicht eine andere Erklärung an die Hand giebt. d. Ueb.

auf der Halbinſel Paläocaſtriſſa oder Caſſiope lag. *)

Die Bay Paläopolis iſt rund und etwas weniger groß, als die von Gouin; die Einfahrt iſt übrigens faſt eben ſo eng als bei jener Bay, und wurde ehedem durch eine Kette geſchloſſen. Gegen die Mitte dieſes Eingangs iſt eine kleine mit ſandigem Boden bedeckte Klippe Condiconiſſi genannt, auf der eine kleine griechiſche Kapelle ſteht. Nicht weit davon ſetzt man auf einer Fähre von Corfu nach Gaſturi und Lebenizza über.

Die Bucht iſt, den Hintergrund ausgenommen, wo ſich die Salzgruben von Caſtrati befinden, von Hügeln umringt. Die Einfahrt iſt gegenwärtig durch Sandbänke ſo verſtopft, daß nur ſehr kleine Schiffe einlaufen können; außerdem hätte man hier einen Kriegshaven anlegen können, der zwar weniger weitläuftig, aber weit ſicherer und leichter zu vertheidigen geweſen wäre, als der von Corfu. Mehrere Charten der Inſel geben die Bay von Paläopolis unter dem Namen des Sees Calichiopulo an, weil ein Corſiot dieſes Namens ſie zur Zeit der Venetianer pachtete, um das Recht zu ge=

*) Ein Scholiaſt des Dyoniſius Periegetes ſpricht von zwei Häven der Inſel der Phäacier, dem Haven Alcinous und dem Haven Hyllus. Callimachus nennt die Inſel Phäacien mit dem doppelten Haven, und Apollonius die Inſel, wo man auf beiden Seiten landet. D. Verſ.

mieſſen, dort eine Fiſcherei anzulegen. Th. Poriecchi nennt ſie Nekrothalaſſa (todtes Meer).

Chryſopolis ſcheint an dem Abhange der Berge gelegen zu haben, die ſich zwiſchen den Bergen von Caridachio und der Bay finden. Die Gärten des Alcinous lagen rechts von der Stadt, und erſtreckten ſich bis hinter die Bay, ſo daß ſie alle Höhen zwiſchen jener Stelle, und der Gegend hinter Caſtrati umfaßten. Noch jetzt heißen dieſe Gegenden die Gärten des Alcinous, und gewähren einen ſehr maleriſchen Spaziergang. Sie beſtehen bloß aus Gebüſchen von Myrthen, Lorbeer- und Granatbäumen, auf einem etwas bergigen Boden zerſtreut, der mit einem immer grünen Raſen von aromatiſchen Pflanzen und Blumen bedeckt iſt, daher man hier eine gewürzreiche Luft einathmet, ſo wie man zugleich unter den Orange-, Citronen- und Olivenbäumen friſchen Schatten genießt. Auch ſind dieſe Gehölze ſo durchbrochen, daß man auf den verſchiedenen Hügeln eine unendliche Menge angenehmer Ausſichten, ſowohl auf den Canal von Corfu und die Bay von Paläopolis, als auf das Innere der Inſel jenſeits und rechts derſelben erhält.

Die Salzwerke von Caſtrati nehmen einen Theil der Gegend der Alcinous-Gärten ein. Bei dieſen Salzwerken iſt eine Wieſe, auf der man eine ziemlich reiche Quelle friſchen Waſſers findet, die ſich in die Bucht verliert. Dieſe Wieſe wurde von den Gelehrten lange Zeit

Chryſſida genannt; die Caſtratiden und die Bauern haben ihr nachher den Namen Peramilia gegeben.

Vor mehr als einem Jahrhunderte fand man, unter alten Ruinen, in der Gegend, wo nach meiner Meinung Chryſſopolis lag, mehrere zu Grabmälern gehörige griechiſche Inſchriften, eine Statue des Germanicus und eine große Menge von Medaillen auf verſchiedene römiſche Kaiſer mit dem Attribute und dem Namen von Corcyra auf der Rückſeite. Dieſe Alterthümer wurden aber, ſo wie die mehreſten, welche die Venetianer fanden, nach Venedig gebracht, wo ſie in den Cabinetten verſchiedener Privatperſonen aufgehäuft wurden, ohne daß die Gelehrten ſie kennen zu lernen, und ſie für die Geſchichte zu benutzen in Stand geſetzt wurden.

Dritter Abſchnitt.

Sitten und Charakter der Griechen und der Venetianer auf den joniſchen Inſeln. — Kleidung der Corſioten beiderlei Geſchlechts. — Beſchreibung eines griechiſchen Dorffeſtes.

Unter allen neuen Völkern giebt es vielleicht keines, deſſen Character ſo verſchieden wäre, als das griechiſche. In mehreren Gegenden Europens und Aſiens zerſtreut, in verſchiedenen Ländern von aufgeklärten und gerechten Fürſten, in anderen von unwiſſenden und grauſamen Oberhäuptern beherrſcht, hier unter gebildeten und dort unter barbariſchen Völkern lebend, zeigen die Griechen dem Beobachter in jedem Lande, wo man ſie findet, einen beſondern Character. Dieſe Verſchiedenheit erzeugt zuweilen Widerſprüche in den Berichten der Reiſenden, und macht diejenigen irre, welche in ihren Gedanken die Griechen der Moldau und Wallachei den Griechen zu Conſtantinopel und in Natolien gleichſtellen, und die Griechen auf den joniſchen Inſeln für eben ſo ſtumpfſinnig halten, als die in Morea und im weſtlichen Theile von Albanien. Eine genauere Betrachtung zeigt ſie ſehr verſchieden nach den Gegenden; nur der Aberglaube kommt ihnen gemeinſchaftlich zu.

Die Griechen auf den joniſchen Inſeln ſind im Allgemeinen ſtolz und rachſüchtig; die geringſte Zänkerei endigt ſich ſelten ohne Blutvergießen. Wahrſcheinlich

haben ihnen die Neapolitaner und Venetianer, denen ſie lange unterworfen waren, ihre Rachſucht mitgetheilt.

Der Grieche iſt von Natur kriegeriſch. Er würde fähig ſeyn, unſere Sitten und Gewohnheiten anzunehmen, wenn nicht Unwiſſenheit und Aberglaube, in welchen ihn ſeine Beherrſcher und Prieſter immer ſorgfältig erhalten haben, hochherziger Gefühle unempfänglich machten. Seine Tapferkeit ſetzt er darein, ſich verſchanzt zu ſchlagen, ſich feig an denen zu rächen, die er haßt, und nie auszugehen, ohne mit einigen Waffen verſehen zu ſeyn. Oft vermachen ſterbende Griechen ihren Haß den Kindern; dieſe leiſten die Zuſage, ihren Vater zu rächen, und halten nur zu treulich Wort, ſo daß es auf den joniſchen Inſeln Erbhaß von mehreren Jahrhunderten her giebt. Oft nahmen die Familie und die Freunde, zuweilen ſogar ganze Dörfer, Theil an dieſen Privatzwiſten; dann war es nicht mehr bloße Zänkerei, ſondern ein Ausrottungskrieg; denn die Einwohner eines Dorfes kämpften mit der größten Erbitterung gegen die Einwohner eines andern; und mehr als einmal beſudelten die Sieger ihre traurigen Lorbeeren mit dem Blute ihrer Feinde, und deren Weiber und Kinder.

In dieſer Art von Bürgerkriegen begleiten die Weiber die Männer zum Kampfe, und auf der Erde liegend laden ſie die Gewehre ihres Geliebten, während er auf den Feind feuert. Würde dieſe Erbitterung bei dem Angriffe und der Vertheidigung durch Vaterlandsliebe erzeugt, und nicht durch einen niedrigen Haß, deſſen

Urſache iſt die nichts angeht, die ſich von ihm leiten laſſen, ſo könnte die Tapferkeit der Männer, und beſonders die Zärtlichkeit und muthige Aufopferung der Weiber dies Volk auf den höchſten Grad von Ruhm und Wohlſtand erheben. Alles führt zu der Ueberzeugung, daß, wenn nicht das Genie und die Induſtrie der Griechen, durch die Art von Stumpfſinnigkeit, in welcher die venetianiſche Regierung dieſe Nation gehalten hat, ſeit mehreren Jahrhunderten unterdrückt worden wären, der Boden der joniſchen Inſeln an Producten dem Boden des ſüdlichen Frankreichs gleich kommen würde.

Die Einbildungskraft der meiſten Griechen iſt lebhaft und fruchtbar, und ihre Urtheilskraft richtig; oft bemerkt der ſehr wenig Unterrichtete die Spitzfindigkeit einer Frage, die ſchwache Seite einer Sache und die ſchönſten Stellen einer Rede. — Wie gut könnte eine weiſe und aufgeklärte Regierung ſo viel glückliche Anlagen benutzen! *) Ihre Sprache iſt das Neu- oder Gemeine-Griechiſche, die aus dem Alt- oder Gelehrten-Griechiſchen, und einer großen Menge aus dem Alt-Griechiſchen, Italiäniſchen, und Albaniſchen gemiſchten Wörtern beſteht.

Die Griechen beiderlei Geſchlechts ſind im Allgemeinen groß, wohlgebaut und ſtark; Buckliche und

*) Daß die Venetianer es nicht thaten, ergiebt ſich aus dieſer und aus anderen Stellen; einige genauere Angaben über den Zuſtand des öffentlichen Unterrichts auf den joniſchen Inſeln enthält der letzte Abſchnitt. d. Ueb.

Lahme ſind ſelten unter ihnen. Die Männer haben einen ungezwungenen und ſtolzen Gang, ſie ſind leicht im Laufen, gewandt im Schießen, und in körperlichen Uebungen unſern Bauern weit überlegen. Sie ſind mäßig, und gewohnt, auf hartem Lager zu ſchlafen; das Arbeiten aber lieben ſie nicht. Auf ihre Weiber ſind ſie ſehr eiferſüchtig, und ſie behandeln dieſelben als Sklavinnen. Bei den Reichen beſteht dieſe Unterdrückung des weiblichen Geſchlechts darin, daß ſie die Weiber einſperren, und den Blicken der Männer, vorzüglich der Fremden, entziehen; bei den Armen darin, daß die Weiber alle Arbeit in der Wirthſchaft, und ſelbſt bei dem Feldbaue verrichten, und ihre Männer bedienen müſſen. Im Allgemeinen haben die Griechinnen auf den joniſchen Inſeln nicht eben ſehr regelmäßige Züge; aber eine ſehr weiße Haut und einen ſehr ſchönen Buſen. Auch ſetze ich mit Vergnügen hinzu, daß ſie viel Klugheit und Sanftheit beſitzen.

Es iſt etwas ſehr Gewöhnliches, den griechiſchen Bauer bei Tiſche von ſeiner Frau bedient, und ihr und den Kindern den Reſt laſſen zu ſehen; auch giebt er den Unglücklichen weder Strümpfe noch Schuhe, da hingegen er gut gekleidet iſt, und die Taſche voll Geld hat, das er verſpielt oder in der Schenke verzehrt. So reich übrigens die griechiſchen Bauern ſeyn mögen: ſo verkaufen ſie doch ſelbſt auf den Märkten der Städte und Flekken, Gemüſe und andere Waaren, die ſie gewinnen, theils aus hergebrachter Gewohnheit, als Hausherren,

theils aus Eiferſucht auf ihre Weiber, die auch nichts mit dem Einkaufen zu thun haben.

So wie aber die mehreſten Weiber auf dem Lande ihre Männer bedienen, und die härteſten Arbeiten verrichten müſſen: ſo laſſen ſich dagegen die Weiber in den Städten von ihren Gatten bedienen, und ſind ſo faul, daß ſie ſich gar nicht um das Hauswesen bekümmern, und der Mann ſogar für das Eſſen ſorgen muß.

Die Fremden, die auf den joniſchen Inſeln reiſen, können darauf rechnen, auf der Straße ſchlafen zu müſſen, wenn ſie nicht an dem Orte, wohin ſie kommen, Bekanntſchaft haben, oder Empfehlungen an irgend einen Einwohner mitbringen. Auf alle Fälle muß man ſich mit Lebensmitteln verſehen; denn es koſtet viele Mühe, ſich dergleichen in Ländern zu verſchaffen, wo die Einwohner ſehr mäßig leben, und keine Wirthshäuſer ſich finden. Uebrigens nehmen die Griechen, troß allen Empfehlungen, Fremde ungern in ihre Häuſer auf, wenn ſich Frauenzimmer darin befinden. In dieſem Falle ermangeln ſie jedoch nicht, ſie bei Freunden unterzubringen, die keine Frauenzimmer im Hauſe haben.

Wenn Fremde in ein Haus kommen, worin ſich Frauenzimmer befinden; ſo ziehen dieſe ſich ſogleich in ihr Zimmer zurück, wenn jene nicht beſonders gute Bekannte ihres Vaters oder Gatten ſind, der den Fremden die Gefälligkeit erweiſet, ſie zur Tiſchzeit ſeine Frau oder ſeine Töchter ſehen zu laſſen; nie aber können Fremde

es dahin bringen, daß die Frauenzimmer ſich mit an den Tiſch ſetzen; ſie müſſen ſie in einiger Entfernung betrachten; die Damen dürfen ſich nicht einmal in dem Zimmer niederſetzen. Dieſer lächerliche und tyranniſche Gebrauch herrſcht jedoch nur auf den Dörfern; in den Städten nähern ſich die Sitten der Griechen mehr den italiäniſchen.

Die Griechen halten weit weniger auf Purganzen und andere heſtige Arzneimittel, als wir; ſie brauchen Säuren, ſtärkende, laxirende und ſchweißtreibende Tiſanen, geiſtige Getränke, Kräuter und Gewürze aller Art. Mehrentheils curiren ſie ſich ſelbſt; auch giebt es auf den joniſchen Inſeln keine anderen Apotheker als Gewürzhändler. Aeſculaps Kunſt ſteht übrigens in großen Ehren, weil die Aerzte ſelten ſind, und gelehrt ſeyn müſſen, da man ſie nur in ſchwierigen und außerordentlichen Fällen ruft. Man ſieht indeſſen wenig ſehr alte Leute auf den Inſeln und in Nieder-Albanien, und dies iſt vielleicht eine der Urſachen ihrer großen Ehrfurcht für die Greiſe.

Die Venetianer, die auf den joniſchen Inſeln wohnen, haben im Allgemeinen Sitten und Kleidung mit den Bürgern von Venedig gemein. Die wohlhabenden Griechen und die Adelichen kleiden ſich auf dieſelbe Art. Dieſe Venetianer ſind träge, und wenig aufgeklärt, mit Ausnahme derer, die in Italien ſtudirt haben. Ungeachtet ſie meiſtens nicht ſehr reich ſind: ſo mögen ſie doch lieber den größten Theil des Tages an den Thü-

vor eines Kaffeehauſes, in einen rothen oder weißen Mantel gehüllt, ſitzen, als ſich mit etwas Nützlichem beſchäftigen. Da dieſe Art zu leben ihren Wohlſtand nicht vermehrt: ſo führen ſie oft einen ſehr magern Tiſch, und behalten die wenigen Zechinen, die ſie beſitzen, um ſich wie Adeliche zu kleiden; denn ſie ſind alle eben ſo ſehr zum Luxus geneigt, als die wohlhabenden Einwohner der beträchtlichſten Städte Italiens.

Wenn übrigens dieſe Italiäner ihren Appetit nicht zu Hauſe ſtillen: ſo entſchädigen ſie ſich dafür mit Wucher, wenn ſie anderwärts ſpeiſen. Den Beweis davon erhielten wir bei mehreren großen Gaſtereien, die der General Chabot in Corfu bei den Bällen gab, zu welchen die Damen der Stadt eingeladen waren. Die Venetianer aßen ſich zum Berſten voll, und ſteckten Obſt, Confituren, Backwerk, ja ſelbſt Fleiſch und Stücke von Geflügel ein. Ohne die geringſte Behutſamkeit nahmen ſie alles, was ihnen anſtand, ſelbſt, oder von ihren Weibern. Dieſe, die ſich eben ſo gut, wie ihre Männer verſorgten, blieben für ſich ſelbſt nicht müßig; ſchade nur, daß damals die kleinen Tragbeutel, nachher Ridicules genannt, noch nicht auf Corfu Mode waren; die Damen würden ſich ihrer auf eine ſehr nützliche Art haben bedienen können.

Von der Geſellſchaft der italiäniſchen Inſelbewohner iſt wenig Erfreuliches zu erwarten, weil der Eigennutz allein zur Aufnahme in dieſelben berechtigt. Wenn ein Fremder zum erſtenmal in dieſelben tritt, ſo fragt

man nach ſeinem Stande, ſeinem Amte und ſeinem V[...]
mögen, aber nie nach ſeinen Sitten und Talenten. [...]
machten faſt alle Franzoſen Geſellſchaft unter ſich, [...]
ſo mehr, da in den erſten Zeiten unſers Aufenthalts [...]
rechtlichen Einwohner uns mit den Militärperſonen [...]
wechſelten, welche die venetianiſche Regierung in [...]
Länder ſandte, die, im Allgemeinen, ihrem Betra[...]
und ihren Sitten nach, gleich verächtlich, und in i[...]
Sittenloſigkeit und niedriger Denkungsart zum [...]
ſo weit gegangen waren, daß ſie ihre Weiber [...]
Schande preisgaben, um ſich mehr Bequemlichkeit [...]
verſchaffen.

Die Kleidung der Griechen iſt beinahe auf allen [...]
niſchen Inſeln dieſelbe. Um davon einen allgemei[...]
Begriff zu geben, will ich die Kleidung der Einwoh[...]
des Cantons von Milichia auf der Inſel Corfu, und [...]
der Bauern in den Gegenden der Stadt Corfu [...]
ſchreiben.

Die Leſchimioten tragen ein kurzes blaues oder
braunes Camiſol von Tuch oder ſeidnem Zeuche, Con-
doguni *) genannt. Dies Camiſol hat keinen Kragen,
iſt aber um den Hals mit breiten Schnürchen oder mit
Stickerei von Gold, Silber, Seide oder Wolle beſetzt,
je nachdem der, der es trägt, reich iſt. Eben ſolche
Zierrathen hat daſſelbe vorn und am Ende der Aermel,

*) Kontogunon heißt eigentlich im Neugriechiſchen ein kur-
zer Pelz oder auch Pelzmantel. D. Ueb.

ſehr lang ſind. Dieſe Aermel ſind gegen das Ende Sammet oder Seidenzeuch von anderer Art, als das [Cam]iſol, gefüttert, am Gelenke aufgeſtützt, ohne Zier[ra]ten, unten aber mit einer Reihe kleiner Knöpfe von [Sil]ber oder vergoldetem Kupfer verſehen, ſo wie die [Vo]rdertheile der Weſte, die eben ſo wie das Ende der [Aer]mel gefüttert ſind.

Unter dieſem Camiſol tragen die Griechen einen [...]. Socardi genannt, ebenfalls ohne Kragen, der [...]er über die Bruſt und am Ende mit einer breiten [Bo]rte und großen, mit der Garnitur des Camiſols über[ein]kommenden, Knöpfen beſetzt iſt.

Die Beinkleider ſind von blauem baumwollenen [Z]euche, das im Lande verfertigt wird. Sie ſind ſchurz[ar]tig gemacht, doch ſo, daß ſie zwiſchen den Schenkeln [ke]ine Fuge haben, die ihnen die Form gewöhnlicher, aber [ſe]hr weiter Beinkleider giebt. Während des Winters [t]ragen wohlhabende Griechen Beinkleider von blauem [T]uch.

Die Strümpfe ſind von Baumwolle, weiß, blau oder braun. Sie werden durch die Beinkleider und durch Kniegürtel feſtgehalten. Dieſe Gürtel, die Scal-ſodeta *) heißen, ſind gewöhnlich von carmoiſinrothem

*) Dies Wort, das vielleicht, wie mehrere neugriechiſche, eher aus dem Italiäniſchen, als aus dem Griechiſchen herzuleiten iſt, findet ſich in Weigels neugriechiſchem Wörterbuche

Seide, und mit Gold oder Silber geſtickt, oder auch von blauer, ſchwarzer oder rother wollener Stickerei, und mit ſehr breiten ſilbernen oder kupfernen Schnallen verſehen, oft auch mit einer gewiſſen Zahl kleiner Knöpfe beſetzt. Sie werden über der Wade getragen.

Um die Lenden tragen die Griechen einen breiten Gürtel von carmoiſinrother oder gelber Seide, oder Wolle, Zonari genannt, womit ſie ſich den Leib feſt einſchnüren. Einige dieſer Gürtel beſtehen aus einem langen am Ende mit Franzen beſetzten Stücke Zeuch, andere aus Schnürchen, die durch runde, in gewiſſen Entfernungen ſtehende, Knöpfe verbunden ſind. Männer und Weiber tragen Hemden von baumwollenem Zeuche oder von Leinwand. Schnupftücher brauchen nur wohlhabende Perſonen.

Die Fußbedeckung der Griechen beſteht aus Schuhen von gewöhnlichem Leder mit großen ſilbernen Schnallen. Auf dem Kopfe tragen ſie eine große Mütze von rother Wolle, Scufia (Skuphia) genannt, oder eine große Kappe von feinem Wollenzeuche von derſelben Farbe (Feſſi oder Pheſi), die oben, gegen die Mitte zu, mit einem kleinen ſeidenen Buſche beſetzt iſt. Die Haare tragen die meiſten Griechen lang, ungepudert, geflochten und unter der Mütze aufgeſchlagen, un-

nicht; dagegen treffen die übrigen vorhergehenden und folgenden, bei denen keine Anmerkung ſich findet, mit den Angaben dieſes Wörterbuchs zuſammen. d. Ueb.

welcher ſie an der Stirn mehrere horizontale Falten machen; der kleinere Theil trägt den Kopf geſchoren. Den Bart ſcheeren die Griechen; doch laſſen ſie Zwickelbärte ſtehen, die ſie zur männlichen Schönheit rechnen. Sie tragen einen einzigen Ohrring.

Zum Schutze gegen Sonne und Regen tragen die Griechen auf dem Kopfe ein Stück feiner blauer Leinwand, ungefähr ſechs Fuß lang und anderthalb breit, deſſen Ränder vielfarbig, die äußerſten Spitzen aber mit einer Franze oder einer Trobdel beſetzt ſind. Dieſe Art von Shawl, Fanta genannt, *) iſt von den Griechen des feſten Landes auf die Inſel gebracht worden, und dient noch zu verſchiedenen andern Zwecken. So trägt man ihn außerdem noch um den Hals nachläſſig gerollt als Binde, oder ſtark zuſammen gezogen um den ganzen Kopf in der Form eines Turbans. Auch dient er einfach um den Hals gelegt oder auf den Rücken oder auf die Bruſt herabhängend, oder auf einer Schulter getragen, und vorn und hinten herabfallend als Zierde.

Der Mantel der mehreſten Griechen iſt ein kurzer Ueberrock mit einer Kappe, Levantine genannt. Außerdem tragen die Seeleute ein weites und langes Camiſol von demſelben Zeuche, an welches einige ebenfalls eine Regenkappe ſetzen. Das zu den Levantinen gebrauchte Zeuch iſt braune dichte Wolle. Sie wird in

*) Wahrſcheinlich von φάντα, ein Stück Leinwand oder Zeuch, vorzüglich um etwas darin zu tragen. D. Ueb.

der Gegend von Arta (in Nieder-Albanien, vorzüglich zu Jagora) und im Archipel verfertigt. Die eine Seite iſt kahl, die andere aber gleicht der Haut eines nicht geſchornen Schafes, weil die Wolle dazu in der Form kleiner gedrehter und ſpitziger Lichttochte bearbeitet wird. Dieſe Seite drehen die Griechen, wenn es regnet, auswärts, ſo daß das darauf fallende Waſſer längs der wollenen Tochte auf die Erde fließt, und nicht durch den Mantel dringt, wenn auch der, der ihn trägt, vier und zwanzig Stunden dem Regen ausgeſetzt bliebe. Iſt es kalt, ſo wird dieſe Seite einwärts gekehrt. — Dieſe Ueberröcke und Camiſöler ſind an den Aermeln, vorn, unter den Armen und am Kragen mit Borten oder Schnüren von Gold, Silber, Seide oder Wolle, oder mit verſchieden zugeſchnittenen Stücken von Scharlachtuch geziert.

Die Griechen in den Vorſtädten von Corfu und den Flecken der Inſel kleiden ſich wie die Leſchimioten; aber die armen Bauern tragen nur Beinkleider von grauer Leinwand; ihre übrigen Hauptkleidungsſtücke ſind, mit Ausnahme der Levantinen, von grober blauer Baumwolle, oder von grobem blauen Tuche. Strümpfe tragen ſie nicht, und ihre Schuhe, Zarucchia*) genannt, ſind eine Art von Sandalen, die ſie aus behaarten

*) Dies Wort findet ſich wieder nicht in dem obgedachten neugriechiſchen Wörterbuche, und ſcheint ſich auch nicht ohne Zwang aus dem Italiäniſchen herleiten zu laſſen.

D. Ueb.

Schweinsleder verfertigen, das ſie in Form von Sohlen ſchneiden, und an die ſie dann Streifen von demſelben Leder nähen, oder andere Lederſtreifen heften, die zur Befeſtigung ihres Schuhwerks dienen, um, ſo gut als möglich, den Fuß und den untern Theil des Beins nach Art der Cothurnen, zu bedecken.

Am Gürtel tragen die Griechen gewöhnlich ein großes Meſſer, deſſen Griff von Ebenholz, die Scheide aber mit Silber oder Kupfer beſetzt iſt. Dieſe Art von Dolch heißt Moro, weil die Spitze des Griffs gewöhnlich einen Negerkopf vorſtellt. Wenn die Griechen zu Felde ziehen, ſo nehmen ſie dazu noch einen kleinen und ſpitzigen Dolch, Stilet genannt, mehrere Piſtolen und ein Gewehr.

Die Waffen der Griechen werden meiſtens zu Brescia, Venedig und in Dalmatien verfertigt. Die Gewehre und Piſtolen ſind vom Jagdkaliber, und haben einen ſehr langen Lauf. Der Schaft iſt ſehr kurz, der Kolben, der platt, klein und gekrümmt iſt, hat am Ende einen zirkelrunden Einſchnitt, in welchen der Jäger die rechte Schulter drückt, ſo daß es ihm leicht wird, das Gewehr richtig und unbeweglich zu halten. Die Zapfen und die übrige Beſetzung der Gewehre ſind von Silber oder Kupfer; der Ladeſtock iſt von Holz; Bajonette haben dieſe Gewehre nicht. Der lange Riemen an denſelben der von Maroquin zu ſeyn pflegt, iſt immer ſehr loſe, um ſie auf alle Art zu tragen. Wegen der Kürze und Dicke des Laufs, und der Menge Zier-

ruthen ſind ſie weit plumper als unſere Jagdflinten. Die der Reichen haben am Schafte ziemlich gute Sculptur. Der ärmſte Bauer würde übrigens lieber die nothwendigſten Bedürfniſſe entbehren, als ein Gewehr, einen Dolch und ein Paar Piſtolen.

Die Griechen rauchen ſtark Tabak; einige Greiſe ſchnupfen, aber außer Seeleuten ſieht man faſt Niemand Tabak kauen. Ohne den Geiz der Männer würden viele Griechinnen, gleich den türkiſchen Frauen, eben ſo wie ihre Gatten, rauchen.

Die Weiber von Leſchimo tragen Camiſöler von ſcharlachrothem oder blauem Tuche, Zileco *) genannt, mehrentheils ringsumher und an den Aermeln mit goldenen, ſilbernen, ſeidenen oder wollenen Borten beſetzt. Unter dieſem Camiſole tragen ſie einen Latz von Tuch oder Gold-, Silber- oder bloß von Seidenbrocat, Secarbi genannt, der vorn offen, und eben ſo wie das Camiſol, mit Borten und mit großen runden Knöpfen von Silber oder vergoldetem Kupfer beſetzt iſt. Zum Schutze ihres Buſens tragen ſie zwiſchen der oberen Oeffnung des Weſtchens und des Hemdes eine Art von dreieckigem, gleichſeitigem Bruſtſtück, aus Pappe, mit demſelben Zeuche überzogen und eben ſo beſetzt wie das

*) Wahrſcheinlich verſtümmelt aus dem neugriechiſchen Worte Σωγίλεκον, Camiſol, das übrigens im Neugriechiſchen auch Καμιζόλα oder Καμιζόρα heißt, ſo wie Weſte auch durch Βέστα ausgedrückt wird. D. Ueb.

Weſtchen, Petturina genannt. — Der Oberrock, der Carpeta heißt, fällt bis auf die Fußknöchel herab, iſt von demſelben Tuche wie das Camiſol, und unterhalb zweier Falten, mit einer eben ſolchen, nur breitern Borte wie das Zileco beſetzt. — Auch tragen dieſe Griechinnen eine Schürze von feinem Zitz, und Strümpfe von guter rother Wolle, Scalzunia ſtamata genannt; ihre Schuhe, Lenetia, ſind faſt wie die franzöſiſchen; ſie haben hölzerne Abſätze, und ſind unter den Schnallen, die, wie bei den Mannsperſonen von Silber ſind, brodirt. *)

Der Kopfputz der Griechinnen iſt einfach, aber nett. Sie flechten ihre Haare mit einem feinen und ſehr breiten roſafarbenen (Taft-) Bande, Taftades genannt, und machen damit eine Guirlande um den Kopf, den ſie mit einem Shawl von Muſſelin (Albolia) **) von ſchwefelgelber Farbe, der am Rande mit ſehr feinen weißen Spitzen beſetzt iſt, bedecken. Dieſer Shawl iſt ſo lang, daß ſie ihn noch hinter dem Halſe kreuzweiſe zuſammenlegen und nach vorn zu, zur Bedeckung der Bruſt, zie-

*) Von den hier aufgeführten Wörtern ſcheint Petturina ganz italiäniſch; Scalzunia ſtamata aus dem Italiäniſchen und Griechiſchen gemiſcht; Carpeta oder Korpeta aber iſt ein neugriechiſches Wort, das ein langwolliges Tuch zum Decken bedeutet. Lenetia findet ſich weder im Italiäniſchen noch im Griechiſchen. D. Ueb.

**) Ob dieſer Name hier richtig gedruckt ſey, läßt ſich hier nicht entſcheiden. D. Ueb.

hen können. In den Ohren tragen ſie goldene mit Edelgeſteinen oder Perlen beſetzte, oder auch ſilberne, künſtlich geflochtene Ringe; und eben ſo ſieht man an ihren Fingern viele goldene oder ſilberne Ringe. Ihr Hals iſt mit Ketten, Manini genannt, die zu Zante oder Venedig verfertigt werden, oder mit ſtarken goldenen oder ſilbernen Schnüren bedeckt. Auf der rechten Seite des Kopfes tragen ſie eine goldene oder ſilberne, mit Edelſteinen oder Perlen beſetzte Nadel, Fiori genannt. *)

Die Weiber von Leſchimo gelten für die ſchönſten und eleganteſten auf der Inſel; auch ſind ſie liebenswürdiger, und werden weniger ſchlecht behandelt, als in den übrigen Cantons. Die Weiber in den übrigen Gegenden hüllen gewöhnlich um den Kopf ein großes Tuch von weißer Baumwolle, das in mehrere Falten gelegt und mit einer ſtarken ſilbernen Nadel befeſtigt wird. Sie tragen einen kurzen Rock von ſchwarzwollenem und ein kleines Camiſol von weißwollenem Zeuche, das ſie ſelbſt verfertigen; ihre Feierkleider ſind von Tuch oder grobem ſeidenem Zeuche und ſehr ſchlecht gemacht; die reichſten tragen dergleichen Kleider von Gold- oder Silberbrocat, ſo wie Armbänder und einen breiten ſeidenen Gürtel mit großen ſilbernen ſchön gegitterten Schnallen; bei den mehrſten vertritt jedoch die Stelle des Gürtels eine ſtarke goldene oder ſilberne Platte in Form einer Muſchel, die ſtark mit Steinen oder Perlen

*) Manini ſowohl als Fiori ſcheinen bloß italiäniſchen Urſprungs zu ſeyn. D. Ueb.

beſetzt iſt. Faſt alle dieſe Weiber haben nur eine feierliche Kleidung, die zuweilen als Ausſteuer gegeben wird. Viele tragen die Kleider ihrer Urgroßmütter, ſo daß ein und daſſelbe Kleid in der Familie mehrere Jahrhunderte hindurch prangt; und darüber braucht man ſich nicht zu wundern, da dieſe Kleider Seidenbrocat ſind, und oft nur am Oſterfeiertage oder an dem Feſte des Schutzheiligen des Orts gebraucht werden.

Die Griechinnen, die in der Stadt (Corfu) wohnen, ſind halb venetianiſch, halb franzöſiſch gekleidet, aber nicht nach der neueſten Mode. — Die Weiber in dem Flecken Patamo und in den Vorſtädten von Corfu behalten eine alte Tracht der italiäniſchen Bäuerinnen bei, die einſt die Griechinnen in der Stadt trugen.

Die Corfioten feiern ihre Feſte immer in Gehölzen, oder unter freiem Himmel. Dieſe Feſte werden gewöhnlich zur Ehre des Schutzheiligen des Orts gehalten. In einer nahen mit Bäumen bedeckten Gegend werden Zelte von weißer Leinwand aufgeſchlagen, die mit Kränzen und Guirlanden von Myrthen und Lorbeeren, von Blumen und Bändern durchflochten, ausgeſchmückt werden. Unter dieſen Zelten ſind Teppiche, Tafeln und Seſſel.

Eine große Menge von Griechen beiderlei Geſchlechts begeben ſich früh aus den benachbarten Flecken und Dörfern zu dem Feſte. Die Männer ſind zu Fuße, und mit ihren ſchönſten Kleidern und Waffen geſchmückt. Die

Weiber, die in ihrer Staatskleidung auf Pferden, Eſeln oder Mauleſeln reuten, werden von den Männern geführt.

Bei der Ankunft an dem Orte des Feſtes beſteht das erſte Geſchäft der Männer darin, daß ſie bei ihren Freunden die Weiber unterbringen und die Waffen ablegen. Alle zu einer Geſellſchaft gehörigen Weiber ſind in einem und die Männer in einem andern Zimmer bei einander. Die Greiſe des Orts wählen eine gewiſſe Anzahl von Einwohnern aus, die unter dem Befehle eines Anführers, die Polizeidienſte verrichten. Dieſe Griechen, die ſich mit Bändern und Sträußern ſchmücken, um ſich als Polizeiwächter auszuzeichnen, durchſtreichen das Dorf truppweiſe und bewaffnet, um überall Ordnung zu halten, und geben den Tag über verſchiedene Salven, um die verſchiedenen Perioden des Feſtes anzudeuten.

Nach dem Gottesdienſte begeben ſich beide Geſchlechter nach dem zum Feſte bezeichneten Orte, und nehmen jetzt, in einzelne Geſellſchaften vereinigt, ihre Mahlzeit ein. Ein Theil ſetzt ſich unter die Zelte, wo man gewöhnlich ganz gebratene Hämmel aufträgt; andere halten ihre Mahlzeit in den Häuſern, oder vor denſelben auf dem Graſeplatze, unter dem Schatten einer Plantane, eines Orangen- oder Olivenbaums. Die mit den Einwohnern bekannten Albaneſer und Italiäner werden in die Geſellſchaft zugelaſſen. Einzelne Truppen von Muſikern, die größtentheils aus Griechen des Orts und ihren Freunden beſtehen, durchſtreifen, mit Bändern und

Blumen geſchmückt, und auf einer dreiſaitigen Violine, auf der Flöte, *) der türkiſchen Guitarre oder dem Tambourin ſpielend, durchſtreifen die Zelte und die Zugänge zu dem Orte des Feſtes, und ermuntern die Theilnehmer theils durch ihre Geſänge und ihr Spiel, theils durch ihre poſſirlichen Bewegungen zum Vergnügen.

Sobald der Hunger geſtillt iſt, denkt man an den Tanz, ohne jedoch das Schmauſen aufzugeben. Der Tiſch wird dann mit Wein, Liqueurs, Kaffee, Früchten, Eingemachtem und Gebackenem beſetzt. Männer und Weiber verlaſſen wechſelsweiſe die Tafel, um auf dem Graſeplatze zu tanzen, und nehmen dann wieder ihre Stelle am Tiſche ein. Die Haupttänze der Griechen ſind die Romeika, der Arnaut oder der albaniſche, und der aus dem Pyrrhiſchen entſtandene Candiotiſche.

Während die jungen Leute tanzen und Wettrennen anſtellen, wobei die Sieger Preiſe erhalten, beſchäftigen ſich die Greiſe mit Trinken und Spielen; denn beides lieben ſie. Auch ſchießen die Männer um die Wette, aufgemuntert durch Summen, die ſie unter ſich ausſezzen, oder durch Preiſe, welche die Einwohner des Orts geben. So endigt der Tag unter verſchiedenen Spielen, Leibesübungen und Vergnügungen der Tafel.

*) Im Originale iſt hier, ſo wie weiter unten im 7ten Abſchnitte, wo der Flöte erwähnt iſt, die Flute à bec genannt, die mit der Flute douce übereinſtimmen ſoll, hier aber wohl eine andere Flöte ſeyn könnte. D. Ueb.

Die franzöſiſchen Soldaten waren große Liebhaber dieſer Feſte; denn ſobald ſie ſich dabei zeigten, wurden ſie eingeladen, Theil daran zu nehmen; man erlaubte ihnen aber nicht mit den Weibern zu tanzen; eine Einſchränkung, die im Allgemeinen alle Fremde traf. Die Weiber müſſen übrigens dieſe Zuſammenkünfte eifrig wünſchen; denn dieß iſt die einzige Zeit, wo ſie einige Freiheit genießen, und an den Vergnügungen der Männer Theil nehmen. Die Griechen ſind im Allgemeinen fröhlich, geſellſchaftlich und zum Vergnügen geneigt. An einem Feſttage iſt ihnen nichts zu theuer; ſie bewirthen dann gern Arme und Fremde.

Nach Beendigung des Feſtes ziehen die Griechen, die nicht aus dem Orte ſind, truppweiſe, unter Muſik und Geſängen, und unter vielen Salven, zuerſt beim Abſchiede von dem Orte des Feſtes, dann bei der Trennung unter ſich, oder auch beim Vorüberziehen an einem Dorfe, in welchem ſie Freunde haben, nach ihren Dörfern zurück. Dieſe Salven werden von Freudengeſchrei, und von Vivats für die, die man begrüßt, begleitet. Dieſe Salven werden von Jedem, der ſie erhält, ſogleich erwiedert, weil man dergleichen Ereigniſſe vorher weiß, und die Griechen immer mehrere geladene Gewehre bereit haben.

Die Feſte, die während des Aufenthalts der Franzoſen in Corfu, in dem Flecken Potamo und in den Vorſtädten Caſtrati und Manduchio gefeiert wurden, machten uns, durch die Mannichfaltigkeit der Trach-

ten und die maleriſchen Anſichten, die das Gemiſch der Griechen, Franzoſen, Albaneſer, Italiäner und einiger Türken gewährte, ſo wie durch die beſtändige Lebhaftigkeit, die der lärmende Frohſinn der Griechen in dieſe Wallfahrten brachte, viel Vergnügen.

Im achten Geſange der Odyſſee ſagt Homer in der Schilderung der Feſte, die Alcinous dem Ulyſſes gab, daß die Phäacier ſehr gewandt im Wettrennen und Tanzen wären. Die Corſioten haben weder von dieſer Gewandtheit, noch von der Neigung ihrer Vorfahren zu dieſen Arten von Spielen etwas verloren.

Vierter Abſchnitt.

Produkte der Inſel Corfu. — Ackerbau und Handel. — Färbereien. — Mühlſteine, welche die Griechen brauchen. — Irdene Geſchirrfabrik zu Caſtratt. — Vieh. — Marine der Corſioten. — Fiſchfang. — Salzwerke. — Klima der joniſchen Inſeln.

Die Getraidearten, die man auf Corfu und andern joniſchen Inſeln am ſtärkſten baut, ſind Roggen und Mais. Waizen wird nur wenig gebaut, ungeachtet der Bau dem Boden vollkommen angemeſſen iſt. Eine beſondere Getraideart, beſonders auf Corfu, iſt der Calambochio, vielleicht der ägyptiſche Durra

Chami. Nach ſeinen Blättern, Stielen und buſchigen Aehren, ſieht er faſt eben ſo aus, wie der gewöhnliche Hirſe; aber ſeine Körner ſind von matter Weiße, platt, und von der Größe eines Wickenkornes. Man macht daraus Suppen und ſchlechtes Brod, wovon Arme ſich nähren. Die wohlhabenderen Griechen vermiſchen das Calambochio-Mehl mit Roggen und Maismehl, und backen daraus ein ziemlich gutes Brod.

Das Getraide, das man auf der Inſel Corfu ärndtet, reicht zur Nahrung der Einwohner nur auf ein halbes Jahr hin; *) das übrige Getraide und die mangelnden Hülſenfrüchte, werden aus Morea, der Barbarei und aus Aegypten gezogen.

Die Weinberge von Corfu liefern nur mittelmäſſige Weine, und nur für ein Drittheil des Jahres. Die weniger ſchlechten ſind die Weine von Bedati (im Canton Liapades) und die von Arghirades (im Canton Leſchimo). Beſſer würden ſie ſeyn, wenn man die Weinberge ſorgfältiger baute, und bei der Verfertigung des Weins unſere Grundſätze befolgte; aber alle Stöcke ſind ſehr alt, und liefern eine ſehr grobe Frucht, die man mit corinthiſchen Trauben vermiſchen ſollte, um ihrem Safte das Weinſteinichte zu benehmen, das ihn vorzüglich auszeichnet, ihn dick, ungeſund und

*) Nach Graſſet St. Sauveur nur auf 3 bis 4 Monate an einer Stelle, nach einer andern jedoch auf 4 bis 5 Monate. D. Ueb.

für den Geſchmack unangenehm macht. Ueberdies werden die Trauben geſammelt, ehe ſie reif ſind, und man bewahret den Moſt unter der Erde in einer Art von Töpfen mit Mörtel bedeckt auf, worin man ihn gähren läßt, bis er die Rauhheit erhalten hat, die nur den Corſioten behagen kann. Auch trinken die Fremden nur Wein aus Dalmatien, Cephalonien, Zante, dem Archipel und aus Spanien, und dieſe Weine findet man auch am häufigſten und wohlfeilſten auf Corfu. Aus einer abgeſchmackten Politik hatte die venetianiſche Regierung das Anpflanzen corinthiſcher Weinſtöcke auf Corfu verboten, um nicht die Produkte von Cephalonien und Zante zu vermindern, und die Corſioten zu nöthigen, ſich nur auf den Oelbau zu legen. Uebrigens beweiſet der regelmäßige Cultus, den die Corcyraner dem Bachus erwieſen, daß ſie den Weinbau ſorgfältig betreiben, und Homer rühmt in der Odyſſee die Weine von Corcyra.

Die Hauptcultur auf der Inſel beſteht in dem Bau der Olivenbäume, wenn man anders den Namen Cultur dem Geſchäfte geben kann, Bäume zu pflanzen, ſie zu pfropfen, und die Oliven aufzuſammeln, wann ſie vor Reiſe zur Erde fallen. Die Olivenbäume auf Corfu ſind im Allgemeinen alle ſehr buſchig, ſtark und ſehr hoch; die ſchönſten Oelbäume Italiens, Dalmatiens und Frankreichs kommen ihnen nicht gleich; und ſie würden noch vorzüglicher ſeyn, wenn man ſie beſchnitten und das Erdreich um ſie herum bearbeitete; aber ihre Frucht iſt immer herb; und bei der aus Faulheit

angenommenen Gewohnheit der Corſioten, ſich der Frucht nur zu bedienen, wenn ſie verfault iſt, bei dem ſchlechten Bau ihrer Mühlen und Preſſen, bei der Ungeſchicklichkeit, womit ſie das Oel preſſen, und der Art der Aufbewahrung in unreinlichen Tonnen und irdenen Gefäßen, iſt es nur von mittelmäßiger Güte, und in geringerer Menge, als es ſeyn ſollte. Die übertriebenen Abgaben, welche die Venetianer von den ausgeführten Oelen zogen, *) mußten der Cultur der Olivenbäume ſchaden, weil die von Natur trägen Griechen lieber nur ſo viel ärndteten, als ſie ungefähr zur Beſtreitung ihrer Bedürfniſſe und Vergnügungen brauchten, als ſich einige Mühe gaben, einen größern Vortheil zu gewinnen, den ſie mit der Regierung theilen mußten.

Die Oliven werden auf den joniſchen Inſeln jährlich zweimal geärndtet, die Orangen, = Citronen, = Limonien, = Granaten = und Feigenärndte iſt faſt immerwährend. Das jährlich gewonnene Oel beträgt über 250,000 Krüge, (à 33 franzöſiſche Pfunde) jeder gewöhnlich zu 11 Franks 50 Centimes gerechnet. Ein Drittheil ungefähr wird auf der Inſel verbraucht.

Von Gemüſe, Fruchtbäumen und Sträuchen werden auf den joniſchen Inſeln, und beſonders auf Corfu alle in Frankreich gewöhnlichen Arten ge-

*) Von den Inſulanern wurden, nach Graſſet St. Sauveur 15, von den Venetianern 18 Procent gefordert; der Handel war gänzlich in den Händen der venetianiſchen Juden.
D. Ueb.

baut, den Johannisbeerſtrauch ausgenommen; manche Gartengewächſe kommen, bei der Güte des Bodens, faſt ohne Cultur fort, und ſind, trotz ihrer Wildheit, trefflich. Dahin gehören Spargel, Artiſchocken, Skorzonere und Wälſchkohl. Die gewöhnlichſten Fruchtbäume ſind Oliven-, Orangen-, Citronen-, Limonien-, Feigen-, Johannisbrod-, Sebeſten-, Granaten-, Nuß- und Caſtanienbäume. Auch findet man auf dieſer Inſel einige weiße Maulbeerbäume, die ſehr ſchön ſind; ſo daß man bedauern muß, daß man deren nicht mehrere hat, um Seidenwürmer zu ziehen, und ſo die Handelsprodukte beträchtlich zu vermehren.

Auch würde es gut ſeyn, in gewiſſen Gegenden künſtliche Wieſen anzulegen, und die Wieſen in den Thälern und andern kühlen Gegenden vermittelſt der kleinen Flüſſe, welche die verſchiedenen Inſeln durchſtrömen, zu unterhalten, um Futter für das Vieh zu haben, das man mit Ausnahme der Eſel oft tödten muß, weil es an Heu und friſchem Futter fehlt. Die Pferde und Mauleſel, die man auf den Inſeln unterhält, werden zur Zeit der großen Hitze, wo ſie in den dürren Ebenen umherirren, um einige Halme trockenen Graſes zu ſuchen, die ſie bis auf die Wurzeln abfreſſen, zu Skeletten. Das meiſte Vieh wird auf den Inſeln Corfu, Sta. Maura und Zante gehalten.

Außer den ſchon erwähnten Bäumen findet man auf den joniſchen Inſeln Palmdatteln, die aber keine Frucht tragen; viel Capernſträuche der gewöhnlichen Art, ge-

meine Lorbeeren-, Myrthen- und Wachholderbäume, und aromatiſche Pflanzen aller Art, die ſtärker riechen, als im Norden und Weſten von Europa. Man baut Flachs und gemeine Baumwolle, die jährlich in großer Menge geärndtet wird. (Auf Corfu, in dem Canton Millchia, wird eine ziemliche Menge baumwollener Zeuche von verſchiedenen Gattungen und Farben verfertigt).

Der bei den Griechen ſogenannte Feigenbaum der Barbarei iſt der Nopal oder indiſche Feigenbaum. Dieſer Baum iſt auf den joniſchen Inſeln ſehr gemein, und dient zu Hecken und Zäunen. Er kommt in dieſem Klima mit der größten Leichtigkeit fort, gedeiht aber beſſer zwiſchen den Felſen, als ſonſt irgendwo. Die Frucht iſt nicht ſehr gut; ſie iſt mit einer Menge kleiner unbemerkbarer Stacheln bedeckt, die denen, die ſie unbehutſam öffnen, in die Finger fahren, aus denen man ſie nur mit Mühe wieder herausbringen kann. Zur Fortpflanzung des Nopals braucht man nur einen Aſt davon in die Erde zu pflanzen.

Eine andere ſehr gewöhnliche Pflanze auf den Inſeln iſt die gemeine Aloe, die hier ſehr hoch wächſt. So ſah ich bei Lionel, auf der Inſel Cephalonien, eine gemeine Aloe in der Blüte, die über neun Fuß hoch war. Die Aloe wird eben ſo benutzt wie der Nopal. Oft findet man beide Pflanzen auf ſteilen Bergen oder unter alten Denkmälern bei einander, und dann geben ſie der wildeſten Lage eine angenehme und maleriſche Anſicht.

Die wenigen Gehölze, die man auf der Inſel Corfu findet, beſtehen aus Eichen, Cypreſſen, Ahornbäumen, Fichten, Tannen und Platanen; die zahlreichſten ſind aber die Eichen. Dieſe Gehölze liegen in dem Cantone Milichia, Spagus, Agraſus und Peritia. Die Spitzen der Eicheln, die zum Schwarzfärben des Leders gebraucht werden, nennen die Griechen Velanidi *); im Cantone Milichia werden jährlich über fünfhundert Säcke geſammelt, und nach Ancona gebracht; die in den übrigen Cantons werden in den Gärbereien der Stadt gebraucht.

Dieſe Gärbereien, deren man nur drei oder vier zählt, ſind wegen der ſchlechten Beſchaffenheit der Leder, die ſie liefern, nur wenig einträglich. Dieſe Leder ſind zum Theil zerfreſſen, ehe man ſie braucht, weil das Waſchen der Häute, die verſchiedenen Kalkbäder, und überhaupt alle Arbeiten, die Waſſer erfordern, nur mit Seewaſſer betrieben werden können. Dieſer nachtheilige Umſtand kann bloß auf Rechnung der Unwiſſenheit der Gärber kommen, die, ſtatt in der Stadt ſich niederzulaſſen, ihre Werkſtätten am Meſſongi oder am Potamo hätten anlegen ſollen, wo ſie das dazu nöthige Waſſer in hinreichender Menge gefunden haben würden.

Die Mühlſteine, die man auf den joniſchen Inſeln in den Mühlen braucht, ſind von einem beſondern Bau. Sie beſtehen aus harten röthlichen ſehr poröſen Steinen,

*) Von Βελάνι, Eiche. D. Ueb.

die durch einen Kitt aus Harz und Feilſpänen verbunden werden. Man läßt das Harz ſchmelzen, und reinigt es möglichſt, wirft dann Feilſpäne hinein, funfzehn Unzen auf zwei Pfund gereinigten Harzes, und braucht dieſen Kitt ganz heiß mit eiſernen Löffeln und Stöcken, an denen unten ein Päcktchen Lumpen angebracht iſt.

Zum Baue eines Mühlſteins braucht man Steine von verſchiedener Form und Dicke, doch eine weit größere Anzahl kleiner Steine, die dazu dienen, die runden Kanten der Scheibe, ſo wie ihre äußere vertikale Fläche zu bilden. Die dicken auf einer Seite abgeplatteten Steine werden zum Haupttheile der Scheibe und zu ihren horizontalen Flächen gebraucht, in deren Mitte ein auserleſener Stein geſetzt wird, der möglichſt hart iſt, auf zwei parallelen Seiten abgeplattet und viereckig gebohrt wird, um das Auge des Mühlſteins, oder das Loch auszumachen, in welchem die Axe angebracht wird, um welche er ſich drehen ſoll. Die Dicke dieſes Steins, die nach der Höhe des erwähnten Lochs genommen wird, beſtimmt die Dicke des Mühlſteins überhaupt.

Der Mühlſtein wird auf ſeiner äußeren vertikalen Fläche von zwei eiſernen Ringen zuſammengehalten, die ſechs Millimeter dick, und drei Centimeter (12 Linien) breit und vier Centimeter von den Kanten entfernt ſind. Dieſe Ringe werden angelegt, wenn man den Mühlſtein zuſammenſetzt, deſſen Umfang ſie beſtimmen. Sie verhindern, daß die den Mühlſtein ausmachenden Theile nicht durch die zirkelförmige Bewegung getrennt werden.

Die Steine werden durch Güſſe von Kitt eingeſetzt, und auf allen äußeren Seiten, die keine gleiche Oberfläche bilden, mit dieſem Kitte bedeckt. Dieſe Operation geſchieht auf dem Pflaſter, das man vorher mit Kleyen oder Sägeſpänen beſtreut, damit der Kitt ſich nicht anhänge. Zuerſt wird der Stein mit dem Auge eingeſetzt; dann bildet man vier Linien vom Mauerwerke in Form eines Kreuzes, eben ſo dick als dieſer Stein bis zu den eiſernen Ringen, welche den Umfang beſtimmen ſollen. Dieſe Ringe werden ſogleich auf den Puncten angelegt, die ſie einnehmen ſollen, ſo daß die Linien, die durch ihre Durchmeſſer gebildet werden, das Auge des Mühlſteins auf gleiche Weiſe theilen. Die Operation endigt ſich damit, daß die Dreiecke zwiſchen den Linien des Mauerwerks und dieſer Ringe angefüllt werden. Den Stein läßt man völlig trocknen, ehe man ihn von dem Orte, wo er gebaut wurde, wegnimmt.

Dieſe Mühlſteine ſind weit brauchbarer als die unſrigen, weil das Harz und die Feilſpäne einen harten und dichten Kitt bilden, welcher der Reibung ſtärker widerſteht, als die gewöhnlichen Mühlſteine von Sandſtein; weil dieſe beiden Arten von Steinen, und beſonders die letztern trockne, und folglich zerreiblichere Körper ſind. Der im höchſten Grade der Flüſſigkeit, oder ſo heiß als möglich angebrachte Kitt, dringt in die Poren der Steine, und füllt die Zwiſchenräume gänzlich aus, ſo daß dieſe Steine in allen ihren Theilen einen gleichen Grad von Widerſtandskraft und

Dauerhaftigkeit haben. — Man könnte dieſe Methode in mehreren franzöſiſchen Departements anwenden, wo es an grobkörnigem Sandſtein, eigentlichem Mühlſtein und Granit in großen Maſſen fehlt, um die ſo ſchwierigen und koſtbaren Transporte zu vermeiden.

Da der Boden der Inſel Corfu eine große Menge Lehm und Thonerde enthält: ſo hat man mehrere Töpfereien in der Vorſtadt Caſtrati angelegt, wo man gewöhnliches irdenes Geſchirr und anderes von Sandſtein verfertigt. Bei der Beſchaffenheit des Thons, der zu jenem Geſchirre genommen wird, erhält es eine außerordentliche Feſtigkeit, wenn man es einem heftigen Feuer beim Brennen ausſetzt; auch iſt der Bruch glänzend und glatt, wie beim Porcellan. Uebrigens arbeiten die Töpfer von Caſtrati nicht mit dem Geſchmacke, den man bei den franzöſiſchen, teutſchen und italiäniſchen findet.

Außerdem wird auf der Inſel eine gewiſſe Quantität Roſolis und Anisbranntwein aus Treſtern gebrannt.

Was die Viehzucht betrifft: ſo wird von den Schafen zwar eine gewiſſe Quantität Wolle gewonnen; dieſe iſt aber, bei der Magerkeit der Schafe, nur ſchlecht. Die Viecharten, die am beſten fortkommen, ſind die Schweine, Ziegen und Eſel, weil dieſe Thiere immer Nahrung finden.

Die Schweine ſind klein, ſchwarz, oder braun, und halb wild. Da ſie faſt immer auf den Feldern zerſtreut umherlaufen, ſo nähren ſie ſich hier von einer großen Menge Oliven und andern Früchten, wodurch ihr Fleiſch zart und wohlſchmeckend, und ihr Fett ſehr gut wird.

Das Fleiſch der Ziegen iſt ein vortreffliches Eſſen, weil dieſe Thiere nur von aromatiſchen Pflanzen leben. Sie erklimmen die höchſten Berge, und finden, ſelbſt während der größten Trockenheit, in den Klüften der Felſen, friſche und heilſame Kräuter; ſo daß ſie immer eine geſunde und überflüſſige Nahrung genießen, und ein zartes Fleiſch geben, das im Geſchmacke dem Rehfleiſche ähnlich iſt, ihre Mütter aber eine große Menge guter Milch liefern, die, mit Schafmilch vermiſcht, den Einwohnern ziemlich guten Käſe verſchaffen würde, wenn ſie bei deſſen Verfertigung mit mehr Sorgfalt und Reinlichkeit zu Werke giengen.

Das übrige Vieh wird, ſo wie Brennholz, aus Albanien und Morea gezogen. Lebensmittel, mit Ausnahme des Getraides und Weins, Häute, ſeidene Zeuche, Tücher, Leinwand, Metalle, Werkzeuge ꝛc., kommen aus Frankreich, Italien und Teutſchland, über Marſeille, Ancona, Venedig und Trieſt. Die Summe der Einfuhr überſteigt auf allen joniſchen Inſeln, die Summe der Ausfuhr um ein Fünftheil.

Das Geflügel und das gewöhnliche Federwildprät,

iſt auf den Inſeln ſehr häufig *); die Krammetsvögel, Wald- und Feldſchneppen, die Wachteln und wilden Turteltauben, ſind den größten Theil des Jahres hindurch, faſt um nichts zu haben; nur während der groſſen Hitze findet man wenig Federvieh, weil es dann aus Mangel an Waſſer nach dem feſten Lande zieht.

Die Marine der Corſioten, beſteht bloß aus großen Barken ohne Verdeck, mit welchen ſie an der Küſte von Albanien und Morea, ſo wie an den übrigen Inſeln, Handel treiben. Seit undenklichen Zeiten hat man auf Corfu nur ein Kauffahrteiſchiff gebaut, das, der Seltenheit wegen, der älteſte Sohn genannt wurde.

Das joniſche Meer iſt ſehr fiſchreich; indeſſen ſind die Fiſche auf allen Inſeln, Paro und Cerigo ausgenommen, theuer. Dieſe Theurung rührt daher, daß der größere Theil der Fiſche, die zu Markte gebracht werden, aus verſchiedenen Fiſchereien kömmt, deren Eigenthümer dieſe Waare um beliebige Preiſe verkaufen, da ſie bei der Faulheit der Griechen keine Concurrenz zu fürchten haben. Ein Theil der Fiſche, die auf Corfu gegeſſen werden, wird von den Calabreſen und Tarentinern dahin gebracht, die bis auf die Höhen dieſer Inſeln zum Fiſchfange mit kleinen viereckigen Barken kommen, die dreieckige, mit Kreuzen und andern katholiſchen Zeichen gezierte Segel führen, die ſie, da ſie mit ihren

*) Graſſet St. Sauveur ſagt beinahe das Gegentheil.
D. Ueb.

zerbrechlichen Fahrzeugen oft Stürmen trotzen, für Amulete gegen die größten Gefahren zu halten ſcheinen.

Die Inſel Corfu hat drei Salzwerke, die von Leſchimo, Caſtrati und Potamo. Die erſtern ſind die beträchtlichſten. Nach der Temperatur der Inſel geben 400 Pfund Meerwaſſer, 216 bis 220 Pfund Salz. Wenn die Operation während der fünf heißen Monate ſtatt findet: ſo geſchieht die ganze Cryſtalliſation eines Quadrats der Salzgrube, in zwanzig bis fünf und zwanzig Tagen. Das Salz iſt weiß.

Alle Salzwerke der Inſel gehören der Regierung. Die Inſel Corfu und Sta. Maura verſorgen die übrigen Inſeln, und die vier Bezirke auf dem feſten Lande mit Salz. Zur Zeit der Venetianer mußten die Pächter den Ueberfluß an Salz nach Venedig ſenden, von wo es nach den venetianiſchen Provinzen in Italien gieng.

Ungeachtet dieſe Salzwerke nicht hoch verpachtet waren (ungefähr zu 12000 Franken oder 4000 Rthlr.); ſo brachten ſie doch der venetianiſchen Regierung ſtarke Summen ein. Die Pächter mußten ihr nämlich alles Salz zu einem niedrigen Preiſe verkaufen, und dann wurde es an andere Pächter weit theurer, als ſie es gekauft hatten, verpachtet, ſo daß ſie vier- und oft ſechsfach gewann. Dieſe Methode war die einträglichſte, weil die erſten Pächter, die Pacht zahlen und die Arbeiter unterhalten mußten, Vortheil dabei fanden, ſo viel Salz als möglich zu fertigen, ſowohl um ihren Vorſchuß

zurück zu erhalten, als um ihren Gewinn zu verdoppeln oder zu verdreifachen; jemehr ſie aber Geld von der Regierung erhielten, deſto mehr Vortheil hatte dieſe.*)

Es giebt wenige Jahre, wo man nicht Erdbeben auf Corfu erlitt; ſie ſind aber weit weniger ſtark, als auf der Inſel Cephalonien und Zante. Die ganze Zeit über, da wir in Corfu waren, erlitten wir nur eines, in der Nacht zwiſchen dem 17 bis 18 Julius 1793.

Die große Hitze dauert auf den joniſchen Inſeln von der Mitte des Mais bis zur Mitte des Oktobers. Das Ende dieſes Monats, und die Monate November und December, machen die Regenzeit oder den Winter der Inſel aus; die Monate Januar, Februar, März und April, ſind der Frühling. Einen Herbſt kennt man gar nicht, weil die Bäume nie ihrer Blätter beraubt werden, und weil man vom Oktober bis zum Mai neue Blumen, Früchte und Gemüſe, wie auch Getraide hat. Während der fünf heißen Monate, wird wenig Gemüſe geärndtet, und es fällt nicht ein Tropfen Regen; auch vertrocknet das Gras in allen Gegenden, die keinen Schatten und kein Waſſer haben. Von zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, kann man kaum auf der

*) In dem auf dieſen Abſchnitt folgenden Anhange kommen noch einige beſondere Nachrichten über die Salzwerke von Leſchimo vor. — Graſſet St. Sauveur ſchlägt das verkäufliche Produkt der Salinen, mit Abzug der Salzkonſumtion auf der Inſel zu 80,000 Livres an. D. Ueb.

Straße und auf den öffentlichen Plätzen gehen, ſo brennend iſt das Pflaſter; die Hunde heulen, wenn man ſie auf die Straße zu gehen nöthigt. Das Thermometer ſteigt in dieſer Zeit gewöhnlich auf 28 bis 30, aber ſelten über 32°.

Bei dieſer großen Hitze, während eines Theils des Tages, genießt man aber von ſechs Uhr Abends bis ſechs Uhr Morgens eine angenehme Kühlung, wo denn die Luft durch Nord- und Oſtwinde erfriſcht wird, die über die höchſten, immer mit Schnee bedeckten Berge Albaniens ſtreichend, bisweilen einen Grad von Kälte annehmen, die den Inſulanern ſehr läſtig werden würde, wenn ſie nicht die Vorſicht brauchten, ſich ſtärker zu bekleiden, wenn die Sonne ſich zum Untergange neigt, oder der Wind ſich nördlich wendet; denn dann geht man plötzlich von der gößten Hitze zu einer Kälte über, die katarrhaliſche und rheumatiſche Krankheiten zu verurſachen im Stande iſt. Der Südoſtwind, den die Einwohner Sirocco nennen, iſt immer von einer drükkenden Hitze und von Nebeln begleitet, die das Athmen erſchweren, und eine beſtändige Ausdünſtung und den Gebrauch löſender und abführender Getränke nothwendig machen.

Während der heißen Monate tritt oft der Fall ein, daß man den Himmel über ſich mit Gewölke bedeckt ſieht, ſo daß die, die das Klima nicht kennen, Regen vermuthen; ſie ſehen ſich aber in ihrer Hoffnung getäuſcht; denn ſo wie die Sonne dem Untergange ſich nähert, er-

heben ſich kühle Winde, zerſtreuen das Gewölk, und geben dem Himmel wieder die Azurfarbe, die auf den folgenden Tag dieſelbe Hitze ankündigt.

Der Regen fällt zuweilen über einen Monat lang unaufhörlich, und ſo ſtark, wie man in Frankreich kein Beiſpiel hat. Dieſer Ueberfluß an Waſſer vom Himmel, iſt auf den joniſchen Inſeln nothwendig, um die Ciſternen, das vorzüglichſte Magazin von ſüßem Waſſer für die Einwohner, zu füllen. In der Regenzeit wehen ſtarke Winde, während der heißen Monate aber treten trockene, ſehr gefährliche Stürme ein, mit denen oft Erdbeben verbunden ſind.

Schnee fällt auf den joniſchen Inſeln nie, und wenn es etwa eine Linie tief friert, ſo heißt der Winter ſehr hart. Ueberhaupt ſind die Inſulaner ſehr froſtig; doch wärmen ſie ſich ſelten am Feuer, ſondern hüllen ſich faſt das ganze Jahr hindurch in große und dicke Mäntel.

Uebrigens haben wir in Corfu bemerkt, daß die Tage im Sommer um eine Stunde kürzer, während unſers Winters aber, um ſo viel länger, als in Paris ſind.

Anhang über die Inſel Corfu, inſonderheit über den Canton Leſchimo, aus der Beſchreibung einer Reiſe des Verfaſſers nach dieſem Canton.

Auf Veranlaſſung eines, vor einigen Monaten, durch die Adelichen unter den Bauern erregten Aufſtandes, reiſete der Generalcommiſſär (Comeyràs), in Begleitung zweier franzöſiſcher Gelehrten, des Herrn Olivier, der eben von ſeiner großen Reiſe nach Perſien und der Türkei, zurückgekehrt war, und Hrn. Pampelonne dahin. Auch nahm ich Theil an dieſer Reiſe. Wir ſchifften uns am 29. Auguſt auf der Halbgaleere Leonidas ein, und langten, bei einem ziemlich günſtigen Winde, in weniger als zwei Stunden, bei dem Dorfe Lebenizza an. Von der Bai von Paläopolis bis zu dieſem Dorfe, giebt es nichts Merkwürdiges, als den Abhang — der Berge von Santi-Deca, der mit Weinſtöcken, Orangen- und Citronenbäumen, Cypreſſen und Landhäuſern, die den Bürgern von Corfu gehören, bedeckt iſt, und eine ſehr angenehme Anſicht gewährt.

Nach unſerer Ankunft wurde der Generalcommiſſär in der oben erwähnten Berggegend in einem ſehr artigen Hauſe untergebracht, das einem der reichſten Adelichen der Inſel gehört. Am folgenden Tage beſuchten wir die Getraidemühlen von Lebonizza, die, ſo ſchlecht ſie auch gebaut, und ſo wenig thätig ſie ſind, doch dem

Lande, und beſonders den Bürgern und der Beſatzung von Corfu ſehr nützlich ſind. Die Bergſchlucht, aus welcher der Strom kommt, der die Mühle treibt, beſteht aus mehreren hohen, bis an ihren Gipfel bebauten Bergen, ſo wie die im erſten Abſchnitte erwähnte Gegend um das Schloß St. Angelos. Dieſe Schlucht gewährt, von der Mühle aus geſehen, bei der Mannichfaltigkeit der Gegenſtände in derſelben, eine maleriſche Anſicht. Der Fleiß des Ackerbauers hat die Rauhigkeit der Berge und die Unfruchtbarkeit des Bodens beſiegt. Im Ganzen iſt dieſer Theil der Inſel, nach Lage und Cultur, der oberen Provence ähnlich. Die Weinberge geben einen wohlſchmeckenden und ſtärkenden Wein.

Der kleine Fluß, der längs den Mühlen von Lebenizza läuft, ſetzt ſie nur fünf bis ſechs Monate des Jahres in Bewegung, weil er durch verſchiedene Ströme vermehrt werden muß, die der Regen bildet, der ſich an ſeinen beiden Ufern in denſelben ergießt.

Das Dorf Lebenizza iſt ſehr klein; ein Theil der Häuſer liegt am Ufer des Meeres, das hier einen kleinen Buſen bildet. Die übrigen Wohnungen liegen hier und da am Eingange der Bergſchlucht zerſtreut.

In der Gegend des Dorfes bemerkte ich eine große Menge gemeiner Ahornbäume, von der größten Schönheit, die von den corſiotiſchen Bauern gar nicht benutzt werden. Auch ſieht man in der Bergſchlucht viele Cypreſſen auf verſchiedenen Höhen und gruppenweiſe ange-

pflanzt, deren dunkle Farbe mit dem bleichen Grün der Olivenbäume und den verſchiedenen Nuancen des Ahorns, des Orangenbaums, der Fichten, der Plantanen, der Citronen-, Feigen- und Lorbeerbäume, auf eine für das Auge angenehme Art contraſtirt.

Wir fuhren noch am Morgen von Lebenizza ab. So bald man um die Landſpitze herum iſt, welche das äußerſte rechte Ende des Meerbuſens von Lebenizza ausmacht, bemerkt man, daß die Berge der Inſel, denen man ſich nähert, weniger hoch ſind, als die, die man hinter ſich läßt. Je weiter man nach Südoſten kommt, deſto ebener wird der Boden der Inſel, und deſto mehr wird er der Meeresfläche gleich; aber die Hügel um den Canal ſind weder ſo maleriſch, noch ſo gut angebaut, als die, die man zwiſchen der Bai von Paläopolis und dem Dorfe Lebenizza ſieht.

Nachdem wir die Mündungen der Flüſſe Meſſongi und Egripo umſchifft hatten, gelangten wir in den Meerbuſen, in welchem die Salzwerke von Leſchimo liegen, bei denen wir Nachmittags ans Land giengen. Hier findet man einige Häuſer, worin die Pächter, Beamten und Arbeiter bei dem Salzwerke wohnen, ſo wie fünf große Magazine, wo das Salz bis zur Ausfuhr untergebracht wird. Es giebt Jahre, wo der Gewinn ſo reich iſt, daß dieſe Magazine nicht alles Salz faſſen können. Dann wird das übrige in großen Haufen aufgeſchüttet, die, wie die Häuſer, mit Ziegeln gedeckt werden, um das Eindringen des Waſſers zu verhüten.

Von hier kamen wir über einige ſandige, mit einer großen Menge ſchöner Eichen bedeckte Gegenden, durch die Dörfer Ringlades, Anaplates, Aiſtodoro und Potamo nach dem Flecken Milichia, der von dem letzteren Dorfe nur durch einen 18 Fuß breiten Fluß getrennt wird, deſſen Waſſer einen kaum ſichtbaren Strom hat.

Man ärndtet in dieſem Canton viel Baumwolle und Lein, Gemüſe und Getraide aller Arten, vorzüglich aber Bohnen, Linſen, Küchenerbſen, Melonen von verſchiedener Güte, Mais, Calambochio, Waizen und Roggen. Auch liefert die Gegend Oel, Wein, Honig, Wachs und etwas Seide; Branntwein aus Treſtern, und vielen Ziegen- und Schafkäſe.

Der Canton enthält ungefähr zehntauſend Seelen; beide Geſchlechter ſind im Ganzen ſchön, groß und gut gewachſen. Ihre vorzüglichſte Nahrung beſteht in Brod von Calambochio und Mais, Obſt, Gemüſe, Käſe, Fiſchen, aber ſelten aus Fleiſch.

Die Rückreiſe wurde zu Lande gemacht. Wir nahmen Pferde zu Milichia, von wo wir am 31. Auguſt aufbrachen.

Ungeachtet die Berge, die man von den Gränzen des Cantons Leſchimo bis nach dem Fluſſe Meſſongi findet, nicht ſo hoch ſind, als die am linken Ufer dieſes Fluſſes, ſo ſind doch die Wege ſo eng und ſteil, daß man ſich einiger Gefahr ausſetzen würde, wenn man die Reiſe

nicht auf Pferden oder Mauleſeln des Landes machen wollte. Wir fanden dieſe Berge ſehr dürr; man ſieht längs der Küſte am Canal nur einige Olivenbäume, einige Weinberge, und viele ziemlich ſchöne Cypreſſen, deren Holz die Griechen zu Balken brauchen; wahrſcheinlich der beſte Gebrauch, den man noch davon machen kann, da es knotig und ſehr hart iſt. Zu den Dörfern und Weilern zwiſchen den Flüſſen Egripo und Meſſongi wird eine große Menge Oel und Branntwein aus Treſtern verfertigt.

Südlich von dem Gebirge, das weſtlich von Lebenizza liegt, entſtehen zwei andere Gebirgsketten, die ſich nach Oſten und Weſten ziehen; in der Mitte derſelben befindet ſich eine ſchöne Ebene, die ſich mit einem kleinen Hügel endigt. Dieſe Ebene ſcheint des Anbaues fähig; gewährt aber dem Auge nur den Anblick einiger Wieſen und einiger Moräſte mit Olivenbäumen und inländiſchen Sträuchen. Mitten hindurch geht der Fluß Meſſongi, der ſich, unweit des gleichnamigen Weilers, wo auf mehreren vom Fluſſe getriebenen Mühlen, viel Oel gewonnen wird, in den Canal ergießt. Der Fluß iſt auf ungefähr eine Viertel Lieue ins Land hinein für kleine Fahrzeuge ſchiffbar. Die Seeräuber aus der Barbarei, aus Epyrus und Dulcigno verwüſten zuweilen dieſen Theil der Inſel, wohin ſie auf dem Fluſſe ſo weit als möglich vordringen.

Längs dem linken Ufer dieſes Fluſſes findet man eine große Menge Olivenbäume, die in ziemlich großen Grup-

pen ſtehen, unter welchen man die angenehmſte friſche Luft athmet. Dieſe Bäume beſchatten einen aromatiſchen Raſen, und die verſchiedenen Gruppen werden von Bächen getrennt, die ſich in den Meſſongi ergießen. Die Ufer dieſer Bäche ſind mit Kreſſe, Myrthen, Lorbeerbäumen, Wachholderſträuchen, Granatbäumen und wohlriechendem Ginſter bedeckt; auch iſt dieſe Gegend eine der ſchönſten auf dieſer Inſel. Es würde leicht ſeyn hier Wieſen anzulegen, die für ein Land, deſſen Einwohner aus Mangel an Futter nicht die nöthige Anzahl Pferde halten können, eine große Hülfsquelle ſeyn würden.

Die Gegend könnte eine der fruchtbarſten der Inſel werden, wenn ſie mehr Einwohner hätte; aber der größte Theil der Ländereien liegt in der Brache. Ihre vollkommene Aehnlichkeit mit einigen ſchönen Gegenden des ſüdlichen Frankreichs macht ſie derſelben Cultur empfänglich.

Im Ganzen ſind die Wege von Milichia bis Corfu, wo wir an demſelben Tage gegen Abend anlangten, ſehr ſchlecht, und häufig von Gräben, die zur Erleichterung des Abfluſſes des Waſſers angelegt ſind, und von tiefen Hölungen durchſchnitten, welche die von den Gebirgen in der Regenzeit herabfließende Ströme bilden.

Fünfter Abſchnitt.

Epyrus oder Nieder-Albanien, — Fort und Gegend von Butrinto. — Ruinen von Buthrotus. — Fort und Gegend von Parga. — Sullioten. — Stadt und Meerbuſen von Arta. — Kleidung und Sitten der Epyroten.

Epyrus oder Nieder-Albanien liegt weſtlich von der Provinz Janna,*) und gränzt an das joniſche Meer in einer Strecke von ungefähr funfzig Lieues von den Bergen von Cimara, am Eingange des adriatiſchen Meeres an bis an das Land Agraffa.

Die Provinz zerfällt in vier Theile: Cimara, Zamuria, Arghirocaſtra und Xeromero; **) — iſt voll von hohen mit Holz bedeckten Bergen, und hat einige Ebenen mit trefflichen Viehweiden.

1) Das Land Cimara iſt das alte Chaonia. Der Theil des Landes, der die Stadt Delfino begreift, gehört dem Paſcha Muſtapha; der Reſt ſeines Gouvernements liegt in Ober-Albanien. Muſtapha kann ungefähr funfzehntauſend Mann bewaffnen. Er gilt für einen Freund der Franzoſen.

*) Von dieſer Provinz iſt in dem Anhange zu dieſem Abſchnitte die Rede. D. Ueb.

**) Dieſe Eintheilung iſt dem Verfaſſer eben ſo eigen, wie die obige neue Eintheilung der Inſel Corfu. D. Ueb.

beiden Seen, Laſpi und Riſa, die das Gebiet enthält. Die Gewäſſer des Canals ſind ziemlich hell und ſtill, wegen der Vermiſchung mit Seewaſſer aber ſehr ungeſund. Der Canal kann nur große Barken aufnehmen, weil ſich darin mehrere Sandbänke, beſonders an ſeiner Mündung, befinden, die überdies durch verſchiedene Waſſerpflanzen verſtopft wird.

Die Seen Laſpi und Riſa ſind ſehr tief und fiſchreich; man fängt darin mehrere Arten großer Fiſche, die aber keinen guten Geſchmack haben, und keine geſunde Nahrung ſind. Die Seen wurden unter der venetianiſchen Regierung für ungefähr 22,000 Franken verpachtet. Die Mündung beider Seen wird durch Einfaſſungen aus dicht zuſammengefügtem Schilfrohre geſchloſſen, um den Fiſchen den Durchgang zu verſperren. Nahe dabei haben die Fiſcher Hütten von Holz und Schilfrohr, in welchen ſie ſich des Fiſchfangs wegen aufhalten. Der Fang beſteht darin, daß man den Fiſchen auflauert, wenn ſie an die Oeffnungen der Einfaſſungen kommen, und ſie in dieſelben einſperrt, um ſie dann mit kleinen an langen Stöcken befeſtigten Netzen herauszuziehen. Um beide Seen befinden ſich mehrere kleine Buchten, in welchen corſiotiſche Barken verſchiedene von den Albaneſern gebrachte Lebensmittel einladen.

Das Gebiet von Butrinto iſt wenig bevölkert. Man zieht dort eine große Menge ſehr gutes Schlachtvieh, das aber von kleinem Wuchſe iſt. Die daran ſtoſ-

ſenden Berge ſind mit hochſtämmigem Holze bedeckt, und voll von kleinem Wildprät aller Art.

Das Fort von Butrinto, das von der Feſtung Corfu etwa vier Lieues entfernt iſt, liegt auf einer Landzunge, die von den Gewäſſern der Seen und des Fluſſes Paola beſpült wird. Es iſt ein dreiwinkliches, gleichſeitiges Fort, deſſen Mauern von drei Canälen umfloſſen und von drei runden in den Winkeln angebrachten Thürmen flankirt werden. Es iſt ſehr klein und ſchlecht gebaut. Die Artillerie, welche die Courtinen vertheidigt, ſteht auf hölzernen Staffeln, die längs alten, nicht ſehr dicken, mit Schießſcharten und Falconetten verſehenen, Mauern angebracht ſind. Die Artillerie der Thürme ſteht in niedrigen und engen Kammern, deren Schießſcharten und Schießlöcher ſo ſchlecht vertheilt ſind, daß man weder auf den Fuß der Mauern Böſchung gewinnen, noch die Courtinen flankiren kann. Das zweite Stockwerk der Thürme iſt zur Wohnung der Offiziere und eines Theils der Garniſon beſtimmt. Eine kleine Caſerne, eine griechiſche Capelle, und einige Magazine liegen im Innern des Forts, und ſind mit den obern Zimmern der Thürme kaum hinlänglich, hundert Mann zu beherbergen. Alle dieſe Gebäude, ſo wie die übrigen Theile des Forts, ſind ſehr alt, und in ziemlich ſchlechtem Zuſtande. — Bei dem Thore an der Courtine ſüdöſtlich iſt eine Zugbrücke angebracht, die jenſeits des Canals, der an dieſe Courtine ſtößt, durch ein bloßes Sägenwerk oder einen Waffenplatz gedeckt iſt.

Das Fort von Butrinto war urſprünglich nichts

weiter, als ein von Michael III., Herzog von Corcyra, erbauter Thurm. Die Türken, die ihn in dem Kriege gegen Candia eroberten und zerſtörten, bauten ihn nach einem umfaſſendern Plane wieder auf. Im Jahre 1716 wurde er von dem Marſchall Grafen von Schulenburg, nach der Eroberung von Corfu, genommen, und von dieſem auf die beſchriebene Art befeſtigt. Außerdem findet man in dem Gebiete von Butrinto mehrere alte Thürme, die einſt den Venetianern zur Anlegung militairiſcher Poſten gedient zu haben ſcheinen.

Zur Frühlingszeit werden die Gewäſſer des Fluſſes Paolà und der beiden Seen (Laſpi und Riſa) durch das Schmelzen eines Theils des Schnees, womit die Berge von Epyrus bedeckt ſind, immer ſo angeſchwellt, daß ſie austreten, und die Wieſen um das Fort herum überſchwemmen; und da ſie ſich nur langſam zurückziehen, und in verſchiedenen Gegenden ſtehen bleiben: ſo wird dadurch die Verderbniß der Luft vermehrt, die ohnehin ſchon von den mephitiſchen Dünſten der Seen und Moräſte Armura und Girovota geſchwängert iſt. Die Luft von Butrinto iſt daher ſo ungeſund, daß der größte Theil der venetianiſchen Soldaten, die das Fort beſetzt hielten, an den Beinen Geſchwüre bekamen, die man für unheilbar hielt. Alle Soldaten, ſo wie ihre Offiziere, glichen Peſtkranken; jährlich ſtarb eine gewiſſe Anzahl im Sommer. Zuweilen traf es ſich, daß die Venetianer das Fort einige Monate ohne Beſatzung laſſen mußten. Nur erſt nach einigen Jahren konnten die

Unglücklichen, die ſich zu der Bewachung dieſes Forts hergaben, der verdorbenen Luft und vorzüglich der ſchlechten Beſchaffenheit des Trinkwaſſers jener Gegenden müſſen.

Um die Luft des Gebiets von Butrinto weniger ſchädlich zu machen, müßte man die Moräſte von Ar-mura und Girovota austrocknen, und viele Graben anlegen, um den Abfluß der Gewäſſer auf den Wieſen zu erleichtern. Das Austrocknen dieſer Moräſte könnte durch Ausfüllung derſelben mit Sande von den Bergen der weſtlichen Halbinſel geſchehen. Noch mehr würde für die Verbeſſerung der Luft geſorgt werden, wenn man von dem linken Ufer des Canals von Butrinto an (bei ſeiner Mündung) bis an den Fluß Gliſo, einen ſtarken Damm errichtete, um die große Wieſe vor der Ueberſchwemmung des Meeres zu ſichern, die bei jeder Nachtgleiche ziemlich bedeutend iſt; weil die Ländereien dieſer Gegenden äußerſt tief liegen.

Das Fort Butrinto hat ſeinen Namen von der alten Stadt Buthrotum, deren Ruinen man noch jetzt, auf der weſtlichen Halbinſel, dem Fort gegenüber, ſieht. Dieſe Ruinen, die nur Reſte ſehr einfacher Gebäude zeigen, und meiſtens bis auf anderthalb Fuß über dem Boden zerſtört ſind, liegen theils auf einer Anhöhe, und theils auf einem an den See Laspi ſtoſſenden Hügel, in einem Umfange von ungefähr einer Meile. Man hat in dieſen Ruinen viele Medaillen und Reſte alter Denkmäler gefunden, welche den Glanz und

den Wohlſtand dieſer ehemaligen Hauptſtadt des Königreichs Cyprus beweiſen.

Nach einigen alten Schriftſtellern und den meiſten Medaillen von Buthrotum, ſcheint die Stadt zufolge eines außerordentlichen Ereigniſſes erbaut worden zu ſeyn. Ein Ochſe, der dem Jupiter in der Gegend, die jetzt die ſüdliche des Forts ausmacht, geopfert werden ſollte, entfloh den Opferern, ſchwamm durch den Canal und erreichte den Hügel, wo man die Ruinen von Buthrotum findet, ſtarb aber ſo wie er hier angelangt war. Da dadurch Jupiter anzuzeigen ſchien, daß ihm dieſer Ort zu Opfern für ihn gefällig wäre, ſo baute man hier das von Strabo und Plinius erwähnte Buthrotum. Hierher brachte Pyrrhus, die ihm bei der Plünderung von Troja zugefallene Wittwe Hektors. Helenus, der Sohn des Priamus, der die Stadt nach Pyrrhus Tode erhielt, ließ die Stadt und deren Feſtung nach dem Plane von Troja und deſſen Citadelle wieder aufbauen, und nannte die erſtere Pergama, die letztere Ilium. Virgil läßt ſeinen Aeneas bei der Beſchreibung ſeiner Flucht (im dritten Buche der Aeneide) ſo ſprechen: „Bald verloren wir die hohen Thürme der Phäacier aus dem Geſichte, fuhren nahe an den Küſten von Epyrus hin, ankerten in dem Haven Chaoniens und ſchifften dann nach Buthrotum. Man ſieht, daß Aeneas aus Leucadien kam, und durch die ſüdöſtliche Straße in den Canal von Corcyra eingefahren war. Nachdem er die Spitze von Corcyra umſchifft hatte, wo jetzt die Citadelle von

orfu ſich findet, ſegelte er längs der Küſte von Epi-us hin, und ankerte wahrſcheinlich in der Bucht von etranizza, die Virgil unrichtig den Haven haoniens nennt; denn die Küſten Chaoniens fan-n erſt oberhalb dieſer Bucht, von der Mündung des nals von Butrinto nach der Stadt Cimara zu, n; und Aeneas konnte, nachdem er auf der N. N. W. Küſte der weſtlichen Halbinſel gelandet war, in we-igen Stunden nach der Stadt Buthrotum kommen, wo Virgil ihn landen läßt.

Buthrotum war noch zur Zeit des Plinius berühmt, der ſie eine römiſche Colonie nennt. Sie ſcheint erſt in den Kriegen der Corcyraner gegen die Thesprotier verwüſtet worden zu ſeyn. Uebrigens ſcheint in jenen älteren Zeiten die Luft nicht ſo ungeſund geweſen zu ſeyn, als ſie jetzt iſt, da Pyrrhus und Helenus die Stadt zu ihrem beſtändigen Aufenthaltsorte machten, Andromache auch nach Pyrrhus Tode daſelbſt blieb, und die Römer dort eine Colonie anlegten; Umſtände, die auf die Vermuthung leiten, daß man durch Austrocknung der Moräſte, die Luft wiederum geſund und den Aufenthalt daſelbſt ſo angenehm als ehedem machen könnte.

Der Bezirk von Parga liegt ungefähr neun Lieues O. S. O. von der Feſtung Corfu der Inſel Paxo gegen über; hat etwa zwei Lieues im Umfange, geht aber nur etwas über eine halbe Lieue in das In-

nere des Landes hinein, und hat ungefähr viertauſend Einwohner. —

Der Flecken und die kleine Feſtung Parga iſt auf einem hohen Felſen erbaut, der am Ende einer Erdzunge liegt, die ungefähr auf die Hälfte der offenen Bucht, durch die das Gebiet begränzt wird, ins Meer hineingeht. Dieſer Felſen iſt mit amphitheatraliſch angelegten Häuſern bedeckt. Unterhalb dieſer Häuſer, nach dem Lande zu, iſt die ſogenannte Feſtung; ein Umkreis hoher Mauern auf ſehr ſteilen, und folglich ſchwer anzugreifenden Theilen des Felſers. Nach dem Meere zu ſind Batterien, die bei der Höhe des Felſens in dieſer Gegend nicht weit reichen; aber die Steile deſſelben, ſchützt die Batterien und den Flecken vor jedem Angriffe zur See.

Die Feſtung Parga hat nur einen einzigen Eingang, der durch ſtufenweiſe angelegte Werke gut vertheidigt wird. Wenn daher auch der Feind die Barriere und das erſte Thor erſtürmt haben ſollte; ſo könnte doch die Beſatzung ihm am weitern Vordringen bloß dadurch hindern, daß er Steine auf ihn herabrollen ließ. Die Feſtung iſt nicht ſehr groß, und befindet ſich in ziemlich gutem Zuſtande. Sie enthält eine kleine Caſerne, zwei Magazine, und einige zu Wohnungen für Officiere beſtimmte Gebäude. In dem Flecken giebt es eine andere größere Caſerne.

Auf dem platten Lande iſt die Zahl der Wohnungen

wegen der Nähe der Epiroten, die mit den Parganern faſt immer im Kriege leben, ſehr unbeträchtlich. Die mehrſten entferntern Wohnungen ſind in Form von Thürmen gebaut, und haben eine Zugbrücke und Mauern mit Schießſcharten, damit ihre Bewohner ſich bis zur Ankunft von Hülfstruppen aus dem Flecken und der Feſtung vertheidigen können.

Die Parganioten beſchäftigen ſich ſtark mit Fiſcherei und Schiffahrt. Sie ſind ſtolz, kriegeriſch und halten viel auf ihre Freiheit, die ſie immer unter den Venetianern erhalten haben. Sie liebten die Franzoſen und führten mehrere blutige Kriege gegen Ali Paſcha und verſchiedene Bey's, aus denen ſie ſich mit Ehre zogen. Die Weiber von Parga ſind die ſchönſten in Epirus, und auf den joniſchen Inſeln. Alle Parganioten bekennen ſich zur griechiſchen Religion.

Das Gebiet der Parganioten iſt ziemlich gut angebaut, gewährt aber keinen großen Gewinn, weil ſich viel mit Holz und Felſen bedeckte Berge darin finden. Sie ärndten daher nur einiges Olivenöl und etwas Getraide. Wieſen giebt es nicht. Die Parganioten nehmen ihr Schlachtvieh aus Albanien.

Links, ungefähr eine Viertellieue von Parga, iſt eine kleine Bucht mit einem Ankerplatze für ziemlich große Schiffe, der von einem unweit davon am Meere liegenden Dorfe, der Haven von Fanari ge-

nannt wird. Rechts und nahe bei dem Felſen Parga iſt ein Ankerplatz für ſehr kleine Schiffe. Auch giebt es hier einige Getraidemühlen, die von zwei ſtarken Strömen getrieben werden, die ein geſundes, helles und angenehmes Trinkwaſſer geben. Bei dieſer Beſchaffenheit des Waſſers können dieſe Ströme wohl nicht der Acheron und Cocytus ſeyn, wie mehrere Schriftſteller glauben, die auch Parga für das alte Ephyra, eine Stadt Theſprotiens am Moraſte Acheruſia halten, die Strabo, Vellejus Paterculus, Pauſanias und Thucydides erwähnen. Der Haven und die Gegenden von Parga können mit Acheruſia - Palus nichts gemein haben, weil man hier keine Moräſte und dagegen geſunde Luft findet; und die beiden obgedachten Ströme können keine Beziehung auf den Acheron und Cocytus haben, weil ſie nicht an den Stellen entſpringen, wo dieſe Flüſſe entſpringen ſollen, welche die alten Dichter, wegen ihres ſchlechten mit Vitriol und Harz geſchwängerten Waſſers, in die Hölle verſetzten. — Nach andern Schriftſtellern ſoll Parga das alte Eleas, Stadt und Haven von Epirus, ſeyn. Da aber Ptolemäus dieſen Haven in die Gegend der Alminen verſetzt, und dieſe Provinz zwiſchen Theſprotien und Dolopien lag: ſo möchte man eher glauben, daß Eleae Portus ſich näher an den Buchten von Anactorium und Ambracia befand.

Das Gebiet der Sullioten liegt zwiſchen den Gebieten von Paramitia und Margariti, und wird

von einem Stamme Griechen bewohnt, die eine kleine Republik ausmachen. Es hat ſeinen Namen von dem Flecken und Hauptorte Sulli, der ungefähr ſieben Lieues von Preveza liegt.

Das Land der Sullioten hat ungefähr zwölf Lieuen im Umfange, und enthält ſiebzehn Dörfer. Auch finden ſich darin zwei militäriſche Poſitionen, Chiaffa und Conça, von wo aus die Sullioten oft dem Muthe des Ali Paſcha und ſeiner Truppen getrotzt haben. Vorzüglich iſt die Poſition von Chiaffa durch die Natur ſo befeſtigt, daß weder Kunſt, noch Gewalt, etwas dagegen ausrichten dürften. Zur Hälfte iſt ſie von einem Fluſſe oder ſtarkem Strome umgeben, der ſehr reißend, tief und zwiſchen ſteilen Felſen eingeſchloſſen iſt. Auf der anderen Seite ſind ſehr hohe und faſt ſpitzige Berge, auf die man nur durch enge und ſehr gefährliche Fußſteige gelangt, die nur von einem Menſchen auf einmal betreten werden können, und auf dem Gipfel in eben ſo enge, aber krümmere und auf allen Seiten von ungeheuern Maſſen ſteiler Felſen beſtrichene Päſſe ausgehen. Dieſe Päſſe ſind ſo leicht zu vertheidigen, daß ein Mann zwanzig aufhalten, und bloß durch Steinwürfe vom Berge ſtürzen kann. Dieſe Art von Feſtung kann drei Lieuen im Umfange haben. Sie enthält nur Höhlen, in welche die Sullioten ihre Familien und die koſtbarſten Effecte in Sicherheit bringen, wenn der untere Theil feindlich überzogen wird; und beſtreicht auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe den einzigen Weg, der durch Epirus von Norden nach Süden geht.

In dem letzten Kriege, den die Sulloten mit dem Paſcha von Jannina führten (vor 1793), waren Ali's Truppen bereits in die verſchiedenen Päſſe von Chiaſſa vorgedrungen, als ſie von den Sullioten kräftig zurückgedrängt wurden, die von allen Seiten auf ſie einſtürzten, und großes Blutvergießen unter ihnen anrichteten. Ali verlor in dieſem Gefechte über zweitauſend Mann; auf ſeiner Flucht von Sulli brachen unter ihm, da er ſehr dick iſt, drei Pferde. (Zu Ende des Jahres 1803 bemächtigte ſich jedoch Ali ihres Gebiets dadurch, daß er eines ihrer tapferſten Oberhäupter gewann).

Die Sullioten können ungefähr dreitauſend Mann bewaffnen. Ihr Land enthält viel Vieh, aber wenig Getraidefelder und Weinberge. Sie ſind ſehr tapfer und mäßig, aber faul. Von den benachbarten Völkern erhielten ſie bisher jährlich einen Tribut an Getraide, Obſt und Gemüſe gegen das Verſprechen, ſie nicht zu plündern.

3. Das Land Arghirocaſtra, das alte Moloſſien. Dies Land wird unmittelbar von Beys regiert. Es enthält eine ziemlich große Menge Muſelmänner von der Sekte Alis. Das Volk iſt das kriegeriſchſte unter allen, die ſich Ali unterworfen haben; lange führte es Krieg mit ihm; und immer noch ſah er ſeine Abſichten vereitelt, wenn er Strenge gegen daſſelbe brauchen wollte. Es kann ungefähr ſechstauſend Mann bewaffnen. Das Gebiet von Arghirocaſtra gränzt an einen Theil der Meerbuſen von Preveza und Arta, begreift die Stadt Arta und den Bezirk von Preveza.

Die Stadt Arta, die das alte Argos Amphilochicum zu ſeyn ſcheint, liegt in einer geringen Entfernung von dem gleichnamigen Meerbuſen dem alten Ambracius Sinus, am Fluſſe Aſdhas. Die Stadt iſt groß, ziemlich gut gebaut, und enthält eine alte und ſchlechte Feſtung. Sie iſt der ſtärkſte Handelsplatz an der Mündung des Catero bis nach Morea. Ein gepflaſterter Weg führt von Arta nach Jannina, der einzige, der ſich in Alis Paſchalik befindet. Ungeachtet dieſer Weg ſehr ſchlecht und äußerſt bergig iſt, ſo fährt doch der Paſcha von einer Stadt zur anderen. In den Gegenden von Arta wird eine groſſe Menge Zeuche aus Wolle, Seide und Baumwolle verfertigt. Die Gebirge um den Meerbuſen ſind mit hochſtämmigem, zum Schiffbau tauglichem Holze bedeckt.

4. Das Land Xeromero, das ehemalige Acarnanien, worin das Gebiet von Bonizza liegt. Xeromero, der trockene Theil, heißt das Land, weil es bergig und wenig fruchtbar iſt. Es wird von dem Muſſelim von Vracori beherrſcht, und kann ungefähr fünftauſend Mann bewaffnen. Der Hauptflecken des dem Ali Paſcha unterworfenen Theils iſt Katun. Das Land wird von der Provinz Agraffa, die einen Theil Livadiens ausmacht, und wahrſcheinlich das alte Aetolien iſt, durch den Fluß Aspro Potamo, dem alten Achelous, getrennt.

So wie man aus Niederalbanien nach dem Lande Janna reiſet, bemerkt man eine auffallende Verſchieden-

heit zwiſchen den Einwohnern dieſer Gegend und den Epiroten. Die Epiroten, die nicht unter der unmittelbaren Herrſchaft Alis ſtehen, haben jenen Stolz und kriegeriſchen Geiſt behalten, den man unter den Janníoten vergebens ſuchen würde. Dieſe müſſen arbeiten, um die ungeheuern Auflagen zu bezahlen, die Ali Paſcha ihnen abfordert; dahingegen die Epiroten dieſe Sorge ihren Weibern überlaſſen, und ſich nur mit Kriegführen beſchäftigen, es ſey nun, daß ſie ſich an irgend einen Paſcha, Bey oder Aga vermiethen, oder unter ſich, Dorf gegen Dorf, Krieg führen. Die meiſten Epiroten ſind ſehr zum Raube geneigt. Sie bekennen ſich zur griechiſchen Religion. Ihre Sprache iſt ein Gemiſch aus dem Griechiſchen und Türkiſchen.

Die Epiroten ſind im Allgemeinen groß, mager, nervigt, und ſehr behend. Sie tragen Beinkleider nach griechiſcher Art, oder einen kleinen Schurz nach Art der ſchottiſchen Hochländer, und Weſten mit verſchiedenen verticalen Reihen goldener, ſilberner, oder kupferner, völlig runder, ſchön gegitterter Knöpfe, und mit Platten von denſelben Metallen geziert. Die Fußbekleidung iſt eine Art antiker Halbſtiefeln, die mit ledernen Riemen befeſtigt werden, welche oft bis ans Knie hinaufgehen, und eine Metallplatte, oder ein Stück Leder auf dem fleiſchigten Theile des Beins feſthalten, um dieſen vor dem Reiben des Pferdes zu ſchützen. Strümpfe tragen ſie nicht. Endlich haben ſie noch einen Mantel Levantine, nach Art der Corfioten. Faſt alle tragen geſchorene Köpfe und einen Knebelbart; ihren Hauptſchmuck

und ihre Rüſtungen haben ſie mit den Corſioten gemein, abgerechnet, daß ſie keine Mütze oder Scufia tragen, und daß zu ihrer Rüſtung noch ein Yatagan oder kleiner türkiſcher Säbel gehört. Auch haben ſie eine große Leidenſchaft für die Pfeifen, und tragen kleine mit Maroquin oder Sammet von ſchreiender Farbe umzogene, und mit goldnen, ſilbernen oder meſſingenen Zierrathen und Franzen beſetzte Patrontaſchen, die mit einem kleinen Riemen von Maroquin oder gewöhnlichem Leder um den Leib befeſtigt werden, der durch eine Schnalle von demſelben Metalle, als die Beſetzung iſt, geſchloſſen wird. Sie ſind von zweierlei Größe; die größten werden über dem Bauche getragen; die anderen paarweiſe, an jeder Schulter eine, und durch einen einzigen Riemen befeſtigt.

Die Epiroten ſchlagen ſich, wo möglich, einzeln und zerſtreut. Wenn ſie in der Nähe des Feindes ſind, verſtecken ſie ſich hinter einem Graben, hinter einem Strauche, oder einem Stück Felſen, und ſchießen auf dem Bauche oder Rücken liegend, ihr Gewehr ab, den Kolben zwiſchen die Fußſpitzen geſteckt, um deſto richtiger zu zielen, ſo daß ſie ungeſehen ſchießen, und die abgeſchoſſenen Kugeln, am Boden hinſtreichend, die Angegriffenen faſt immer an den unteren Gliedern erreichen.

Wenn die Epiroten zuweilen Poſitionen inne haben, wo das Terrain ihren Ränken nicht günſtig iſt, ſo graben ſie eine Art von Wolfslöchern, worin ſie ſich zuſammendrücken. Auch pflegen ſie eine allgemeine Salve zu

geben, um den Anfang eines Gefechts, die Ankunft ihres Anführers, oder den Rückzug ihrer ganzen Linie anzudeuten. Im Allgemeinen haben ſie beim Schießen ein ſehr richtiges Augenmaaß. Um ſich davon zu überzeugen, braucht man ihnen nur ein geringes Stück Geld zu verſprechen, und ſie in eine angemeſſene Entfernung von einer Orange oder einem Granatapfel zu ſtellen, die ſie mit einer Kugel zwei- oder dreimal zu durchbohren nicht verfehlen; — wie unſicher es bei ihnen zu reiſen ſey, mag folgendes Beiſpiel zeigen.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Corfu deſertirten vier franzöſiſche Soldaten aus dieſer Feſtung nach Niederalbanien, in der Meinung von dort aus leicht nach Italien, und dann nach Frankreich kommen zu können; ſie wurden aber in ihrer Erwartung grauſam betrogen, denn die Epiroten bemächtigten ſich ihrer, und verkauften ſie als Sklaven. Alle Verſuche des Generals Chabot bei dem Paſcha von Jannina, die Auslieferung dieſer vier Unglücklichen zu bewirken, waren vergebens. Die Epiroten, die ſie gekauft hatten, verbargen ſie an Orte, wo man ſie faſt unmöglich entdecken konnte. So geht es Fremden, wenn ſie nach gewiſſen Theilen von Epirus ohne Macht und ohne Behutſamkeit kommen, weil das Land der Albaneſer, die ſich den Geſetzen entziehen wollen, und den Räubern der Inſeln und benachbarten Gegenden ſichere Schlupfwinkel darbietet.

Anhang über die Provinz Janna und die Stadt Jannina in Albanien. *)

Die (in dem dieſem vierten Abſchnitte erwähnte) Provinz Janna, wird von dem in der neueren Geſchichte nicht unbekannten Ali Paſcha beherrſcht, und hieß ehedem Jannina, wie noch die jetzige Hauptſtadt, die alte Kaſſiope von Moloſſis. — Sie begreift ganz Theſſalien, ein bei den alten Dichtern berühmtes Land, das die Berge Olymp, Pelion, Oſſa, Pindus, und das reizende Thal Tempe begreift. Sie producirt Wein und Obſt von vortrefflicher Güte; und liefert eine beträchtliche Menge Pferde, die in Albanien, Morea und in Romanien eben ſo berühmt ſind, als die theſſaliſchen es im Alterthume waren. Aus dieſem Grunde und bei der Neigung und den natürlichen Anlagen der Albaneſer zum guten Reuten und zum Fechten zu Pferde, iſt die Reuterei des Paſcha von Jannina, die ganz albaniſch und ſehr zahlreich iſt, die beſte im türkiſchen Reiche.

*) Im Originale machen die hier gelieferten Bemerkungen einen Theil des zweiten Abſchnittes über die damaligen Verhältniſſe der Franzoſen mit Ali Paſcha aus; in unſerer Bearbeitung ſchien das Geographiſch-ſtatiſtiſche dieſes Abſchnittes am beſten ſeine Stelle hier zu finden; das Hiſtoriſche dieſes und anderer Abſchnitte des Originals folgt im letzten Abſchnitte auszugsweiſe. D. Ueb.

Das Paſchalik Alis beſteht aus einem Theile der Provinz Janna (der andere Theil ſteht unter dem Paſcha von Lariſſa), und aus Nieder-Albanien, mit Ausnahme des Landes der Sullioten, Cimarioten und des Gebiets von Delſino. Ali kann ungefähr dreiſſig tauſend Mann bewaffnen.

Die Stadt Jannina liegt in einem ſchönen Thale, von welchem aus man eine groſse Menge Landhäuſer ſieht. Sie wird in Norden von einem groſsen, immer mit wilden Enten bedeckten, See begränzt, gegen Süden aber von einem Hügel, auf welchem ein Theil ihrer Vorſtädte liegen. Die Stadt hat keine Feſtungswerke. Sie iſt ziemlich groſs, weitläuftig gebaut, reich und mit ungefähr fünf und zwanzig tauſend Seelen bevölkert. Sie wird von türkiſchen Griechen, Albaneſern, Juden und einigen Franken bewohnt; die Türken machen ungefähr einen Drittheil der Einwohner aus.

Ali's Palaſt iſt auf einer in den See gehenden Landſpitze erbaut. Nach der Stadt zu iſt er mit alten, von ſehr hohen Thürmen flankirten, Mauern umgeben. Er iſt ſehr alt und ziemlich weitläuftig, läſst ſich aber nicht vertheidigen. Die ſchönſten Zimmer in demſelben machen das Harem aus. — Mitten im See liegt eine Inſel, auf welcher der Paſcha eine Art von Feldſchanze hat anlegen laſſen, die mit Artillerie beſetzt iſt, und ſeinen Canoniren zur Uebung im Manövriren dient.

Die griechiſchen, albaniſchen und jüdiſchen Frauen-

zimmer ſind die einzigen, die man in Jannina ſehen kann, und auch ſie muß man in Häuſern aufſuchen. Sie ſind alle ziemlich reich, aber ohne Geſchmack gekleidet, und tragen gewöhnlich auf dem Kopfe große goldene und ſilberne Nadeln, an welchen mehrere Zechinen oder andere Münzen hängen. Da ſie nie ausgehen, iſt ihre Haltung ſehr linkiſch, ja ſie können nicht einmal ordentlich gehen.

Sechſter Abſchnitt.

Inſel, Stadt und Feſtung Zante. — Strophadiſche oder Strivali-Inſeln. — Inſel Cerigo. — Forts Capſali und St. Nicolo. — Inſel Cerigotte *)

Die Inſel Zante, die ſüdlich, ungefähr vier Lieues von Cephalonien, und weſtlich eben ſo weit von Morea entfernt liegt, hat zwanzig Lieues im Umfange.

Sie iſt der Breite nach in drei Theile getheilt, der mittlere iſt eben, die beiden übrigen ſind gebirgig. Sie

*) Die hier kürzer beſchriebenen Inſeln beſuchte der Verfaſſer nicht ſelbſt, benutzte aber zu den Nachrichten über dieſelben die Papiere mehrerer Beamten und Offiziere, wie er in der Vorrede verſichert. Ob er dabei auch die in der Vorrede erwähnte Schrift von Rulhiere gebraucht habe, kann hier nicht beſtimmt werden. D. Ueb

enthält ſieben und zwanzig Dörfer, die größtentheils an dem Fuße der Berge, die der Stadt gegen über liegen, und auf einzelnen Hügeln gebaut ſind. Die Bevölkerung der Inſel beläuft ſich auf fünf und dreißig tauſend Einwohner. *)

Die Hauptproducte der Inſel ſind Oel, gute Muskatenweine, Korinthen, Baumwolle, Orangen, Feigen, Wachs, Honig, Flachs und einiges Salz und Pech.

Da der Hauptzweig des Landbaues im Baue corinthiſcher Weinſtöcke beſteht, und die Weinleſen mit der Olivenärndte zuſammentrifft: ſo müſſen die Zantioten die letztern abnehmen, ehe ſie reif werden, und ſie einſalzen, damit ſie ſich halten, bis die Weintrauben trocken ſind, und in die Magazine gebracht werden können. Daher wird das zantiſche Oel immer durch einen ſalzigen Geſchmack verdorben, ohne welchen es beſſer als das von Corfu ſeyn würde, weil die Zantioten die Oelbäume, ſo wie die übrigen Fruchtbäume ihrer Inſel, beſſer behandeln. Ein anderer, der natürlichen Güte des zantiſchen Oels nachtheiliger Umſtand iſt der, daß, eben ſo wie auf Corfu, die Zahl der Mühlen und Preſſen nicht mit der Menge der Oliven, die auf der Inſel geärndtet werden, im Verhältniſſe ſteht, und daß überdies dieſe Maſchinen fehlerhaft gebaut ſind. Der jähr-

*) Graſſet St. Sauveur giebt der Inſel 45 — 50,000 Einwohner, die Gebr. Arbois geben nur 30,000 Griechen an.
D. Ueb.

liche Ertrag des Oels ſteigt auf 22,000 Fäſſer, jedes an 120 Pfund, deren mittlerer Preis 40 Fr. 50 Cent. beträgt.

Von Getraide und Hülſenfrüchten wird auf der Inſel Zante nur eine ſehr kleine Quantität geärndtet; auch wird wegen der Trockenheit des Bodens nur wenig Vieh gehalten. Dieſe Lebensmittel werden aus Morea gezogen, wohin jährlich eine Menge zantiotiſcher Bauern zur Zeit der Aerndte geht, um den Morioten zu helfen, und ſich, ſtatt Geld, mit Lebensmitteln, wie die erwähnten, bezahlen zu laſſen.

Die Aerndte der Corinthen beträgt jährlich ſechs Millionen Pfund, (nach einem Durchſchnitte von zehn Jahren). *) In manchen Jahren betrug ſie um die Hälfte mehr. Der größte Theil der corinthiſchen Weinſtöcke befindet ſich in einer vier Lieues langen und zwei Lieues breiten Ebene, die von hohen Bergen umringt iſt, ſo daß, da die Hitze ſich zwiſchen denſelben zuſammengedrängt befindet, die Trauben vollkommen reifen. Auſſer der oben erwähnten Quantität Corinthen gewinnen die Zantioten jährlich auch zehntauſend Fäßchen Wein, **) wovon drei Viertheile auf der Inſel verbraucht werden.

*) Eben dieſe Angabe findet man auch bei den Gebrüdern Arbois. D. Ueb.

**) Dieſelbe Quantität giebt Graſſet St. Sauveur an. D. Ueb.

Die Küſten der Inſel Zante haben nur einen guten Ankerplatz für große Schiffe, ungefähr zwei Lieues ſüdlich von der Stadt. Dieſer Ankerplatz beſteht aus einem großen Meerbuſen, jetzt der Haven Chieri, bei den Alten Nata, bei Th. Porcacchio Porto Natte genannt.

Hinter dieſem Meerbuſen, in der Nähe des Meers, finden ſich die Theerquellen, die Herodot in der Melpomene erwähnt. Dieſe Quellen, deren gegenwärtig nur zwei ſind, ſcheinen von Oſten nach Weſten zu gehen. Das Theer iſt flüſſig, und quillt aus der Erde mit einem ſehr hellen Waſſer, das ſich ins Meer verläuft. Das Waſſer aus der größeren Quelle iſt ſehr ſalzig, und behält den Theergeruch, der ſehr ſtark iſt, völlig; das Waſſer der kleinen Quelle iſt ſüß und faſt ohne Geruch. — Der Theergewinn beläuft ſich jährlich auf ungefähr hundert Tonnen oder Schläuche, wovon das Stück zu hundert und dreißig Pfund, gewöhnlich zu dreißig Franken verkauft wird. Um es bei der Marine zu brauchen, muß es mit Theer-Harz vermiſcht werden. Man muß ſich übrigens wundern, daß noch kein Gelehrter auf Zante den Verſuch gemacht hat, es zu analyſiren, um zu entdecken, wozu es bei den Gewerben und in der Medicin gebraucht werden könne. Das zantiſche Theer muß einige mediciniſche Eigenſchaften beſitzen, da das aus den Quellen deſſelben hervorſtrömende Waſſer, von den zantiotiſchen Aerzten in vielen Krankheiten mit glücklichem Erfolge gebraucht worden iſt.

Gegen Oſten zu, rechts von der Stadt, enthält die Inſel einen ziemlich hohen Berg, Scopo genannt. Es iſt der alte *Elatus mons*, auf welchem die erſten Einwohner der Inſel einen berühmten, der Diana Opitida gewidmeten, Tempel erbaut hatten. Hier iſt der Poſten für die Marine-Signale.

Die Stadt Zante, — die, während der franzöſiſchen Regierung, den Hauptort des Departements des ägäiſchen Meers und das Hauptquartier der zweiten Subdiviſion der levantiſchen Diviſion ausmachte — liegt gegen die Mitte zu in dem öſtlichen Theile der Inſel, hinter einer ſehr offenen Rhede. Die Stadt iſt weit größer und beſſer gebaut, als die Stadt Corfu. Da die Inſel ſtarken Erdbeben unterworfen iſt, deren Stöße in langen Zwiſchenräumen erfolgen: ſo haben alle Häuſer nur zwei Stockwerke. Die Stadt hat ſiebzehn tauſend Einwohner, *) und iſt der Sitz eines lateiniſchen und eines griechiſchen Biſchoffs. Der letztere kam dahin erſt nach der Beſitznahme der Inſel durch die Franzoſen.

Man findet in der Stadt einige Manufakturen und Fabriken von Seife, Haarteppichen, ſeidenen Zeuchen, Handels- und Hausleinwand. Auch wird Baumwolle von außerordentlich gleichen und feinen Fäden geſponnen, die nach Conſtantinopel und Smyrna geht, um dort bei verſchiedenen ſeidenen Zeuchen als Einſchlag

*) Nach den Gebr. Arbois und Graſſet St. Sauveur nur 12000. D. Ueb.

gebraucht zu werden. Außer zantiſcher Baumwolle wird dazu auch Baumwolle aus den benachbarten Inſeln und aus Morea gewonnen. Außerdem werden auch in Zante viele feine goldene Uhrketten, Hals- und Armbänder verfertigt.

Das Leder wird hier auf eine ſonderbare Weiſe gegärbt. Statt die Häute wie anderwärts trocknen zu laſſen, breitet man ſie noch friſch mitten auf der Straße aus, wo ſie unter den Füßen der vorübergehenden Menſchen und Thiere liegen bleiben, bis ſie vollkommen trokken ſind. Dieſe Methode muß natürlich der geſunden Luft, der Güte des Leders und der Reinlichkeit der Straſſen ſchaden. Uebrigens wird das Leder auf dieſelbe Art wie in Corfu zubereitet.

Die Stadt Zante iſt amphitheatraliſch auf einen Hügel gebaut, der in der Nähe eines kleinen Fluſſes, ans Meer ſtößt. Dieſer Hügel wird, ſo wie die ganze Stadt, von einem ungefähr hundert Toiſen über der Meeresfläche erhabenen Berg beſtrichen, auf welchem ſich die Feſtung befindet.

Dieſe nordweſtlich nahe an der Stadt liegende Feſtung iſt ſehr alt, und unregelmäßig, hat ungefähr eine Viertellieue im Umfange, und beſteht aus einer einzigen, von einigen Baſtionen, Thürmen und Sägenwerken flankirten Mauer. Gegen das Thor zu ſind zwei Halbmonde angebracht, die noch in ziemlich gutem Stande ſind; das Uebrige iſt aber ſeit langer Zeit ver-

nachläßigt, und die Feſtung hat ſogar an mehreren Stellen durch Erdbeben ſtarke Lücken bekommen. Ungeachtet übrigens in der Feſtung mehrere Gebäude und einige Kirchen und Kapellen ſind: ſo würde man doch kaum hundert und funfzig Mann unterbringen können, weil die meiſten Häuſer der Privatperſonen, Magazine, Kaſernen und andere Gebäude ſehr verfallen ſind.

Die Feſtung Zante hat einen alten, ſehr tiefen Brunnen, der treffliches friſches und leichtes Waſſer hat. Dieſer Brunnen heißt bei den Zantioten ſeit undenklicher Zeit tsi cora to pisghadi, *) oder der Stadtbrunnen, woraus zu erhellen ſcheint, daß die ehemalige Hauptſtadt der Inſel auf der Stelle lag, wo ſich jetzt die Feſtung befindet. Die Stadt ſelbſt erhält ihr Trinkwaſſer aus einer nahe am Meere liegenden ſehr reichen Quelle, die Krionero (friſches Waſſer) genannt wird.

Die Zantioten ſind verſtändig, thätig, arbeitſam, und zeigen gute Anlagen für jede Art von Belehrung. Auf ihre Weiber, die ſich im Allgemeinen durch feine Züge auszeichnen, ſind ſie ſehr eiferſüchtig.

Die Inſel Zante iſt das alte Hyria, das Plinius erwähnt. Pomponius Mela unterſcheidet Hy-

*) Dieſe Wörter ſcheinen ziemlich verſtümmelt zu ſeyn; (das letztere müßte wohl eher pegadi, Brunnen, heißen.)
D. Ueb.

ria von Zazynth. Nach Thucydides ward dieſe Inſel urſprünglich von Achäern bewohnt; Zazynthus, Sohn des Dardanus, der mit einer Colonie Phrygier dahin kam, gab der Inſel, ſo wie der Hauptſtadt, in welcher er ſich niederließ, ſeinen Namen. Nach Pauſanias ließ dieſer Fürſt bei der Stadt Zazynth eine Citadelle bauen, die er nach ſeiner Geburtsſtadt Pſophis nannte.

Nach der Gründung von Sagunt in Spanien und nach der Befreiung von der Herrſchaft des Ulyſſes, Königs von Ithaka, der den Nachkommen Zazynths in der Regierung gefolgt war, errichteten die Zazynther eine demokratiſche Republik. Dion fand an ihnen Bundesgenoſſen bei ſeinem Feldzuge gegen Dyoniſius, Tyrann von Syrakus. Nach und nach wurden ſie aber von den Athenern, Lacedämoniern, Philipp, König von Macedonien, und den Römern unterjocht. Bei dem Verfall des römiſchen Reichs kam die Inſel Zazynth unter die Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer, dann in den Beſitz des Grafen von Tochis, und endlich an die Türken, die ſie den Nachkommen dieſes Grafen entriſſen, und an die Venetianer verkauften. Den Namen Zante erhielt die Inſel von den Italiänern.

* * *

Der ſtrophadiſchen oder Strivali- (Striphali) Inſeln ſind zwei. *) Sie liegen ungefähr

*) Der erſtere Name iſt alt, der andere neu-griechiſch.
D. Ueb.

ſechzehn Lieues ſüdöſtlich von Zante. Die größte hat nur etwas über eine Lieue im Umfang. Sie wird von funfzig, ſehr gaſtfreien, Mönchen bewohnt, die ihren Sitz in einem großen Kloſter haben, das feſtungsartig gebaut iſt. Dieſe Vorſicht ſchützt die Religioſen gegen die barbariſchen und anderen Seeräuber, die oft Einfälle auf die Inſel thun. Die Mönche, die auch beträchtliche Güter auf Zante und Cephalonien beſitzen, bauen die große an Wein, Getraide, Obſt und Gemüſen fruchtbare Inſel ſorgfältig an. Olivenbäume giebt es wenig; aber eine große Menge friſchen Waſſers. — Die kleine, der großen ſehr nahe, Inſel iſt weder angebaut noch bewohnt. — Beide Inſeln ſind ſehr niedrig, und haben treffliche Wieſen, die Heerden von Ochſen, Schafen, Ziegen, und Schweinen, die dem Kloſter gehören, zur Weide dienen. Die Ankerplätze an ihren Küſten ſind nur für kleine Schiffe ſicher, weil ſie Klippen haben.

Dieſe Inſeln ſind die *Insulae ploteae*, oder ſchwimmenden Inſeln der Alten; nachher wurden ſie wegen ihres vorgeblichen Drehens, von dem griechiſchen Worte Strophadi, Strophaden genannt. Th. Porcacchi leitet den letztern Namen anders ab; ſeinem Berichte zufolge erhielten die Inſeln den Namen, ſeitdem die Harpyen, nach ihrer Vertreibung aus Phineas's Pallaſte, ſich dort verwandelten. Wahrſcheinlich waren die Harpyen Räuber, die, nachdem ſie die Einwohner der ſchwimmenden Inſeln vertrieben und unterjocht hatten, die Schiffe, die ſich vor dem Sturm

dahin retteten, plünderten. Virgil läßt im dritten Buche der Aeneide ſeinen Helden an einer der Strophaden landen. „Kaum waren wir ans Land getreten, ſagt Aeneas, als wir mehrere Heerden Ochſen und Ziegen auf den Feldern umherirren ſahen.“ Nach dieſer Stelle waren die Inſeln zur Zeit Virgils an Weiden eben ſo fruchtbar, als ſie es gegenwärtig noch ſind.

* * *

Die Inſel Cerigo liegt an der ſüdlichen Spitze von Morea, wovon ſie nur durch einen ungefähr zwei Lieues breiten Kanal getrennt iſt. Sie findet ſich am Eingange des Archipels, vierzehn Lieues von Candia, dreißig von Zante, und funfzig von Corfu; hat zwanzig Lieues im Umfange, eine Bevölkerung von ſiebentauſend, einhundert Menſchen in einem Flecken, und etwa dreißig Dörfern und Weilern, die alle von wenig begüterten Griechen bewohnt werden, die größtentheils Fiſcher ſind, und ſich im Ganzen durch ſanfte und menſchenfreundliche Denkart, ſo wie durch einfache Sitten auszeichnen.

Der Boden dieſer Inſel beſteht faſt gänzlich aus Felſen. Demungeachtet bauen die Cerigoten Oliven, Orangen, Citronen, Wein, Maulbeeren und Getraide; treiben Seidenwürmer- und Bienenzucht, und halten eine große Menge Ziegen. Die Weine von Cerigo ſind, dem Ertrage nach, nicht ſehr bedeutend, aber von angenehmem Geſchmacke und ſehr geſund. Sie verſchaffen

den Einwohnern Vieh und andere Lebensmittel, welche die Inſel nicht liefert, und machen den einzigen Handelsartikel der Cerigoten aus.

Der Flecken Capſali, der Hauptort der Inſel und der Sitz eines griechiſchen Biſchoffs, liegt am äußerſten ſüdlichen Ende der Inſel, an einer Art von Rhede, die von einem großen Meerbuſen gebildet wird, am Fuße eines ſehr hohen Berges, auf welchem ſich ein ſehr altes Fort befindet. Dieſer Berg iſt gegen das Meer zu ſehr ſteil, und wird von der Landſeite herauf Kanonenſchußweite beſtrichen. Das Fort von Capſali beſteht nur in einer halb verfallenen alten Mauer, innerhalb welcher mehrere durch die Zeit faſt zerſtörte militäriſche Gebäude, und einige Privathäuſer liegen. Das Fort iſt in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß kurz vor der Ankunft der Franzoſen ein Trupp von Mainotten die ſchwache venetianiſche Beſatzung derſelben aufgehoben hatte, die ſie nur gegen einige Ladungen Getraide zurückgaben. — Der Name Capſali kommt wahrſcheinlich von dem griechiſchen Worte Kapſalo (Brand, Verſengung), das auf die Unfruchtbarkeit der Gegend zu deuten ſcheint.

Der beſte Ankerplatz der Inſel Cerigo, St. Nicolo, liegt öſtlich, und iſt zwar von nur geringem Umfange, aber ſo ſicher, daß die größten Schiffe überall ohne Gefahr ankern können. Er liegt hinter der Rhede von Aulemona, die von einem kleinen unregelmäßigen Fort, mit caſemattirten Baſtionen geſtützt wird,

das aber weder feſt noch geräumig iſt. Im beſſern Stande, als das Fort Capſali, iſt das Fort St. Nicolo, von welchem es ungefähr etwas über vier Lieues entfernt iſt.

Plinius und andern alten Schriftſtellern zufolge, hatte die große Menge von Porphyrbrüchen, der Inſel den Namen Porphyris, und den Beinamen Porphyruſſa verſchafft. Späterhin hieß ſie nach Ptolemäus, Cythera von Cytherus, einem Sohn des Phönix, der ſich dort niederließ. Die Inſel Cythera hatte zwei beträchtliche Städte, Cythera und Scandea. Die Orte, wo dieſe Städte ſtanden, hat man bisher nicht finden können, die wenigen bisher gefundenen Ruinen, ſchienen die Reſte mehrerer Tempel zu ſeyn, deren einige der Venus geweiht waren. Auch iſt die Inſel, durch den beſondern Cultus, den ihre Einwohner der Göttin der Schönheit erwieſen, und durch die Entführung der Helena berühmt.

Nach Thucydides und Diodor machten die Athener, nachdem die Lacedämonier eine Colonie auf Cythera angelegt hatten, eine Landung, und eroberten ſie im achten Jahre des peloponneſiſchen Krieges. Nachher kam aber dieſe Inſel wiederum unter die Herrſchaft Spartas, und ſpäterhin, mit dem übrigen Griechenland, in die Gewalt der Römer. Bei der Theilung des Reichs, machte ſie einen Theil des Orientaliſchen aus; bei der Zerſtörung deſſelben, bemächtigten ſich die Venetianer

derſelben. Den Namen Cerigo ſcheint ſie von den Griechen des abendländiſchen Kaiſerthums erhalten zu haben.

Die Inſel Cerigotto, liegt öſtlich ungefähr zehn Lieues von der Inſel Cerigo, zu der ſie gehört. Sie iſt klein, fruchtbar, hat wilde Olivenbäume, eine große Menge friſchen Waſſers, und einige gute Ankerplätze. Sie wurde erſt ſeit ungefähr zwanzig Jahren von ſiebzehn Familien Sfacchioten *) mit Einwilligung der Venetianer bevölkert; jetzt enthält ſie ungefähr hundert, lauter griechiſche, Familien. Vorher diente ſie Seeräubern zum Zufluchtsorte. Sie iſt das alte Aegiala oder Aegikia, vielleicht, weil ſie damals eine große Menge Ziegen enthielt. Die Türken traten ſie den Venetianern in dem Tractat zu Paſſarowitz ab.

*) Die Sfacchioten bewohnen die ans Meer ſtoßenden Gebirge im ſüdlichen Theile der Inſel Candia, im Gebiet von Canea. Die Gebirge haben eine kleine Hauptſtadt Caſtelſtacchio genannt. D. Verf.

Siebenter Abſchnitt.

Reiſe nach Preveza und Vonizza. — Beſchreibung der Inſel Paxo und der Klippe Antiparo, der Bezirke, Flecken und Feſtungswerke von Preveza und Vonizza, und den Ruinen von Nicopolis in Epyrus.

Am 13ten Septbr. reiſete der General Chabot, nach den zu ſeiner Diviſion gehörigen Inſeln, und den Beſitzungen auf dem feſten Lande, in Begleitung des Generals Serrières. Ich war in ihrem Gefolge. Wir ſchifften uns Nachmittags auf der Goelette Cybele ein, hatten aber widrigen Wind bis zum folgenden Morgen, wo wir uns auf der Höhe von Leſchimo befanden; und da wir bald darauf den Wind gerade gegen uns hatten, mußten wir in dem Meerbuſen von Gomenizza, an der Küſte von Epirus, unweit der Klippe Marathoniſſi, vor Anker gehen.

Dieſe Klippe gehörte ehedem den Venetianern, bei dem Verfalle ihrer Republik aber bemächtigten ſich die Türken derſelben, ſo wie der Inſel Civota bei dem gleichnamigen Haven. Die Klippe Marathoniſſi und die Inſel Civota, ſind ſehr holzreich. Die Inſel iſt das alte Sybota, das der griechiſche Scholiaſt des Thucydides erwähnt. Der Haven Civota, iſt der alte Haven Sybota, in Epyrus, an der Küſte von Alcmene, zwiſchen der Mündung des Fluſſes Thya-

[…]s und der Stadt Torona gelegen. Dieſer Fluß [iſt] vielleicht der jetzt ſogenannte Callama, der ſich in [de]n Meerbuſen von Gomenizze ergießt.

Man findet auf der Inſel Civota eine weitläuftige [un]d tiefe Grotte, mit Stalaktiten und glänzendem Schie[fe]r, deren Eingang ſüdweſtlich iſt. Der Inſel gegen[ü]ber, längs der Küſte Albaniens, liegt der Flecken [M]argariti.

Da am 15ten Auguſt der Wind wiederum günſtig [w]urde, giengen wir wieder unter Segel, und umſchifften [di]e Inſel Paxo und die Klippe Antipaxo.

Die Inſel Paxo liegt ungefähr zwei Lieues ſüdöſtlich von Corfu. Sie iſt gebirgig, und mit Olivenbäumen bedeckt, die bei der Sorgfalt, womit die Bewohner die Bäume behandeln, und das Oel aufbewahren, das beſte Oel der joniſchen Inſeln geben. Auch hat ſie viele Johannisbrodbäume.

Die Inſel hat ſechs Lieues im Umfange, iſt mit ungefähr fünftauſend Menſchen bevölkert *), die in einem großen Flecken Gaï genannt, im Nordoſten der Inſel, und in einigen Dörfern wohnen. Der Apoſtel Paulus erwähnt dieſer Inſel in einem ſeiner Briefe; und nach der Meinung der Parinioten, hat der Apoſtel

*) Craſſet St. Sauveur giebt deren 7 bis 8000 an; die Gebr. Arbois nennen ſie wenig bevölkert. D. Ueb.

einige Zeit auf ihrer Inſel gewohnt. Der Haven von Gaï gewährt einen ziemlich guten Ankerplatz für kleine Schiffe. Zwei andere Ankerplätze findet man zwiſchen dieſem Haven und dem Kap Blanc, ſüdöſtlich von der Inſel Corfu. Dieſe letztern Häven werden von kleinen, dem Nordoſtwinde ausgeſetzten Meerbuſen gebildet, und ihre Gegenden ſind es, in welchen man nächſt Gaï die mehreſten Einwohner findet. Alle bekennen ſich zur griechiſchen Religion.

Ungeachtet die Inſel Paxo ehemals einen Theil der Inſel Corfu ausmachte; ſo iſt doch ihr Boden weit ſteiniger, als der Boden der letztern; auch ärndtet man hier weder Getraide noch Gemüſe; da ſich aber die Parinioten ſtark auf Fiſcherei und Schiffahrt legen, und jährlich über 30,000 Krüge Oel ausführen *); ſo verſchaffen ſie ſich dieſe Bedürfniſſe theils durch Tauſch, theils durch ihre Arbeiten.

Nach der Meinung vieler Gelehrten iſt Paxo das alte Ericuſa, eine bei Corcyra gelegene Inſel, die nach Ptolomäus ihren Namen von dem Heidekraut hatte, womit ſie bedeckt war. Immer hatte die Inſel mit Corcyra gleiches Schickſal; wahrſcheinlich war ſie urſprünglich von Corcyranern bewohnt, die ſich dort niederließen, entweder um einer fremden Herrſchaft zu entfliehen, oder in der Hoffnung, dort ein beſſeres Schickſal zu finden.

*) Nach Grasset St. Sauveur ſcheint die Angabe dieſer Ausfuhr etwas zu hoch zu ſeyn. D. Ueb.

Südlich, etwas über eine halbe Lieue von der Inſel Paro, findet man die Klippe Antiparo, die eben iſt, keinen Ankerplatz beſitzt, und nur etwas über eine Lieue im Umfange hat. Dieſe Klippe wird nur von einigen Hirten bewohnt, die Schaaf-, Schweine- und Ziegenheerden hüten, deren ſich oft die Seeräuber zu bemächtigen verſuchen. Sie liegt ungefähr zwölf Lieues nordweſtlich von der Inſel Sta. Maura.

Da der Wind bald aufgehört hatte, und ſich nur erſt gegen die Mitte der folgenden Nacht wieder erhob: ſo konnten wir erſt Nachmittags am 16ten an der Mündung des Kanals von Preveza anlangen. Sobald wir dem Eingange dieſes Kanals gegenüber waren, feuerten wir drei Kanonen ab, um den Admiral des Golfs aufzufordern, ſich als Lotſe an Bord zu begeben, um, wegen der Sandbänke, die einen Theil des Kanals verſtopfen, in den Haven von Preveza zu ſteuern.

Beim Eintritte der Nacht ankerten wir vor Preveza. Die Generale ſtiegen ſogleich unter der Abfeuerung der Artillerie der Goelette und des Havens, ſo wie des Gewehrfeuers der Prevezaner ans Land. Am Ufer fanden wir die Municipalität des Fleckens, welche die Generäle ſo lärmend empfieng, daß ihnen das Ohrenfell hätte ſpringen mögen.

Die epyrotiſche Muſik beſteht aus mehreren ſchlechten Hautbois und Flöten *), und einer ſtarken Trom-

*) S. oben die Anmerkung im 3ten Abſchnitt. D. Ueb.

mel, die mehr zum Bärentanze, als zum Accompagnement anderer Inſtrumente paßt. Solcher Muſikanten, deren Kleidung und Koſt gleich ſchlecht iſt, ſind in jedem Flecken ſieben bis acht.

Die Generäle nahmen ihre Wohnung bei dem franzöſiſchen Conſul zu Arta, Herrn Dupré. In Preveza hatte dieſer Conſul ein ſehr ſchönes Haus, in welchem die Bequemlichkeiten Frankreichs, Italiens und der europäiſchen Türkei ſich vereinigt fanden.

Am folgenden Morgen ritten die Generäle nach den Ruinen von Nicopolis, zugleich in der Abſicht, eine militäriſche Poſition zur Deckung des Gebiets von Preveza für den Fall eines feindlichen Entwurfs des Paſcha von Jannina gegen daſſelbe aufzuſuchen.

Nicopolis oder die Siegesſtadt, wurde auf der Landenge der Halbinſel gebaut, die jetzt das Gebiet von Preveza ausmacht. Seine Ruinen liegen etwas über eine Lieue nördlich von dem Flecken dieſes Namens. Die Landenge von Nicopolis wird rechts von dem joniſchen Meere, links von dem Meerbuſen von Preveza begränzt, und iſt ungefähr drei Viertellieues breit. Jenſeits dieſer Landenge, auf dem Gebiete von Lorour, iſt eine ſehr maleriſch liegende grüne Hügelreihe, die ſich vom Meere an bis nach Preveza erſtreckt, aber unbebaut liegt.

Die Stadtmauern von Nicopolis, haben ungefähr zwei Lieues im Umfange, exiſtiren aber nur noch

ſtückweiſe in gewiſſen Entfernungen; hier und da ſind dieſe Stücke zahlreich und erſcheinen in der Ferne als Säulen. Einige ſind ſechs Fuß dick. Dieſe Mauern beſtehen aus Steinen und Kieſeln von verſchiedener Form, und aus Backſteinen, die durch einen Mörtel aus Erde und Sand vereinigt ſind, der ſich an vielen Stellen verſteinert hat.

Unter den Ruinen der Stadt Nicopolis ſieht man auch die Ruinen einer alten Feſtung, die wahrſcheinlich die Citadelle war. Die Mauern des Umkreiſes dieſer Feſtung haben einen Umfang von ungefähr einer Lieue. Der nach Weſt und Südweſt liegende Theil dieſer Mauern hat ſich ziemlich gut erhalten. Ich ſah an fünfzehn noch ganze Thore in gewiſſen Entfernungen, immer drei und drei zuſammen, nämlich zwei kleine, und in deren Mitte ein großes. Auch wird der nach dem Meere zu liegende Theil durch einige Thürme flankirt. Dieſe von ſtarken Epheuſtöcken bewachſenen Mauern ſind eben ſo gebaut, wie die Stadtmauern; nur haben ſie an der äußeren Seite bloß abgeplattete oder gerundete Steine, und ihrer ganzen Länge nach, drei Reihen horizontaler Backſteine, deren jede aus fünf Backſteinen beſteht, deren lange Seite nach außen gekehrt iſt. Auch exiſtiren noch einige Ruinen von Gebäuden zwiſchen den Mauern der Citadelle und der Stadt. Die Feſtung ſelbſt enthält Ueberreſte von einem Dutzend Gebäuden aus Steinen und Backſteinen, die den mehreſten Gebäuden in der Stadt gleich kommen.

Nordweſtlich, nahe bei der Citadelle, liegen die Ruinen eines ziemlich groſsen Gebäudes, welches die öffentlichen Bäder geweſen zu ſeyn ſcheinen, da man darin drei Gewölbe, deren mittelſtes das höchſte iſt, und die Reſte einer Waſſerleitung ſieht, die noch eine Quelle friſchen Waſſers enthält. Dies Gebäude iſt ſehr einfach, aber dauerhaft gebaut, und iſt unter allen Ruinen von Nicopolis am beſten erhalten.

Von den Mauern der Stadt gegen das Meer zu, ſieht man Stücke alter Mauern, in gewiſſen Entfernungen von einander, die eine Art von Pilaſtern ausmachen. Dieſe Ruinen ſcheinen die Reſte einer Waſſerleitung zu ſeyn.

Ungefähr eine halbe Lieue nordweſtlich von Nicopolis, auf der anderen Seite des Thales, welches die Gebiete von Preveza und Loroux trennt, ſind die Reſte eines Circus, und einer Naumachie. Dieſe letztere ſtieß mit dem äuſserſten Ende an das Meer und an den Meerbuſen. Der Eingang zu dem in Form eines Halbzirkels gebauten, durch die Zeit und die Barbaren zur Hälfte zerſtörten Circus, iſt durch dichtes Buſchwerk von Brombeeren und anderen Sträuchen verſtopft; man erkennt jedoch noch die Stellen, wo man die wilden Thiere einließ.

Die Ruinen von Nicopolis enthalten eine ungeheuere Menge groſser Landſchildkröten, und ſind voll von Myrthenbüſchen, Lorbeer- und Granatbäumen, Nopal

und Aloebäumen; und durch die Vereinigung dieſer Gewächſe mit den majeſtätiſchen Reſten dieſer alten Stadt erhalten dieſe eine maleriſche und düſtere Anſicht, die bei der Erinnerung an die vergangenen Zeiten die Seele mit Melancholie erfüllt.

Das epyrotiſche Nicopolis wurde von Auguſtus im Jahre Roms 723 erbaut; zum Andenken an die Schlacht bei Actium, wo die Truppen und die Flotte dieſes Kaiſers die Truppen des Marcus Antonius und die der Cleopatra völlig beſiegten, und den Kampf um die Weltherrſchaft für Auguſtus entſchieden. Nach Strabo hieß das epyrotiſche Nicopolis *Actia Nicopolis* und *Achaia Nicopolis.* Tacitus nennt ſie eine römiſche Colonie. Auch erwähnen Antonin und Plinius derſelben; der letztere giebt ihr den Beinamen einer freien Stadt. Epiktet, der ſich hieher flüchtete, als Domitian aus Rom alle Philoſophen vertrieb, ſtarb in dieſer Stadt; nach ſeinem Tode wurde ſeine irdene Lampe, wie Lucian erzählt, zu Nicopolis für dreitauſend Drachmen verkauft; ein Zug, der allein alle mögliche Commentare aufwiegt und einen Begriff von dem großen Rufe giebt, in welchem Epiktet bei ſeinen Zeitgenoſſen ſtand.

Nicopolis war lange durch ſeine großen Reichthümer, durch ſeinen Wohlſtand und ſeine zahlreiche Bevölkerung berühmt. In dieſem Glanze erhielt es ſich bis zum Verfalle des orientaliſchen Reichs; einer

Epoche, wo es faſt gänzlich durch Erdbeben zerſtört wurde. Einige Zeit nachher kam es durch die Türken, die ganz Cyprus erobert hatten, in die Lage, in welcher es ſich gegenwärtig befindet.

Beim Nachgraben in die Erde finden die Armatolis, (von denen ſogleich die Rede ſeyn wird), und die Hirten, welche ihre Heerden in den Ruinen von Nicopolis weiden, oft Medaillen, Cameen, Lampen und andere kleine Hausgeräthſchaften von verſchiedenen Metallen, die ſie an die Liebhaber theuer verkaufen. — Ich ſelbſt habe auf den joniſchen Inſeln mehrere dieſer Lampen geſehen; ſie ſind von Kupfer und haben verſchiedene antike Formen; die Figur eines Priaps findet ſich auf denſelben in erhabner Arbeit.

Die Armatolis ſind Albaneſer, welche die venetianiſche Regierung in Sold genommen hatte, um die Gränzen der Gebiete von Preveza und Bonizza zu bewachen. Dieſe Soldaten werden von Offizieren aus ihrer eigenen Nation commandirt. Sie ſind nach Art der Epyroten, aber aufs einfachſte, gekleidet und bewaffnet. Sie haben kein anderes Bette als den Fußboden, und ſchlafen größtentheils im freien Felde oder in Gehölzen, auf Matratzen, die aus langen Stücken groben Zeuches von weißer Wolle beſtehen, die zugleich zu Mänteln dienen. Die Compagnien der Armatolis werden zum Theil aus albaneſiſchen Flüchtlingen ergänzt, die, weil ſie bei den Türken eine Strafe verwirkten, dieſen einen unverſöhnlichen Haß geſchworen

haben. Die übrigen Armatolis beſtehen aus Prevezaniſchen und Vonizzaniſchen Landſtreichern, die oft nur deshalb ſich zu dieſem Dienſte entſchließen, um deſto beſſer ihre Räubereien und andere geſetzwidrige Unternehmungen zu verſtecken.

Das zwiſchen den Ruinen von Nicopolis und dem Flecken Preveza liegende Land iſt mit Weinbergen, Frucht- und beſonders Olivenbäumen bedeckt. Dieſe Weinberge liefern ſehr zuckerreiche Beeren, aber mit dicker Haut, die ſchlechten Wein geben. Die Olivenbäume liefern größtentheils eine ſehr kleine Frucht, die nicht hinlänglich reift, um Oel zu geben. *) Auch baut man auf dieſem Boden und in der Gegend des Fleckens, viel Mais, Gemüſe und beſonders Angouris oder Waſſermelonen, und Bakiris oder Wintermelonen; und überdies wird Baumwolle gewonnen. Wahrſcheinlich würde die Halbinſel Preveza, die ungefähr fünf Lieues im Umfange hat, beſſer angebaut und ſtärker bevölkert ſeyn, wenn nicht die Epyroten ihre Nachbaren wären; eine Nachbarſchaft, welche die Prevezaner nöthigt, ſich in dem Flecken zuſammen zu ziehen, und nur in einer kleinen Entfernung von ihren Wohnungen Gärten anzulegen.

*) Nach Graſſet St. Sauveur kommen die Olivenbäume hier gut fort, und die Prevezaner liefern, ihm zufolge, unter allen Inſulänern des joniſchen Meeres, das beſte Oel, das ſie jedoch ſelbſt brauchen. D. Ueb.

Die wichtigſte Beſitzung, welche die Venetianer im Albanien hatten, war Prrveza, ſowohl in politiſcher Hinſicht, als wegen des Handels vermittelſt des Havens von Arta, der weit gröſser als der von Preveza iſt. Der letztere iſt der alte Anactorius ſinus, und dient dem erſten *) zum Vorbecken.

Der Flecken Preveza lag ehedem am Eingange des Kanals; jetzt liegt er gegen die Mitte des Buſens, am Ufer des Meeres, ungefähr zwei Lieues von der Inſel Sta. Maura. Er hat nur zwei Straßen, deren jede an eine Lieue lang iſt. Die nächſte am Meerbuſen, iſt die am beſten gebaute und beträchtlichſte. Die meiſten Häuſer ſind von Holz, und haben nur ein Stockwerk mit Vorhallen.

Preveza hat ungefähr ſiebentauſend Einwohner, die ſich, alle zur griechiſchen Religion bekennen. Sie ſind im Allgemeinen induſtriös, arbeitſam und mäßig, aber betrügeriſch und rachſüchtig. Sie beſchäftigen ſich mit Feld- und Gartenbau, und verfertigen eine ziemlich große Menge baumwollener Zeuche; ihre Tracht nähert ſich mehr der epyrotiſchen als griechiſchen. Die Prevezanerinnen ſind die freiſten Weiber in ganz Epyrus.

Die Feſtung von Preveza liegt mitten in dem Flekken, deſſen Häuſer ſie von allen Seiten umringen.

*) Ehedem *Sinus Ambracius*. D. Ueb.

Sie beſteht aus einer großen halbgemauerten Redoute; die Terraſſen und übrigen Erhöhungen der Feſtung ſind faſt ganz vernichtet. Man findet darin einige militäriſche Gebäude und eine Kapelle, das Ganze iſt aber ſehr ſchlecht und außer baulichem Stande.

In der Gegend von Preveza ſieht man eine große Menge achtflüglicher Windmühlen. Das Gebäude der Mühle iſt niedriger, und die Flügel kürzer als in Frankreich. Die niedrige Bauart iſt hier deshalb gewöhnlich, weil bei der tiefen Lage des Landes, die Paſſatwinde, die über die nahen Meerbuſen, den Kanal von Sta. Maura und das joniſche Meer wehen, dicht an dem Boden hinſtreichen, auf welchem dieſe Mühlen ſtehen, ſo daß ſie, wenn ſie höher wären, einen Theil des Windes verlieren würden; die mehreen Flügel aber ſollen zur Beförderung des nöthigen Schwunges dienen. Auch ſieht man dergleichen Mühlen auf den höchſten Bergen der joniſchen Inſeln (Corfu ausgenommen), wo ihre geringe Höhe aus entgegengeſetzten Urſachen eben ſo nothwendig iſt, um ſie vor den ſchrecklichen Windſtößen, denen ſie ausgeſetzt ſind, zu bewahren.

Am 18ten September ſchiffte ſich der General auf einer von Slavoniern geführten Felucke, nach dem ungefähr vier Lieues entfernten Flecken Bonizza ein, wo wir nach einer zweiſtündigen Fahrt ankamen.

Der Bezirk von Bonizza, der ungefähr zwölf Lieues im Umfange hat, beſteht in einem wenig breiten Thale, deſſen Hintergrund moraſtig und ungeſund, wohl aber des Anbaues empfänglich, und reich an Weiden iſt, die eine große Menge Vieh, beſonders Büffel, nähren. Auch findet man auf den benachbarten Bergen hochſtämmiges Holz voll Federwild.

Die Feſtung von Bonizza liegt auf einem hohen Felſen, der in den Meerbuſen von Arta vorſpringt, und nordweſtlich eine Spitze bildet. Die Feſtung iſt ſehr alt und faſt ganz verfallen. Sie iſt oval und hat ringsherum bloß eine Mauer von mittlerer Höhe, die oben Schießſcharten hat und von Thürmen flankirt wird, wovon einige halbrund, die übrigen aber rechtwinklicht ſind. Dieſe Mauer hat zwei Thore und zwei kleine Baſtionen. In der Mitte, faſt auf der Spitze des großen Felſen, iſt ein kleines Werk, das ein Sägewerk bildet, und von einer nicht ſehr hohen mit Schießſcharten und Schießlöchern verſehenen Mauer umringt iſt. Dies Sägewerk enthält die Ruinen einer Kirche und einiger weitläuftigen Gebäude.

Ein Theil der Feſtung Bonizza iſt von zwei andern, mit Schießſcharten und gegen die Spitze zu mit Staffeln verſehenen, Mauern umringt. In dieſem Theile findet man eine alte und weite Ciſterne mit drei Abtheilungen. Zwei Kommunikationsmauern am Abhange des Felſens, die mit den Mauern des Umkreiſes perpendikular ſtehen, ſchneiden die Laufgräben dieſer Feſtung ab.

Zwiſchen dieſen Mauern und dem Meere, ſieht man an dem Felſen eine ungeheure Menge ſehr ſchöner Nopals. Unterhalb der Feſtung, bei dem Eingange im Thale, iſt ein altes, in Form einer Lunette gebautes Werk, die Redoute der Spanier genannt.

Bei einer aufmerkſamen Betrachtung der verſchiedenen Theile der Feſtung von Vonizza bemerkt man, daß die Erbauer derſelben klug genug waren, ihren Plan nach den Unregelmäßigkeiten und Vortheilen, die ſich an dem Felſen vorfanden, einzurichten, um das Terrain Fuß für Fuß ſtreitig zu machen; aus ihren Ruinen, aus dem Umfange ihrer Werke und der unbezwinglichen Lage läßt ſich erſehen, daß ſie ehedem ſehr wichtig war. Auch könnte ſie an ihren Umkreismauern, durch beträchtliche Baue wieder in Stand geſetzt werden; aber die Bevölkerung des Gebiets und die Artikel des Handels, der in Vonizza eröffnet werden könnte und ſich nicht über Vieh und Bauholz erſtrecken würde, dürfte wohl nicht den Koſten der Wiederherſtellung und der Unterhaltung einer Garniſon das Gleichgewicht halten.

Das Gebiet von Vonizza enthält eine Bevölkerung von ungefähr zweitauſend fünfhundert Menſchen, in zwei am Fuße der Feſtung liegenden Flecken, am Eingange in das Thal, und in mehrern Weilern. Der größte dieſer Flecken heißt Vonizza, der andere der geſchloſſene Flecken, weil er mit einer alten Mauer umgeben iſt. In beiden Flecken bemerkte ich eine große Menge ſehr ſchöner levantiſcher Platanen; ſie be-

ſchatten die mehrſten Gärten und die Ufer des Meerbuſens.

Das Thal von Bonizza liefert eine kleine Quantität von Mais, Obſt und Gemüſe. Mit den mangelnden Produkten verſorgen ſich die Bonizzaner zu Arta auf Sta. Maura und zu Preveza. Fiſche ſind an den Küſten ſehr im Ueberfluſſe, aber das Trinkwaſſer ihres Gebiets iſt ſehr ungeſund. Bonizza liegt ungefähr vier Lieues von dem Theile des Kanals von Sta. Maura, welcher der Feſtung dieſes Namens am nächſten liegt. Dieſer Weg iſt ſehr gefährlich, weil er durch eine wüſte, holzreiche, von hohen Gebirgen bedeckte und oft mit Räubern angefüllte Gegend führt.

Nach der Meinung Sophian's *) und anderer neuerer Schriftſteller ſind die Flecken und die Feſtung von Bonizza auf den Ruinen von Anactorium, einer Stadt Acarnaniens, erbaut worden, die von Strabo, Plinius, und Stephanus Byzantinus erwähnt wird; mir iſt es jedoch wahrſcheinlicher, daß dieſe alte Stadt an dem von ihr benannten Meerbuſen (jetzt der Meerbuſen von Preveza) zwiſchen der Stadt Actium und dem Vorgebirge Anactorium lag, welches das heutige Kap Scafidachi ſeyn könnte.

*) Nic. Sophian war ein aus Corfu gebürtiger Mathematiker und Geograph des ſechszehnten Jahrhunderts, der Charten von Griechenland lieferte. D. Ueb.

Die Vonizzaner bekennen ſich zur griechiſchen Reli- gion. Sie ſind kriegeriſch und arm. So wenig zahlreich ſie auch ſind, ſo vertheidigen ſie ſich doch mit Muth gegen die türkiſchen Albaneſer, die ſie äußerſt haſſen. Kurz vor unſerer Ankunſt zu Vonizza hatten ſie die Entführung eines ihrer Weiber durch dieſe Barbaren auf eine auffallende Art gerächt. Hundert derſelben hatten die Unglückliche aus den Händen von zweihundert türkiſchen Albaneſern gerettet, nachdem ſie ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet hatten. Dagegen zittern die zweimal zahlreicheren Prevezaner bei dem geringſten Einfall der Epyroten, und verlaſſen feige ihre Heerden und ihre Felder. Dies verſchiedene Betragen zweier benachbarten Völker iſt die Folge der Verſchiedenheit ihrer Beſchäftigungen. Die Prevezaner ſind größtentheils Handelsleute, oder Handwerker; eine Lebensart, die ihnen wenig Muth giebt, und ſie ſchwächlich macht. Dagegen beſchäftigen ſich die Vonizzaner nur mit der Jagd oder mit Viehhüten, Ackerbau und Fiſcherei; eine Lebensart, die ſie frühzeitig an harte Arbeit gewöhnt, und ſie die Waffen führen lehrt, um ſich dieſer gelegentlich gegen ihre Feinde zu bedienen. Sie ſind mäßig, menſchenfreundlich, verſtändig, und haben ſanfte Sitten; ihre Weiber leben ſehr frei, glänzen aber weder durch friſche Farbe, noch durch Schönheit. Ihre Kleidung haben die Vonizzaner mit den Prevezanern gemein.

Zu Vonizza wurden die franzöſiſchen Generale von einem Adelichen nach Landesart aufgenommen. Bei unſerer Ankunſt gab man uns friſches Waſſer zu trinken,

dann bedient man uns mit gewürzreichem Liqueur, und hierauf mit Kaffee in porcellanenen Taſſen, die ohne Untertaſſen, aber, um ſich nicht zu verbrennen, in ſilberne Taſſen eingefaßt waren. Die Erfriſchung endigte ſich mit Büffelmilch, die wir vortrefflich fanden. Wir ſaßen auf großen Kiſſen, die auf einem niedrigen Parket, rings um das Zimmer umher lagen. — Das Abendeſſen beſtand in Schöpſenbraten, Seefiſchen; großen Auſtern, die auf dieſen Höhen ſehr häufig ſind, und mehreren Arten von friſchem Büffelkäſe, der ſehr angenehm, obgleich etwas wild ſchmeckte. Nach dem Souper ſchifften wir uns ſogleich wieder ein, und kamen in derſelben Nacht in Preveza an.

Achter Abſchnitt.

Reiſe nach Santa Maura. — Beſchreibung dieſer Inſel, ihrer Feſtung und der Stadt Amakuki.

Am 20ſten September reiſeten die Generale in derſelben Feluke, die ſie nach Bonizza gebracht hatte, von Preveza nach Sta. Maura. Nach einer zweiſtündigen Fahrt langten wir daſelbſt an: unſere Goelette, die nicht durch den Canal von Sta. Maura fahren konnte, mußte um die Inſel herum ſegeln, um uns im Hafen Drapano zu erwarten.

Die Inſel Sta. Maura hat ungefähr zwanzig Lieues im Umfange. Sie iſt mit Bergen, Oel- und Obſtbäumen bedeckt, und hat einige mit Federwild angefüllte Gehölze. Auch findet man auf derſelben viel gutes Trinkwaſſer. Sie wird ziemlich gut angebaut. Ihre Bevölkerung beläuft ſich auf funfzehn tauſend Menſchen, von denen fünftauſend in der Stadt, die übrigen aber in etwa vierzig Dörfern und Weilern wohnen *). Man gewinnt auf der Inſel Baumwolle, Flachs, Oel und Wein von ziemlicher Güte, und mehr, als die Einwohner bedürfen. Auch producirt die Inſel eine ungeheure Menge von trefflichem Obſt und Gemüſe, aber wenig Getraide. Das Oel von Sta. Maura iſt beſſer als das von Corfu. Vorzüglich hat ſie auch viel Citronen-, Orangen- und Mandelbäume. Der Boden der Gebirge iſt ſehr ſteinig, aber dem Weinſtock angemeſſen, und man würde eine große Quantität produciren, wenn die Inſel volkreicher wäre. Schweine, Ziegen und Schafe werden in ziemlicher Menge gehalten, auch einige Mauleſel; das übrige Vieh wird aus Albanien gezogen. Die Inſel iſt ziemlich ſtarken Erdbeben ausgeſetzt. Die Küſten haben mehrere gute Ankerplätze gegen Weſten, Süden und Südoſt.

Die Inſel Sta. Maura iſt von dem Lande Xeromero (in Albanien) nur durch einen, vier Lieues

*) Nach Grasset St. Sauveur enthält die Inſel 16,000, wovon 6000 auf die Stadt kommen; eben ſo viele Einwohner geben die Gebrüder Arbois der Stadt. D. Ueb.

langen und höchſtens etwa eine Lieue breiten, Canal getrennt, der in ſeiner größten Tiefe nur ſechs Fuß Waſſer hat, und zu gewiſſen Zeiten des Jahres durchwadet werden kann. Der Grund iſt eine ungeheure Sandbank, welche die Inſel mit dem feſten Lande verbindet und gegen den Eingang des Canals von Preveza zu, über das Cap Nord von Sta. Maura hinaus geht.

Die Stadt Sta Maura liegt am Ufer des Canals im Oſten der Inſel. Sie iſt klein und ſchlecht gebaut. Die mehreſten Häuſer ſind von Holz und haben nur ein Stockwerk. Unter den Gaſſen zeichnet ſich nur eine aus, die ziemlich reinlich und mit Vorhallen verſehen iſt. Ein griechiſcher Biſchof hat hier ſeinen Sitz. Man findet in der Stadt Gärbereien, in welchen das Leder eben ſo bereitet wird, wie auf Corfu.

Südöſtlich, nahe bei der Stadt, ſind große, ſehr einträgliche Salzwerke. Das Salz von Sta. Maura wird mehr geſucht, als das von Corfu, weil es von ſtärkerem und feſterem Korn iſt. Auch findet man in den Gegenden um die Stadt ziemlich beträchtliche Fiſchereien. Salz, Oel, Baumwolle, Obſt, Wein und Gemüſe machen die Hauptgegenſtände des Handels der Inſel aus, deren Einwohner, die ich Leucadier nennen will, faſt die wildeſten der joniſchen Inſeln ſind.

Die Leucadier nennen ihre Hauptſtadt Amaxuki*)

*) Dieſe, auch nach der Inſel genannte Stadt heißt bei Grasset St. Sauveur und anderen Amaxichi.

D. Ueb.

d. h. Sandkorn, weil ſie in einer vier Lieues langen und eine Lieue tiefen Ebene liegt, deren Boden eine große Menge Sandes von derſelben Art enthält, wie der im Grunde des Canals. Dieſe Ebene iſt ziemlich gut angebaut, und mit guten Fruchtbäumen, Mais und Colambochio bedeckt.

Die Gegenden von Amakuki ſind nach den Gebirgen zu etwa 1¼ Lieue weit, angenehm und maleriſch. In dieſem Theile der Inſel, eine Lieue von der Stadt, iſt eine ſehr reiche und heilſame Quelle Trinkwaſſers, die zu den Annehmlichkeiten der Gegend und zu der Fruchtbarkeit der Ebene viel beiträgt, da aus ihr eine Menge von Bächen entſtehen, durch welche die mehrſten Gärten bewäſſert werden. Der Weg von der Stadt nach dieſer Quelle iſt mit lebendigen Hecken eingezäunt, die hoch und immer grün ſind, und einen ſehr angenehmen Spaziergang ausmachen. Auch verſorgt dieſe Quelle die Brunnen der Stadt, und heißt deswegen die große Quelle: Megalivriſi (oder Megalibrúſis).

Ungefähr 1¼ Lieue von Amakuki, am Ufer des Canals, findet man Salzwerke, die eben ſo beträchtlich ſind, als die oben erwähnten.

Oberhalb dieſer Salzwerke, am Canale, iſt ein alter viereckiger Thurm, la Tourette genannt, deſſen Mauern mit Schießſcharten und Schießlöchern verſehen ſind. Rings um dieſe Art von Feſtung geht eine kleine Bruſtwehr mit einer Staffel. Dieſer Poſten iſt wegen

der Moräſte und Salzwerke, die ihn umringen, ſehr ungeſund. Er dient zur Vertheidigung des ſüdlichen Eingangs des Canals und des Hafens Drapano, den die Küſten von Xeromero und die Inſel Sta. Maura machen. Dieſer Ankerplatz enthält faſt 150 Fuß Waſſer. Hier halten ſich die Schiffe auf, die Salz und andere Waaren laden wollen. Man fiſcht hier ſehr ſchöne Corallen.

Die Feſtung von Sta. Maura liegt auf einer großen Land= oder vielmehr Sandzunge, die in den Canal öſtlich, etwas über eine Viertellieue weit von der Stadt entſpringt. Sie hat die Form eines rechtwinklichen Werks; ihre aus gehauenen Steinen gebaute Mauern ſind ziemlich hoch, und mit Gräben umringt, wovon ein Theil durch das Waſſer der Lagunen, d. h. des Canals bewäſſert wird. Dieſe Mauern werden von neun bis zehn baſtionirten Thürmen flankirt, die nach Amakuki zu halbrund und nach Xeromero zu rechtwinklich ſind.

Die Feſtung iſt von Nordoſt nach Weſt, von wo die Landzunge, auf der ſie gebaut iſt, ſich nach dem Kap Nord der Inſel wendet, mit welchem ſie ſich vereinigt, von Waſſer umgeben. Uebrigens findet man auf dieſer Landzunge nur Windmühlen, die gerade ſo wie die zu Preveza gebaut ſind, und eine von den Griechen ſehr verehrte Kirche. — Weſtlich von der Feſtung, zwiſchen der Landzunge und der Inſel, ſoll, nach der Meinung der Leucadier, die alte Stadt Sta.

Maura gelegen haben, die, ſo wie ihr Haven, theils von den Türken, theils von Erdbeben und den Gewäſſern des Meeres zerſtört worden.

Die Feſtung hat zwei Thore, gegen Oſten und Weſten, deren jedes von mehreren Werken vertheidigt wird. Das erſte iſt am beſten befeſtigt, und ſteht auf einer Sandbank, die eine Fortſetzung der obgedachten Landzunge iſt. Dieſe Sandbank erſtreckt ſich beinahe bis ans feſte Land. Das andere Thor findet ſich nach Amakuki zu.

Die Feſtung iſt ziemlich groß, läßt aber bei dem ſchlechten Plane, nach welchem ſie angelegt iſt, und nach dem Baue ihrer Werke, deren Wallgänge, Bruſt- und Schulterwehren ganz von Stein ſind, keine gute Vertheidigung zu. Sie enthält einige Kaſernen, Magazine und andere militäriſche Gebäude, die ſich in ſchlechtem Zuſtande befinden, mehrere Privathäuſer und Ciſternen.

Die Feſtung Sta. Maura wurde zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts von dem neapolitaniſchen Grafen von Tochis gebaut, der einige Zeit darauf die Souveränität der Inſeln Cephalonien, Zante und Ithaka kaufte. Dieſer Graf gab der Inſel Leucadia, ihrer Hauptſtadt und der Feſtung, die er hatte bauen laſſen, ihren jetzigen Namen. *)

*) Dieſer ſoll, nach Grasset St. Sauveur von einer Heiligen herrühren, deren Reliquien hier vorzüglich verehrt werden.
D. Ueb.

Bei der Feſtung Sta. Maura ſieht man eine von den Türken, unter Bajazet II., gebaute Waſſerleitung, die durch die Lagunen geht. Sie iſt ganz aus gehauenen Steinen gebaut, und diente ehedem dazu, aus der Quelle Megalivriſi Waſſer nach der Feſtung zu führen. Dieſe Waſſerleitung iſt beinahe eine halbe Lieue lang, und ruht auf mehr als dreihundert Bogen (354, wenn ich nicht irre, d. h. gerade ſo viel, als Tage im muhamedaniſchen Jahre ſind). Sie iſt ungefähr neun Fuß hoch, und drei breit. Sie hat an mehreren Stellen auf der Oberfläche gelitten, ſo daß man die Röhren ſehen kann, die das Waſſer enthielten. Dieſe Röhren ſind von Backſteinen. Der Bogen in der Mitte iſt viel höher und breiter als die übrigen; um darüber hinweg zu kommen, muß man drei Stufen auf- und abſteigen. Dieſe Höhe war nöthig, damit die Monoxilons,*) deren die Leucadier ſich zur Schiffahrt in den Lagunen bedienen, darunter weg fahren könnten. Bei Amakuki endigt ſich die Waſſerleitung an einer alten Quelle. Ihr gegenwärtiger Nutzen beſteht darin, daß ſie zu einer Communicationsbrücke zwiſchen der Feſtung und der Stadt dient, wodurch man ſich über 1½ Lieue Umweg erſpart. Da die Brücke keine Bruſtwehren hat, ſo iſt es bei heftigem Winde, längs dem Canale her, gefährlich darüber zu gehen.

*) Eine Art Piroguen aus einem einzigen Baumſtamme gemeißelt, gewöhnlich 9 Fuß lang, an 24 Zoll breit, und eben ſo tief, die mit Segeln und Rudern gehen.

An Oſten, ungefähr eine halbe Lieue von der Feſtung Sta. Maura, in dem Lande Xeromero (in Albanien) ſieht man die Ruinen einer alten türkiſchen Feſtung, auf der Spitze eines Felſen, am Ufer des Kanals. Nach der Meinung der Leucadier wurde die alte Stadt Sta. Maura durch die Artillerie dieſer Feſtung zerſtört; dies müßte aber vor der Errichtung der vom Grafen Tachis erbauten Feſtung geſchehen ſeyn.

Die Rhede von Sta. Maura findet ſich ungefähr eine Lieue N. N. O. von der Feſtung. Sie hat einen guten Schlammgrund, und bis 150 Fuß Waſſer. Aus einer am See-Nord der Inſel liegenden Quelle holen die in dieſer Rhede ankernden Schiffe ihr Waſſer.

Die Inſel Sta. Maura iſt die alte Leucadia inſula, berühmt durch ein ſehr hohes Vorgebirge, von welchem unglückliche Liebhaber ſich ins Meer ſtürzten. Dies Vorgebirge liegt ungefähr drei Lieues nordweſtlich von Amakuki, und heißt jetzt Cap Ducato. Mit Rührung erinnert man ſich bei ſeinen Streifereien in dieſen Gegenden an die berühmte und unglückliche Sappho, die ſich, weil ſie die Treuloſigkeit ihres Geliebten Phaon nicht überleben wollte, von der Höhe des leucadiſchen Felſen ſtürzte. Nahe bei dieſem Vorgebirge befand ſich ehedem ein berühmter, dem Apollo geweihter Tempel, wie Virgil im dritten Buche der Aeneide bemerkt: „Bald zeigte ſich unſern Blicken das den Schiffern ſo furchtbare Vorgebirge Leucadiens, mit dem Tempel Apollos!“

Die Inſel Leucadien war ehedem eine Halbinſel, die mit Acarnanien durch eine ſehr ſchmale Erdenge zuſammen hieng, welche nach verſchiedenen alten Autoren von den Corinthern durchſtochen ward. Die Stadt Leucadien lag auf dieſer Erdenge am Abhange eines nach Norden gelegenen Berges, wahrſcheinlich links von der Stelle, auf welcher jetzt Amakuki ſteht, aber mehr rückwärts nach dem Berge zu; denn daß die Corinther oder das Meer, den Abhang, auf welchem ſie gebaut war, weggeriſſen haben ſollten, iſt nicht wahrſcheinlich. — Dieſe Vermuthung über die Lage der Stadt unterſtützt Virgil, der im dritten Buche der Aeneide ſeinen Helden bei dieſer Stadt und am Ufer von Actium, das jetzt das linke Ufer des Canals von Prevéze ausmacht, landen läßt. „Wir fanden für gut, ſagt Aeneas, an dieſer Küſte (Leucadiens) zu landen. Wir ankerten in der Rhede, ſtiegen ans Land, und begaben uns in die kleine Stadt, die auf dieſer Höhe erbaut iſt.“ — Die Spitze, von der Virgil ſpricht, iſt das Nordcap der Inſel Stá. Maura, das ſich faſt der Mündung des Canals von Prevéza gegenüber befindet.

Den Namen Leucadien erhielt die Stadt wahrſcheinlich von der weißen Farbe der ſandigen Erdenge, an welcher ſie lag.

Die Leucadier wurden zuerſt vom Ulyſſes, König von Ithaka beherrſcht. Nach deſſen Tode errichteten ſie eine demokratiſche Republik. Während des peloponneſiſchen Krieges blieben ſie nicht unthätig. Sie unter-

ſochten die Corinther und Lacedämonier; ihre Flotte wurde aber oft von den Athenern und Corcyranern geſchlagen. Gegen Philipp, König von Macedonien, verbündeten ſie ſich mit ganz Griechenland. Auch nahmen ſie Theil an dem Feldzuge Dions gegen Dyoniſius, Tyrann von Syrakus. — Als die Römer ſich die mehrſten griechiſchen Inſeln unterworfen hatten, kam auch die Inſel Leucadien unter ihre Herrſchaft. Nachher gehörte ſie zum abendländiſchen Reiche, bis auf die Regierung Balduins II, da ſie von dem Grafen Tochs erobert wurde, der ſich zum Herrn derſelben machte. Im funfzehnten und in den folgenden Jahrhunderten wurde die Inſel wechſelsweiſe von den Türken und Venetianern erobert, bis ſie endlich durch den Traktat von Paſſarowitz den Venetianern zugeſichert wurde.

Neunter Abſchnitt

Reiſe nach Ithaka oder Thiaki. — Beſchreibung dieſer Inſel, der Feſtung und der Bai von Vathi.

Da widrige Winde die Cybele hinderten, nach dem Haven Drapano zu gehen, ſo ſchifften ſich die Generale am 26ſten September (1799) bei dem obgedachten Thurme la Tourette, am Canale, auf der Feluke von Preveza ein.

Nachdem wir den Archipel durchſchifft waren, den zwiſchen den Küſten von Xeromero und der Inſel St. Maura die Inſeln Calamo, Meganiſſi, Caſtro und andere bilden, liefen wir in die Bai von Bathi ein, und ſtiegen Nachts bei dem gleichnamigen Flecken auf der Inſel Ithaka ans Land, wo die Generale ihre Wohnung bei dem Arzte des Fleckens nahmen.

Die Inſel Ithaka, von den Neugriechen Thiaki genannt, iſt bergig, und im Ganzen dürre. Sie hat keine andern als Oliven-, Orangen-, Citronen-, Cypreſſen-, Feigen- und Granatbäume. Ihr Umfang beträgt zehn Lieues. Von Cephalonien iſt ſie bloß durch den Canal von Viſcardo getrennt, der vier Lieues lang und zwei Lieues breit iſt, und in deſſen Mitte eine, Dascalia genannte, Klippe liegt.

Die Bevölkerung von Ithaka beträgt an ſiebentauſend fünfhundert Menſchen, in drei Flecken und einigen Dörfern und Weilern. Trotz des ſteinigen Bodens ärndtet man doch auf der Inſel Getraide, Gemüſe, ſaures Obſt und Wein, in einer für die Einwohner faſt zureichenden Menge. Ueberdies producirt die Inſel jährlich im Durchſchnitt fünfhundert tauſend Pfund Corinthen, welche die Einwohner gegen andere Waaren verhandeln. Auch wird auf der Inſel ſehr grober Flachs und etwas Baumwolle gewonnen; die nicht reiche Jagd beſteht in Zugvögeln. Die Inſel hat Mangel an Holz und Vieh; dagegen aber viel Trinkwaſſer. Die Erdbeben ſind nur ſchwach.

Der Wein von Ithaka iſt roth, und hat viel Weinſtein; er berauſcht leicht, und iſt von keinem angenehmen Geſchmack. Friſch gegeſſen iſt jedoch die Traube wohlſchmeckend. Die ſchlechte Beſchaffenheit des Weins muß folglich von der Verfertigung deſſelben herrühren.

Die Ithakier ſind induſtriös, arbeitſam, mäßig und ſehr gaſtfrei. Sie bekennen ſich alle zur griechiſchen Religion; es giebt mehrere Mönchsklöſter und eine ziemlich große Anzahl von Kirchen auf der Inſel. Die Einwohner waren den Franzoſen gewogen.

Die Inſel Ithaka hat gegen Oſten drei geräumige, tiefe und ſichere Häven. Sie ſind mit hohen Bergen umgeben, und liegen in drei Meerbuſen, in Form der Treffeln in der Karte, wovon der Stiel durch den gemeinſchaftlichen Eingang dieſer Häven gebildet wird. Der erſte rechts, wenn man in die Bai von Bathi (der gemeinſchaftliche Name der drei Ankerplätze) einfährt, heißt Mouli; er iſt eine Art von Rhede, an deren Eingange zwei Klippen ſich finden. Der größte und ſicherſte Haven heißt Bathi, und liegt im Hintergrunde der Bai; der dritte Haven, der Rhede Mouli gegenüber, Skinoſa genannt, iſt der tiefſte; er hat 180 Fuß Waſſer. Dieſe Ankerplätze können alle Arten von Schiffen aufnehmen.

Der Flecken Bathi iſt der beträchtlichſte auf der Inſel; er iſt halb rund um den gleichnamigen Meerbuſen gebaut. Man findet darin mehrere gut gebaute

Häuſer von zwei Stockwerken. Alle Wohnungen ſind von außen angenehm und im Innern reinlich. Der Abhang der dieſen Flecken umgebenden Berge, iſt mit Weinſtöcken, Oliven-, und Orangenbäumen bedeckt. Auf dem Gipfel der Berge ſieht man mehrere achtflügliche Windmühlen.

Die Weiber von Vathi haben ein blühendes Anſehen, ſind einfach und reinlich gekleidet, und genießen ziemliche Freiheit.

Mitten im Haven von Vathi liegt eine kleine Inſel, auf der eine Kirche und ein Mönchskloſter, St. Sauveur, ſteht. Der Inſel gegenüber, links vom Flecken, ſieht man die Ruinen eines alten Gebäudes, der Pallaſt genannt, die in den Reſten eines Gewölbes und in einigen Stücken einer Mauer beſtehen. Vor dieſer Ruine, auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Flecken, iſt eine griechiſche Kirche, in der man noch vor wenig Jahren einen großen Marmorſtein fand, auf welchem mit Kapitälchen in altgriechiſcher Sprache ein Decret ſtand, das mit den Worten anfieng: bei verſammeltem Volke hat der Senat beſchloſſen ꝛc. Dieſer Marmor wurde von einem venetianiſchen Adelichen gekauft, und nach Venedig abgeführt.

Der Meinung der Ithakier zufolge ſind einige Ruinen, die ſich am Abhange des Berges links von Vathi finden, die Ruinen der alten Hauptſtadt ihrer Inſel, die erſt nach Ulyſſes gebaut wurde. Auch erklären ſie einige

alte Ueberreſte, die man noch in einer kleinen Schlucht hinter dem Flecken findet, für die Reſte der ehemaligen [illegible] von Ithaka.

Nach den Berichten von Ptolemäus, Scylar, Plinius und Cicero war auf der Inſel Ithaka eine gleichnamige Stadt. Nach Plinius lag ſie auf ſteilen Felſen; Cicero vergleicht ſie mit einem hochliegenden Vogelneſte; Scylar nennt ſie Stadt und Haven. Homer verlegt ſie auf den Berg Durion.

Einige neuere Schriftſteller haben behauptet, die Inſel Thiaki wäre das alte Dulichium, und nicht Ithaka. Homer ſagt aber im zweiten Geſange der Iliade, daß Dulichium, und die Echinaden, Inſeln im joniſchen Meere, Elis gegenüber, vierzig Schiffe zur Belagerung von Troja lieferten; und überdies ſagt dieſer Dichter: „Ulyſſes begleitete die Ithaker auf einer Flotte von zwölf Schiffen, die er vor Troja führte“; dies hat aber mit der Flotte, welche Dulichium und die Echinaden ſtellten, nichts gemein. Nach Pauſanias Berichte wär Dulichium der Name einer Stadt auf der Inſel Samos (Cephalonien). Man darf ſich übrigens nicht wundern, daß mehrere alte Schriftſteller ſo oft Dulichium als einen Ort erwähnen, der Ithaka nahe lag, und ebenfalls von Ulyſſes beherrſcht wurde; denn dieſe Schriftſteller konnten eben ſo gut von den Einwohnern von Dulichium ſprechen, als Homer von den Einwohnern von Samos; und überdies konnten die vierzig Schiffe, welche, nach dieſem Dichter, Dulichium und die Echinaden zur

Expedition gegen Troja ſtellten, dem größern Theile nach nur von einer Inſel geliefert werden, die mächtiger war, als alle Echinaden und Ithaka zuſammengenommen.

Auch ſind die angeführten Stellen aus Homer nicht die einzigen, aus denen ſich beweiſen läßt, daß Thiaki das alte Ithaka iſt. Im vierten Geſange der Odyſſee führt dieſer Dichter eine Inſel Aſteris an, die er als von Felſen umringt mit zwei aneinander gränzenden Häven ſchildert, die zwiſchen Ithaka und Samos liegt. Dieſe Inſel ſcheint keine andere zu ſeyn, als die Klippe Dascalia, die ſich, wie oben erwähnt iſt, in der Mitte des Canals von Viscardo befindet. Die beiden von Homer erwähnten Häven hat ſie freilich nicht; wahrſcheinlich wurden ſie aber durch die Gewaltſamkeit der Gewäſſer im Canal Viscardo zerſtört; denn ſeit den Zeiten des Ulyſſes oder Homers bis auf die unſrigen, mußte das Meer an allen dieſen Küſten ſtarke Veränderungen hervorbringen.

Nach Homers Berichte verbargen ſich die Liebhaber der Penelope auf der Inſel Aſteris, um Telemachen bei ſeiner Rückkehr von Pylos Hinterhalte zu legen; er läßt den Antinous, einen dieſer verwegenen Liebhaber, in den Verwünſchungen gegen den Sohn Ulyſſes, ſagen: „Auf ſeiner Rückkehr finde er verderbliche Fallſtricke in der Meerenge von Ithaka und dem rauhen Felſen von Samos." Augenſcheinlich kann hier nur von dem Canal von Viscardo die Rede ſeyn.

Zur Zeit des Ulyſſes und Homers ſcheint die Inſel Ithaka holzreicher geweſen zu ſeyn, als ſie jetzt iſt. Wahrſcheinlich war es dieſer Umſtand und die vortheilhafte Lage der drei Häven der Bai, die Ulyſſes bewog, ſeine Reſidenz auf dieſer Inſel anzulegen, die überdies ſein Vaterland war. Ihren Namen erhielt ſie, wie ich glaube, von Ithakus, Sohn des Pterelas, einem ihrer erſten Könige. Ihr politiſches Schickſal war immer mit dem der Inſel Cephalonien verbunden.

Am Ufer des Meeres, in einer kleinen Entfernung vom Flecken Bathi, findet man eine reiche Quelle geſunden Trinkwaſſers. Die Gelehrten der joniſchen Inſeln erklären den Ort, wo die Quelle entſpringt, für den Felſen Corar, und die Quelle ſelbſt für die Quelle Arethuſa, die beide von Homer in der Odyſſee erwähnt werden. Wir tranken Waſſer aus dieſer Quelle bei dem Arzte zu Bathi; ich fand es hell, friſch, leicht und wohlſchmeckend. Es wäre wohl möglich, daß das Zuſammentreffen ſo vieler guten Eigenſchaften Homern, der die Inſel Ithaka beſucht zu haben ſcheint, bewogen hätte, das Waſſer des Felſen Corar zu vergöttern.

Zehnter Abſchnitt.

Reiſe nach Cephalonien. — Beſchreibung dieſer Inſel. — Schloß von Cephalonien. — Argoſtoli. — Lixuri. Feſtung Aſſo. — Ereigniſſe zu Lixuri im Junius 1798. — Rückkehr nach Preveza und Corfu.

Am 27ſten September Nachmittags ſchifften ſich die Generale zu Vathi nach Cephalonien ein. Da das Wetter ruhig war, ſo ließ man unſere Feluke durch eine von Ruderern geführte Barke buchſiren, um deſto eher aus der Bai zu kommen. Zwanzig Ithakier beſtiegen dieſe Barke, und ſalutirten die Generale durch mehrere Salven ihrer Gewehre. Als wir auf der Höhe der Rhede von Mouſi und des Havens Skinoſa anlangten; gaben die Ithakier eine Salve, die bei der großen Menge und der Kraft der Echos, welche die drei Meerbuſen, und beſonders die Krümmungen der um ſie liegenden Berge verurſachten, einen ſtarken Eindruck auf uns machte. Sobald wir aus der Bai waren, gaben die Ithakier die Abſchiedsſalve, und die Buchſirbarke verließ uns.

Da die Windſtille uns einen Theil des Tages zu rudern nöthigte, und gegen Abend widrige Winde ſich erhoben, ſo mußten wir in den kleinen Haven von St. Nicolo, im Nordoſten der Inſel Ithaka, Sta. Maura gegenüber, vor Anker gehen. Der Meerbuſen von St. Nicolo wird von einem Berge beſtrichen, auf welchem

ſich eine Einſiedelei befindet, die dem Ankerplaze ihren Namen giebt. Nahe dabei iſt ein Weiler, und etwas weiter hin nach dem Innern zu, einer der drei Flecken der Inſel. Indeſſen giengen wir doch gegen neun Uhr Abends wieder zu Schiffe, um einen bald nach unſerer Ankunft in Haven entſtandenen günſtigen Wind zu benutzen, nachdem wir bei den Mönchen, die die Aufſicht über die Einſiedelei haben, ein Abendeſſen eingenommen hatten. Wir müßten aber ſowohl dieſe Nacht als den folgenden Tag und die folgende Nacht am Bord der Felucke bleiben, weil wir bald Windſtille, bald wenig günſtige Winde hatten. Endlich liefen wir am 29ſten früh in die Bai von Cephalonien ein; und nachdem wir nun die Stadt Lixuri links vorbei gefahren waren, ſtiegen wir bei Argoſtoli, der Hauptſtadt der Inſel ans Land.

Argoſtoli liegt gegen den Hintergrund des Canals, ſüdöſtlich von der Bai von Cephalonien, am linken Ufer des Canals. Die Stadt iſt klein und amphitheatraliſch am Fuße eines nahe an der Bai liegenden Hügels gebaut. Sie hat nur eine Straße, die Häuſer ſind von Stein, und haben wegen der Erdbeben, denen das Land unterworfen iſt, gröſtentheils nur ein Stockwerk. Der Haven von Argoſtoli iſt ſicher, kann viele groſſe Kauffahrteiſchiffe aufnehmen, und hat einen guten Schlammgrund.

Zwiſchen Argoſtoli und Livato, einen Flecken am Ufer des Meeres, zwei Meilen ſüdlich von Argoſtoli, iſt

eine Ebene von 1½ Länge und ungefähr einer Lieue Breite, voll von corinthiſchen und andern Weinſtöcken, die Muſkaten und weiße Trauben liefern, aus denen man Weine verfertigt, die faſt eben ſo wohlſchmeckend ſind, als die ſpaniſchen, die von Madera und des Archipels. Auch enthalten andere Cantone der Inſel eine große Menge Weinſtöcke dieſer drei Arten, deren Produkte den Hauptreichthum der Inſel ausmachen. Uebrigens iſt die Ebene von Argoſtoli die einzige auf der Inſel. Der gegen den Hintergrund des Canals ſüdöſtlich liegende Theil der Ebene iſt moraſtig, und macht den Aufenthalt von Argoſtoli während der heißen Jahreszeit ſehr ungeſund. Südöſtlich von der Bai führt der Canal den Namen Argoſtoli, der öſtliche heißt der Canal von Lixuri.

Der Flecken Livato wird von den vorzüglichſten Edelleuten der Inſel bewohnt. Nahe dabei iſt ein Haven, worin dieſe Edelleute die mehrſten Schiffe halten, auf denen ſie, für Rechnung der Kaufleute der joniſchen Inſeln und von Morea die Produkte dieſer verſchiedenen Länder nach der Levante und der Barbarei, nach Italien, Frankreich und Spanien ausführen. Der Canton Livato liegt der Inſel Zante gegenüber. Da er die meiſten Weinſtöcke der drei obgedachten Gattungen enthält, ſo iſt er auch der reichſte von Cephalonien. Der Boden, auf dem dieſer Wein gebaut wird, gleicht vollkommen dem Boden im Departement Côte-d' Or.

Die ehemalige Feſtung Cephaloniens, jetzt das Schloß

genannt, liegt zwei Meilen ſüdöſtlich von Argoſtoli. Der Weg von der Stadt nach dem Schloſſe iſt mit Ruinen von Häuſern bedeckt, die durch Erdbeben zerſtört wurden, und mit Hecken der gemeinen Aloe von der größten Schönheit beſetzt.

Das Schloß liegt auf einem ſehr hohen vom Meere nicht weit entfernten Berge, der die Cantone Livato, Argoſtoli, Lixuri und eine große Strecke Landes auf dem rechten Ufer des Canals von Argoſtoli beſtreicht. Ein großes Dorf, der Flecken genannt, dicht an der Feſtung, iſt theils auf der Anhöhe dieſes Berges, theils auf dem Hügel, den er nach dem Meere hin bildet, gebaut. Die mehrſten Häuſer des Dorfs und verſchiedene militäriſche und andere Gebäude, die ſich in dem Schloſſe befinden, ſind durch Erdbeben zerſtört worden, deren ſtärkſtes vor 47 Jahren vierzig Tage lang dauerte, während welcher Zeit die Cephalonier, aus Furcht lebendig begraben zu werden, ihre Häuſer verließen.

Die Feſtung hat die Form eines abgeplatteten Ovals. Sie iſt mit Schanzen umringt, die noch in ziemlich gutem Stande ſind, und wird von drei baſtionirten Thürmen flankirt, deren zwei gegen Argoſtoli zu liegen, der dritte aber ſich dem Flecken gegenüber befindet. Dieſe Schanzen haben keine Gräben, und ſind auf ſteile Felſen gebaut. Sie ſind mit Wallgängen, gemauerten Bruſtwehren und mit Schießlöchern für Gewehrfeuer verſehen.

Das Schloß hat nur einen Eingang, der gegen den Flecken zu liegt. Im Innern ſieht man die Ruinen einer groſſen Menge von Gebäuden. Ganz erhalten ſind nur das Pulvermagazin, zwei griechiſche und zwei lateiniſche Kirchen und vier Privathäuſer. Dieſe Feſtung wurde von den griechiſchen Kaiſern gebaut, und von den Venetianern ausgebeſſert, die an den Werken die Veränderungen machten, welche die Erfindung des Schießpulvers erforderten. Sie iſt ziemlich groß, und muß ehemals, wegen ihrer über die höchſten Berge des ſüdlichen Theils der Inſel erhobene Lage, wichtig geweſen ſeyn. Sie enthielt die für eine ſtarke Garniſon und eine gewiſſe Anzahl von Einwohnern nöthigen Gebäude; auch hat ſie noch mehrere geräumige und tiefe Ciſternen.

Die Türken und venetianiſchen Proveditoren ſcheinen in dem Schloſſe große Grauſamkeiten verübt zu haben. Man zeigte mir den Stein, auf welchem der Spieß ſtack, deſſen die erſtern ſich zur Hinrichtung bedienten, und einen andern Stein, auf welchem diejenigen ſaßen, welche die letztern erſchießen ließen.

Das Schloß Cephalonien wird gegenwärtig nicht bewohnt. Von der Bergfläche, auf welcher es liegt, entdeckt man einen großen Theil der Inſel, die Küſten von Morea, die Patras (ehedem Elis) nahe liegen, die Inſel Zante und das mittelländiſche Meer. Auch ſieht man ſehr deutlich den ſchwarzen Berg, öſtlich ungefähr drei Lieuen vom Schloſſe. Dieſer Berg iſt mit Fichten, Tannen und Eichen bewachſen, die zuſammen ein

Gehölz bilden, das man den ſchwarzen Wald oder Schwarzwald nennt. Dieſer Wald, der einzige auf der Inſel, dient vielen Räubern des feſten Landes und der joniſchen Inſeln zum Schlupfwinkel. Der ſchwarze Berg iſt der alte Berg Enos oder Ennos, den Heſiod, Plinius und Demoſthenes anführen; Jupiter hatte auf dieſem Berge einen in ganz Griechenland berühmten Tempel.

Die Bauern, welche die engen Thäler des ſchwarzen Berges bewohnen, ſind eine Art von Wilden, mit welchen ſchwer umzugehen iſt. Die mehrſten kommen jährlich höchſtens einmal nach Argoſtoli oder Lixuri; viele ſind nie aus ihren Hütten oder Löchern gekommen.

Am 1ſten October reiſeten die Generale von Argoſtoli nach Lixuri. Wir ſchifften uns auf der Feluke von Preveza ein. Der Südwind wehete mit ſolcher Gewalt längs dem Canal hin, und das Meer war, als wir abſegelten, ſo ſtürmiſch, daß die Ueberfahrt von Argoſtoli nach Lixuri nicht ohne Gefahr war. Dieſe beiden Städte liegen etwas über eine Lieue von einander entfernt; indeſſen legten wir den Weg in weniger als funfzehn Minuten zurück. Glücklicherweiſe hatte man uns zu Argoſtoli einen Lootſen aus Cephalonien mitgegeben, der, da er die Bai vollkommen kannte um die Wellen geſchickt abzuhalten, uns vor den Unfällen ſchützte, die wir ohne ihn erlitten haben möchten, wegen der Unruhe des Meeres und der Lage dieſes Havens, den ziemlich ſteile Felſen umgeben, an deren

Fuße das Waſſer ſehr tief iſt, konnten wir nur mit Mühe zu Lixuri landen.

Ungeachtet Lixuri nur die zweite Stadt der Inſel iſt; ſo iſt ſie doch größer und volkreicher als Argoſtoli. Sie liegt auf dem rechten Ufer der Bai, der Mündung des Canals von Argoſtoli gegenüber; und macht den Bogen eines Viertelzirkels um den Buſen, in welchem ihr Haven ſich befindet. Lixuri iſt beſſer gebaut als Argoſtoli, aber die Erdbeben richten hier mehr Verwüſtung an, als in letzterer Stadt. Die Luft iſt weit geſünder als in der Hauptſtadt; auch ſind die Einwohner geſünder, als die Argoſtoliter. Die Bevölkerung von Lixuri beträgt beinahe an fünftauſend Menſchen. Die daſigen Weiber ſind ſchöner als zu Argoſtoli.

Die Gegenden dieſer Stadt ſind mit Weinbergen und gewöhnlichen Baumwollenbäumen bepflanzt. In Lixuri ſowohl als in Argoſtoli wird eine große Menge baumwollenes Zeuch (Dimito und Scamito genannt) verfertigt; auch liefern die Einwohner Liqueurs und Haarteppiche.

Die Argoſtoliter haben immer eine ſtarke Antipathie gegen die Luxurier gezeigt, die dieſe ihnen mit Wucher vergalten. Dieſer Haß rührt daher, daß die eine Stadt das Uebergewicht über die andere haben will; die eine, weil ſie der Sitz der Repräſentanten der Regierung und der Hauptort der Inſel, die andere, weil ſie beträchtlicher iſt.

Dieſe Eiferſucht zeigte ſich auch während der Herrſchaft der Franzoſen, welche ebenfalls der Stadt Argoſtoli den Vorzug gaben, dadurch, daß ſie die Central-Adminiſtration, und die übrigen bürgerlichen Autoritäten des Departements von Ithaka hieher verſetzten. Die Lixurier ließen ſich durch einige Intriganten verleiten, als Aufrührer die Waffen gegen die Argoſtolier zu ergreifen; der Aufruhr wurde aber ſehr bald durch die franzöſiſchen Truppen gedämpft.

Die Bai von Cephalonien kann überall große Schiffe aufnehmen. Sie beſteht aus zwei an einander ſtoßenden Canälen, deren einer nach Oſt, der andere nach Südoſt geht. Die Stadt Argoſtoli liegt beinahe eine halbe Lieue von dem Hintergrunde des letztern; der andere Kanal dehnt ſich etwas über eine halbe Lieue hinter Lixuri aus; beide endigen ſich in Moräſte. Die Bai iſt ungefähr zwei Lieues tief. An ihrer Mündung iſt eine Klippe les Gardiens genannt, auf welcher ſich ein Mönchskloſter befindet.

Im Norden von Cephalonien, auf einer Art ſehr hoher Halbinſel, die ungefähr eine halbe Lieue ins Meer hinein geht, liegt die alte Feſtung Aſſo (oder Axo), welche die Venetianer im Jahr 1595 bauten. Das Vorgebirge Aſſo hat eine lange, platte Spitze, auf welcher ſich die Feſtung befindet; nach dem Meere hin wird es durch hohe und ſteile Felſen begränzt.

Die Feſtungswerke und Gebäude dieſer Feſtung ſind zum Theil durch Erdbeben zerſtört worden; die Zeit und

Fuße d[illegible]
Viruri [illegible]
[illegible]
[illegible] An[illegible]
[illegible] so i[illegible]
Sie lieg[illegible]
des Gan[illegible]
Bogen ei[illegible]
ihr Haver[illegible]
[illegible]
[illegible] als in
[illegible] in der
[illegible] als di[illegible]
[illegible] liegt bein[illegible]
der ſind ſch[illegible]

Die Ge[illegible]
gewöhnlicher
ſowohl als i[illegible]
[illegible]nes Zeuch [illegible]
[illegible] auch
Teppiche. [illegible]

Die Arge[illegible]
gegen die Luxu[illegible]
vergalten. Di[illegible]
das Uebergewicht
weil ſie der St[illegible]
der Hauptort [illegible]
her iſt. [illegible]

[illegible] Inſel zu [illegible] Ueberhaupt [illegible] Reiſebeſchreibern in [illegible] perſiſchen Inſeln, [illegible] und andern vornehmſten [illegible] Feſtungen nahen, Städte, [illegible] werden, im Fall eines Einbruchs [illegible]

[illegible] Hadjiasch Aſſe [illegible] die zu einer [illegible] Werke [illegible] als zwei [illegible] welches [illegible] Angreifern [illegible] Aſſe liegt auf der [illegible] den Eingang der [illegible] Argoſtoli [illegible] kleinen [illegible]

[illegible]

... von Samos, die dem Südoſtwinde ſehr ausge-
...iſt. Wenn dieſe Winde durch die dieſſeitigen Straſ-
...eintreten; ſo bleiben ſie zwiſchen den hohen Bergen,
...che, den Canal umgeben, wie eingeſchloſſen und bil-
... mehrere Wirbel, ohne daß ſie ihren Ausgang durch
... ſehr enge nordweſtliche Straße nehmen können.
...nderer Nachtheil, den man auf der Rhede von
...os findet, iſt, daß der Grund dieſer gegen Nordwe-
... abhängigen Rhede, das Schiff dahin zieht, wenn
...Wind aus Südoſt bläſet, weil alsdann der Anker
...gleitet, und endlich keinen Grund mehr findet. Die
...ken und ſteilen Felſen, womit dieſe Küſten umgeben
... würden den Unglücklichen, die an dieſe dürre
... wüſte Ufer gerathen, keine Hoffnung zur Rettung
...ten.

Die Inſel Cephalonien producirt jährlich ungefähr
... Millionen Pfund Corinthen *). Auch gewinnt man
... Flachs, Baumwolle, wohlriechendes Honig, Wachs,
..., aber nur wenig Gemüſe und Getraide. Daher
... man auch nur wenige (achtflügliche) Windmühlen.
...ichtigſten Gegenſtände der Ausfuhr nächſt den Co-
...n ſind Oel und Wein. Auch enthält die Inſel eine
... Menge Johannisbrodbäume, Citronen-, Orangen-
...eigenbäume, und producirt treffliche Wintermelo-
... Vieh wird nur wenig gezogen; alle Bedürfniſſe,

*) ...allet St. Sauveur giebt 6 bis 7 Mill. Pf., die Gebrü-
... Arbois aber 9 bis 10 Mill. Pf. Corinthen an.
D. Ueb.

die nicht auf der Inſel wachſen oder verfertigt werden, ziehen die Einwohner aus Morea und Italien. Die groſſe Menge von Kräutern auf Cephalonien, iſt vielleicht die Urſache, daß man auf derſelben mehr Aerzte findet, als auf den übrigen Inſeln.

Die Inſel iſt um ein Fünftheil gröſſer als Corſu, und enthält zwei Städte, mehrere Flecken und ungefähr hundert und zwanzig Dörfer und Weiler, die eine Volksmenge von neun und ſechzig bis ſiebzig tauſend Menſchen enthalten. *)

Während des Sommers tritt auf Cephalonien eine außerordentliche Dürre ein; bei der Annäherung des Winters aber iſt der Regen ſo häufig, daß das Waſſer ſtromweiſe von den Bergen herabläuft und die wenige vegetabiliſche Erde auf den Felſen, aus denen dieſe Berge beſtehen, mit ſich fortreißt, ſo daß ſie oft nur wie ſteile und dürre Felſen ausſehen, weil das Gras und die Geſträuche, die während des Winters und Frühlings auf denſelben wachſen, durch die große Hitze vertrocknen, und dann durch die Schnelligkeit und große Menge des Regenwaſſers entwurzelt und weggeſchwemmt werden.

Es wäre rathſam, die Hügel und verſchiedenen engen Päſſe der Inſel, auf denen ſich etwas vegetabi-

*) Nach den Gebrüdern Arbois ſind deren nur 60,000; nach Graſſet St. Sauveur 70,000. (So, nicht zwanzigtauſend, muß in Sprengel's Ueberſetzung S. 192 geleſen werden.) D. Ueb.

liche Erde befindet, mit Frucht- und andern Bäumen zu bepflanzen, die einerſeits den Einwohnern Schatten und Kühlung geben, anderſeits aber durch das Einwurzeln zwiſchen den Felſen, das Wegſchwemmen des Erdreichs verhüten würden.

Die Cephalonioten begeben ſich jährlich, wie die Zantioten, nach Morea, um den Morioten bei der Aerndte zu helfen. Gegen das Ende des Sommers kommen ſie mit Getraide, Hülſenfrüchten und einigem Schlachtvieh zurück.

Der Cephaloniot iſt im Allgemeinen ſtolz, muthig, verſtändig, mäßig, liſtig, räuberiſch und rachſüchtig. Sobald er ſich zu irgend einer Unternehmung entſchloſſen hat, vernachläſſigt er nichts, um ſie auszuführen. Unter allen Griechen iſt er am meiſten aufgelegt, ſich Kenntniſſe aller Art zu erwerben, und große Handlungen auszuführen; aber er iſt auch der gefährlichſte, durch ſeine Liſt, ſeinen Ehrgeiz und ſeine Habſucht. Homer kannte die Einwohner des alten Cephaloniens gut. Im vierten Buche der Iliade führt dieſer göttliche Dichter die ſtolzen Cohorten der Cephalonier an, und läßt ſie, ſo wie die Athener, von Agamemnon ſo anreden: „O Söhne des Peteus (Meneſtheus) eines den Göttern beliebten Königs! und ihr, deren Kopf immer mit Stratagemen und Liſt ausgerüſtet iſt!“ ꝛc.

Seit dreißig Jahren wandert eine große Menge Cephalonioten aus, um auswärts ein kleines Vermögen

zu ſammeln. Sobald ſie aber ſo viel zuſammen gebracht haben, um bequem zu leben, kommen ſie nach ihrer Heimath zurück, um ihr Leben müſſig zu beſchließen. Die venetianiſche Regierung wollte mehrmals dieſe Art von Emigration hindern, konnte es aber nie dahin bringen. Eine große Menge Cephalonioten ſind in ruſſiſchen Dienſten, ſowohl bei der Landarmee, als bei der Marine; mehrere dieſer Griechen bekleiden wichtige Poſten.

Die Inſel Cephalonien iſt das alte Cephalenia oder Cephallenia, das Thucydides, Polybius, Scylax, Ptolemäus, Livius, Euſtathius, Pomponius Mela, Florus und andere alte Schriftſteller erwähnen. Virgil nennt dieſe Inſel im dritten Buche der Aeneide Same, von dem Worte Samos. Bekanntlich gaben die Griechen den letztern Namen gewöhnlich ſehr holzreichen Orten. Nach Strabo erhielt die Inſel Cephallenia ihren Namen von dem griechiſchen Worte Kefale (Haupt), weil ſie damals die mächtigſte der joniſchen Inſeln war. Nach andern alten Schriftſtellern bekam die Inſel ihren Namen Cephale oder Cephalus, von einem vornehmen Athener, der, nachdem er zufällig ſeine Gattin Procris getödtet und ſich an den Hof Amphitrions geflüchtet hatte, von dieſem Fürſten die Regierung dieſer Inſel erhielt. Bei Plinius heißt ſie Melena.

Auch führt ſie den Namen Tetrapolis, weil ſie vier Städte enthielt, deren jede mit ihrem Gebiete eine

beſondere Republik ausmachte. Dieſe Städte ſind Same oder Samos, Palea, Pronus und Cranii.

Same lag auf der öſtlichen Küſte, der Inſel Ithaka gegen über. Die Stadt hatte einen Haven, und war die beträchtlichſte der Inſel. Daher zeichnet auch Homer im zweiten Geſange der Iliade, die Einwohner von Samos unter den Cephaloniotem, die Ulyſſes vor Troja führte, beſonders aus. Dieſe Stelle Homers und andere bei Strabo und Virgil beweiſen, daß die Inſel Cephalenia unter Ulyſſes Herrſchaft ſtand. Die Stadt Same widerſetzte ſich allein den Römern, als dieſe die Inſel eroberten, und hielt eine viermonatliche Belagerung aus.

Palea ſtand nach der Meinung einiger Gelehrten der Inſel, in der Gegend und am rechten Ufer des Canals von Argoſtoli. Nach Pauſanias hieß ſie ehedem Dulichium.

Pronus, das Polybius nur als einen befeſtigten Ort anführt, lag gegen Nordoſt der Inſel, zwiſchen dem Vorgebirge Aſſo und dem Kap Viscardo.

Nach der Meinung mehrerer Reiſender ſind einige Ruinen, die man in der Gegend von Argoſtoli ſieht, die Ruinen von Cranii. Mentelle ſetzt die Stadt (in der alten Erdbeſchreibung der methodiſchen Encyclopädie) weſtlich an einen kleinen Meerbuſen. Nach dieſer Aeuß

ferung würde ſie am Kanal von Liſuri, in der Nähe dieſer Stadt, in einer Gegend liegen, wo man noch die Reſte eines alten Grabmals ſieht.

Vermuthlich waren dieſe vier Städte nicht die einzigen auf dieſer Inſel; denn man ſieht an vielen Orten Ruinen, deren Urſprung ſich nicht beſtimmen läßt. Nach Th. Porcachi befand ſich ehedem bei dem Haven Biſcardo, die Stadt Petulia oder Pitilia. Strabo'n zufolge exiſtirte dieſe Stadt auf Cephalonien; ſie wurde von Cajus Antonius, Oheim von Marcus Antonius, während ſeines Aufenthalts auf dieſer Inſel gebaut. Da Cephalus Nachkommen die Inſel verließen, theilten ſich die Einwohner in vier kleine Republiken.

Die Cephalonier nahmen Theil an den Unruhen Griechenlands, und unterſtützten bald die Parteien des Peloponnes und der Corinther, bald die Parteien der Athener und der Corcyräner. Von den Römern wurden ſie nur erſt lange nach den übrigen Griechen unterjocht.

Gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts kam die Inſel unter die Herrſchaft des abendländiſchen Reichs, dem ſie von den Lombarden entriſſen wurde. Am Ende des zehnten Jahrhunderts bemächtigten ſich ihrer die Venetianer und Genueſer gemeinſchaftlich; in den Kreuzzügen kam ſie an Galus, Fürſten von Tarent, nachher an die Franzoſen, die Navarreſer, und die Neapolitaner ge-

meinſchaftlich; hierauf an den Grafen Tochis; nach ihm kam die Türken und zuletzt an die Venetianer, die ſie den letzteren nach der Belagerung des Schloſſes, im Jahr 1499 wegnahmen.

Hiſtoriſcher Anhang.

Ueberſicht der neueſten Geſchichte der vormals venetianiſchen Inſeln und übrigen Beſitzungen im joniſchen Meere. *)

Die ehemaligen venetianiſchen Inſeln und übrigen Beſitzungen im joniſchen Meere, die im Archipel liegenden Inſeln Cerigo und Cerigetto eingeſchloſſen, kamen bekanntlich durch den Tractat von Campo formio an Frankreich. Ungeachtet nun dieſer Tractat erſt am 9ten Octbr. 1797 unterzeichnet wurde, ſo ließ doch Bonaparte, ſobald unſere Armee ſich des ganzen venetianiſchen Lan-

*) Dieſer Abſchnitt iſt, wie ſchon in der Vorrede erinnert worden, ein gedrängter Auszug aus dem erſten und zweiten, ſo wie aus dem neunten und vierzehnten bis zwei und zwanzigſten Abſchnitte des Originals, aus denen nur vorzüglich was die letzteren über die Eroberung dieſer Beſitzungen durch die Ruſſen und Türken, betrifft, das Nothwendigſte für unſeren Zweck beibehalten wurde. Es folgt hier weiter nichts, als eine Art von Fortſetzung der bei den einzelnen Abſchnitten aus der Geſchichte beigebrachten, kurzen Angaben.

des auf dem rechten Ufer des Iſonzo bemächtiget hatte; die Touloner Escadren unter dem Viceadmirale Brueys nach Malamaco bei Venedig kommen. Sie langte dort zu Ende des Mais 1797 an. Der Obergeneral gab nun dem Diviſionsgeneral Gentili und dem Brigade-General Baudin la Salcette Befehl, ſich mit einer gewiſſen Zahl von Truppen nach Corfu zu begeben, um von den Inſeln und den Bezirken auf dem feſten Lande des joniſchen Meeres Beſitz zu nehmen. Dieſes Truppencorps erhielt den Namen der levantiſchen Diviſion.

Zum Befehlshaber dieſer Diviſion und zugleich zum Generalcommiſſair der Regierung in den gedachten Beſitzungen ward der General Gentili ernannt, mit dem Auftrage, die militäriſchen und bürgerlichen Geſchäfte ſo lange gemeinſchaftlich zu verwalten, bis ein von der Regierung ernannter General-Commiſſair dahin geſchickt würde, um die Organiſation und definitive Vereinigung dieſer verſchiedenen Länder mit Frankreich zu vollziehen. Der General kam am 28ſten Junius (1797) im Canal von Corfu an, begleitet von venetianiſchen Commiſſarien, die den Auftrag hatten, den vom General Bonaparte abgeſendeten Truppen die an Frankreich abgetretenen Inſeln und Beſitzungen auszuliefern, und die ungefähr ſechshunderttauſend Franken mitbrachten, um die venetianiſchen Truppen und alle Schulden der ehemaligen Republik zu bezahlen.

Sobald die franzöſiſche Flotte im Canal eingelan-

ſen war, ſandte der General Gentili einen Offizier mit den venetianiſchen Commiſſarien nach Corfu, um der Obrigkeit und den Einwohnern dieſer Stadt ihre Vollmacht kund zu thun. Die Corſioten verſammelten ſich ſogleich und beſchloſſen einmüthig, die Franzoſen als Freunde zu empfangen. Noch an demſelben Tage gieng die Flotte in dem Haven von Corfu vor Anker, und der General und ein Theil der Truppen ſtiegen ans Land.

Die Garniſon von Corfu beſtand damals aus einigen Corps italiäniſcher und ſlavoniſcher Truppen. Die letztern zeigten ſich mit der Theilung des venetianiſchen Staates mißvergnügt, und wollten einige Unruhen erregen; aber die Feſtigkeit der Franzoſen hinderte ſie daran, und der General Gentili ſchickte ſie bald nach Dalmatien. Die italiäniſchen Soldaten blieben beſtändig ruhig; auch begnügte ſich der General damit, ſie bloß in abgeſonderte Quartiere zu vertheilen, bis er ſie nach Venedig zurückſchicken konnte. Die freien griechiſch italiäniſchen Kompagnien von Butrinto, von Parga, Sta. Maura und Cerigo traten in franzöſiſche Dienſte, ſo wie dies auch die Armatolis von Preveza und Vonizza thaten. *)

Die venetianiſchen Inſeln und übrigen Beſitzungen im joniſchen Meere wurden vorläufig von dem General

*) Von dieſen Armatolis iſt oben im fünften Abſchnitte das Nähere zu finden. D. Ueb.

Bonaparte in drei Departements getheilt, deren jedes von drei bürgerlichen Beamten und einem General-Secretär, die alle vier aus den Einwohnern des Landes gewählt wurden, und von einem Regierungskommiſſair, dem die Aufſicht über dieſe Beamten übertragen war, verwaltet wurden. Dieſer Commiſſair war ein Franzoſe und wurde vom General Bonaparte ernannt. Der Generalkommiſſair hatte die Vollmacht, die Mitglieder der Centraladminiſtrationen, Municipalitäten und Tribunale, ſo wie die Friedensrichter zu ernennen.

Die Departements waren:

1) Das Departement von Corcyra. Es beſtand aus der Inſel Corfu, Paxo, Fano, Merlere, Vido, Antiparo, und aus den Bezirken von Butrinto und Parga in Nieder-Albanien. Es machte das erſte Departement des joniſchen Meeres aus. Der Hauptort war Corfu.

2) Das Departement von Ithaka beſtand aus den Inſeln Cephalonien, Sta. Maura, Ithaka oder Thiaki, Calamo, Meganiſſi, Caſtro (drei kleine unbewohnte Inſeln) und aus den Bezirken von Preveza und Vonizza in Niederalbanien. Es machte das zweite Departement des joniſchen Meeres aus. Der Hauptort war Argoſtoli.

3) Das Departement des ägäiſchen Meeres, beſtand aus der Inſel Zante und den ſtrophadiſchen Inſeln

im joniſchen Meere und aus den Inſeln Cerigo und Cerigotto im Archipel. Der Hauptort war Zante.

Im Allgemeinen ſahen die Griechen die Franzoſen gern, mit Ausnahme der Adelichen, der Beamten der ehemaligen venetianiſchen Regierung und der Prieſter. Den Bewohnern der Bezirke auf dem feſten Lande lag wenig daran, wem ſie angehörten, wenn es nur eine Macht war, die ſie gegen den Paſcha von Jannina und die Albaneſer zu ſchützen vermochte; und Frankreich konnte ihnen dieſen Vortheil eher gewähren, als der kränkelnde Löwe des heiligen Marcus.

Bei der Ankunft des nach Corfu geſendeten Stiefſohns Bonapartes, Herrn von Beauharnois, der den Einwohnern die vorläufige Vereinigung der joniſchen Departements mit Frankreich zu verkündigen beſtimmt war, und der gerade am Feſte des heiligen Spiridion anlangte, war die Freude der Griechen ſo groß, daß ſie ſagten: ihr Heiliger habe ein Wunder gethan, und ein patriotiſches Feſt beſchloſſen, das auch vor der Abreiſe des Herrn von Beauharnois mit vielem Pompe gefeiert wurde.*)

Um dieſelbe Zeit erhielt der General Gentili, der bereits alt und kränklich war, und daher auf ſein Anſuchen entlaſſen wurde, den General Chabot zum Nachfolger, der einige Truppen zur Verſtärkung und den

*) Dieſer Hr. von B. iſt derſelbe, der jetzt als Vicekönig von Italien zu Mailand reſidirt. D. Ueb.

General Verrieres als Befehlshaber der Artillerie mitbrachte. Dieſe Expedition kam am 29ſten December 1797 im Haven von Corfu an. *)

Da der General Gentili ſchon im Voraus einen Nachfolger erwartete: ſo hatte er ſich damit begnügt, die Civiladminiſtrationen zu organiſiren, und in jedem Hauptorte, außer Corfu, einen Militär-Commandeur anzuſtellen, mit dem Auftrage dort die bewaffnete Macht zu leiten, die damals, Corfu abgerechnet, aus italiäniſchen Truppen in venetianiſchen Dienſten und aus Compagnien von Sbirren oder Gensdarmen beſtanden; alle franzöſiſche und cisalpiniſche Truppen, die den General begleitet hatten, befanden ſich noch bei unſrer Ankunft zu Corfu.

Der General Chabot fand die Arſenale und Magazine für die Artillerie und die Feſtungswerke, ſo wie die Marine-Magazine in der größten Unordnung, weil der General Gentili die venetianiſchen Magazin-Aufſeher beibehalten hatte, die, da ſie ihrer ehemaligen Regierung nie genaue Rechnung ablegten, und überdies von den Franzoſen ihren Abſchied erwarteten, über verſchiedene Effekten als über ihr Eigenthum verfügt hatten. Faſt alles auf den Wällen befindliche Geſchütz lag auf dem Erdboden; nur eine kleine Anzahl von Kanonen ſtand auf halbverfaulten Lavetten. Ueberhaupt wa-

*) Und mit ihr der Verfaſſer des hier verteutſchten Originals. D. Ueb.

ren die Artillerie, die Feſtungswerke und die Kaſernen ſeit langer Zeit in gänzlichem Verfall, ſo daß Corfu nur den leeren Namen und den Schein einer Feſtung und eines Kriegshavens hatte. Der venetianiſche Senat ließ zwar jährlich den Generalproveditoren beträchtliche Summen zur Unterhaltung der Artillerie und der Feſtungswerke zukommen, aber die Gouverneure nahmen den größten Theil dieſer Gelder vorweg zu ihrem Privat-Vortheile und übergaben den Reſt an die Befehlshaber der Artillerie und Feſtungswerke, die es eben ſo machten und ſich überdies die beſten Effekten zueigneten. Die Magazinaufſeher und andere untergeordnete Beamte waren nicht gewiſſenhafter als ihre Obern; wer unter der venetianiſchen Regierung Geſchenke gab, brauchte keine Rechnung abzulegen. Eine Thatſache, die augenſcheinlich die Erpreſſungen der venetianiſchen Befehlshaber und Aufſeher der Artillerie beweiſt, iſt die, daß für die 760 Kanonen, die wir vorfanden, in den Magazinen nur 128,000 Pfund Pulver vorräthig waren.

Nachdem die franzöſiſche Regierung endlich beſchloſſen hatte, die proviſoriſchen Departements des joniſchen Meeres definitif zu organiſiren, ernannte ſie dazu eine Commiſſion, die aus einem Generalcommiſſair, deſſen Beſchlüſſe Geſetzeskraft haben ſollten, ſo lange ſie nicht von der Regierung widerrufen würden, und aus zwei diplomatiſchen Secretären beſtand.

Zum Generalcommiſſair wurde der bisherige Reſident in Graubünden P. J. B. Comeyras ernannt. Er

begab ſich ſogleich nach Ancona, um ſich dort nach Corfu einzuſchiffen; auf die ihm zugekommene Nachricht von dem äuſſerſten Mangel an baarem Gelde in den drei neuen Departements wollte er jedoch Italien nicht eher verlaſſen, als bis er mit einer hinreichenden Summe zur Bezahlung des rückſtändigen Soldes der Truppen, und zur Unterſtützung der Einwohner, verſehen wäre. Indeſſen ſendete er vorläufig den Secretär Paris nach Corfu, um die Organiſation vorzubereiten.

So wie dieſer Secretär nach ſeiner Ankunft in Corfu (zu Ende des Mais 1798) bemerkte, daß der öffentliche Unterricht in Corfu ſeit langer Zeit vernachläſſigt, oder vielmehr ganz vernichtet war, beſchäftigte er ſich ſogleich mit der Wiederherſtellung dieſes Theils der Verwaltungs-Angelegenheiten. — Er fieng damit an, die Bücher zu ſammeln, die den verſchiedenen Klöſtern gehört hatten und legte mit denſelben eine öffentliche Bibliothek von ungefähr viertauſend Bänden an, die durch Geſchenke der franzöſiſchen Offiziere und Beamten bald mit fünfhundert Bänden der beſten neuern franzöſiſchen Werke vermehrt wurde.

Um ſich einen Begriff von dem bisherigen ſchlechten Zuſtande des öffentlichen Unterrichts auf den joniſchen Inſeln zu machen, mögen hier folgende Umſtände folgen. Vor der Ankunft der Franzoſen war weder auf Corfu, noch auf einer andern Inſel eine öffentliche Unterrichtsanſtalt, weil es Grundſatz der Venetianer war, die Griechen in der tiefſten Unwiſſenheit zu laſſen, um ihr Genie und

ihre Einbildungskraft zu erſticken; ſo daß alle Griechen und Italiäner, die ihren Kindern einige Erziehung geben wollten, ſie nach den Univerſitäten zu Bologna und Padua ſchicken mußten. Bald nach der Ankunft der Franzoſen hatte der General Gentili zu Corfu eine Primärſchule angelegt, in welcher die weniger begüterten jungen Griechen, Italiäner und Juden im Schreiben, Rechnen und in der franzöſiſchen Sprache unterrichtet wurden. Der General Chabot ließ ſie überdies in den Exercitien der Infanterie und im Manövriren mit Vierpfündern üben. Auch wurde jetzt in Corfu eine Druckerei angelegt, die bisher nicht exiſtirt hatte; in jedem Hauptorte der drei Departements eine anzulegen, wie Bonaparte anfangs willens war, erlaubten die Umſtände nicht.

Das zweite Geſchäft, das Paris beſorgte, war, daß er, da er die Statuten des Lazareths von Corfu ſehr mangelhaft und noch ſchlechter vollzogen fand, Reglements für das Sanitätsweſen verfertigte, und von der Centraladminiſtration beſtätigen ließ, durch welche er die Sicherheit des Landes und die durchaus nothwendige Erleichterung der Communication aller Art mit den Türken in beſſere Uebereinſtimmung brachte.

Während indeſſen die Adelichen und einige Intriganten, die durch die Abfahrt der Eskadre, welche die franzöſiſchen Truppen nach den Inſeln gebracht hatte, und eines Theils dieſer Truppen kühn geworden waren, die Corſioten durch das Gerücht, daß die joniſchen In-

ſeln als eroberte Länder behandelt werden würden, bis Frankreich ſie an den teutſchen Kaiſer ausliefere, aufrühteriſch zu machen ſuchten, und den General Chabot nöthigten, den Hauptурheber dieſer Unruhen, den lateiniſchen Erzbiſchof nach Dalmatien deportiren zu laſſen, brachte die Nachricht von der Eroberung der Inſel Malta unter den Griechen, die auf die Expedition Bonaparte's große Hoffnungen gründeten, einen ſolchen Enthuſiasmus hervor, daß der Jahrestag der Ankunft der Franzoſen durch ein großes Feſt gefeiert wurde.

Bald darauf beſchloß der Generalcomiſſair Comeyras, nachdem er bei dem Senate der Republik Raguſa, die in mehrern Terminen zurückzuzahlende Anleihe von 500,000 Franken zu Stande gebracht hatte, nach Corfu zu reiſen. Er kam hier am 28ſten Julius an, und wurde unter Abfeurung der Kanonen und dem Jubelgeſchrei der Bewohner der Stadt, die ihn längſt erwarteten, aufgenommen.

Nach einigen Tagen weihte Comeyras, in Gegenwart der bürgerlichen und militäriſchen Autoritäten, die öffentliche Bibliothek mit einer Rede über die Nothwendigkeit des Unterrichts ein. Darauf beſuchte der Generalcomiſſair die Caſernen und das Militärhoſpital, und da er erfuhr, daß faſt alle Truppen auf Feldbetten ohne Matratzen und Strohſäcke ſchliefen, wandte er einen Theil der mitgebrachten Gelder dazu an, eine große Menge Hangmatten verfertigen zu laſſen; aber Geld-

mangel hinderte ihn, dieſe Wohlthat allen Soldaten, die deren bedurften, zu verſchaffen.

Hierauf organiſirte Comeyras die Centraladminiſtration von Corcyra, errichtete drei Compagnien griechiſch-italieniſche Gensdarmen für die Polizei der drei Departements, und ſetzte eine Commiſſion von fünf Rechtsgelehrten aus Einwohnern von Corfu, Cephalonien und Zante nieder, um für verſchiedene Verbeſſerungen in der Verwaltung der Civil- und Criminaljuſtiz zu ſorgen; und eben war er mit neuen Maaßregeln beſchäftigt, als er in der Mitte des Auguſts zurückberufen, und Dubois aus dem Oberrhein-Departement, bisher Regierungscommiſſair bei dem Caſſationstribunal an ſeine Stelle ernannt wurde. Die Veranlaſſung zu dieſer Zurückberufung war wohl der lange Aufenthalt Comeyras's in Italien, weil man in dieſer Zögerung eine Art von Abſchiednehmen ſah; ſie ſchmerzte ihn aber um ſo mehr, da er ſie nicht dieſem Beweggrunde zuſchrieb, und neben dem Bewußtſeyn, der levantiſchen Diviſion große Dienſte geleiſtet zu haben, die Hoffnung genoß, die Achtung, welche die Freunde Frankreichs, der Ordnung und der Ruhe für ihn gefaßt hatten, noch zunehmen zu ſehen. Von dieſem Augenblicke an beſchäftigte er ſich nur noch mit ſolchen Angelegenheiten, die nicht für ſeinen Nachfolger aufbehalten werden konnten, und dazu gehörte die Unterſuchung der obgedachten Unruhen in dem Canton Leſchimo (S. Anhang zum vierten Abſchnitte).

Da er übrigens nicht für gut fand, ſeinen Nachfol-

ger in Corfu zu erwarten; ſo beſchloß er, ihm nach Ancona entgegen zu reiſen, um ihm alle nöthigen Aufſchlüſſe zu geben. Er brach in der Mitte des Septembers dahin auf, war aber kaum in Ancona angekommen, als er von einem epidemiſchen Fieber befallen wurde, das, wahrſcheinlich durch den Schmerz über ſeine Zurückberufung verſtärkt, ihn nach einigen Tagen hinraffte.

Sein Nachfolger Dubois kam in einem ſehr kritiſchen Zeitpuncte an. Die Pforte und Rußland hatten Frankreich den Krieg erklärt, und Ali Paſcha, der Nachbar der Franzoſen in Albanien, ein ehrgeiziger und kriegeriſcher Mann, der Anfangs ein Freund der Franzoſen geweſen war, jetzt aber, da er die auf ſie geſetzte Hoffnungen getäuſcht ſah, ihr Feind wurde, hatte Feindſeligkeiten begonnen; und bald darauf erfuhr man, daß eine ruſſiſch-türkiſche Escadre das Fort Capſali auf Cerigo beſchöſſe. Dieſer letztere Umſtand bewog den General Chabot, die ſchwierige Vertheidigung von Albanien gegen Ali Paſcha aufzugeben *); und da die levantiſche Diviſion damals nur aus ungefähr drei tauſend fünf hundert Mann beſtand (wovon 3290 Franzoſen waren), in Italien Hülfstruppen zu ſuchen. Der Regierungscommiſſair aber ſandte deshalb nach Paris,

*) Auch mißglückten nachher die Verſuche, den Paſcha Muſtapha von Delfino zu bewegen, gegen Ali zu Felde zu ziehen; wie auch einige militäriſche Unternehmungen gegen Ali ſelbſt, deſſen weit ſtärkere Truppenzahl die Franzoſen und Griechen theils niederhieb, theils zu Gefangenen machte.

und traf zugleich auf Corfu alle die Anſtalten, welche die Umſtände erforderten. Dahin gehörte, daß er an die Stelle der Centraladminiſtration des Departements von Corcyra eine außerordentliche Commiſſion von ſieben Mitgliedern aus lauter Franzoſen ſetzte, und eine Militärcommiſſion ernannte, um diejenigen zu richten, die ſich der Verrätherei ſchuldig machen würden. Hierauf wurde Corfu in Belagerungszuſtand erklärt, ſo daß der General Chabot wiederum alle politiſche Verhältniſſe, und die höhere Polizei in Handen hatte. Einige Tage darauf kam der Capitän Millet zu Corfu mit der Beſatzung der Inſel Ithaka an, die ihn die Einwohner, aus Vorſorge für das Leben der franzöſiſchen Soldaten, ohne Rückſicht auf ihre eigene Sicherheit, zu verlaſſen bewogen hatten.

Während übrigens jetzt täglich die Erſcheinung der ruſſiſch-türkiſchen Escadre erwartet wurde, ſah ſich der General Chabot, auf die Nachricht, daß mehrere corſiotiſche Adeliche, ſowohl im Innern der Inſel, als in der Stadt Corfu ſelbſt, die Einwohner aufzuwiegeln ſuchten, genöthigt, die letztern (am 2ten November) zu entwaffnen. Eben dies geſchah einige Tage darauf, in Hinſicht der Einwohner der Vorſtädte; Manduchio, das, auf Anſtiften der aus der Stadt Corfu Ausgewanderten förmlich rebellirt hatte, wurde niedergebrannt.

Am 5ten November früh giengen endlich ein ruſſiſches Linienſchiff, eine ruſſiſche Fregatte und zwei

türkiſche Caravellen vor der Friedensinſel vor Anker, zwei andere feindliche Schiffe legten bei dem gegen uns in Aufſtand gerathenen Dorfe Lebenizza an. Nachmittags kamen einige ruſſiſche Offiziere aus Land, die eine Aufforderung an den General Chabot zur Uebergabe von Corfu überbrachten. Der General lehnte dieſe Aufforderung ab, behielt aber die Unterhändler zum Mittagseſſen, wobei es ſehr munter hergieng und viel Muſik ertönte, ließ ſie nachher ins Schauſpiel führen, wo eben der Einzug der Franzoſen in Cairo gegeben wurde, und behielt ſie dann noch zum Abendeſſen.

An eben dem Tage kam die nach Italien geſendete Corvette mit der Nachricht von der baldigen Ankunft dreier Schiffe mit drei tauſend Mann zurück. Dieſe Verſtärkung war um ſo nöthiger, da die ganze Beſazzung von Corfu nur aus 1800 Mann Fechtender, unſre Seemacht aber nur in zwei Schiffen von 84 und 74 Kanonen, einer Corvette von 32 Kanonen, einem Bombenſchiffe, einer Brigg und vier ſchlechten Galeeren beſtand, von denen nur das Linienſchiff von 84 Kanonen zu fechten im Stande war, das auch dem Feinde möglichſt zu ſchaden ſuchte. Doch entſtanden noch aus etwa hundert nicht im Dienſte begriffenen Offizieren und bürgerlichen Beamten, zwei Hülfscorps, nämlich ein Artillerie- und ein leichtes Infanterie-Corps und eine Compagnie Parteigänger.

Am 20ſten November erhielt der Feind, deſſen Schiffe ſich bisher ſchon vermehrt hatten, beträchtliche

Verſtärkungen. Am folgenden Tage nahm er die von uns geräumte Lazareth-Inſel in Beſitz, und von jetzt an ſetzte er täglich mehr Truppen bei dem Fluſſe Pokamo in der Bai von Paläopolis ans Land, nahm mehrere Poſten und die Friedens-Inſel weg, wo die Franzoſen ſechshundert Mann verloren, von denen ein Drittheil getödtet oder verwundet wurden, und rückten der Feſtung Corfu immer näher, ſo daß die Beſatzung, bei ihrer unverhältnißmäßigen Schwäche, bei ihrer vergeblichen Hoffnung auf Verſtärkungen und Lebensmittel, deren Ankunft durch mehrere Umſtände gehindert wurde, und deren Mangel ſo weit gieng, daß man, nach Aufzehrung aller Hausthiere, Ratten aß, nach acht Ausfällen und nach dem Verluſte von ungefähr fünfhundert Mann, ſich zu einer Capitulation (am 25ſten Februar 1799) gezwungen ſah, nach welcher die Feſtung Corfu mit allen öffentlichen Effecten, ſo wie die franzöſiſchen Schiffe, an die ruſſiſch türkiſche Armee ausgeliefert wurden, die Garniſon aber, die einen ehrenvollen Abzug erhielt, und alle übrigen Franzoſen nach Toulon oder Ancona, auf den Schiffen der Eroberer, gebracht werden ſollten. (Der General Chabot und Verrieres mit ihren Adjutanten nebſt den Kranken und Verwundeten wurden nach Ancona, der General-Commiſſair Dubois, der General Piveron und die Beſatzung nach Toulon gebracht.

Bemerkenswerth iſt aus der Geſchichte der Belagerung der Umſtand, daß, ſo wie die Griechen, die zum Theil wegen Religionsgleichheit Anhänger der Ruſſen waren, von den Franzoſen immer mehr abfielen, je mehr

ſie die levantiſche Diviſion von ihrer Regierung vernach-läſſiget ſahen, die Juden, die durch die Franzoſen von den Bedrückungen der Griechen und Italiäner waren befreit worden, ſich als treue Freunde derſelben zeigten, und die ſchwierigſten und gefährlichſten Arbeiten unternahmen. Auch verdient erwähnt zu werden, daß der General, der den wohlthätigen Einfluß der Muſik auf den Charakter der Franzoſen und Italiäner kannte, wöchentlich zweimal unentgeldlich Schauſpiel geben ließ, und daß zur Zeit des Carnevals mehrere Bälle veranſtaltet wurden.

Früher ſchon war unterdeſſen am 13ten November 1798 die Inſel Cerigo, die man wegen ihrer Lage am Eingange des Archipels als den Vorpoſten der levantiſchen Diviſion betrachten konnte, nach einer wackern Vertheidigung des Forts Capſali, deſſen Beſatzung nur aus acht und ſechzig Mann beſtand, auf eine ähnliche Capitulation, wie Corfu, an die am 7ten vorgekommene ruſſiſch türkiſche Escadre übergegangen. Auf den übrigen Inſeln wurden die Unternehmungen der Ruſſen und Türken ſehr kräftig, durch den Aufſtand der Einwohner unterſtützt, weil die Ruſſen längſt unter ihnen, beſonders unter den Adelichen, eine bedeutende Anzahl von Anhängern hatten, ſo wie dies auch auf Corfu der Fall war. Auf der Inſel Zante ſah ſich die ungefähr aus vierhundert Mann beſtehende Garniſon, bei der Erſcheinung der ruſſiſch-türkiſchen Escadre am 24ſten November, durch die vorzüglich von dem griechiſchen Biſchof und einigen Mitgliedern der Departemen-

tal = Adminiſtration aufgeregten Rebellen genöthigt, nachdem, einem unrichtig verſtandenen Befehle des Commandeurs zu Folge, auf den Batterien die Kanonen vernagelt und die Munition ins Meer geworfen worden war, ſich in die Feſtung zurückzuziehen, die dann von den mit den Rebellen vereinigten Türken ſo bloquirt wurde, daß ſich Tags darauf die Garniſon auf Gnade und Ungnade an den ruſſiſchen Admiral ergeben mußte. Sie wurde zuerſt nach Chiarenza in Morea, und nachher nach Conſtantinopel gebracht.

Eben ſo gieng es auf Cephalonien. Ehe hier noch die Ruſſen erſchienen, hatten bereits mehrere ruſſiſche Emiſſaire mit den Adelichen und den vorzüglichſten Geiſtlichen einen Aufſtand organiſirt, der bei der Ankunft der ruſſiſch = türkiſchen Escadre ausbrechen ſollte, und von den Departements = und Municipalbeamten zu Argoſtoli und Lixuri, die davon unterrichtet waren, ſo ſehr verhehlt wurde, daß ſie ſogar den Franzoſen mit der Hoffnung ſchmeichelten, daß, im Fall eines Angriffs, die Cephalonioten mit den Franzoſen vereinigt fechten würden. Uebrigens hatte die franzöſiſche, aus dreihundert und funfzig Mann beſtehende Beſatzung an den eben genannten Städten eben ſo wenig einen feſten Poſten, als an dem Schloſſe und der Feſtung Aſſo, ſo daß ihre Vertheidigung nur vorzüglich auf einigen ſtarken Kanonen= und Mörſer = Batterien an der Bai beruhte. Es wurde daher, da ſich bereits die Rebellen thätig gezeigt hatten, beſchloſſen, ſich zuerſt nach Aſſo zu ziehen, und von da nach Sta. Maura überzuſetzen. Auch kam die

kleine Garniſon von Lixuri dahin; wurde aber dort von den Leucadiern, die ſich unterdeſſen ebenfalls gegen die Franzoſen empört hatten, entwaffnet und nach Amakuki gebracht, wo ſie nachher den Ruſſen in die Hände fielen. Noch ſchlimmer ergieng es der Beſatzung von Argoſtoli, die aus dreihundert Mann beſtand. Auf dem Marſche nach Aſſo wurde ſie in den Hohlwegen von viertauſend bewaffneten Bauern überfallen, entwaffnet und ausgeplündert entlaſſen; auch wurde ſie auf ihrem weiten Zuge noch mehrmalen von verſteckten Bauern aufgehalten; doch kam ſie endlich faſt verdurſtet in Aſſo an. Hier aber konnten ſie nur mit Mühe gegen den Pöbel geſchützt werden, bis einige Tage darauf ein ruſſiſcher Offizier ankam, der ſie aufforderte, ſich zu Kriegsgefangenen zu ergeben, worauf ſie dann nach Argoſtoli zurück, von dort aber nach Patras in Morea, und zuletzt nach Conſtantinopel gebracht wurden.

1. Ein Grund mehr, die Ankunft der Ruſſen zu wünſchen, als die Corſioten, Zantioten und Cephalonioten hatten, deren Adel unter Rußlands Regierung wiederum zu ſeinem unter der venetianiſchen Regierung genoſſenen Vorzügen zu gelangen hoffte, hatten die Leucadier, oder die Bewohner der Inſel Sta. Maura; den nämlich, ſich gegen den Paſcha von Jannina geſchützt zu ſehen. Dieſer dachte ſehr ernſtlich auf die Eroberung der Inſel, und hatte die Einwohner bereits aufgefordert, ſich gegen die Franzoſen zu empören, wenn er die Inſel angreifen würde; ſie hatten ſich aber auf die Nachricht von der Annäherung der ruſſiſchen Kriegsescadre, für die Ruſſen erklärt, und

der franzöſiſche Commandeur ſah ſich genöthigt, alle ſeine Truppen, die mit der aus Albanien geflüchteten Garniſon aus fünfhundert Mann beſtanden, in die Feſtung zuſammen zu ziehen. Kaum war dies geſchehen, und kaum wurden Anſtalten getroffen, von der Feſtung aus, die Redoullen in Amakuki zu beſchießen, als Unterhändler aus dieſer Stadt erſchienen, nämlich zwei in der Gefangenſchaft der Leucadier befindliche franzöſiſche Offiziere. Der eine brachte im Namen der Leucadier, dem Commandanten Mialet die Nachricht, daß ſich der Bataillonschef und ein Theil der Beſatzung von Cephalonien in ihrer Gewalt befänden, die, ſo lange keine Feindſeligkeiten begangen würden, als Kriegsgefangene behandelt, ſobald aber eine Kugel abgefeuert würde, dem Pöbel preisgegeben werden ſollten; doch munterte ihn der andere dieſer Unterhändler auf, ſich nicht in ſeiner Pflicht irre machen zu laſſen. Mialet ſchrieb an die Leucadier, machte ihnen Vorwürfe über ihr barbariſches Vorhaben, und bedrohte ſie, im Fall der Ausführung, mit einer fürchterlichen Rache. Einige Lebens- und Arzneimittel, die von ihnen verlangt worden waren, erhielt der Commandant, jedoch gegen Bezahlung. Endlich erſchien am 29ten Oktober Abends ein Theil der combinirten Escadre. Der franzöſiſche Befehlshaber wurde ſogleich zur Uebergabe der Feſtung aufgefordert; da er ſie aber verweigerte, errichteten die Ruſſen vier Batterien, aus welchen die Feſtung bis zum 12ten November beſchoſſen wurde. Unterdeſſen kam der Viceadmiral Utſchakow ſelbſt an, und forderte den Commandanten mit der Drohung zur Uebergabe auf, im Fall der Verweigerung, die ihm von

den Türken angebotnen zwölftauſend Mann zur Beſtür-mung der Feſtung anzunehmen. Da nun der größte Theil der Artillerie der Feſtung durch die Batterien der Belagerten zerſtört war, da Mangel an geſunden Lebensmitteln für die Kranken und Verwundeten und an Arzneimitteln eintrat, und die Garniſon nur noch auf eilf bis zwölf Tage Schiffszwiebac und geſalznes Fleiſch hatte, auch keine Hoffnung auf Entſatz da war: ſo mußte der Befehlshaber eine Kapitulation eingehen, nach welcher die Feſtung übergeben, die Beſatzung aber zu Kriegsgefangenen bis zur erſten Auswechſelung gemacht wurde. Der Befehlshaber ſelbſt und zwölf ſeiner Offiziere erhielten die Erlaubniß, auf ihr Ehrenwort nach Frankreich zurückzukehren. Die Beſatzung wurde, ſo wie die von Lixuri, mit Ausnahme des Bataillonschef Royer und ſeines Adjutanten, nach Patras und von da nach Conſtantinopel gebracht.

Die Beſatzungen von Zante, Cephalonien und Sta. Maura erlitten auf ihrem Wege nach der europäiſchen Türkei eben ſo viele Mißhandlungen und Plackereien, als die in Albanien gefangenen Franzoſen, denen die erſtern bei ihrer Ankunft in Conſtantinopel beigeſellt wurden. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten im Bagno wurden die Offiziere und Unteroffiziere, ungefähr vierhundert an der Zahl, in vierzehn Feſtungen von Natolien, Romanien und Bulgarien vertheilt; die Soldaten aber blieben im Bagno, zwei und zwei an einander gefeſſelt, und wurden bis zum Friedensſchluſſe Frankreichs mit der Pforte zu öffentlichen Arbeiten gebraucht.

Inhalt.

Seite

Erſter Abſchnitt.

Chorographie der Inſel Corfu. — Die Häven Gouin, Affiona und St. Nicolo. — Fort St. Angelos. — Inſeln Fano und Merlere. — Caſſopo, ehedem Caſſiope. — Berg St. Sauveur. — Ehemaliger Name der Inſel. — Revolutionen derſelben bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts. . . . 3

Zweiter Abſchnitt.

Beſchreibung des Forts und der Stadt Corfu. — Inſeln Vido und Lazaretto. — Haven und Rhede von Corfu. — Lateiniſche und griechiſche Kirche. — St. Spiridion. — Juden. — Theater. — Vorſtädte Manduchio und Caſtrati. — Der Caridachio-Brunnen. — Bay Paläopolis. — Chryſopolis. — Die Gärten des Alcinous. 19

Dritter Abſchnitt.

Sitten und Charakter der Griechen und der Venetianer auf den joniſchen Inſeln. — Kleidung der Corfioten beiderlei Geſchlechts. — Beſchreibung eines griechiſchen Dorffeſtes. 47

Vierter Abſchnitt.

Produkte der Inſel Corfu. — Ackerbau und Handel. — Gärbereien. — Mühlſteine, welche die Griechen brauchen — Irdene Geſchirrfabrik zu Caſtrati. — Vieh. — Marine der Corſioten. — Fiſchfang. — Salzwerke. — Klima der joniſchen Inſeln. . . . .

Anhang über die Inſel Corfu, inſonderheit über den Canton Leſchimo, aus der Beſchreibung einer Reiſe des Verfaſſers nach dieſem Canton. 83

Fünfter Abſchnitt.

Epyrus oder Nieder-Albanien. — Fort und Gegend von Butrinto. — Ruinen von Buthrotum. — Fort und Gegend von Parga. — Sulioten. Stadt und Meerbuſen von Arta. — Kleidung und Sitten der Epyroten. 89

Anhang über die Provinz Janna und die Stadt Jannina in Albanien. 107

Sechſter Abſchnitt.

Inſel, Stadt und Feſtung Zante. — Strophadiſche oder Strivali-Inſeln. — Inſel Cerigo. — Forts Capſali und St. Nicolo. — Inſel Cerigotto. 109

Siebenter Abſchnitt.

Reiſe nach Preveza und Bonizza. — Beſchreibung der Inſel Paro und der Klippe Antiparo, der Bezirke, Flecken und Feſtungswerke von Preveza und Bonizza, und den Ruinen von Nicopolis in Epyrus. 122

Achter Abſchnitt.

Reiſe nach Santa Maura. — Beſchreibung dieſer Inſel ihrer Feſtung und der Stadt Amakuki. . . 138

Seite

Neunter Abſchnitt.

Reiſe nach Ithaka oder Thiaki. — Beſchreibung dieſer Inſel, der Feſtung und der Bai von Bathi. 142

Zehnter Abſchnitt.

Reiſe nach Cephalonien. — Beſchreibung dieſer Inſel. — Schloß von Cephalonien. — Argoſtoli. — Lixuri. — Feſtung Aſſo. — Ereigniſſe zu Lixuri im Junius 1798. — Rückkehr nach Preveza und Corfu. 154

Hiſtoriſcher Anhang.

Ueberſicht der neueſten Geſchichte der vormals venetianiſchen Inſeln und übrigen Beſitzungen im joniſchen Meere. 169

5

AUG 7 - 1928